REGIONALSPRACHE UND REGIONALE KULTUR, MECKLENBURG-VORPOMMERN IM OSTNIEDERDEUTSCHEN KONTEXT 3

Klaas-Hinrich Ehlers

Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen.

Teil 1: Sprachsystemgeschichte





REGIONALSPRACHE UND REGIONALE KULTUR, MECKLENBURG-VORPOMMERN IM OSTNIEDERDEUTSCHEN KONTEXT 3

Klaas-Hinrich Ehlers

Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

Der erste Band der mecklenburgischen Sprachgeschichte rekonstruiert den Strukturwandel der regional gebundenen Varietäten des Deutschen im Norden Mecklenburgs. An ausgewählten Variablen aus der Phonetik/Phonologie, Morphosyntax und Lexik wird die diachrone Entwicklung des Niederdeutschen und des mecklenburgischen Regiolekts in ihrer kontaktlinguistischen Wechselwirkung mit dem überregionalen Standard herausgearbeitet. Erstmals in der modernen Regionalsprachenforschung bezieht die Studie auch die Herkunftsvarietäten der vielen Vertriebenen ein, die nach dem Zweiten Weltkrieg ins Land kamen. Die korpusbasierten Variationsanalysen zeigen die sprachlichen Folgen auf, die die Vertriebenenimmigration für die sprachlichen Ausgleichsprozesse in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen hatte.

Der Autor

Klaas-Hinrich Ehlers ist Privatdozent für germanistische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Er ist Mitarbeiter am *Norddeutschen Sprachatlas*. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Regionalsprachen Norddeutschlands, die Geschichte höflicher Routinen und die Geschichte der Sprachwissenschaft.

www.peterlang.com

Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

REGIONALSPRACHE UND REGIONALE KULTUR
MECKLENBURG-VORPOMMERN IM OSTNIEDERDEUTSCHEN KONTEXT

Herausgegeben von Birte Arendt, Andreas Bieberstedt, Klaas-Hinrich Ehlers, Christoph Schmitt

BAND 3



Klaas-Hinrich Ehlers

Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen

Teil 1: Sprachsystemgeschichte



PETER LANG

Bibliographic Information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data is available in the internet at http://dnb.d-nb.de.

Umschlagabbildung Klaas-Hinrich Ehlers

Der Druck dieses Bandes wurde ermöglicht durch die finanzielle Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und den Heimatverband Mecklenburg-Vorpommern e. V.





ISSN 2511-1213
ISBN 978-3-631-75871-7 (Print)
E-ISBN 978-3-631-75872-4 (E-PDF)
E-ISBN 978-3-631-75873-1 (EPUB)
E-ISBN 978-3-631-75874-8 (MOBI)
DOI 10.3726/b14252

PETER LANG
open



Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Berlin 2018

Peter Lang – Berlin · Bern · Bruxelles · New York ·
Oxford · Warszawa · Wien

www.peterlang.com

Inhaltsverzeichnis

Danksagung

Die Darstellung der Ergebnisse eines Forschungsprojektes, das so sehr auf die Unterstützung vieler Menschen angewiesen ist wie meines, beginnt am angemessensten mit einer herzlichen Danksagung. An erster Stelle möchte ich meine 90 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nennen, deren Interviews und Sprachproben die wichtigste Grundlage dieser Studie darstellen. Ich denke immer wieder mit großer Dankbarkeit und Freude an die langen, anregenden Gespräche zurück, die ich – in durchweg freundlicher Atmosphäre und oft bei Kaffee und Kuchen – mit ihnen führen konnte. Ihre Hilfsbereitschaft ist mir Verpflichtung, den großen Schatz an Erinnerungen, die sie mir freigiebig anvertraut haben, zu bewahren und für interessierte Leser aufzuschließen. Ich danke auch sehr herzlich all den engagierten Personen, die sich meine Sache kurzerhand zu der ihren gemacht und mir viele wertvolle Kontakte zu Zeitzeugen vor Ort vermittelt haben. Ohne die Hilfe dieser ‚Navigatoren durch die örtlichen Kommunikationsgemeinschaften' hätte ich als Ortsfremder viel schwieriger einen Zugang zu interessanten Gesprächspartnern gefunden und vielfach wäre mir dieser Zugang wohl ganz verschlossen geblieben.

Glücklicherweise konnte ich mich bei der Verschriftlichung und Auswertung meiner über 200 Stunden umfassenden Interviewaufnahmen und Sprachproben auf die Unterstützung durch eine Gruppe studentischer Hilfskräfte verlassen. Ich danke Magdalena Blender, Maren Goll, Anna Gyapjas, Martina Hasenfratz, Rabea Krause und Marina Leß für ihre große Hilfe bei dieser langwierigen Arbeit. Die produktiven Diskussionen in unserer kleinen Arbeitsgruppe waren sehr wertvoll für die schrittweise Weiterentwicklung der Codesysteme und der Verfahren der Auswertung, und sie haben mir einfach auch großen Spaß gemacht. Kathleen Ziemann hat mich bei der Arbeit mit der Analysesoftware MAXQDA weitsichtig und kompetent beraten. Mit Kathleen Ziemann und Markus Tümpel habe ich an der Europa-Universität in Frankfurt (Oder) zwei Übungen zur sprachwissenschaftlichen Empirie angeboten, in denen wir gemeinsam mit den Studierenden erste Leitlinien für die Transkription und Codierung meiner Interviewaufnahmen entwickelt und erprobt haben. Gero Lietz

hat mir mit seiner guten Niederdeutschkompetenz bei der Transkription der niederdeutschen Aufnahmen verlässlich zur Seite gestanden. Als die ersten Auswertungen der Variablenanalysen vorlagen, übernahm Martina Hasenfratz sachkundig die Signifikanzprüfung und die Erstellung der Box-Plot-Diagramme. Jeweils Teile des fertigen Typoskripts haben dann Maren Goll, Anna Gyapjas und Sophie Weber auf Schreibfehler und Formulierungsknoten sorgfältig durchkämmt. All diesen Unterstützerinnen und Unterstützern sei ganz herzlich gedankt.

Mein Forschungsvorhaben hat seine unmittelbare Vorgeschichte in dem DFG-Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“, aus dem unter anderem der *Norddeutsche Sprachatlas* (Elmentaler / Rosenberg 2015 a) hervorgegangen ist. Bei Erhebungen für dieses Projekt bin ich in Mecklenburg-Vorpommern vor Ort erstmals mit „schlesischen und sudetendeutschen Plattschnackern“ (Ehlers 2011 b) in Kontakt gekommen und so auf den Problemkreis der sprachlichen Akkulturation der zugewanderten Vertriebenen in Norddeutschland aufmerksam geworden, den die Forschung bislang kaum beachtet hat. Dem SiN-Projekt insgesamt und den spannenden Diskussionen im Teilprojekt in Kiel und Frankfurt (Oder) insbesondere verdanke ich wesentliche methodologische Anregungen und wertvolle Erfahrungen in der linguistischen Feldforschung. Ich habe mein Vorhaben von Beginn an als eine diachronische und soziolinguistische Ergänzung zu unserer areallinguistischen Projektarbeit in unseren kooperierenden Kieler und Frankfurter Projektgruppen betrachtet. Insbesondere möchte ich mich bei dem immer hilfsbereiten Peter Rosenberg bedanken, mit dem ich viele Einzelfragen meiner Arbeit besprechen konnte und der mir immer wieder scharfsinnige Hinweise gab. Auch Michael Elmentaler hat mir bei der Entwicklung des Forschungsvorhabens wichtige Perspektiven aufgezeigt. Meinen Kollegen vom *Collegium Carolinum* in München verdanke ich ebenfalls wertvolle Anregungen und Hilfestellungen bei der Planung des Projekts. Jeweils Teile meines Buchmanuskripts haben in der Entwurfsfassung Andreas Bieberstedt, Michael Elmentaler, Gero Lietz, Arendt Mihm und Harald Weydt gelesen und kritisch kommentiert. Sie alle haben mir sehr geholfen, die Argumentation zu schärfen, die Endfassung meiner Untersuchungsergebnisse verantworte ich dessen ungeachtet natürlich ganz allein.

Der *Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)* verdanke ich eine insgesamt vierjährige finanzielle Unterstützung meiner Untersuchung.[1] Ein großes Forschungsvorhaben von der Konzipierung, über die Datenerhebung und – auswertung bis hin zur schriftlichen Darstellung der Ergebnisse selbstbestimmt und konzentriert durchführen zu können, ist ein kostbares Privileg, für das ich sehr dankbar bin. Das *Collegium Carolinum* hat meine Projektarbeiten auch verwaltungsmäßig vorbildlich betreut. Die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* übernahm einen Teil der Druckkosten für diesen Band, der *Heimatverband Mecklenburg-Vorpommern e. V.* hat sich dankenswerter Weise an diesen Kosten beteiligt und so die Publikation dieses Bandes möglich gemacht. Schließlich möchte ich Gisela und Fritz Wolbring in Schwaan für ihre langjährige Unterstützung und herzliche Gastfreundschaft danken. Ihnen sei dieser Band gewidmet.

1 Die DFG-Förderung erfolgte im Format „Eigene Stelle“ unter den Projektnummern EH 190/3-1, EH190/3-2.

1. Gegenstand der Untersuchung

1.1 Die sprachlichen Folgen der Vertreibung der Deutschen für die Zuwanderungsgebiete: eine Forschungslücke

Während der Zeit des Nationalsozialismus war Deutschland zum „Zentrum der europäischen Massenzwangswanderung“ (Bade / Oltmer 2007: 155) geworden, das Zwangsrekrutierungen, Deportationen, Umsiedlungen, Kriegsgefangennahmen und ethnische Säuberungen über ganz Europa verbreitete. Die militärischen und politischen Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkrieges setzten dann auch innerhalb der deutschsprachigen Bevölkerung Mittel- und Osteuropas Migrationsbewegungen ungekannten Ausmaßes in Gang. Schon in den letzten Kriegsjahren wurden Flucht vor Gewalt und gewaltsame Vertreibungen, die zuvor vom Dritten Reich ausgegangen waren, zu einem Schicksal, das nun auch die Deutschen selbst ereilte. Mit der behördlich veranlassten Evakuierung der bombenbedrohten Städte des Deutschen Reiches wurde die städtische Wohnbevölkerung ab 1943 erstmals zu Hunderttausenden zum Ortswechsel in ländliche Gebiete bewegt. Ab Oktober 1944 setzte dann die Flucht der deutschen Bevölkerung Ostpreußens und Pommerns vor der heranrückenden Roten Armee ein. Es folgten ab Frühjahr 1945 die von gewaltsamen Übergriffen begleiteten, sogenannten „wilden Vertreibungen“ der Deutschen aus den östlichen Siedlungsgebieten innerhalb und außerhalb der ehemaligen Reichsgrenzen. Dieser ersten Vertreibungswelle schloss sich ab Juli 1945 als zweiter Migrationsschub die systematische Zwangsaussiedlung der dort noch verbliebenen oder der dorthin bei Kriegsende zurückgewanderten deutschen Bevölkerungsteile an. Durch Flucht und Vertreibung wurden die ehemals weit ausgedehnten und dialektal reich gegliederten deutschen Sprachregionen Mittelost- und Osteuropas von deutschsprachigen Bewohnern weitgehend geräumt.

Für die Aufnahmegebiete dieser Zwangsmigrationen, also für die spätere BRD und DDR, bedeuteten Flucht und Vertreibung, dass mehr als zwölf Millionen Menschen, die zwischen Herbst 1944 und Ende 1946 dort eintrafen, untergebracht, medizinisch versorgt und ernährt werden mussten. Die Flüchtlinge und Vertriebenen ihrerseits mussten sich in den Aufnahmegebieten in Lebens- und Arbeitswelten integrieren, die von Zerstörung und

tiefgreifenden politischen Systembrüchen geprägt waren. Die amerikanische wie die sowjetische Militäradministration waren gleichermaßen bestrebt, keine geschlossenen Ansiedlungen von Vertriebenen gleicher Herkunft entstehen zu lassen. Sie sorgten im Sinne einer zukünftigen Integration der Zuwanderer für eine möglichst weiträumige Verteilung der eintreffenden Transporte, soweit sich dies in den chaotischen Verhältnissen in den ersten Monaten nach Kriegsende durchsetzen ließ.[2] Dieses Verteilungsprinzip führte zu einer nahezu vollständigen sozialen und räumlichen Durchmischung der Herkunftsgruppen in den Einwanderungsgebieten.

Man hat Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges „mit den Bevölkerungsverschiebungen vergl[i]chen, die in Deutschland im Zusammenhang mit dem Dreißigjährigen Krieg stattgefunden haben" (Moser 1956: 141), oder mit der Völkerwanderung der germanischen Stämme in der Spätantike gleichgesetzt (Leopold 1970 [1959]: 340). Auch wenn man diesen Vergleichen nur bedingt folgen möchte, kann man doch sagen, dass der zahlenmäßig unerhört große und zeitlich extrem abrupte Migrationsschub aus der Perspektive der betroffenen Individuen wie der deutschen Gesellschaft fraglos zu den folgenreichsten Umbrüchen der neueren deutschen Geschichte gehört. Dieser gesellschaftsgeschichtliche Umbruch markierte zugleich eine tiefe Zäsur in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. Sie zog sich nicht nur in Gestalt millionenfacher Brüche durch die Sprachbiographien der Betroffenen, sondern verschob den Raum der deutschen Sprachlandschaft als Ganzen und wälzte die Struktur der Sprechergemeinschaften dort vollständig um.

Die zeitgenössische Germanistik war sich durchaus bewusst, dass Flucht und Vertreibung nicht nur katastrophale Folgen für den Bestand der ehemaligen deutschen Dialekte der östlichen Vertreibungsgebiete haben würden, sondern auch in den Zuwanderungsgebieten im Westen „bestimmt einen starken Wandel der Volkssprache und vielleicht teilweise das Aufgeben der Mundart" (Krauß 1950: 33) nach sich ziehen würden. In dem erwarteten bzw. befürchteten Sprachwandel und Dialektverlust wurde nicht selten sogar der genuine Gegenstand der bundesdeutschen Dialektforschung nach dem Krieg gesehen. Hugo Moser beispielsweise, der 1956 die erste

2 Beer (2011: 104). Vgl. zur Verteilungspraxis im konkreten Fall Baden-Württembergs Grosser (2001: 227–228).

umfassende Erörterung zum Zusammenhang von „Umsiedlung und Sprachwandel“ vorlegte, verschrieb der germanistischen Linguistik seiner Zeit ausdrücklich das folgende Forschungsprogramm:

> Die Forschung sollte nicht nur das versinkende sprachliche und volkskundliche Gut der Heimatverwiesenen vor seinem Untergang energisch und planvoll erfassen und aufnehmen, sondern auch die Mischungsvorgänge, die sich ihr noch nie in solcher Breite und Eindringlichkeit dargeboten haben, in ihren einzelnen Phasen verfolgen. (Moser 1956: 141)

„Die Mundartforschung“, so schrieb auch der Leiter des *Preußischen Wörterbuchs* 1957, „hat vielleicht nie so günstige Gelegenheit gehabt, sprachlichen Wandel und sprachlichen Ausgleich zu beobachten und zu registrieren wie in unserer Gegenwart“ (Riemann 1957: 28). Diese „günstige Gelegenheit“ hat die zeitgenössische Germanistik also sehr wohl erkannt, aber in ihrer Forschungspraxis nahezu vollständig verpasst.[3] Die westdeutsche Sprachwissenschaft der 1950er und der 1960er Jahre verlegte sich angesichts des drohenden Untergangs der ostdeutschen Herkunftsdialekte der Vertriebenen vorrangig auf rekonstruktive und dokumentarische Schwerpunkte, die sich vor allem in lexikographischen Großprojekten zu den Dialekten der Vertreibungsgebiete manifestierten. Hier ging es, wie von Moser (1956: 141) gefordert, darum, in Dialektwörterbüchern „das versinkende sprachliche und volkskundliche Gut der Heimatverwiesenen vor seinem Untergang energisch und planvoll [zu] erfassen“.[4] Die in den Sozialwissenschaften durchaus vorhandenen Ansätze einer damals so genannten „Eingliederungsforschung“[5] beschränkten sich in der Sprachwissenschaft dagegen nur auf sporadische und überdies episodische Beobachtungen zu

---

3 Die Gründe für die einseitige Entwicklung der „Vertriebenen-Linguistik“ sind einerseits in der Fachtradition, andererseits auch im gesellschaftlichen und politischen Kontext der Fachentwicklung zu suchen, vgl. Ehlers (2015 d).

4 Vgl. Ehlers (2010: 268–289). In den 1950er Jahren wurden die Arbeiten am *Nordsiebenbürgischen*, am *Schlesischen*, am *Preußischen*, am *Sudetendeutschen* und am *Baltendeutschen Wörterbuch* aufgenommen, deren Vorarbeiten meistenteils im Krieg verloren gegangen waren. Einen Ansatz großflächiger Untersuchung von sprachlichen Ausgleichsprozessen bildeten dagegen die breit angelegten Sprachaufnahmen von Eberhard Zwirners *Deutschem Spracharchiv*, die allerdings über die aufwendige und langjährige Erhebungsphase letztlich nie hinausgekommen sind (vgl. ebd.).

5 Vgl. vor allem das dreibändige Werk von Lemberg / Edding (Hrsg. 1959).

Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit unter den Zuwanderern.[6] Sprachliche „Mischungsvorgänge“ (Moser 1956: 141) und Verschiebungen im Varietätengefüge der Aufnahmegebiete blieben nahezu unbeachtet.

Seit dem Ende der 1960er Jahre wurden die sprachlichen Ausgleichsprozesse, die nach der Immigration der Vertriebenen einsetzten, für Jahrzehnte völlig aus dem Forschungshorizont der bundesdeutschen Linguistik ausgeblendet. Obwohl die Flüchtlinge und Vertriebenen in der DDR durchschnittlich einen viel größeren Anteil an der Bevölkerung ausmachten als in der BRD, wurden die sprachlichen Nachwirkungen dieser allgegenwärtigen Zuwanderung auch für die DDR-Germanistik nie zu einer eigenen Forschungsfrage. Die beiden monographischen Orts- bzw. Regionalstudien von Erdmann (1992) und Holuba (2000) kamen um Jahrzehnte später und zogen in der Germanistik keine Vergleichsstudien oder breitere Kontroversen nach sich.[7] Heute kennen Einführungen in die Migrationslinguistik oder in die Sprachkontaktforschung das von seinen Dimensionen und Wirkungen her herausragendste Migrations- und Sprachkontaktgeschehen der jüngeren deutschen Sprachgeschichte gar nicht mehr – selbst dort nicht, wo sie explizit die Geschichte des Deutschen behandeln.[8]

---

6 Unter diesen Publikationen erheben die Texte von Moser (1956), Leopold (1970 [1959]) und Mackensen (1959) den Anspruch, die sprachlichen Folgen der Vertreibung in umfassender Perspektive zu erörtern. Sie stützen sich aber nur auf die Auswertung von Fallstudien, auf die Ansichten einzelner Gewährspersonen oder auf episodische Reiseeindrücke in Deutschland. Zwei Untersuchungen stechen aus den zeitgenössischen Arbeiten zum Sprachwandel in den Zuwanderungsgebieten heraus: die Totalerhebung zum Varietätengebrauch bei Schulkindern in einer norddeutschen und einer mitteldeutschen Vergleichsregion von Steiner (1957) und die Arbeit von Engel (1958), die zwar wiederum nur auf Basis von Fallbeispielen Vertriebener in Württemberg argumentiert, aber als einzige der damaligen Publikationen tatsächlich Prozesse der Varietätenkonvergenz untersucht.

7 Als kleinere Studien zur sprachlichen Akkulturation der Vertriebenen sind aus späterer Zeit beispielsweise Föllner (2000) oder Goltz (2007) zu nennen.

8 Zum Beispiel Krefeld (2004) und Riehl (2009: 194–207). Schon Clynes früher Forschungsbericht zum Sprachkontakt erwähnt die Varietätenkontaktsituationen nach der Vertreibung nicht, obwohl er überwiegend Anwendungsbeispiele und Arbeitsaufgaben zu bundesdeutschen Sprachverhältnissen zugrunde legt (Clyne 1975). Auch in Nelde (Hrsg. 1980) werden vielfach deutsche Sprachkontaktverhältnisse thematisiert, die sprachlichen Folgen der Vertreibung aber ausgeblendet.

Die außerordentlich umfangreiche geschichtswissenschaftliche Forschung zur Integration der Vertriebenen in die Aufnahmegesellschaften der BRD und DDR legt den Schwerpunkt auf Leitlinien und administrative Maßnahmen der Vertriebenenpolitik einerseits, und andererseits auf strukturelle und soziale, zum Teil auch identifikatorische Aspekte der Integration. Sprachlichen Aspekten der Vertriebenenintegration werden in der zeitgeschichtlichen Forschung dagegen allenfalls Randbemerkungen gewidmet. Beispielhaft sei hier nur auf den Regionen vergleichenden Sammelband *Integrationen* von Krauss (Hrsg. 2008) oder auf die aktuelle Untersuchung von König zu *Flüchtlingen und Vertriebenen in der DDR-Aufbaugeneration* verwiesen, der als „zentrale integrative Momente für Flüchtlinge und Vertriebene […] Ernährung, Wohnung, Arbeit und Kontakte" (König 2014: 393) identifiziert, auf die sprachlichen Probleme und Anpassungsstrategien seiner Gewährspersonen aber nur beiläufig zu sprechen kommt. Selbst dort, wo Analysen der „kulturellen Integration von Umsiedlern" im Zentrum stehen, wird die sprachliche Akkulturation der Vertriebenen nicht als eigener historischer Forschungsgegenstand in Betracht gezogen (Vierneisel Hrsg. 2006). Die von Wille (1993 a: 10) geforderte Einbeziehung von Sprachwissenschaftlern in die zeithistorische Forschung zur Integration der Vertriebenen bleibt bis heute Desiderat.

Da die sprachlichen Folgen der Vertreibung für die Zuwanderungsgebiete nie mehr als punktuell und kaum je auf breiter empirischer Basis erforscht wurden, tradieren Darstellungen zur Geschichte der deutschen Sprache bis heute unhinterfragt Befunde, die bereits in den 1950er Jahren aufgestellt worden sind. Hier steht an zentraler Stelle die schon früh entwickelte Hypothese, es gebe einen engen Zusammenhang zwischen der Zuwanderung der Flüchtlinge und Vertriebenen und dem Dialektabbau bzw. der Nivellierung regionalsprachlicher Spezifika in den Aufnahmeregionen der Vertreibung. Schon Moser hatte resümiert, die „Sprache der Heimatverwiesenen" habe einen gewissen „Einfluß auf die heimischen Formen der Hoch- wie der Volkssprache":

> Sie fördert das Vordringen der Schriftsprache, sie beschleunigt den Rückgang des Niederdeutschen und verstärkt die schon bestehenden Tendenzen zur Verwischung der örtlichen Mundartunterschiede, zur Bildung von landschaftlichen Ausgleichssprachen, wie wir sie als *medium languages* in den Vereinigten Staaten und in England schon treffen. (Moser 1956: 140)

Die vordergründig plausible These, dass die Immigration der Vertriebenen in den Zuwanderungsgebieten der BRD und DDR die langfristig wirkende „Tendenz zur Hoch- und Gemeinsprache und damit die Zurückdrängung der örtlichen und landschaftlichen Besonderheiten wesentlich verstärkt“ (Polenz 1972: 174) und damit „teilweise zum Dialektverlust“ (Polenz 1999: 447) geführt habe, ist seit Jahrzehnten kanonische Lehrmeinung auch der internationalen Germanistik und Linguistik. Wie schon Leopold (1970 [1959]: 344–345) so führen internationale Autoren auch später das „levelling-out of some regionalisms in Standard-German“ (Clyne 1984: 60), den „process of dialect levelling“ (Barbour / Stevenson 1990: 52) oder den „loss of dialect“[9] in der jüngeren deutschen Sprachgeschichte zu wesentlichen Teilen auf die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen zurück. So heißt es auch neuerdings in der *History of German* von Salmons:

> For the German language, the large population movements after the war promoted the shift away from dialect in some areas, such as Schleswig-Holstein, where refugees at a point reached nearly half the population. (Salmons 2012: 288)

Schon die frühen Publikationen zur sprachlichen „Eingliederung“ der Vertriebenen kamen darin überein, dass der immigrationsbeschleunigte Abbau der autochthonen Ortsdialekte gerade in den norddeutschen Regionen „große Einbrüche in die niederdeutsche gesprochene Volkssprache“ (Moser 1956: 138–139) nach sich gezogen bzw. zu einer „unerwartet radikalen Abkehr vom Plattdeutschen“ (Steiner 1957: 150) geführt habe. Die aus dem Kontext der US-amerikanischen Soziolinguistik stammende empirische Studie von Erdmann spitzte diesen Befund später noch zu. In einer Untersuchungsregion bei Lüneburg habe die Ansiedlung der Vertriebenen demnach zu einem sozialen Trauma in der ansässigen Sprechergemeinschaft geführt und „in a matter of months“ (Erdmann 1992: 20) den Rückzug des Niederdeutschen aus den meisten seiner früheren Verwendungsbereiche bewirkt:

> The forced and sudden massive immigration of non-LG [Low German] speakers into the target area after World War II caused a social trauma in the speech community by changing its social texture and disrupting a formerly stable diglossia of LG and StG [Standard German], thus leading to a language shift in the first speaker generation. Predominant usage of StG displaced LG in almost all speech domains it formerly controlled. In the second speaker generation abandonment of

9 Kerswill (2006: 2274) in Anschluss an Auer / Hinskens (1996: 20).

> LG becomes the rule, and loss of communication competence in LG characterizes the language situation in the third and youngest speaker generation. (Erdmann 1992: 87)

Für das Niederdeutsche in Mecklenburg sehen auch Gundlach (1988: 436) und Schönfeld (1989: 140) in der massenhaften Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen einen der Hauptgründe für den stark beschleunigten Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen: „After 1945 the decline of dialect has been added to considerably by the great influx of refugees and others to the area."[10] In den Städten im Norden der DDR habe „die umfangreiche Zuwanderung [überdies] den Rückgang des städtischen Dialekts und lokaler sprachlicher Mittel in der Standardsprache" (Schönfeld 1989: 167–168) befördert.

Wenn von einem unmittelbaren Zusammenhang zwischen Immigrationsdruck und Dialektabbau ausgegangen wird, kann kaum verwundern, dass nach dem Zweiten Weltkrieg gerade das Niederdeutsche in besonderem Maße unter den Folgen der Vertreibung gelitten haben soll. In den agrarischen Regionen Norddeutschlands erreichte der Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung durchweg die höchsten Prozentwerte im gesamtdeutschen Vergleich. Noch 1950 waren 33 % der Einwohner Schleswig-Holsteins und 27,2 % der Einwohner Niedersachsens zugewanderte Vertriebene. Außer in Bayern (21 %) lagen die Anteile der Vertriebenen in den anderen Ländern der jungen Bundesrepublik weit unter 20 % (Kossert 2008: 59). In der Sowjetischen Besatzungszone, die besonders viele Vertriebene aufzunehmen hatte, machten die Immigranten 1949 in Thüringen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg zwischen 23 % und 24,8 % der Gesamtbevölkerung aus. Unter allen Aufnahmegebieten stand Mecklenburg-Vorpommern mit einem Anteil von 43,3 % Vertriebener unter dem mit Abstand größten Immigrationsdruck.[11]

---

10 Schönfeld (1990: 127), in jüngerer Zeit pflichten dem auch Köhncke (2006: 179) und Hansen (2009: 37) bei.

11 Hoffmann / Wille / Meinicke (1993: 19). Eine kleinräumig detaillierte Kartenübersicht zur Ansiedelung der Zuwanderer zum Stand Oktober 1946 bringt Holz (2004: 7). Demnach lag der Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen in weiten Teilen des westlichen und zentralen Mecklenburg zwischen 50 % und 54 % der Bevölkerung, im östlichen Mecklenburg und in Vorpommern gebietsweise zwischen 45 % und 49 %. In Niedersachsen östlich der Weser lebten 1946 30 %

Es gibt aber auch für die besonders stark von der Zuwanderung betroffenen ostniederdeutschen Regionen eine Reihe von Indizien, die der These eines einfachen Bedingungszusammenhanges von massenhafter Immigration und Dialektverlust zuwiderlaufen. So konnten wir bei den Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* in Mecklenburg-Vorpommern die Beobachtung machen, dass ein durchaus erheblicher Teil der Zuwanderer nach 1945 im Kindes- bis jungen Erwachsenenalter das Niederdeutsch ihrer Zufluchtsorte erworben und langjährig gesprochen hat bzw. bis heute spricht. Gezielte Nacherhebungen in der Vorbereitungsphase meiner hier vorliegenden Untersuchung bestätigten diese ersten Beobachtungen schnell (Ehlers 2013). Für die ländlichen Regionen der niederdeutschen Dialektgebiete in Sachsen-Anhalt bringt Föllner präzise Erhebungsdaten. Bei einer Fragebogenerhebung unter allen erwachsenen Bewohnern von sechzehn Dörfern der Börde und der Altmark ergab sich in der Mitte der 1990er Jahre, dass von den dorthin vertriebenen Zuwanderern „rund ein Viertel den Dialekt gut oder sehr gut beherrscht“ (Föllner 1998: 12). In einzelnen Ortschaften, so zeigen nachfolgende sprachbiographische Interviews, liegt der Anteil der niederdeutschkompetenten Vertriebenen mitunter deutlich höher:

> Viele der im Ereigniszeitraum jüngeren Vertriebenen haben […] den Dialekt erlernt, so daß mehr als 50 % derjenigen Mitglieder aus der Erlebnisgeneration, die heute noch befragt werden konnten, eine aktive plattdeutsche Sprachkompetenz aufweisen.[12]

---

bis 34 %, in Schleswig-Holstein in den meisten Gebieten zwischen 35 % und 39 %, in einigen Regionen an der holsteinischen Ostseeküste sogar bis zu 44 % Zuwanderer.

12 Föllner (2000: 169). In der kleinstädtischen und dörflichen Umgebung von Rechlin (Mecklenburgische Seenplatte) stellte Chudnizki (1991: 226–227) in einer Fragebogenerhebung am Ende der 1970er Jahre eine deutlich niedrigere Niederdeutschkompetenz unter den zugewanderten Vertriebenen fest. Auch dort haben die Vertriebenen aber den autochthonen Basisdialekt ihres neuen Lebensumfeldes zum Teil aktiv gelernt: „Beachtenswert ist, daß von den aus nicht niederdeutschen Sprachgebieten Zugezogenen 3,9 % der Sprecher die niederdeutsche Mundart vollständig beherrschen, 24 % der Sprecher beherrschen sie teilweise, während nur 10,1 % der Befragten dieser Gruppe die mundartliche Rede nicht verstehen“. Chudnizki fügt allerdings hinzu, dass auch von den befragten Alteingesessenen dieser Region nur 34,4 % volle aktive Niederdeutschkompetenz hatten.

Eine „Zäsur“ in der Verwendung des Niederdeutschen und den Sprachwechsel zum Hochdeutschen verlegen die befragten Dorfbewohner überdies erst in „den Zeitraum vom Ende der fünfziger und dem Anfang der sechziger Jahre“ (Föllner 2000: 168), also keineswegs in die Zeit der großen Zuwanderungswelle nach dem Krieg. In den von Föllner und von mir untersuchten Ortschaften hat das Niederdeutsche durch die Zuwanderung der Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg also zumindest kurzfristig sogar eine wachsende Sprecherzahl gewonnen.[13]

Schon in der älteren Fachliteratur zu den Sprachverhältnissen der Nachkriegszeit finden sich immer wieder Mitteilungen, dass immigrierte Vertriebene den Dialekt ihres jeweiligen Zuwanderungsortes gelernt hätten und zum Teil sogar mit Staunen erregender Kompetenz beherrschten. Insbesondere von bidialektalen bzw. dreisprachigen (Standarddeutsch, Herkunftsdialekt, Zieldialekt) Kindern und Jugendlichen unter den Vertriebenen wird häufiger berichtet. Derartige Berichte über die schnelle und sehr gute Adaption der autochthonen Mundarten der Einwanderungsgebiete finden sich bemerkenswerter Weise auch in Darstellungen, die im Übrigen die Vertriebenenimmigration insgesamt für den Rückgang des Dialektgebrauchs verantwortlich machen. Die berichteten Beobachtungen werden dort aber nur als Ausnahmefälle verbucht und ihnen wird nicht systematisch nachgegangen.[14]

---

13 Für Flensburg und Umgebung bestätigt die Untersuchung von Mangelsen (2015: 36), „dass viele Vertriebene den autochthonen Dialekt sowie die regional geprägte Standardvarietät erlernt“ haben. Aus dem ostfriesischen Dorf Campen berichtet Reershemius (2004: 32), dass die Kinder der angesiedelten Vertriebenen das Niederdeutsche „meistens“ erlernt haben und der Niederdeutschgebrauch am Ort von der starken Zuwanderung von Ortsfremden nach 1945 zunächst nicht beeinträchtigt worden sei. Auf ähnliche Befunde zu Niedersachsen geht Stellmacher (1995: 1, 25) ein.

14 Beispielsweise bei Leopold (1970 [1959]: 349–351), Mackensen (1959: 257–258), Moser (1956: 133–134), Riemann (1957: 32). Mackensen (1959: 259) geht sogar so weit, zu folgern, dass in „mundartfesten Gebieten“ die autochthonen Basisdialekte durch die „heimatvertriebene Jugend“ in einem Ausmaß erworben werden, dass sie „nicht gefährdet, sondern eher in ihrem Bestand gestärkt werden“. Er bleibt aber dabei, dass derartige Fälle nicht zu verallgemeinern seien. Selbst die Studie von Erdmann konzediert, dass in der Region Lüneburg im Baugewerbe „construction employees of eastern German descent“ das Niederdeutsche gelernt hätten und im täglichen Berufsleben aktiv sprächen (Erdmann 1992: 44).

Aber die kanonische Annahme eines Bedingungszusammenhanges zwischen der massenhaften Zuwanderung von Vertriebenen und dem Abbau regionaler Sprachformen bezieht sich nicht nur auf die Entwicklung der Basisdialekte, sondern wurde gelegentlich auch für „den Rückgang des städtischen Dialekts und lokaler sprachlicher Mittel in der Standardsprache" (Schönfeld 1989: 167–168) verantwortlich gemacht. So stellt schon Leopold (1970 [1959]: 347–348) fest, dass im Varietätenkontakt nach 1945 bei einem Aufeinandertreffen von regiolektalem Wortgut aus den Vertreibungsgebieten und Lexemen des Regiolekts[15] der Zuwanderungsgebiete der „process of compromise" bei Zuwanderern wie Alteingesessenen letztlich auf ein gemeinsames Ausweichen auf standardgemäße Lexik hinauslaufe. Clyne (1984: 60) verallgemeinert ähnlich: „this great migration […] may have contributed to a levelling-out of some regionalisms in Standard German".

15 Seit etwa zwei Jahrzenten wird in der deutschen Sprachwissenschaft der ältere Begriff der „regionalen Umgangssprache" zunehmend durch den Begriff „Regiolekt" ersetzt, der den räumlichen Bezug der so bezeichneten standardabweichenden Sprachlagen stärker herausstellt und der terminologisch parallel zu „Dialekt" gebildet ist: „Regiolekte sind konventionalisierte Variantensets mit einer höheren arealen Reichweite als der der Dialekte und einer geringeren als der der Standardsprache. Hierbei können dialektnähere und standardnähere Sprachlagen situationsspezifisch verwendet werden." (Elmentaler / Rosenberg 2015 a: 23). Während Schmidt / Herrgen (2011: 66, 68) bei derartigen Sets von großräumig verbreiteten, standardabweichenden Varianten erst dann von einer „Vollvarietät" Regiolekt sprechen, wenn sie zumindest partiell auf eigenständigen phonologisch / prosodischen oder morphosyntaktischen Strukturen beruhen, fassen Elmentaler / Rosenberg (2015 b: 449) Regiolekte als „empirische Realitäten im Sprachgebrauch und im Sprachbewusstsein": „Sie sind als ‚folk languages' Ensembles von sprachlichen Merkmalen, die teils systematische Verbreitung zeigen, teils lexematisch gebunden sind und Marker unterschiedlicher Standardferne darstellen."
Es ist zu beachten, dass es sich bei den hier und im Folgenden mehrfach verwendeten Begriffen der „Standardnähe" bzw. „Standardferne" in der Konstellation der drei Kontaktvarietäten Dialekt – Regiolekt – Standard um relative Konzepte handelt. Aus der Perspektive des niederdeutschen Dialekts umfasst der hochdeutschbasierte Regiolekt vergleichsweise „standardnahe" Sprachlagen. Diese regiolektalen Sprachlagen unterscheiden sich vom überregionalen hochdeutschen Standard aber ihrerseits durch ein Set von regional gebundenen Varianten, die aus der Perspektive des Standards als vergleichsweise „standardfern" zu bestimmen wären.

Auch hier gibt es zumindest für Mecklenburg-Vorpommern zuwiderlaufende Indizien. Gernentz (1980: 135) beobachtet, dass sich die Kinder der Vertriebenen und vertriebene Jugendliche so sehr an die Umgangssprache der Alteingesessenen angepasst hätten, dass es schon „in den sechziger Jahren – von Ausnahmen abgesehen – kaum noch möglich gewesen [sei], nach dem individuellen Sprachgebrauch zwischen Einheimischen und Zugezogenen zu unterscheiden". Bei Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* stellte sich heraus, dass gerade die Nachkommen von Vertriebenen auffallend häufig Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts in ihrer Interviewsprache verwenden und dabei zum Teil sogar eine stärker ‚mecklenburgisch' markierte Redeweise zeigen als gleichaltrigen Vergleichspersonen aus alteingesessenen Familien (Ehlers 2013). Meine später fortgesetzten Untersuchungen bestätigen diese auffallenden Tendenz zur standarddivergenten Übernahme von Merkmalen des mecklenburgischen Regiolekts in den Vertriebenenfamilien, die teilweise bis zur hyperfrequenten Verwendung regionalsprachlicher Marker reicht. Die These von der raschen und umfassenden Nivellierung regionaler Charakteristika im Sprachgebrauch der Zuwanderungsgebiete der Vertreibung ist also auch für den Bereich der regiolektalen Sprachlagen zu relativieren.

Offensichtlich führte die massive Immigration der Vertriebenen jedenfalls in manchen Zuwanderungsgebieten sogar zu einer kurz- oder auch längerfristigen Retardation der laufenden überregionalen Ausgleichsprozesse. In diesen Gebieten brachte die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen erstens eine wachsende Zahl von Sprechern der lokalen autochthonen Basisdialekte mit sich. Und sie unterstützte zweitens eine Konservierung bzw. eventuell sogar zunehmende Gebrauchsfrequenz von Merkmalen des autochthonen Regiolekts in den standardnahen Sprachlagen. Diese Befunde lassen es geboten erscheinen, die hergebrachten Annahmen eines einfachen Bedingungsverhältnisses zwischen Vertriebenenzuwanderung und Dialektabbau bzw. zwischen Vertriebenenzuwanderung und standardkonvergentem Varietätenausgleich auf breiter empirischer Basis zu überprüfen, solange die letzten Zeit- und Sprachzeugen der Nachkriegszeit noch leben und befragbar sind. Die überkommenen Vorstellungen vom Verlauf der deutschen Sprachgeschichte der Nachkriegsjahrzehnte, insbesondere die Annahmen über die Entwicklungen der Nonstandardvarietäten, bedürfen dringend einer zeitlichen, regionalen und sozialen Differenzierung.

1.2 Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache: Worum geht es?

Eine komplexitätsadäquate Sprachgeschichte des Deutschen, die „neben der Sprachlichkeit auch die Sprachgemeinschaft und das sprachliche Handeln thematisiert“, hat nach Mattheier (1995: 14, 17) idealerweise die vier Dimensionen der „Sprachsystemgeschichte“, der „Sprachgebrauchsgeschichte“, der „Sprachbewusstseinsgeschichte“ und der „Sprachkontaktgeschichte“ zu umspannen. Die Analyse der strukturellen Veränderungen auf den Ebenen des Sprachsystems „von den Lauten bis in den Satzbereich“[16] steht auch nach Mattheiers Modell im Zentrum der sprachhistorischen Analyse. Die Sprachsystemgeschichte wird dabei dezidiert aus ihrer traditionellen Fokussierung auf die Entwicklung der Standardsprache gelöst und auf „strukturelle Beschreibungen aller in einem raumzeitlichen Zusammenhang faßbaren Varietäten und Sprachstile und auch ihrer Wechselbeziehungen zueinander“ (Mattheier 1995: 15–16) ausgedehnt. Unter der Perspektive der Sprachgebrauchsgeschichte sind sodann die „Veränderungen in den soziosituativen Verwendungsweisen“ (ebd.: 15) dieser Varietäten und Sprachstile zu beobachten. In der Dimension der Sprachbewusstseinsgeschichte steht „das systematische und das unsystematische Sprachwissen und die unterschiedlichen Handlungs- bzw. Urteilsmotivationen“ beim einzelnen Sprecher wie in der Sprachgemeinschaft im Zentrum der Untersuchung. Der historische Wandel von Spracheinstellungen und Sprachwahrnehmungen ist in die Sprachgeschichte einzubeziehen, um deren Relevanz „für die Steuerung von Sprach- und Sprachgebrauchswandel“ (ebd.: 16) Rechnung zu tragen.

Schließlich hat die Sprachhistoriographie nach Mattheier zu berücksichtigen, dass der Sprachwandel des Deutschen stets in „direkten Wechselwirkungen“ mit der Geschichte der europäischen Nachbarsprachen stand und hier einerseits „sprachliche[n] Beeinflussungen auf den verschiedenen Ebenen“ und andererseits „soziolinguistischen Wechselwirkungen“ (Mattheier 1995: 7) unterlag. Als Beobachtungsfelder einer Sprachkontaktgeschichte des Deutschen nennt Mattheier beispielhaft die „Emanzipation von der europäischen Kultursprache Latein“, „dann jedoch auch die Ausbildung

16 Mattheier (1995: 15). Die Sprachsystemgeschichte umfasst bei Mattheier aber auch den Strukturwandel der Textsorten und der pragmatischen Routinen.

der derzeit vorliegenden Sprachgrenzen des deutschen Sprachraumes und die Entwicklungsdynamik an diesen Grenzen heute“ (Mattheier 1995: 17). Hier wäre zu präzisieren, dass die Sprachkontakte mit „den umgebenden Sprachgemeinschaften“ (ebd.) keineswegs nur an den Außengrenzen des deutschen Sprachraumes zu verorten sind, sondern etwa durch kulturellen Austausch und nicht zuletzt durch die zahllosen Migrationsbewegungen der Geschichte stets auch in das Innere dieses Sprachraumes eingeholt worden sind. Eine deutsche Sprachgeschichte, die eine Historiographie der nationalen Standardvarietät unterschreiten soll, wird überdies gerade auch die Kontakte zwischen den Nonstandardvarietäten des Deutschen in den Gegenstandsbereich der Sprachkontaktgeschichte einzubeziehen haben.[17]

Das anspruchsvolle Programm einer deutschen Sprachgeschichte, die sprachstrukturelle, soziolinguistische, perzeptionslinguistische und kontaktlinguistische Aspekte des Sprachwandels engführt, ist schon aus forschungspraktischen Gründen einstweilen am ehesten mit einer kleinräumigen bzw. lokalen Fokussierung der Beobachtungsfelder einzulösen. Eine enge Begrenzung des Untersuchungsgebietes erleichtert es, empirische Daten zu allen vier Dimensionen des Sprachwandels in hinreichender Dichte zu aggregieren, die wechselseitig aufeinander bezogen und miteinander trianguliert werden können.

Eine regionale Fokussierung der Sprachgeschichte begründet sich aber vor allem sprachtheoretisch aus dem „*sprachliche[n] Raum-Apriori*“ (Schmidt / Herrgen 2011: 58). Die Dynamik des Sprachwandels nimmt demnach in den punktuellen Synchronisierungsakten ihren Ausgang, mit denen Gesprächspartner ihr stets partiell unterschiedliches Sprachwissen und Sprachverhalten in der Interaktion aneinander angleichen, „weil sie sich in der Kommunikation von einem übergeordneten Kooperationsprinzip leiten lassen“ (Mikrosynchronisierung, *short-term accommodation*).[18]

17 Schon Koch / Oesterreicher (1986: 33) bezeichnen „sprachgeschichtliche Darstellungen, die vom primären Interesse an den Entwicklungen des Schriftstandards abrücken; die ‚Sprachkontakt‘ nicht nur ‚horizontal‘ zwischen Schriftsprachen, sondern auch ‚vertikal‘ (innerhalb *einer* Sprache und zwischen Sprach*en*) berücksichtigen“, als Desiderat der Sprachhistoriographie.

18 Schmidt / Herrgen (2011: 29), Trudgill (1986: 3). Die Begriffe perspektivieren jeweils unterschiedliche Problembereiche der wechselseitigen sprachlichen Anpassung. Während der Begriff der „accommodation“ eher ihre sozialpsychologische

Wenn Gruppen von Individuen in ihrem örtlichen Lebensumfeld „über einen längeren Zeitabschnitt an Situationen teilhaben, die für jeden der Beteiligten einen hohen Stellenwert haben“ (Schmidt / Herrgen 2011: 31), führt dies zu Folgen von gleichgerichteten Synchronisierungsakten, in denen ein gemeinsames gruppen- und situationsspezifisches Sprachwissen und Sprachverhalten herausgebildet, verstetigt und wieder modifiziert wird (Mesosynchronisierungen, *long-term accommodation*).[19] Die Herausbildung und der Wandel derartiger gruppen- und situationsbezogener Sprachkonventionen, die als Varietäten beschrieben werden können, sind an Intensität, Dauer, Häufigkeit und soziale Relevanz der Interaktionen in den Kommunikationsgemeinschaften vor Ort gebunden und deshalb immer auch „*areal determiniert*“ (Schmidt / Herrgen 2011: 58). Daher kann eine regional basierte Sprachgeschichte in den Konzepten der Stadt als „sprachlicher Varianzraum“ (Schröder 2015: 27) oder des „Kommunikationsraumes“ (Krefeld 2004: 26) der Stadtsprachenforschung und der Migrationslinguistik einen adäquaten Beschreibungsrahmen für die diachronen Prozesse finden, innerhalb dessen vor allem die varietäre und soziale Heterogenität der Sprechergemeinschaft im Vordergrund steht. Beide Forschungsansätze können der regionalen Sprachhistoriographie den Impuls vermitteln, in die Rekonstruktion der lokalen bzw. regionalen Varietätendynamik nicht nur die autochthonen Sprecherinnen und Sprecher, sondern auch den Sprachgebrauch ortsansässiger Zuwanderer einzubeziehen.

Auch die Entwicklung der deutschen Sprache selbst bringt es mit sich, dass eine regionale Sprachhistoriographie des Deutschen im 20. Jahrhundert nicht mehr „vor allem den jeweiligen landschaftlichen Beitrag zur

---

Dynamik fasst, akzentuiert der Begriff der „Synchronisierung“ vor allem den kognitiven Prozess des „Abgleich[s] von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt“ (Schmidt / Herrgen 2011: 37). Mit dem Begriff der „convergence“ referieren Auer / Hinskens (1996: 22) in expliziter Abgrenzung zu „accommodation“ auf die sprachstrukturellen Resultate der sprachlichen Anpassung: „The notion of convergence refers to what can happen linguistically when speakers adapt to the speech of others to reduce differences.”

19 Schmidt / Herrgen (2011: 31), Trudgill (1986: 11). Die Synchronisierung mit den – institutionell oder medial vermittelten – überregionalen Normen der Schriftsprache und der Aussprache bezeichnen Schmidt / Herrgen (2011: 32–34) als „Makrosynchronisierung“.

Entwicklung oder Übernahme hoch- und literatursprachlicher Varianten des Deutschen zu beschreiben" hat (Besch et al. 1998: XXXVII).[20] Gegenstand einer regionalen Sprachgeschichte des Deutschen im 20. Jahrhundert kann vielmehr nur die Dynamik sein, die die regionalen Varietäten unter dem Dach der längst etablierten Standardsprache entfalten. Für „die Gesamtheit räumlich gebundener Sprache unterhalb der normierten Standardsprache" (Lenz 2007: 1) hat die moderne Regionalsprachenforschung den umfassenden Begriff der „Regionalsprache" geprägt:

> Der neu gewonnene Gegenstand ‚Regionalsprache' umfasst das areal abgrenzbare Gesamt an nicht-standardsprachlichen Varietäten und Sprechlagen, sowohl großräumig verbreitete Regiolekte als auch kleinräumige Dialekte, und bezieht damit die üblicherweise als Umgangssprachen bezeichneten Varietäten ein, die nun sowohl zu den Dialekten als auch zur Standardsprache ins Verhältnis gesetzt werden und in die Modellierung der Regionalsprache einbezogen werden. (Schröder 2015: 25–26)

Eine Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache umfasst also idealerweise die diachrone Dynamik „des gesamten Spektrums regionaler Variation zwischen den Polen Standardsprache und Basisdialekt" (Schmidt 1998: 167). Sie hat insbesondere die Entwicklungen der basisdialektalen und der regiolektalen Sprachlagen in der Region Mecklenburg nachzuzeichnen und die Wechselwirkungen zwischen diesen Entwicklungen untereinander und in ihrem Verhältnis zur überdachenden Standardvarietät zu beleuchten.

Bis heute liegen „zur Genese und Entwicklung norddeutscher regionaler Sprachformen und des (hochdeutschen) Norddeutschen insgesamt nur wenige Arbeiten vor" (Schröder 2015: 51), wenn man einmal von den überwiegend auf die Formengeschichte des Niederdeutschen fokussierten Arbeiten der traditionellen Dialektologie absieht.[21] Gerade für Mecklenburg-Vorpommern

---

20 In der Forschung zur regionalen Sprachgeschichte ist nach Macha / Neuss / Peters (2000: VII–VIII) der Forschungsschwerpunkt in jüngster Zeit generell auf „die sprachhistorischen Eigengesetzlichkeiten regionaler Entwicklungsverläufe" verlegt worden. Die herkömmliche Fragestellung der regionalen Sprachgeschichte, „die auf den langen Weg zu einer deutschen Einheitssprache und ihrer räumlichen Verbreitung abzielt", wird von diesem neuen Forschungsinteresse abgelöst bzw. neu kontextualisiert.

21 Hier wäre an erster Stelle sicher der historische Gesamtüberblick von Foerste (1954) über „die Geschichte der niederdeutschen Mundarten" zu nennen, der sich seinerseits auf eine lange Reihe älterer historischer Orts- und Landschaftsgrammatiken stützen kann.

ist die Forschungslage allerdings vergleichsweise günstig. Hier kann eine historische Regionalsprachenforschung einige Ergebnisse soziolinguistischer Untersuchungen zur vertikalen Varietätenschichtung unterhalb der „Literatursprache“ aufgreifen, mit denen die DDR-Linguistik die sprachlichen Auswirkungen gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse empirisch zu erfassen suchte. Die klassischen Arbeiten von Dahl (1974) und Herrmann-Winter (1974, 1979) erbrachten merkmalbezogene Analysen zur vertikalen Gliederung des Varietätenraumes im Umkreis von Rostock und Greifswald. Für die Rekonstruktion des Varietätenwandels in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bieten die Ergebnisse dieser Forschungstradition, die sich später leider ausschließlich auf das Niederdeutsche verlegte, wertvolle Momentaufnahmen aus den 1970er Jahren.

Erst die Dissertation von Huesmann (1998) nimmt dann unter anderem für zwei mecklenburgische Ortspunkte wieder das regionalsprachliche Spektrum in seiner ganzen variativen Spannweite in den Blick. Hier werden – allerdings ausschließlich auf Basis eines Varietätenzensus – erstmals areale Kompetenzverteilungen auch im standardnahen Bereich erhoben und im Vergleich der Großstadt Rostock und der Kleinstadt Sternberg die Abhängigkeit der Varietätenlagen vom Urbanitätsgrad der örtlichen Kommunikationsräume erwiesen. Aus dem Zusammenhang des Marburger Projekts „Regionalsprache.de (REDE)“[22] ging schließlich die Untersuchung von Kehrein hervor, die das regionalsprachliche Spektrum für das vorpommersche Stralsund präzise vermisst und merkmalanalytisch charakterisiert.[23] Hier werden wie bei Dahl und Herrmann-Winter auch diachronische Fragen angesprochen. Die Datengrundlage geht bei Kehrein auf die Befragung von nur vier Gewährspersonen dreier Altersstufen zurück, deren Sprachverhalten allerdings in fünf bzw. sechs verschiedenen Erhebungssituationen beobachtet wird (Kehrein 2012: 75–76). Auch der erste Band des *Norddeutschen Sprachatlas (NOSA)* (Elmentaler / Rosenberg 2015 a) dokumentiert für

22 Vgl. die Beschreibung des Projekts unter https://www.regionalsprache.de (Stand: 12.4.2017).

23 Kehrein (2012: 298–313). Aus dem Zusammenhang des REDE-Projekts stammen auch die Studien zu von Vorberger (2016) und Vorberger (2017) zum Niederdeutsch und Hochdeutsch auf Rügen.

Mecklenburg-Vorpommern ebenso wie für andere Regionen Norddeutschlands die situative Varianz innerhalb der regiolektalen Sprachlagen. Für die Kleinstädte Schwaan und Gützkow erarbeitet der Atlas anhand der Sprachdaten von je vier etwa gleichaltrigen Gewährspersonen pro Erhebungsort ein Bild von der arealen Merkmalsgliederung des Regiolekts in Mecklenburg-Vorpommern. Auf der Basis der bisher vorliegenden Untersuchungen stellt Rosenberg (2017) einen ersten kompakten Gesamtüberblick über die Struktur und die historische Entwicklung der Regionalsprache in Mecklenburg-Vorpommern zusammen.[24]

Die angeführte Forschungsliteratur zur Regionalsprache in Mecklenburg-Vorpommern ist insgesamt durch einige Perspektivverengungen charakterisiert, die in ähnlicher Weise auch die bisherige Regionalsprachenforschung zu anderen Arealen kennzeichnen und entsprechende Forschungsdesiderate erkennen lassen:

1. Morphosyntaktische Merkmale spielen in der Forschung zum mecklenburgischen Regiolekt bislang eine deutlich untergeordnete Rolle. Und sie standen auch in der Dialektographie des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch weit hinter der Untersuchung von Lexik und Lautlichkeit zurück.[25]

24 Überblicke über die areale Verteilung regiolektaler Merkmale (überwiegend aus dem Bereich der Phonologie und Phonetik) in der gesamten norddeutschen Regiolektlandschaft geben Lauf (1996) und Mihm (2000). Sie grenzen dabei auch den Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern von räumlich benachbarten Regiolekten ab. Den Gesamtzusammenhang der Regionalsprachen im ostniederdeutschen Raum und die geschichtlichen Wechselwirkungen zwischen dem Mecklenburgisch-Vorpommerschen, dem Mittelpommerschen und dem Brandenburgischen skizziere ich in Ehlers (im Druck a).

25 Für die in den letzten Jahrzehnten verstärkten Bestrebungen, die Ebene der Morphosyntax in die Untersuchung der Basisdialekte einzubeziehen, sei für den norddeutschen Raum beispielhaft nur auf die laufenden Forschungsprojekte zur „Syntax hessischer Dialekte (SYHD)“ (vgl. Fleischer / Kasper / Lenz 2012) und das Kieler Projekt „Plattdüütsch hüüt“ verwiesen (vgl. Projektwebsite www.germsem.uni-kiel.de/ndnl, Stand: 16.11.2017). Einen kritischen Forschungsüberblick zur niederdeutschen Syntax geben Berg / Höder / Langhanke (2012), einen Problemaufriss zur norddeutschen „Regiolektsyntax“ skizziert Langhanke (2012) im selben Sammelband zur niederdeutschen Syntax.

2. Die Sprachverhältnisse im ländlichen Raum finden wenig bis keine Beachtung. Der ländliche Raum war das Forschungsfeld der klassischen Dialektologie, die moderne Regionalsprachenforschung zu Mecklenburg-Vorpommern nimmt dagegen vorrangig die kleinstädtischen und städtischen Kommunikationsräume in den Blick.
3. In all den oben genannten Arbeiten zu den Varietätenkonstellationen in Mecklenburg-Vorpommern werden diachronische Fragestellungen allenfalls auf sprachstrukturelle Entwicklungen bezogen. Auf gezielte komplementäre Erhebungen zur Sprachgebrauchs-, zur Sprachbewusstseins- und zur Sprachkontaktgeschichte wird dagegen in der Regionalsprachenforschung durchgängig verzichtet.[26]
4. In keiner der genannten Untersuchungen wird die massive Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen in die Region berücksichtigt und die mit Kriegsende einsetzenden Varietätenkontakte in die Beschreibung der regionalen Varietätendynamik einbezogen. Die Ausblendung der Vertriebenenimmigration aus der Regionalsprachenforschung ist für eine Region, in der nach dem Krieg etwa die Hälfte der Wohnbevölkerung aus ortsfremden Zuwanderern bestand, natürlich besonders realitätsfern.

Meine vorliegende Untersuchung zum Sprachwandel in Mecklenburg seit dem Zweiten Weltkrieg versteht sich als ein Beitrag zur empirischen Regionalsprachenforschung. Sie nimmt dabei gegenüber den benannten Perspektivverengungen der bisherigen Forschung auch neue Untersuchungshorizonte in den Blick. So setzt meine Studie zur Regionalsprache in Mecklenburg einen vorrangig diachronischen Akzent. Die Erhebung der zugrundeliegenden empirischen Daten und ihre Auswertung sind darauf ausgerichtet, im Anschluss an Mattheier die vier zentralen Teilprozesse der mecklenburgischen Sprachgeschichte – Sprachsystemgeschichte, Sprachgebrauchsgeschichte, Sprachbewusstseinsgeschichte und Sprachkontaktgeschichte – im Detail nachzuzeichnen und im Gesamtzusammenhang der Untersuchung interpretativ aufeinander zu beziehen.

26 Mit enger Begrenzung auf das mecklenburgisch-vorpommersche Niederdeutsch sind soziolinguistische und perzeptionslinguistische Aspekte des Sprachwandels allerdings vielfach schon früher untersucht worden, verwiesen sei hier nur auf die monographischen Darstellungen von Gernentz (1980) und Arendt (2010).

Dabei werden erstmals die allochthonen Varietäten des Deutschen, die die Vertriebenen in die Zuwanderungsgebiete einbrachten, systematisch in die Rekonstruktion der regionalen Varietätendynamik einbezogen. Die komplexen Varietätenkonstellationen, die sich durch den Immigrationsschub am Ende des Zweiten Weltkrieges in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen herausbildeten, sollen rekonstruiert und in ihren funktionalen Verschiebungen und strukturellen Veränderungen bis an die Gegenwart heran nachgezeichnet werden. Die Untersuchung gilt damit sowohl den basisdialektalen als auch den regiolektalen Varietäten aller deutschen Bevölkerungsgruppen und analysiert ihr Verhältnis zueinander in ihrer diachronen Dynamik. Für die lokalen Kommunikationsräume meiner mecklenburgischen Untersuchungsregion werde ich dabei die dynamischen Wechselwirkungen zwischen den folgenden vier Varietäten bzw. Varietätentypen in Betracht ziehen: 1. die überregionale (mündliche) Standardvarietät, die sich als Orientierungspol vieler diachroner Prozesse in der Region erweist, 2. den großräumigen mecklenburgischen Regiolekt, 3. das lokale mecklenburgische Niederdeutsch sowie 4. die vielfältigen regionalen Varietäten (Basisdialekte und Regiolekte), die vor 1945 in den südostdeutschen Vertreibungsgebieten gesprochen wurden und als Herkunftsvarietäten (*heritage languages*) der Zuwanderer in die Sprachkontaktsituation in Mecklenburg eingebracht worden sind.

Um die Auswirkungen unterschiedlicher Dichten und Reichweiten kommunikativer Netzwerke auf den Verlauf des Varietätenkontaktes erfassen zu können, wird die Untersuchung an ausgewählten Ortschaften von unterschiedlicher Größe bzw. von unterschiedlichem Urbanitätsgrad durchgeführt (Großstadt, Kleinstadt, Dorf). Die ländlichen Kommunikationsräume bzw. die sozialen Stadt-Land-Differenzen werden hier also gezielt in die Untersuchung einbezogen und auf ihre Relevanz für die regionalsprachliche Dynamik befragt.[27] Dabei ist im Detail zu

27 „Compared to rural communities, urban ones tend to be relatively dynamic and open to outside influences of all kind." (Hinskens / Auer / Kerswill (2005: 33). Im Rahmen der norddeutschen Regionalsprachenforschung wird dieser allgemeine Befund beispielsweise für die Analyse des Varietätenspektrums in Hamburg als Hypothese zugrunde gelegt, „dass die Urbanisierung des Sprecherumfeldes und der damit einhergehende Wandel der sozialen Netzwerke […] einen entscheidenden Einfluss auf das variative Sprachverhalten sowie auf die

beobachten, inwieweit die Modernisierung und Mobilisierung der deutschen Nachkriegsgesellschaft sprachgebrauchsgeschichtliche Verschiebungen in den Domänen der lokalen Kommunikationsräume zur Folge hatten und gegebenenfalls sogar Reichweite und Charakter dieser Räume selbst maßgeblich modifizierten. Für die Gegenwart stellt sich nicht zuletzt die Frage, ob sich nach dem starken Strukturwandel der dörflichen Kommunikationsräume überhaupt noch sprachliche Stadt-Land-Differenzen in den Daten ausmachen lassen. Dem Ortstyp Kleinstadt soll in dieser regionalen Sprachgeschichte ein besonderes Augenmerk gelten, um die in der Literatur mehrfach beschriebene Rolle der Kleinstädte „als ‚Hüterinnen' der Dialekte"[28] zu überprüfen. In diesem Zusammenhang wird wenigstens ein punktuelles Schlaglicht auch auf die besonderen Varietätenverhältnisse und die spezielle Kontaktdynamik in den vom Tourismus geprägten Ostseebädern geworfen.

Mit dem Vergleich des Varietätengebrauchs einer zwischen 1920 und 1939 geborenen Alterskohorte Alteingesessener und Vertriebener und dem Varietätengebrauch ihrer zwischen 1950 und 1969 geborenen Nachkommen reicht der Untersuchungszeitraum meiner Studie in die Frühzeit der Herausbildung des Regiolekts aus dem alten „landschaftlichen Hochdeutsch" zurück. Erst mit der zunehmenden Verbreitung des Radios in den 1930er Jahren war nach Schmidt / Herrgen (2011: 65–67) die ehemalige großlandschaftliche Aussprachenorm der Schriftsprache gegenüber der neuen überregionalen Rundfunkaussprache zu einer regional markierten Nonstandardvarietät – eben dem Regiolekt – funktional herabgesunken. Der Untersuchungszeitraum meiner Studie umfasst demnach die gesamte Entwicklungsgeschichte der Regiolekte vom Beginn ihrer Umwertung zu Nonstandardvarietäten bis in die Gegenwart.

Wahrnehmung und Bewertung der verschiedenen niederdeutschen und hochdeutschen Sprachformen" habe (Bieberstedt / Ruge / Schröder 2016 a: 9). Die Befunde relativierend verweisen Schmidt / Herrgen (2011: 202) auf die erheblichen Zeitverschiebungen von sprachlichen Innovationen zwischen verschiedenen städtischen Zentren, Fishman (1964: 52–53) führt außerdem an, dass gerade die städtischen Eliten zum Teil bewusst sprachkonservativ agierten.

28 Huesmann (1998: 154). Nach Gundlach (1988: 436) hat sich speziell in Mecklenburg-Vorpommern „die Kleinstadt stärker mundartkonservierend verhalten als das Dorf": „Ein Hort des Plattdeutschen blieben lange die Kleinstädte."

Für die Basisdialekte begreift der Untersuchungszeitraum noch die unmittelbare Vorgeschichte des radikal beschleunigten „decline of German dialects" (Leopold 1970 [1959]) mit ein, der sich zwar schon im 19. Jahrhundert anbahnte, der nach Ansicht vieler Linguisten „aber erst im Gefolge des Zweiten Weltkriegs breit zum Durchbruch gelangte".[29] Auch „Erwerb, Funktion und Verbreitung des Niederdeutschen haben sich vor allem seit der Mitte des [20.] Jahrhunderts drastisch verändert."[30] Der Zeitrahmen meiner Sprachgeschichte, die in der Zwischenkriegszeit ihren Ausgang nimmt und sich auf die sieben Jahrzehnte seit dem Zweiten Weltkrieg erstreckt, umspannt damit eine Periode der deutschen Sprachgeschichte, in der ältere Entwicklungstendenzen im regionalen Varietätengefüge kulminieren und stark an Dynamik gewinnen. Die Ausdehnung des Berichtszeitraums von den 1920er und 1930er Jahren bis in die Gegenwart ermöglicht zugleich auch die Überprüfung der These von einem unmittelbaren Zusammenhang von Dialektabbau und Vertriebenenimmigration (vgl. Abschnitt 1.1). Für die diachronische Untersuchung des mecklenburgischen Niederdeutsch konnte zusätzlich auf historische Wenkerbögen aus der Untersuchungsregion zurückgegriffen und der zeitliche Horizont der Untersuchung damit sogar bis in das ausgehende 19. Jahrhundert vorverlagert werden.

Das in Gesprächen mit 90 Gewährspersonen erhobene umfangreiche Korpus von Interviews und Sprachtests bietet eine tragfähige Datengrundlage sowohl für funktionale als auch für strukturelle Fragestellungen des Varietätenwandels: Es ermöglicht einerseits im Sinne einer historischen Soziolinguistik, Pragmatik und Perzeptionslinguistik die funktionellen Verschiebungen innerhalb der lokalen Varietätenkonstellationen nachzuzeichnen. Das Korpus bietet andererseits eine solide empirische Grundlage, um in Anlehnung etwa an Hinskens / Auer / Kerswill (2005) die strukturellen Konvergenzprozesse präzise zu bestimmen, die unter den gegebenen

29 Wiesinger (1999: 298), auch Polenz (1999: 457) setzt den verstärkten „Dialektverlust" auf die Zeit „seit 1945" an. Leopold (1970 [1959]: 340) beobachtet: „A radical change in the tempo of this development can be observed in postwar Germany."

30 Berg (2013: 104). Wegen dieser starken und kurzfristigen Veränderungen lassen sich nach Berg (ebd.) bereits über „die – aus der Perspektive des Sprachwandels betrachtet – relativ kurze Zeitspanne" der Jahrzehnte seit dem Zweiten Weltkrieg diachrone Entwicklungen im Niederdeutschen feststellen.

soziolinguistischen Bedingungen zwischen den autochthonen und allochthonen Kontaktvarietäten in horizontaler und vertikaler Ebene einsetzten.

Bei einer konsequenten Einbeziehung der Vertriebenenimmigration in die deutsche Sprachhistoriographie des 20. Jahrhunderts sind also erstens die kommunikativen Abbauprozesse im Detail zu rekonstruieren, denen die Herkunftsvarietäten der Zuwanderer unter den sozialgeschichtlichen, soziolinguistischen und perzeptionslinguistischen Bedingungen der jeweiligen Aufnahmeregion unterlagen. Wie genau verlief unter den spezifisch mecklenburgischen Bedingungen in der Generationsfolge der Zuwandererfamilien die Gebrauchs- und Bewusstseinsgeschichte ihrer Herkunftsvarietäten? Aus Perspektive der Sprachsystemgeschichte ist hier ergänzend danach zu fragen, inwieweit sich remanente Strukturmerkmale der Herkunftsvarietäten im Sprachgebrauch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen erhalten haben.

Die regionale Sprachhistoriographie hat zweitens zu untersuchen, ob und gegebenenfalls wie der massive Eintrag allochthoner Varietäten des Deutschen in die Kommunikationsräume der Zuwanderungsgebiete die laufende Entwicklungsdynamik im Varietätengefüge der autochthonen Regionalsprache beeinflusste. Auf der Ebene des strukturellen Sprachwandels ist hier zu prüfen, ob es neben der vorherrschenden Advergenz des basisdialektalen und des regiolektalen Sprachgebrauchs der Zuwanderer an die entsprechenden mecklenburgischen Varietäten auch Prozesse wechselseitiger Konvergenz zwischen den Kontaktvarietäten gegeben hat.[31] Lassen sich also auch Übernahmen sprachlicher Merkmale der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen in das mecklenburgische Niederdeutsch oder in den mecklenburgischen Regiolekt der Alteingesessenen nachweisen? Der Einfluss der Zuwanderer ist auch für die laufenden funktionellen Veränderungen im Sprachgebrauch und in den Sprachbewertungen innerhalb der mecklenburgischen Kommunikationsräume zu ermitteln.

---

31 Zur Unterscheidung von Konvergenz und Advergenz vgl. Mattheier (1996: 34): Er empfiehlt, nur dann von Konvergenz zu sprechen, „wenn beide Varietäten ‚kon-vergieren', d. h. sich in Richtung auf eine Misch- oder Zwischenform entwickeln. Von der Bezeichnungslogik her gesehen wäre es durchaus sinnvoll, nur dieses Phänomen als Konvergenz zu bezeichnen. Die bloß formale oder semantischen Annäherung einer Varietät an eine andere dadurch, daß eigene Formen durch andere ersetzt werden, könnte man dann etwa ‚*Ad-Vergenz*' nennen."

Drittens kann es für die Sprachhistoriographie sehr aufschlussreich sein, den ungesteuert erworbenen bzw. in langfristigen Synchronisierungsprozessen herausgebildeten Lerner-Varietäten der Zuwanderer ein eigenes Augenmerk zu widmen. Hier ist zu untersuchen, inwieweit die strukturellen Spezifika dieser Lerner-Varietäten, die beispielsweise aus selektiver Variantenreduktion oder zum Teil aus hyperfrequenten Merkmalsausprägungen resultieren, über die wechselseitigen Mesosynchronisierungen in der Kommunikation mit den Alteingesessenen ihrerseits den Strukturwandel der autochthonen Varietäten beeinflusst haben könnten. Die Lerner-Varietäten der Vertriebenen können auch einen perzeptionslinguistischen Blick auf den Sprachstand der Aufnahmegesellschaft zum Zeitpunkt der Immigration eröffnen. So lässt der Befund, dass bemerkenswert viele Vertriebene das Niederdeutsch ihrer Zufluchtsorte erworben haben (vgl. Abschnitt 1.1), nicht nur auf die ehemals große Reichweite und hohe soziale Geltung schließen, die der Basisdialekt in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen nach dem Zweiten Weltkrieg noch hatte. Die strukturellen Spezifika dieses Lerner-Niederdeutsch dürften auch spiegeln, welche Merkmale des autochthonen Basisdialekts den Zuwanderern in der Erwerbsphase als salient und als soziopragmatisch relevant erschienen.

Aus arbeitstechnischen Gründen werde ich die Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache in zwei in sich abgeschlossenen Einzelbänden nachzeichnen. Durchgängiges Rückgrat der Darstellung ist dabei in beiden Bänden die Sprachkontaktgeschichte, also die Entwicklung der Varietätenkontakte im Zusammenleben der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger und der zugewanderten Vertriebenen und ihrer jeweiligen Nachkommen.

Der hier vorliegende erste Band hat die Sprachsystemgeschichte zum Gegenstand und beleuchtet die strukturellen Entwicklungen der räumlich gebundenen Varietäten des Deutschen, die in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen seit dem Zweiten Weltkrieg in engem Kontakt stehen. Der strukturelle Sprachwandel wird dabei nicht nur auf der lautlichen Ebene nachvollzogen, auf den sich die bisherige Regionalsprachenforschung zumeist konzentrierte, sondern es werden auch diachrone Veränderungen im Bereich der Morphosyntax nachgezeichnet. Auch der Wandel der dialektalen und der regiolektalen Lexik wird zumindest exemplarisch in die Analyse einbezogen. Die Untersuchung des Strukturwandels der

Varietäten erfolgt dabei auf dem Wege einer frequentiellen Analyse der Variation ausgewählter Merkmale verschiedener Sprachebenen und kann sich im umfangreichen Aufnahmekorpus auf hohe Belegzahlen stützen.[32] Die Variationsanalyse ausgewählter sprachlicher Merkmale ermöglicht es auch, den Grad und die Breite der strukturellen Konvergenzen bzw. Advergenzen exakt auszumessen, mit dem sich die Kontaktvarietäten in den Jahrzehnten des Untersuchungszeitraumes einander angenähert haben. Die Sprachsystemgeschichte wird hier also in erster Linie über die quantitativen Verhältnisse der Sprachvariation rekonstruiert.

Um die Vergleichsebenen der Variablenanalysen möglichst homogen zu halten, werden dabei jeweils nur situationsspezifische Ausschnitte aus dem Spektrum der dialektalen und regiolektalen Sprachlagen der Gewährspersonen betrachtet: Für das Niederdeutsche wird vor allem das intendierte Niederdeutsch der Wenkerübersetzungen herangezogen, für die regiolektalen Sprachlagen wird die Interviewsprache der Gewährspersonen als Datengrundlage gewählt. Zur Rekonstruktion des Strukturwandels in beiden Varietäten wird der Sprachgebrauch zweier Alterskohorten von Gewährspersonen miteinander verglichen und zusätzlich auf historische Sprachdokumente aus der Untersuchungsregion zurückgegriffen. Wegen der unübersehbaren sprachlichen Heterogenität der Herkunftsgebiete der Vertriebenen kann die Frage nach remanenten Merkmalen der Herkunftsvarietäten nur an wenigen großräumig verbreiteten Kennzeichen der Regiolekte der mittel- und oberdeutschen Gebiete – wiederum in der Interviewsprache der Gewährspersonen – überprüft werden.

Der noch in Vorbereitung befindliche zweite Band meiner Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache wird die Sprachgebrauchsgeschichte und Sprachbewusstseinsgeschichte der regionalen Kontaktvarietäten im mecklenburgischen Untersuchungsgebiet rekonstruieren. Der im ersten Band aufgezeigte sprachliche Strukturwandel wird somit im zweiten Band soziolinguistisch und perzeptionslinguistisch kontextualisiert und in seiner Dynamik erklärt. Zunächst sollen dabei die sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen umrissen werden, unter denen der Varietätenkontakt in Mecklenburg zustande kam und sich entwickelte. Sodann wird für drei Kommunikationsräume

32 Vgl. Abschnitte 2.2.1 und 2.2.2.

unterschiedlicher Urbanitätsgrade der Varietätengebrauch in verschiedenen kommunikativen Domänen zeitlich gestaffelt skizziert. Schließlich werden für das Niederdeutsche, für den mecklenburgischen Regiolekt und die Herkunftsvarietäten der Vertriebenen Kompetenzverteilungen, Spracherwerbsmuster und Spracheinstellungen im intergenerationellen Wandel nachgezeichnet. Im Gegensatz zur hauptsächlich quantitativ fundierten Sprachsystemgeschichte des vorliegenden Bandes beruhen die soziolinguistischen und perzeptionslinguistischen Befunde des zweiten Bandes vorrangig auf einer qualitativen Analyse der metasprachlichen Äußerungen der Gewährspersonen in den aufgezeichneten Interviews.

Wie ist nun der vorliegende Band zur Sprachsystemgeschichte der mecklenburgischen Regionalsprache aufgebaut? Im einleitenden zweiten Kapitel stelle ich zunächst die Datengrundlage und die Methode ihrer Auswertung vor. Sodann wird in drei großen Kapiteln der Strukturwandel des mecklenburgischen Regiolekts und des mecklenburgischen Niederdeutsch im Varietätenkontakt rekonstruiert sowie die Frage nach strukturellen Relikten der Regiolekte aus den Herkunftsgebieten gestellt (Kapitel 3 bis 5). In jedem dieser drei Kapitel werden kennzeichnende Merkmale der jeweiligen Varietät aus dem Bereich der Phonetik / Phonologie und der Morphosyntax ins Auge gefasst. Im Fall des Niederdeutschen und der Herkunftsregiolekte wird auch der Wortschatzbereich in die Sprachsystemgeschichte einbezogen. Jedem sprachlichen Merkmal dieser drei Sprachebenen wird dabei ein in sich geschlossener Abschnitt gewidmet. Die Abschnitte zu den einzelnen Variablen geben jeweils anfangs einen kurzen Überblick über die Befunde der bisherigen Forschung zur Entwicklung und arealen Verteilung der Varianten. Dabei wird stets ein besonderes Augenmerk auf die bislang vorliegende Forschung zu den Sprachverhältnissen in Mecklenburg und Vorpommern gelegt. Die Abschnitte grenzen dann die jeweilige Variable in ihrem Untersuchungskontext ab und erläutern das konkrete Vorgehen der quantitativen Analyse. Schließlich werden die Ergebnisse meiner Korpusanalyse vorgestellt, mit Befunden aus zusätzlich herangezogenen historischen Sprachdokumenten abgeglichen und vor dem Hintergrund der bisherigen Forschungsliteratur diskutiert. Die Abschnitte zu den einzelnen Merkmalen lassen sich also als geschlossene Einheiten lesen und sind daher auch für Leserinnen und Leser zugänglich, die nicht an der mecklenburgischen Sprachgeschichte in ihrem

Gesamtzusammenhang, sondern nur an der arealen Sonderentwicklung einzelner Variablen des Regiolekts oder Dialekts Interesse haben.

Am Ende jedes der drei großen Varietäten-Kapitel werden die Detailergebnisse zu den verschiedenen Merkmalen in umfassenden Zwischenfazits zusammengeführt und auf übergreifende Tendenzen des Strukturwandels befragt. Diese Zwischenfazits bieten also denjenigen Leserinnen und Lesern, die lediglich eine allgemeine Orientierung über die Entwicklungsdynamik der mecklenburgischen Regionalsprache suchen, einen übersichtlichen Zugang. Ein knappes Schlussfazit beschließt die historiographische Untersuchung in diesem Band. Es folgen Abbildungsverzeichnisse und das Verzeichnis der zitierten Forschungsliteratur. Der beigegebene Anhang informiert über die zugrundeliegenden Transkriptionskonventionen und schlüsselt die Kürzel auf, die bei Zitaten aus dem Interviewkorpus verwendet werden. Im Anhang finden sich auch die Textvorlagen für die Sprachtests, die den Gewährspersonen beim Interviewgespräch ausgehändigt worden sind: Das sind zum einen die sogenannten Wenkersätze, die die hochdeutsche Textgrundlage für die Übersetzungen in den Basisdialekt darstellten. Und das ist zum anderen der semasiologische Fragebogen, mit dem die Tradierung und der Transfer von Lexemen der Herkunftsvarietäten im mecklenburgischen Sprachumfeld ermittelt worden ist.

2. Empirische Grundlagen

Die Abschnitte des folgenden Kapitels sollen klären, auf welche empirischen Grundlagen sich meine Rekonstruktion der Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache stützt. Dabei sind sowohl die Art der empirischen Daten und die leitenden Zielsetzungen ihrer Erhebung zu bestimmen als auch die Verfahren ihrer Gewinnung, Aufbereitung und Auswertung zu erläutern. In den Teilabschnitten unter 2.1 wird zunächst dargestellt, wo und auf welche Weise ich meine grundlegenden Daten erhoben habe. Auch stelle ich die Gesamtstichprobe meiner 90 Gewährspersonen in ihrem Aufbau vor. Dabei werden insbesondere die sozialen Vergleichsgruppen innerhalb des Samples voneinander abgegrenzt, deren unterschiedliche Redeweise, unterschiedlicher Sprachgebrauch und unterschiedliches Sprachbewusstsein analysiert werden sollen, um daraus Rückschlüsse auf den Sprachwandel und die Dynamik des Varietätenkontaktes zu ziehen. Es schließt sich eine Beschreibung der Transkriptionsweisen an, mit denen die hochdeutschbasierten und die niederdeutschen Äußerungen der Gewährspersonen verschriftlicht wurden.

Die Abschnitte 2.1.1 bis 2.1.4 umreißen also die allgemeinen empirischen Grundlagen meiner mecklenburgischen Sprachgeschichte. Für das spezielle Erkenntnisinteresse der Sprachsystemgeschichte, die über merkmalbezogene Analysen variierender Sprachstrukturen rekonstruiert werden soll, ist es allerdings notwendig, homogene Teilkorpora aus dem Gesamtkonvolut meiner Sprachaufnahmen herauszugreifen: ein Teilkorpus für die Sprachanalyse der regiolektalen Äußerungen und eines für die Sprachanalyse der niederdeutschen Äußerungen meiner Gewährspersonen. Diese beiden Teilkorpora bilden, ergänzt um historische Sprachdaten, also die spezielle Datengrundlage der Sprachsystemgeschichte, die in diesem Band im Zentrum steht. Sie werden jeweils in eigenen Abschnitten des Kapitels 2.2 beschrieben.

In den Teilabschnitten unter 2.3 wird sodann das methodische Vorgehen bei der sprachlichen Analyse und der quantitativen Auswertung des niederdeutschen und des regiolektalen Teilkorpus erläutert. Die Darstellung beschränkt sich hier also ausschließlich auf die Methoden der

Sprachanalyse, auf deren Grundlage in diesem Band der strukturelle Varietätenwandel – die Sprachsystemgeschichte – nachgezeichnet wird. Die im zweiten Band folgende Rekonstruktion der Sprachgebrauchsgeschichte und der Sprachbewusstseinsgeschichte wird sich auf die breitere Datengrundlage des gesamten Interviewkorpus und auf dessen qualitative Inhaltsanalyse stützen. Nähere Erläuterungen zu den empirischen Grundlagen der Sprachgebrauchs- und der Sprachbewusstseinsgeschichte werde ich in den einleitenden Kapiteln zum zweiten Band meiner Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache geben.

2.1 Erhebung, Struktur und Aufbereitung der zugrundeliegenden Daten

2.1.1 Das Untersuchungsgebiet und die Fokusorte

Das Untersuchungsgebiet dieser Studie ist bewusst eng begrenzt angelegt, um areallinguistische Differenzen innerhalb der Erhebungsregion möglichst klein zu halten. Die Auswahl des Erhebungsgebietes sollte allerdings ermöglichen, die sprachlichen Verhältnisse in Ortschaften unterschiedlicher Größe miteinander zu vergleichen. Es war zu überprüfen, ob die Größe der Ortschaften und der davon abhängige Charakter und die Dichte der sozialen Netzwerke wichtige Bedingungsfaktoren für die Entwicklung der Regionalsprache darstellen und die kontaktlinguistischen Prozesse zwischen dem Sprachgebrauch der alteingesessenen Bevölkerung und dem der zugewanderten Vertriebenen beeinflussen. Als Fokusorte der Untersuchung wurden die Großstadt Rostock, die etwa 25 Kilometer südlich davon gelegene Kleinstadt Schwaan und die westlich von beiden Ortschaften gelegenen Dörfer Satow und Jürgenshagen ausgewählt. Um die vom Tourismus geprägten, besonderen Sprachverhältnisse von Ostseebädern mit berücksichtigen zu können, wurde auch das kleine Ostseebad Nienhagen in die Untersuchung einbezogen, das in der Nachkriegszeit zunächst noch einen stark agrarischen Charakter hatte (vgl. Karte 2.1.1-1).

Die Auswahl dieser fünf Fokusorte erlaubt mir auch den Rückbezug auf ältere bzw. andere empirische Studien zur selben zentralmecklenburgischen Region. So argumentiert die Pionierarbeit zum regionalsprachlichen Spektrum in Mecklenburg von Dahl (1974: 343) auf der Basis von „Erhebungen aus der weiteren und näheren Umgebung von Rostock sowie aus Rostock selbst“.

Karte 2.1.1-1: Die fünf Fokusorte der Untersuchung in Mecklenburg (Sternsymbole) und vorpommersche Vergleichsorte (erstellt mit www.regionalsprache.de)



Rostock ist auch einer der norddeutschen Untersuchungsorte für die soziolinguistische Fragenbogenerhebung von Huesmann (1998). Die Kleinstadt Schwaan war dagegen ein Untersuchungsort für den *Norddeutschen Sprachatlas*, der wertvolle Informationen zur situativen Sprachvarianz im Regiolekt von Ortsbewohnerinnen der mittleren Generation bietet (Elmentaler / Rosenberg 2015 a). Die Ergebnisse dieser vorliegenden Studien zu Rostock und Schwaan werden bei der Interpretation meiner Aufnahmedaten stets mit herangezogen und können helfen, das Bild vom Sprachwandel in der Untersuchungsregion zu verdichten. In Rostock wurden neuerdings auch durch das Marburger *Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas* im Rahmen des Langzeitprojektes REDE Sprachaufnahmen angefertigt,[33] deren Analyse später in die großräumige Untersuchung regionalsprachlicher

33 Vgl. https://www.regionalsprache.de/empirie-stand-der-bearbeitung.aspx (Stand: 2.4.2017).

Spektren eingehen wird. Hier bieten sich also für die Zukunft Anknüpfungspunkte mit Ergebnissen meiner Untersuchung.

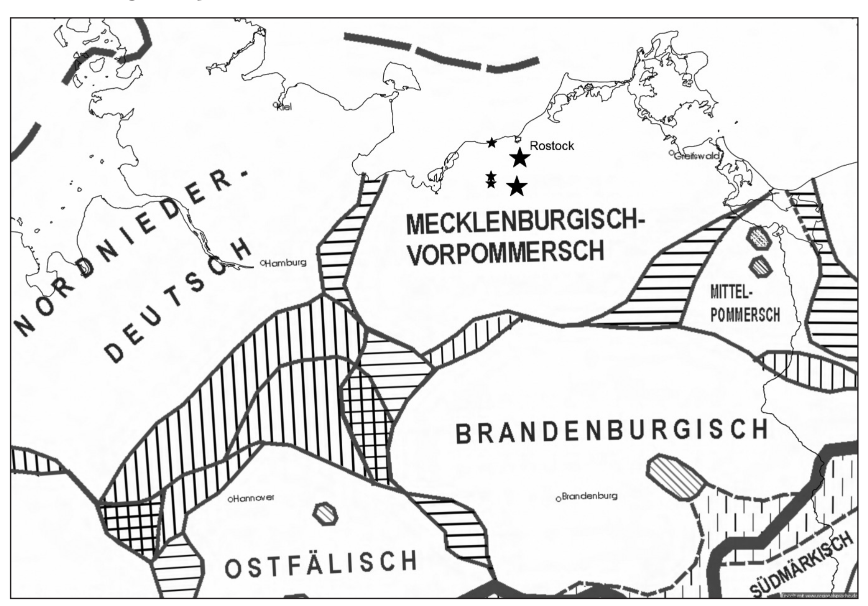
Die bei weitem meisten meiner Gewährsleute habe ich in den genannten fünf Fokusorten aufgesucht und befragt. Gelegentlich wurden auch Personen aus der unmittelbaren Umgebung der Fokus-Ortschaften bzw. aus ihren heute meist eingemeindeten Ortsteilen interviewt: so etwa Personen aus Groß Gischow (bei Jürgenshagen), Püschow, Reinshagen und Heiligenhagen (bei Satow) oder Letschow, Wiendorf und Sabel (bei Schwaan). Zum Fokusort Rostock zählen hier auch die nach dem Zweiten Weltkrieg noch nicht eingemeindeten Ortsteile wie Lichtenhagen, Lütten Klein, Reutershagen, Dierkow, Brinkmannsdorf, Biestow und Warnemünde. Alle Untersuchungsorte liegen im heutigen Landkreis Rostock oder sie gehören zur kreisfreien Hansestadt Rostock.[34] In seiner Nord-Süd-Achse hat mein Erhebungsgebiet eine Ausdehnung von nur etwa 30 Kilometern, in westöstlicher Richtung erstreckt es sich über etwa 20 Kilometer. In vereinzelten Fällen wird als Vergleichsort in Vorpommern die Kleinstadt Gützkow bei Greifswald betrachtet.

Dialektgeographisch liegt mein Untersuchungsgebiet im ostniederdeutschen Raum bzw. im „nordostniederdeutschen“ Dialektgebiet (Lameli 2016: 147). Das hier gesprochene Niederdeutsch ist der mecklenburgisch-vorpommersche Dialekt, der im Westen an das Nordniederdeutsche bzw. an das Holsteinische und Nordniedersächsische, im Süden an das Brandenburgische und im Osten an das Mittelpommersche angrenzt (vgl. Karte 2.1.1-2). Innerhalb des Mecklenburgisch-Vorpommerschen, das trotz seiner großräumigen Verbreitung allgemein als nur wenig binnendifferenziert gilt (Gundlach 1988: 425), kann das Niederdeutsch des Erhebungsgebietes mit Teuchert (1942: VII) genauer als zentralmecklenburgisch charakterisiert werden, da es sich mit einigen Merkmalen vom Vorpommerschen im Osten und von der „westmecklenburgischen Untermundart“ im äußersten (Süd-) Westen Mecklenburgs abhebt.[35]

34 Der heutige Landkreis Rostock ist 2011 aus der Zusammenfassung der Landkreise Güstrow und Bad Doberan gebildet worden. Vgl. https://www.landkreis-rostock.de/landkreis/ (Stand: 4.3.2017).

35 Die „meckl.-vorpomm. Eigentümlichkeiten“ beschreibt in ihrer arealen Binnendifferenzierung und Außenabgrenzung zu den niederdeutschen Nachbardialekten

Karte 2.1.1-2: Die Fokusorte der Untersuchung innerhalb der niederdeutschen Dialektlandschaft. Die senkrecht bzw. waagerecht schraffierten Kartenflächen veranschaulichen die Übergangsgebiete zwischen den Dialektregionen (auf der Basis der Karte „Einteilung der deutschen Dialekte" von Peter Wiesinger (1983 a) erstellt mit www.regionalsprache.de)



In den vorläufigen Ergebnissen der aktuellen Befragung des *Instituts für niederdeutsche Sprache* und des *Instituts für Deutsche Sprache* zeichnet sich ab, dass mein Untersuchungsgebiet innerhalb des Landes Mecklenburg-Vorpommern zu den vergleichsweise dialektstärksten Regionen gehört.[36] Der

in kompakter Form Foerste (1954: 2039–2043). Gernentz (1980) gibt eine umfassenden Überblick über die Geschichte und Soziolinguistik des Mecklenburgisch-Vorpommerschen, der allerdings durch aktuellere Untersuchungen zu Teilregionen der mecklenburgisch-vorpommerschen Dialektlandschaft, wie etwa Hansen (2009) und Köhncke (2010), partiell relativiert wird.

36 Ich danke Astrid Adler und Albrecht Plewnia vom *Institut für Deutsche Sprache* (Mannheim) für den Einblick in die aktuellen Erhebungsdaten, deren endgültige Auswertung zurzeit noch aussteht. Aus ersten publizierten Zwischenergebnissen der Befragung geht hervor, dass Mecklenburg-Vorpommern innerhalb Norddeutschlands das Bundesland mit dem zweithöchsten Anteil an dialektkompetenten Sprechern ist. 20,7 % der Befragten in Mecklenburg-Vorpommern gaben in

Anteil der Befragten, die sich selbst eine sehr gute oder gute aktive Niederdeutschkompetenz zusprechen, liegt in Rostock-Stadt und im Landkreis Rostock deutlich höher als im Landesdurchschnitt oder etwa gegenüber vorpommerschen Vergleichsregionen. Der mecklenburgische Basisdialekt ist in Teilen der Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes also durchaus noch verbreitet und kann bzw. muss in die regional fokussierte mecklenburgische Sprachgeschichte der zurückliegenden Jahrzehnte einbezogen werden.

Die in Mecklenburg-Vorpommern gesprochene regionale Umgangssprache, die sich scharf vom vergleichsweise standardfernen berlin-brandenburgischen Regiolekt im Süden abhebt, weist eine gewisse ost-westliche Binnengliederung auf (Rosenberg 2017: 28). Während Vorpommern und der (Süd-)Osten Mecklenburgs schon traditionell unter berlin-brandenburgischem Einfluss stehen (Ehlers im Druck a), zeigen die zentralen und westlichen Gebiete Mecklenburgs im Regiolekt „große Ähnlichkeit“ (Lauf 1996: 200) mit der nordniedersächsischen bzw. mit der hamburgischen Umgangssprache (Mihm 2000: 2116). Mein Untersuchungsgebiet ist in diesem, in das westniederdeutsche Areal hinüberreichenden regiolektalen Großraum zu verorten. Eine genauere, diachronisch dynamische Abgrenzung des Regiolekts meines Erhebungsgebietes in der umgebenden Regiolektlandschaft wird eines der Ziele meiner Studie sein.

Die Problematik der sprachlichen Folgen der Immigration von Flüchtlingen und Vertriebenen lässt sich an den Verhältnissen meines Untersuchungsgebietes mit besonderer Deutlichkeit herausarbeiten, denn hier war der Anteil der Zuwanderer an der Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg deutschlandweit am höchsten. Innerhalb der sowjetischen Besatzungszone, die anteilig die meisten der aus dem Osten hereinströmenden Flüchtlinge und Vertriebenen aufnahm, wurde das dünnbesiedelte und landwirtschaftlich geprägte Mecklenburg-Vorpommern in der unmittelbaren Nachkriegszeit seinerseits „zum primären Aufnahmegebiet“.[37] Im September 1945 lag der prozentuale Anteil der Evakuierten, Geflohenen und Vertriebenen an der

---

der repräsentativen Umfrage an, Niederdeutsch gut oder sehr gut sprechen zu können, vgl. Adler et al. (2016: 13, 15).

37 Schwartz (1999: 137). Eine eindrucksvolle Karte zur ungleichen anteiligen Verteilung der Flüchtlinge und Vertriebenen auf die Regionen der damaligen Besatzungszonen bringt Beer (2011: 106).

Gesamtbevölkerung Mecklenburg-Vorpommerns bei durchschnittlich 56 % (Wille 1993 b: 34). Bis April 1946 war dieser Wert zwischenzeitlich auf 43,9 % gesunken, hielt aber gerade im damaligen Kreis Güstrow, zu dem auch die Kleinstadt Schwaan zählte, den landesweit höchsten Anteil von 58,2 % ortsfremden Zuwanderern. Im benachbarten Kreis Rostock waren zur selben Zeit immerhin 52,3 % der Wohnbevölkerung Flüchtlinge und Vertriebene.[38] Die Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes umfasste also in der unmittelbaren Nachkriegszeit zwischenzeitlich mehr Flüchtlinge und Vertriebene als Alteingesessene. Auch wenn in den Folgejahren viele der Zuwanderer weiter in den Westen abwanderten, blieb bei zunächst noch anhaltendem Zustrom weiterer Vertriebener aus dem Osten der Anteil der Vertriebenen und Flüchtlinge an der Gesamtbevölkerung in Mecklenburg-Vorpommern lange Zeit mehr oder weniger stabil. Noch im März 1949 lag er bei dem hohen Wert von 43,3 % (Hoffmann / Wille / Meinicke 1993: 19). Unter diesen extremen Migrationsverhältnissen dürften sich die kontaktlinguistischen Konsequenzen, die sich für die deutschen Aufnahmegebiete durch die Ansiedlung von über zwölf Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen allgemein ergaben, in meinem Untersuchungsgebiet in besonders zugespitzter Form abzeichnen.

Das Erhebungsgebiet bei Rostock ist überdies in besonderer Weise prädestiniert, um zu beobachten, inwieweit die tiefgreifende sozio-ökonomische Modernisierung, die die Nachkriegsjahrzehnte im ‚Wirtschaftswunderland' der BRD ebenso wie in der ‚Aufsteigergesellschaft' DDR prägte, die regionalsprachliche Entwicklung nach 1945 beeinflusste. Die seit 1948 forcierte Industrialisierung Rostocks insbesondere im Schiffbau und seiner Zulieferindustrie führte zu einem rasanten Wachstum der Stadt, die sich großflächig über ihre kleinen Anrainergemeinden ausbreitete. Schon im ersten Nachkriegsjahrzehnt hatte sich die Einwohnerzahl Rostocks von 72.787 im Juni 1945 auf 150.004 im Dezember 1955 mehr als verdoppelt. Weitere 15 Jahre später war die Gesamtzahl von 200.000 Einwohnern fast erreicht (*Chronik der Stadt Rostock* 1978: 6, 31, 64). Dem enormen Arbeitskräftebedarf der maritimen Industrie Rostocks war freilich durch den Zuzug in die großen

38 Kossert 2008: 197. Selbst in der bombenverwüsteten Stadt Rostock wohnten im September 1946 anteilig 15,6 % Vertriebene (Seils 2006: 79).

Neubauviertel der Stadt nicht nachzukommen. Ein hoher Prozentsatz der Belegschaften etwa auf den Werften (auf der Warnowwerft um 1950 etwa 40 %) musste als „Tagespendler aus den umliegenden Gemeinden“ (Rusche 1993: 144) über die rasch verdichtete Nahverkehrsinfrastruktur an die Großstadt herangeführt werden. Der Wiederaufbau und Ausbau des teilweise demontierten Eisenbahnnetzes und der Bau der Autobahnen A 19 (1978) und A 20 (ab 1992) rückte dann auch die weitere Umgebung Rostocks näher an die Großstadt heran. Mein nach 1945 noch weitgehend agrarisch geprägtes Untersuchungsgebiet im Landkreis Rostock wurde in den Nachkriegsjahrzehnten zu einem Teil des urbanen Verflechtungsraumes der „Wirtschaftsmetropole“ (*Landeskundlich-historisches Lexikon* 2007: 557). Hier zeigten sich ausgesprochen starke Modernisierungstendenzen auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet, die in weniger ausgeprägter Form auch andere Landesteile seit dem Zweiten Weltkrieg bestimmten.

2.1.2 Die Datenerhebung: Feldzugang, Aufnahmesituation und die Teile des Interviewgesprächs

Den Zugang zu den lokalen Kommunikationsgemeinschaften meiner mecklenburgischen Fokusorte verdanke ich ganz überwiegend der engagierten Vermittlungstätigkeit meiner „Schlüsselinformanten“[39], die vor Ort weitläufig vernetzt sind und die dort eine soziale Anerkennung genießen, die es ihnen ermöglichte, andere Ortsbewohner zur Beteiligung an meinem Forschungsvorhaben zu motivieren. Über die Kontaktaufnahme mit örtlichen Vereinen oder Institutionen (Schule, Verwaltung, Betriebe) ist es mir gelungen, in allen Fokusorten ein oder mehrere derartige ‚Navigatoren durch die Ortsgemeinschaften‘ zur Mithilfe zu gewinnen, die mir dann die Kontaktdaten von potentiellen Interviewpartnern vermittelten. Auch eine Reihe der Personen, mit denen schließlich ein Interview zustande kam, hat mir weitere mögliche Gesprächspartner aus ihrem Bekanntenkreis empfohlen. So vergrößerte sich die Zahl meiner Gewährspersonen am jeweiligen Ort partiell auch nach dem sogenannten Schneeballsystem. Nach insgesamt 90 Interviewgesprächen habe ich die Erhebung abgeschlossen.

---

39 Wolff (2010: 337).

Mit allen potentiellen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern habe ich zunächst per Telefon einen ersten Kontakt geknüpft und dabei die Zielsetzung und das Vorgehen meines Forschungsprojekts kurz umrissen. Wenn das Telefonat ergab, dass die jeweiligen Gesprächspartner dem Profil meiner gesuchten Zeitzeugen entsprachen und bereit waren an der Befragung teilzunehmen, wurde ein Gesprächstermin vereinbart. Um die Vertrauensbasis zu stärken und die Verbindlichkeit der Verabredung zu erhöhen, habe ich den Gesprächstermin dann noch einmal in einem Brief bestätigt, dem ich auch mein einseitiges Rundschreiben mit dem Titel „Forschungsprojekt zur mecklenburgischen Sprachengeschichte der Nachkriegszeit sucht Zeitzeugen!“ beigelegt habe. Das offiziell gestaltete Rundschreiben ist zum Teil auch vorab über meine Schlüsselinformanten verbreitet worden. Es skizzierte das Forschungsvorhaben in knapper Form und begründete mit den folgenden Worten, wieso die Rekonstruktion der mecklenburgischen Sprachgeschichte auf Zeitzeugenberichte angewiesen sei:

> Für diese Sprachgeschichte ist nicht nur das traditionelle Nebeneinander von Hochdeutsch und Plattdeutsch kennzeichnend. Gerade in Mecklenburg sind auch die vielen Menschen zu berücksichtigen, die nach dem Krieg als Flüchtlinge und sogenannte Umsiedler ins Land kamen und ihre eigenen Heimatdialekte mitbrachten. Über die vielfältigen Kontakte und Mischungen zwischen plattdeutschen, hochdeutschen, schlesischen, pommerschen, sudetendeutschen usw. Sprachvarianten ist der Sprachwissenschaft bis heute kaum etwas bekannt. Auch die neuere Geschichte des mecklenburgischen Platt ist wenig erforscht. Um diese Sprachgeschichte zwischen 1945 und heute nachvollziehen zu können, bin ich auf Zeitzeugen angewiesen. Ich möchte dabei die Berichte von alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern um die Berichte der neu angesiedelten Menschen ergänzen.

Außerdem enthielt das Rundschreiben eine kurze Vorstellung meiner Person, meine Kontaktdaten, eine Beschreibung der gesuchten Interviewpartner, vor allem aber die Bitte, mir als Zeitzeuge ein etwa zweistündiges Interview zu gewähren. Den Empfängern wurde auch versichert, dass „alle Aufnahmen der Gespräche streng vertraulich behandelt und ausschließlich unter sprachlichen und geschichtlichen Gesichtspunkten ausgewertet“ würden. In dem Rundschreiben wurde überdies angekündigt, dass diese Anonymität der Gewährspersonen beim Gesprächstermin zusätzlich „in rechtsverbindlicher, schriftlicher Form zugesichert“ werde.

Die Interviews fanden nahezu ausnahmslos in den Wohnungen der Gewährspersonen, also in ihrem vertrauten Lebensumfeld und ihrer üblicherweise nähesprachlichen Kommunikationssphäre statt.[40] Um eine möglichst alltägliche und informelle Gesprächsatmosphäre zu erreichen, habe ich meine Gewährspersonen im Vorhinein ausdrücklich ermuntert, eine weitere Person aus ihrer Familie oder ihrem Freundeskreis zu dem Gespräch einzuladen. Bei gut der Hälfte der geführten Interviews war eine weitere vertraute Person anwesend, die sich selbstverständlich auch gelegentlich in das Gespräch einbrachte. Bei sechs Interviews habe ich beide Gesprächspartner (meist Ehepaare) als Probanden in meine Stichprobe aufgenommen und entsprechend detailliert befragt bzw. mit ihnen jeweils unabhängig voneinander die zugehörigen Sprachtests durchgeführt.

Die Interviews und Sprachtests habe ich bis auf wenige Ausnahmen allein durchgeführt. In einigen wenigen Fällen waren zusätzlich einzelne Studentinnen von der Universität Rostock oder der Universität Frankfurt (Oder) beim Gespräch anwesend, die gelegentlich auch die Interviewführung übernahmen. Dies war insbesondere bei den vier Interviews der Fall, die ich schon im Rahmen der Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* in Schwaan durchgeführt habe.[41] Diese vier Interviews und einige andere Gespräche, die aus Zeitgründen nicht zum Abschluss gebracht werden konnten, habe ich jeweils durch einen zweiten Besuch vor Ort oder durch ein späteres Telefoninterview mit der betreffenden Gewährsperson ergänzt, in dem gezielt Nachfragen zu einzelnen Themenkreisen gestellt wurden. Ich habe mich bemüht, durch Verhalten und Kleidung (an der Garderobe abgelegtes Jackett, offener Hemdkragen) eine immer gleiche semiformelle Anfangsphase des Gesprächs zu etablieren. Die Gespräche mit meinen Zeitzeugen dauerten dann je nach deren Motivation und Zeit mindestens eine Stunde, in der Regel gut zwei Stunden, in manchen Fällen aber durchaus auch über drei Stunden. Während derart langer Gespräche werden anfangs eventuell noch bestehende Unsicherheit oder Beklommenheit gegenüber dem unbekannten Gast bald abgebaut und in aller Regel eine sehr entspannte, halbformelle Gesprächssituation erreicht.

---

40 Nur in zwei Fällen habe ich mich aus organisatorischen Gründen oder auf Wunsch meiner Gewährsperson in einer Gaststätte zum Gespräch verabredet.

41 Vgl. Elmentaler / Rosenberg (2015 a).

Die geschilderte Aufnahmesituation in privater Umgebung und mit möglichst wenig formeller Rahmung wurde angestrebt, um die für qualitative Befragungen optimalen Bedingungen zu gewährleisten.[42] Andererseits sollte mit dieser Situierung der Sprachaufnahmen ein Gesprächsrahmen geschaffen werden, in dem die Gewährspersonen weitgehend von ihrem standardsprachlich orientierten *self-monitoring* abrückten und zu einer Sprechlage der regionalen Umgangssprache übergingen, die ihrerseits als objektsprachliche Datengrundlage für die Analyse des mecklenburgischen Regiolekts dienen konnte. In drei Fällen haben die Gewährsleute über lange Passagen des Interviews auch auf Niederdeutsch gesprochen.

Die Aufzeichnung der Interviews erfolgte durch einen Handy Recorder des Typs *Zoom H2*, der in den an Nebengeräuschen armen Aufnahmesituationen auch im mp3-Aufnahmemodus exzellente Tonqualität liefert. Ein optimaler mp3-Aufnahmemodus („variable bitrate") wurde gewählt, um die betreffenden Audiodateien in der gemeinsamen Auswertung mit der studentischen Arbeitsgruppe schnell speichern und transferieren zu können. Das nur 10 x 6 x 3 cm messende Aufnahmegerät wurde während der Interviews etwas abseits zwischen den Dingen auf dem Küchen- oder Wohnzimmertisch platziert, an dem die Gespräche in der Regel stattfanden, und wurde von den Gewährspersonen schon bald nicht mehr beachtet. Die Interviews habe ich sämtlich im Zeitraum von 2010 bis 2015 aufgezeichnet. Die vier schon 2008 in Vorbereitung zum *Norddeutschen Sprachatlas* in Schwaan geführten Interviews wurden jeweils durch persönliche Nacherhebungen vor Ort oder durch Telefoninterviews im angegebenen Zeitraum ergänzt. Das Interviewkorpus meiner Untersuchung stammt also aus einem sehr kompakten Zeitabschnitt, zeitliche Differenzierungen innerhalb dieses Datenmaterials, die für den Sprachwandel relevant sein könnten, sind auszuschließen.

42 Lamnek (2005: 392–393) resümiert: „ – Das Interview soll in der gewohnten Umgebung des Befragten stattfinden, um künstliche Situationen und damit Artefakte zu vermeiden. – Die Datenerhebung soll so erfolgen, dass der Interviewende interessierter und engagierter Zuhörer bei den Ausführungen des Befragten ist, der sich als Experte fühlen soll. – Die Natürlichkeit gilt ebenfalls für die Sprache: Die Sprache des Befragten ist die Verständigungsbasis. – Die Datenerhebung ist nur dann zuverlässig und gültig, wenn die Atmosphäre tolerant, permissiv und sanktionsfrei ist."

Für die Erhebung der Datengrundlage meiner Untersuchung wurde eine Kombination quantitativer und qualitativer Verfahren gewählt. Eine vollständige Erhebungssequenz bestand dabei aus sechs im Gesprächsverlauf deutlich voneinander abgegrenzten Erhebungsteilen: einem narrativen Interview zur Biographie der Zeitzeugen nach 1945, einem leitfadengestützten Interview zu ihrer Sprachbiographie, einem Übersetzungstest, einer kurzen freien Erzählung im Basisdialekt, einer standardisierten Befragung zu Kenntnis und Gebrauch ausgewählter Lexeme der Herkunftsregiolekte der Vertriebenen und schließlich aus der Erhebung der wesentlichen soziodemographischen Metadaten zur jeweiligen Gewährsperson (vgl. Tab. 2.1.2-1). Die Tonaufzeichnungen jedes dieser Erhebungsteile wurden in einer eigenen Audiodatei abgespeichert. In einer Reihe von Fällen musste die Erhebungssequenz um einige Bestandteile verkürzt werden, etwa aus Zeitgründen oder wenn die Gewährsperson nicht über ausreichende Dialektkompetenz für den Übersetzungstest oder die Dialekterzählung verfügte.

Tabelle 2.1.2-1: Der Aufbau der Erhebungssequenz

Erhebungsteil	**Gegenstand**
1. narratives Interview zur Biographie	– Lebenssituation nach 1945 – weiterer Verlauf der Biographie – Nachfragen zu materiellen und sozialen Lebensumständen
2. leitfadengestütztes Interview zur Sprachbiographie	– Entwicklung des Sprachgebrauchs der Gewährsperson und in ihrem sozialen Umfeld – Sprachwissen, Spracheinstellungen
3. Übersetzungstest, „Wenkersätze“	– Dialektkompetenz – Sprachprobe im intendierten Dialekt
4. Dialekterzählung	– Freie Dialekterzählung zu Themen aus dem häuslichen Bereich
5. semasiologische Befragung zur Lexik der Herkunftsregiolekte der Vertriebenen	– Kenntnis und Gebrauch ausgewählter regiolektaler Lexeme aus den Vertreibungsgebieten
6. Erhebung soziodemographischer Metadaten zur Gewährsperson	– Eckdaten zu Lebenslauf und Bildungskarriere

Die Erhebungssequenz eröffnete jeweils das narrative Interview zur Biographie, mit dem die subjektive Strukturierung der biographischen Ereignisse, die für die Befragten relevanten lebensgeschichtlichen Konflikte und markanten Kennzeichen ihrer Lebensumstände sowie ihre individuellen Bewertungen des Nachkriegsgeschehens und seiner örtlichen Protagonisten erfasst werden sollten. Die zeitliche Fokussierung der biographischen Interviews lag auf den lebensgeschichtlichen Entwicklungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Diese zeitliche Begrenzung ergab sich einerseits natürlich aus dem vorrangigen Interesse meines Forschungsvorhabens an den sprachlichen Folgen der Immigration der Vertriebenen in den mecklenburgischen Zuwanderungsgebieten. Andererseits sollte der vorgegebene Zeitrahmen die Zeitzeugen von vornherein davon entlasten, über eventuell traumatische Erlebnisse aus Krieg und Vertreibung erzählen zu müssen. Der initiale Erzählimpuls in Interviews mit Angehörigen der Vorkriegsgeneration lautete entsprechend: „Bitte erzählen Sie mir, wie es Ihnen und Ihrer Familie in den Jahren nach dem Krieg ergangen ist“. Befragte aus der Nachkriegsgeneration wurden mit der Bitte, zu „erzählen, wie Sie aufgewachsen sind“, zur biographischen Erzählung aufgefordert. In beiden Fällen wurden die Gewährspersonen später zusätzlich gebeten, ihren weiteren Lebensverlauf zu schildern, wenn sie sich in ihrer biographischen Erzählung auf die unmittelbare Nachkriegszeit oder ihre frühe Kindheit beschränkten. Die erzählte Zeit der Biographien sollte idealerweise bis an die Gegenwart heranreichen, um Daten auch für die jüngere Vergangenheit zu gewinnen.

In der Nachfragephase dieser narrativen Interviews wurden die Gesprächspartner gebeten, Passagen, die dem Interviewer unklar geblieben waren oder zu wenig detailliert erschienen, noch einmal genauer zu entfalten. Das biographische Interview wurde schließlich um eine kurze, leitfadengestützte Befragung zur materiellen Situation der Familie, zu ihrem lokalen Lebensumfeld und speziell zum Zusammenleben von Alteingesessenen und

Vertriebenen am Ort ergänzt. Mit diesen „‚externen‘ Nachfragen“[43] konnten über die Erzählinhalte hinaus, die die Befragten von sich aus relevant gemacht hatten, systematisch Informationen zu den materiellen und sozialen Verhältnissen am Erhebungsort elizitiert werden, die aus der Perspektive des Forschungsprojekts bedeutsam erschienen.

An das biographische Interview schloss sich im Erhebungsverlauf eine leitfadengestützte Befragung zur Sprachbiographie der Gewährspersonen an. Die Vorgabe eines Leitfadens mit standardisierten Fragen war darauf gerichtet, möglichst von allen interviewten Zeitzeugen vergleichbare Stellungnahmen zu bestimmten Aspekten des Varietätengebrauchs in ihren Familien und ihrem weiteren Lebensumfeld zu gewinnen, die sich in der Auswertung mit örtlichen, altersmäßigen oder sozialen Differenzierungen innerhalb der Gesamtstichprobe korrelieren ließen. Repräsentativität konnte zwar auch mit der großen Stichprobe von 90 Gewährspersonen nicht erreicht werden, durch die standardisierte Befragung wurde aber angestrebt, Aussagen zu den mecklenburgischen Sprachverhältnissen in hoher Dichte und Detailliertheit zu gewinnen, die in der Auswertung eine wechselseitige Triangulation und interpretatorische Ausdifferenzierung erlauben würden.

Zum Auftakt des sprachbiographischen Interviews wurden die Gewährspersonen gebeten, ihre Varietätenkompetenz zu charakterisieren. Der Leitfaden des Interviews folgte sodann in lebensgeschichtlicher Stufenfolge dem Sprachgebrauch der Befragten und ihres sozialen Umfeldes von der vorschulischen Kindheit über Schulzeit und Jugend, über das Berufsleben bis hin zur Gegenwart des Interviewgesprächs. Für jede der Phasen der Sprachbiographie wurde differenziert nach dem Varietätengebrauch in verschiedenen Kommunikationsdomänen gefragt. Abschließend wurde die Gewährsperson gebeten, Veränderungen oder spezifische Entwicklungen in ihrem Sprachgebrauch retrospektiv zu resümieren. Eine Fragepalette zu Sprachwissen und Spracheinstellungen schloss das sprachbiographische Interview ab.

43 Hopf (2010: 356) unterscheidet die verständnissichernden Nachfragen zu narrativen Interviews von den eventuell anschließenden ‚externen‘ Nachfragen, „die sich primär aus den Relevanzentscheidungen der Interviewenden ergeben“.

Der ursprünglich ausgearbeitete Interviewleitfaden[44] erwies sich insbesondere im Hinblick auf das erfragte Sprachverhalten von Personen aus dem Umfeld der Interviewpartner schnell als zu detailliert und setzte der Gesprächsführung unerwünscht starke zeitliche und thematische Restriktionen. Der Leitfaden wurde daher schon nach einer kurzen Erprobungsphase nur noch als hilfreicher Orientierungsrahmen für die lebensgeschichtliche und thematische Strukturierung der Interviews genutzt, innerhalb dessen die Befragten einen größeren Spielraum für eigene Gesprächsinitiativen hatten. Auch die offenere Interviewführung bot gleichwohl die Gelegenheit, eine Reihe von standardisierten Frage etwa zur Varietätenkompetenz, zum Spracherwerb oder zu Spracheinstellungen an die Interviewpartner zu richten. Ihre Antworten auf diese standardisierten Fragen lassen sich somit über nahezu die gesamte Stichprobe der Befragten vergleichen.

Für die Auswertung und Interpretation der erhobenen Daten haben die beiden Interviews eine doppelte Relevanz. Sie werden einerseits inhaltlich analysiert als detaillierte metasprachliche Ausführungen zu den sprachlichen Verhältnissen im Erhebungsgebiet und ihren biographischen und sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen (im zweiten Band dieser Studie). Die Interviews werden andererseits aber auch als umfangreiche objektsprachliche Manifestationen des regiolektalen Sprachgebrauchs in meinem Untersuchungsgebiet einer merkmalorientierten Sprachanalyse unterzogen, deren quantitativen Ergebnisse im vorliegenden Band vorgestellt werden.

An die beiden meist sehr ausführlichen Interviews schlossen sich einige kürzere Sprachtests an. Den Anfang machte ein Übersetzungstest, bei dem die Gewährspersonen standarddeutsche Satzvorlagen aus dem Stegreif in den Basisdialekt – Niederdeutsch oder den jeweiligen Herkunftsdialekt – übertragen sollten. Als Übersetzungsvorlage dienten im Wesentlichen die Erhebungsvorlagen, die bereits Georg Wenker bei seiner Fragebogenerhebung zum *Sprachatlas des Deutschen Reiches* um 1880 verwendet hatte und die der deutschen Dialektologie seither eine wichtige historische Bezugsgröße bieten.

---

44 Der Interviewleitfaden orientierte sich grundsätzlich an dem Erhebungsinstrument aus dem Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“, erweiterte diese Vorlage aber insbesondere um Fragen zu Spracheinstellung und zum spezifischen Verhältnis von Alteingesessenen und Vertriebenen. Auf den Interviewleitfaden wird im zweiten Band dieser Studie genauer einzugehen sein. Zum SiN-Projekt allgemein vgl. https://www.corpora.uni-hamburg.de/sin/startseite.html (Stand: 24.8.2017).

Den Zeitzeugen wurden die 40 historischen „Wenkersätze“, die ich um fünf speziell auf das mecklenburgische Niederdeutsch ausgerichtete Satzvorlagen erweitert habe, in schriftlicher, gut lesbarer Form vorgelegt. Diese schriftliche Vorlage habe ich dann zusätzlich Satz für Satz vorgelesen und die Gewährsperson jeweils um eine spontane, mündliche Übersetzung in „Ihren“ Herkunfts-Dialekt bzw. in das „Schwaaner / Jürgenshäger / Satower / Nienhäger / Rostocker Niederdeutsch“ gebeten.[45] Den Gewährspersonen wurde im Vorhinein kurz die Herkunft der zum Teil archaisch anmutenden Testsätze aus der Erhebung Georg Wenkers erläutert. Und sie wurden ausdrücklich ermuntert, die hochdeutschen Satzvorlagen ruhig sehr frei zu übersetzen, so dass ein „natürlicher“ Dialekt das Ergebnis wäre. Die Dialektübersetzung fungierte innerhalb der Erhebung als Kompetenztest und bot andererseits die stark standardisierte Datengrundlage für die Variablenanalyse des intendierten Dialekts.[46]

Wenn die Zeit nicht zu sehr fortgeschritten war, wurden die dialektkompetenten Gewährspersonen sodann um eine kurze freie Erzählung im Dialekt gebeten. Als Themen der Erzählung wurden meist der Ablauf des Weihnachtsfests oder die Zubereitung von Gerichten bei Familienfeierlichkeiten vorgeschlagen. Es wurden bewusst diese Themenvorschläge aus dem häuslichen Umfeld gewählt, weil davon ausgegangen werden kann, dass das private Umfeld für heutige Sprecher noch am ehesten mit Dialektgebrauch verbunden ist.[47] Andererseits war zu erwarten, dass bei der Darstellung von Festgestaltung und familiären Kochgewohnheiten kulturelle Differenzen zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen hervortreten oder sogar ausdrücklich thematisiert werden würden.[48]

Als dritter Sprachtests, der inspiriert durch die ersten Interviews erst in der Anfangsphase der Befragungen entwickelt worden ist, wurde den Gewährspersonen ein semasiologischer Fragebogen zu Kenntnis und

45 Einem kleineren Teil der Gewährspersonen war dieses Vorgehen offenbar zu umständlich und sie haben gleich flüssig von der schriftlichen Vorlage übersetzt.

46 Zur Problematik der Wenkerübersetzungen als Datengrundlage für Sprachanalysen vgl. Abschnitt 2.2.2.

47 Nach der aktuellen repräsentativen Umfrage des *Instituts für niederdeutsche Sprache* nannten die Teilnehmer in Norddeutschland auf die Frage, „was ihnen als Erstes zum Stichwort Plattdeutsch einfällt“, an erster Stelle Gegebenheiten aus dem Bereich „Familie / Privates“ (25,5 %) (Adler et al. 2016: 22–23).

48 Gewährspersonen, denen diese Themenstellungen nicht zusagten, habe ich ersatzweise gebeten, einen Tagesablauf im Dialekt zu schildern.

Gebrauch von Lexemen vorgelegt, die in den schlesischen, böhmisch-mährischen und slowakischen Vertreibungsgebieten großräumig verbreitet waren und in starkem Kontrast zu mecklenburgischen bzw. standardsprachlichen Wortentsprechungen stehen (z. B. *Karfiol* ‚Blumenkohl'). Den Interviewpartnern – aus alteingesessenen Familien wie aus Vertriebenenfamilien – wurden dabei zehn ausgewählte Lexeme in einer Wortliste schriftlich vorgelegt, einzeln vorgelesen und jeweils nach der Bedeutung und gegebenenfalls dem Gebrauch des Wortes in ihrem Umfeld gefragt. Auf diese Weise sollte ermittelt werden, ob und inwieweit der Wortschatz aus den Herkunftsgebieten der Zuwanderer in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen tradiert wird.[49]

Das Ende des Interviewgesprächs markierte das Aufzeichnen der Eckdaten zur Biographie der betreffenden Gewährsperson: mit Fragen zum Lebenslauf, Wohnortswechsel, Familienstand und zur Bildungskarriere. Die Gesprächspartner wurden abschließend um die Unterzeichnung einer schriftlichen Einverständniserklärung gebeten, mit der sie gestatteten, die erhobenen Daten in anonymisierter Form in Forschung und Lehre zu verwenden. Sie bekamen ihrerseits in schriftlicher Form die Wahrung ihrer Anonymität zugesichert. Als symbolischen Dank für ihre wertvolle Unterstützung wurde den Gewährspersonen zum Abschied ein Keramikbecher mit Konfekt überreicht. Alljährlich werden sie in einem Neujahrsrundbrief über den aktuellen Stand der Projekt-Arbeiten informiert, was einzelne meiner ehemaligen Gesprächspartner veranlasst, mich ihrerseits mit Informationen zum neueren Ortsgeschehen oder regionalen Ereignissen zu versehen.

2.1.3 Die Gesamtstichprobe: Aufbau und Vergleichsgruppen

Da als Forschungsfrage der Untersuchung die Entwicklung der Varietätenkontakte in den mecklenburgischen Zuwanderungsgebieten der Vertreibung vorgegeben war, schien es wenig sinnvoll, Gewährspersonen für inhaltliche und sprachliche Gegebenheiten nach dem Zufallsprinzip zu suchen. Es wurde stattdessen von Anfang an gezielt am Aufbau einer Gesamtstichprobe gearbeitet, innerhalb derer das Sprachverhalten und die

49 Details zur Durchführung dieser semasiologischen Befragung und zu ihren Befunden stelle ich in Abschnitt 4.1.1 vor.

Spracheinstellungen spezifischer sozialer Gruppen miteinander verglichen werden können. Die Gesamtstichprobe meiner Untersuchung sollte Vergleiche entlang der Dimensionen des Alters der Gewährspersonen, der regionalen Herkunft der Gewährspersonen und nach der Größe bzw. Urbanität ihrer Wohnorte ermöglichen. Diese Kriterien gaben zugleich die Leitlinien für die Suche nach geeigneten Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern vor. Die Probanden sollten demnach überwiegend den folgenden sozialen Gruppen zugehören:

- Gesucht wurde erstens nach Gewährspersonen aus zwei deutlich unterschiedenen Alterskohorten.
- Sie sollten zweitens aus Familien alteingesessener Bewohner des Untersuchungsgebietes oder aus Familien hierhin zugewanderter Vertriebener stammen.
- Und sie sollten drittens möglichst ortsfest in Ortschaften wohnen, die sich der Größe und ihrer sozialen Struktur nach den drei Siedlungstypen Großstadt, Kleinstadt und Dorf zuordnen lassen (vgl. Tab. 2.1.3-1).

Der Aufbau der Gesamtstichprobe will also keineswegs Repräsentativität für die heutige Wohnbevölkerung meines Untersuchungsgebietes erreichen, sondern soll einen für die Forschungsfrage relevanten Ausschnitt aus ihrer heterogenen Sprachwirklichkeit dokumentieren und dabei einige der wichtigsten sozialen Bedingungszusammenhänge dieser Sprachverhältnisse abbilden. Innerhalb der Vergleichsgruppen der Gesamtstichprobe habe ich allerdings eine möglichst breite und gleichmäßig verteilte Streuung der Befragten angestrebt. Insgesamt habe ich mit 90 Gewährspersonen Interviews und Sprachtests durchgeführt.

Tabelle 2.1.3-1: Soziale Vergleichsgruppen innerhalb der Gesamtstichprobe

<table>
<tr><th colspan="7">Vergleichsgruppen in der Gesamtstichprobe</th></tr>
<tr><td>Alter</td><td colspan="3">„Vorkriegsgeneration“
geb. 1920–1939</td><td colspan="3">„Nachkriegsgeneration“
geb. 1950–1969</td></tr>
<tr><td>Herkunft</td><td colspan="3">Angehörige alteingesessener Familien</td><td colspan="3">Angehörige von Familien Vertriebener</td></tr>
<tr><td>Wohnort</td><td colspan="2">Großstadt</td><td colspan="2">Kleinstadt</td><td colspan="2">Dorf</td></tr>
</table>

Die ältere der beiden Altersgruppen in meiner Gesamtstichprobe lässt sich wie folgt charakterisieren: Da Varietätenkontakte sowohl auf basisdialektaler als auch auf regiolektaler Ebene beobachtet werden sollen, wurde die ältere Alterskohorte meiner Probanden auf die Geburtsjahrgänge 1920 bis 1939 eingegrenzt. Selbst solche Personen aus dieser Altersgruppe, die vorschulisch noch ausschließlich im jeweiligen Basisdialekt sozialisiert wurden, sind also bis Kriegsende in der Schule bereits mit einer – wahrscheinlich regional geprägten – Form des Standarddeutschen in Berührung gekommen und hatten spätestens zu diesem Zeitpunkt begonnen diese Varietät zu erwerben. Sie verfügten bei Kriegsende also – gegebenenfalls neben einer mehr oder weniger ausgeprägten Dialektkompetenz – auch über eine mindestens rudimentäre Kompetenz im hochdeutschen Regiolekt bzw. im Standarddeutschen.

Meine älteste Gewährsperson wurde 1921 geboren, die drei jüngsten Angehörigen dieser Altersgruppe kamen 1939 zur Welt. Die Gruppe der vor dem Zweiten Weltkrieg geborenen Gewährsleute umfasst 58 Personen. Im Gruppendurchschnitt lag das Geburtsdatum dieser Gewährspersonen in der ersten Jahreshälfte 1931. Zum Kriegsende 1945 waren diese Personen demnach durchschnittlich 13 Jahre alt. Die sprachliche Primärsozialisation hatten meine Probanden also bereits vor dem erzwungenen Beginn der binnendeutschen Varietätenkontakte jeweils in der Region abgeschlossen, in der sie aufgewachsen sind. Bei den meisten Gewährspersonen dieser Altersgruppe war überdies die schulische Sekundärsozialisation und damit der Erwerb einer standardnahen Varietät bereits sehr weit fortgeschritten oder schon abgeschlossen, als sie vertreibungsbedingt mit arealen Varietäten des Deutschen in Kontakt kamen, die ihnen zuvor unbekannt waren. Lebensgeschichtlich hatte der größte Teil der Angehörigen dieser Alterskohorte die sensitive Phase für einen akzentfreien Zweitspracherwerb bereits überschritten, als sie ihr Sprachverhalten in die wechselseitigen Synchronisierungsprozesse zwischen den basisdialektalen und regiolektalen Kontaktvarietäten im Mecklenburg der Nachkriegszeit einzubringen begannen.[50] In der Mitte meiner von 2010 bis 2015 währenden Erhebungszeit waren die Angehörigen

50 Das Ende bzw. die Übergangszone der „kritischen“ oder „sensiblen“ Phase des Spracherwerbs wird von der Forschung häufig an den Eintritt der Pubertät, je nach betroffener Sprachebene vielfach aber auch schon auf ein Lebensalter zwischen sechs bis neun Jahren verlegt. Vgl. die Diskussion des

dieser Alterskohorte im Durchschnitt 82 Jahre alt. Auch die jüngsten Angehörigen dieser Altersgruppe waren zur Zeit ihrer Befragung schon lange aus dem Berufsleben ausgeschieden.

Die zweite Alterskohorte von Probanden wurde zeitlich so umgrenzt, dass sie potentiell die Nachkommen von Zugehörigen der älteren Kohorte umfassen konnte. Diese jüngere Alterskohorte in meiner Stichprobe schließt die Geburtsjahrgänge von 1950 bis 1969 ein, sie umfasst insgesamt 30 Personen. Im Fall von sechs Interviewpartnern, die vor 1940 geboren wurden, konnten tatsächlich die leiblichen Kinder in die Untersuchung einbezogen werden. Unabhängig von derartigen konkreten verwandtschaftlichen Abfolgen soll die Gegenüberstellung einer „Vorkriegsgeneration" und einer „Nachkriegsgeneration" von Gewährspersonen es ermöglichen, Prozesse sprachlicher Tradierung und Veränderung über die zeitliche Struktur einer hypostasierten familialen Generationsfolge nachzuzeichnen. Im Gruppendurchschnitt liegt das Geburtsdatum der Angehörigen der jüngeren Alterskohorte etwa in der Jahresmitte 1957. Zur Halbzeit meiner von 2010 bis 2015 dauernde Erhebungszeit waren die Angehörigen dieser Altersgruppe also durchschnittlich 56 Jahre alt. Sie standen zur Zeit ihrer Befragung somit bereits im letzten Drittel ihres Berufsleben und hatten zu einem kleinen Teil sogar schon das Rentenalter erreicht.

Beide Alterskohorten meiner Erhebung kann man im makrosoziologisch-historischen Sinne von „Generation"[51] als „Vorkriegsgeneration" und „Nachkriegsgeneration" voneinander abgrenzen. Die Angehörigen einer Generation teilen jeweils ähnliche Erfahrungshorizonte, da sie im Laufe ihres Lebens mit den gleichen politischen, gesellschaftlichen, aber auch sprachlichen Entwicklungen konfrontiert waren. Die Lebenserfahrungen der Vorkriegsgeneration werden folglich in vielerlei Hinsicht von den Erfahrungen der Nachkriegsgeneration abweichen. In dem feiner ausdifferenzierten Generationenmodell der DDR-Geschichte von Ahbe und Gries (2006: 502) würde die ältere Kohorte meiner Stichprobe überwiegend der „Aufbaugeneration" zuzuordnen sein, deren Kindheit und Jugend durch Nationalsozialismus, Krieg, Vertreibung und die Notzeit der Nachkriegsjahre

Forschungsstands zur „Critical-Period-Hypothese" bei Esser (2006: 252–263) oder Pearson (2007: 4–7).

51 Vgl. Majce (2002).

gekennzeichnet war. Ihr Berufsleben begannen die Angehörigen dieser Altersgruppe in der Aufbauphase der DDR und schlossen es etwa mit dem Ende der DDR ab. Die jüngere Alterskohorte meiner Untersuchung deckt sich weitgehend mit der „integrierten Generation“ der DDR-Gesellschaft, reicht aber auch in die „entgrenzte Generation“ hinein. Diese Altersgruppe wuchs in einer wirtschaftlich und gesellschaftlich konsolidierten DDR heran, mit der sich besonders die Älteren der Gruppe vielfach auch ideologisch identifizierten, während für jüngere Vertreter der Gruppe nach Ahbe / Gries (2006: 531–556) eine zunehmende Entideologisierung und Westorientierung typisch waren. Für die Nachkriegsgeneration meiner Stichprobe brachte der Systemwechsel von der DDR zur Bundesrepublik meist einen einschneidenden Bruch der Berufs- und Bildungskarrieren mit sich. Es wird (im zweiten Teil dieser Studie) zu prüfen sein, inwieweit die generationsspezifischen gesellschaftlichen Erfahrungen mit dem Sprachverhalten und Spracheinstellungen der jeweiligen Alterskohorten korrespondieren.[52]

Mit 58 Personen ist die Altersgruppe der Vorkriegsgeneration in meiner Gesamtstichprobe fast doppelt so häufig vertreten wie die Nachkriegsgeneration mit 30 Befragten.[53] Diese zahlenmäßige Asymmetrie unterstreicht, dass sich die Zusammensetzung der Gesamtstichprobe vor allem an den Forschungszielen meines Projekts orientiert und keinesfalls Anspruch auf Repräsentativität für die Bevölkerung des Untersuchungsgebietes erhebt, zumal ja auch der große Bevölkerungsanteil der 1970 und später geborenen Mecklenburger gar nicht berücksichtigt ist.[54] Die Fokussierung auf die älteren und ältesten Geburtsjahrgänge hat natürlich schlicht auch arbeitsökonomische Gründe. Die starke Gewichtung besonders auf die Vorkriegsgeneration folgt aber auch aus meinem Bemühen, die Erinnerungen der letzten Zeitzeugen der unmittelbaren Nachkriegszeit in möglichst

52 Einen engen Zusammenhang zwischen den generationsspezifischen Erfahrungen von Flüchtlingen und Vertriebenen und dem Verlauf ihrer sozialen Integration in die DDR-Gesellschaft stellt König (2014) her, lässt dabei aber sprachliche Aspekte der Integration weitgehend unberücksichtigt.

53 Zwei Gewährspersonen, die ich als Experten für die Kommunikation in institutionellen Kontexten befragt habe, wurden in den 1940er Jahre geboren und lassen sich den beiden Alterskohorten daher nicht zuordnen.

54 Im Hinblick auf die Geschlechterverteilung ist die Gesamtstichprobe dagegen sehr ausgewogen, 44 männlichen Probanden stehen hier 46 Probandinnen gegenüber.

großem Umfang zu bergen, solange sie noch zu befragen sind. Eine ganze Reihe meiner Gewährspersonen aus dieser älteren Alterskohorte ist inzwischen bereits verstorben. Die Befragung der Vorkriegsgeneration ist für mein Forschungsvorhaben schließlich deshalb von besonderer Relevanz, weil die Lebensspannen und die Sprachbiographien der vor 1940 geborenen Personen den gesamten Untersuchungszeitraum seit dem Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart abdecken und noch in die unmittelbare Vorgeschichte dieser Nachkriegsentwicklungen zurückreichen.

Eine weitere wichtige Vergleichsdimension innerhalb der Gesamtstichprobe meiner Befragten wird durch die Gegenüberstellung von „Alteingesessenen“ und „Vertriebenen“ eröffnet (vgl. Tab. 2.1.3-1). Auch im Hinblick auf die regionale Herkunft der Gewährspersonen folgte der Aufbau der Stichprobe meiner Forschungsfrage. Um die 1945 einsetzenden Sprachkontaktprozesse klar konturieren zu können, habe ich für die Gruppe der Vertriebenen nur solche Personen aufgesucht und befragt, die vor ihrer Zuwanderung keinen längeren Kontakt mit dem Niederdeutschen oder einem norddeutschen Regiolekt gehabt haben konnten, weil sie aus mittel- oder oberdeutschen Dialektregionen stammen. Flüchtlinge und Vertriebene aus Pommern und Preußen wurden in der Vergleichsgruppe der Vertriebenen deshalb nicht berücksichtigt. Die befragten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration stammen aus Schlesien, den böhmischen Ländern und der Slowakei (27 Personen). Neben Gewährspersonen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit aus den genannten Vertreibungsgebieten umgesiedelt wurden, sind auch die in Mecklenburg-Vorpommern geborenen Nachkommen derartiger Zuwanderer befragt worden (15 Personen). Als Repräsentanten der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien werden hier solche Personen berücksichtigt, von deren Eltern mindestens ein Elternteil aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten stammt. Im Verlauf der Auswertung wird gelegentlich zwischen Personen mit einem vertriebenen Elternteil und solchen mit beiden Eltern aus den genannten Vertreibungsgebieten zu differenzieren sein, denn ihr Sprachverhalten weist zum Teil bemerkenswerte Unterschiede auf.

Da es in dieser Untersuchung um die Beobachtung langfristiger Sprachkontaktprozesse geht, sind aus der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen in erster Linie solche Personen berücksichtigt worden, die seit ihrer Zuwanderung 1945 / 1946 ohne längere Unterbrechung im Untersuchungsgebiet gelebt haben. Nur in zwei Fällen wurden auch Vertriebene aus dieser Altersgruppe

interviewt, die zunächst in anderen Landesteilen Mecklenburg-Vorpommerns angesiedelt wurden und erst in späterer Zeit in das Untersuchungsgebiet bei Rostock zugezogen sind. Bei den Nachkommen von Vertriebenen wurden bis auf eine Ausnahme nur solche Personen berücksichtigt, die in meinem Erhebungsgebiet geboren wurden und ihr Leben ohne große Unterbrechung dort verbracht haben. Aus Vergleichsgründen wurde ausnahmsweise auch ein Sohn schlesischer Eltern interviewt, der im vorpommerschen Vergleichsort Gützkow aufgewachsen ist und lebt.

Die zahlenmäßige Repräsentanz der befragten Angehörigen von Vertriebenenfamilien und solchen aus alteingesessenen Familien ist in der Gesamtstichprobe ebenso wie innerhalb der verglichenen Alterskohorten nahezu ausgeglichen. Den insgesamt 42 befragten Angehörigen von Vertriebenenfamilien stehen in der Stichprobe 41 Angehörige alteingesessener mecklenburgischer Familien gegenüber. Als Alteingesessene der Vorkriegsgeneration sind solche Gewährsleute befragt worden, die vor 1940 im Untersuchungsgebiet geboren wurden und dort bis heute möglichst kontinuierlich gewohnt haben (26 Personen).[55] Selbstredend ist auch hier die Nachkommengeneration in der Stichprobe vertreten. Die Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen setzt sich mit einer Ausnahme aus Personen zusammen, deren beide Eltern vor 1940 in Mecklenburg geboren wurden, die selbst im Erhebungsgebiet aufgewachsen sind und dort seither ohne größere Unterbrechungen ansässig sind (15 Personen). In einem Fall ist eine Gewährsperson zunächst im Süden des Landkreises Rostock aufgewachsen und erst aus Berufsgründen in das Erhebungsgebiet umgezogen.

Zusätzlich zu den Gewährsleuten, die sich im Sinne dieser Studie als „Vertriebene“ oder „Alteingesessene“ bzw. als deren Nachkommen identifizieren lassen, habe ich auch sieben weitere Personen interviewt, die diesen nach ihrer regionalen Herkunft unterschiedenen Vergleichsgruppen nicht ohne Einschränkungen zuzuordnen sind. Diese Zeitzeugen sind zusätzlich befragt worden, weil sie aus ihrer Berufserfahrung wertvolle Auskunft über die sprachlichen Verhältnissen in wichtigen Institutionen in den jeweiligen Ortschaften geben konnten: etwa über die Schule, die Kommunalverwaltung,

---

55 Ein Repräsentant dieser Gruppe Alteingesessener ist allerdings im Lauf seines Berufslebens in die nahegelegene Stadt Güstrow gezogen, hat aber stets engen Kontakt zu seinem Geburtsort Jürgenshagen gehalten.

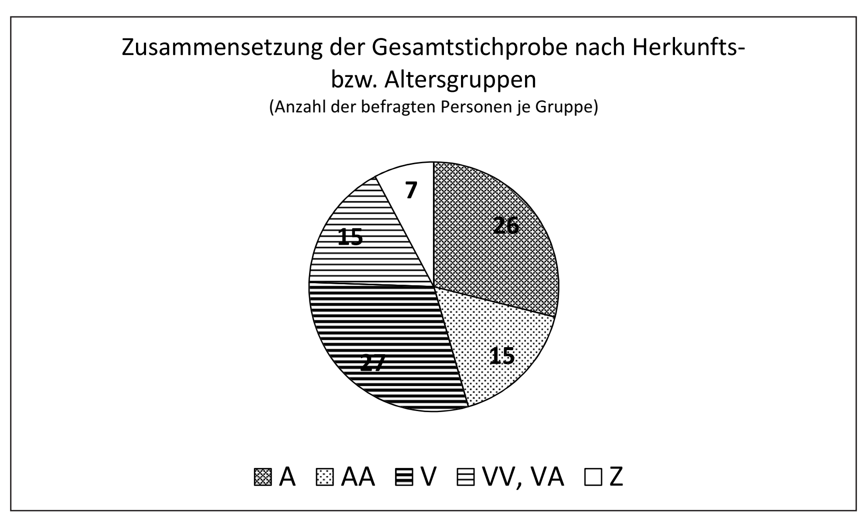
die Kirche, den Kulturbetrieb oder große ortsansässige Wirtschaftsunternehmen. Wenn ich bei meiner Suche nach geeigneten Zeitzeugen auf derartige Gewährspersonen gestoßen bin, sind sie in die Gesamtstichprobe aufgenommen worden, obwohl sie beispielsweise aus Ostpreußen oder der Neumark vertrieben wurden oder aber schon in den 1930er Jahren als Kind schlesischer Arbeitsmigranten in das Untersuchungsgebiet zugewandert sind und daher nicht als „Vertriebene“ im oben genannten Sinn gelten können. Interviewt wurden aus denselben Gründen auch drei Personen, die vor dem Krieg in einer mecklenburgischen Region außerhalb der Erhebungsregion aufgewachsen und erst später zugezogen sind oder deren Eltern als Binnenmigranten innerhalb der DDR in das Untersuchungsgebiet immigrierten, wo sie selbst dann geboren wurden. Als „Alteingesessene“ im strikten Sinne der oben abgegrenzten Vergleichsgruppe können auch sie nicht gelten. All diese zusätzlichen Zeitzeugen haben aber langjährig im Untersuchungsgebiet gelebt und können deshalb aus eigener Erfahrung detailliert über ihr dortiges sprachliches Umfeld berichten.

Tabelle 2.1.3-2: Vergleichsgruppen nach regionaler Herkunft und Alter mit ihrer Siglenbezeichnung und ihrer zahlenmäßigen Repräsentanz in der Gesamtstichprobe

Sprecher-Sigle		Vergleichsgruppen nach regionaler Herkunft und Alter	Anzahl in der Stichprobe
A		Alteingesessene der Vorkriegsgeneration, vor 1940 im Untersuchungsgebiet geboren	26
AA		Nachkommen von Alteingesessenen, beide Eltern vor 1940 im Untersuchungsgebiet geboren	15
V		Vertriebene aus mittel- und oberdeutschen Dialektregionen, dort vor 1940 geboren	27
VV, VA		Nachkommen von Vertriebenen aus mittel- oder oberdeutschen Dialektregionen	15
	VV	Nachkommen zweier vertriebener Eltern aus mittel- und oberdeutschen Dialektregionen	9
	VA	Nachkommen von einem vertriebenen Elternteil aus mittel- oder oberdeutschen Dialektregionen (anderer Elternteil AA)	6
Z		Zusätzliche Zeitzeugen: Vertriebene bzw. Zuwanderer aus anderen Herkunftsregionen und deren Nachkommen	7

Tabelle 2.1.3-2 und Abbildung 2.1.3-1 geben einen Überblick über die zahlenmäßige Repräsentanz der Herkunftsgruppen bzw. der Alterskohorten in der Gesamtstichprobe. Dort wird auch noch einmal erkennbar, dass die Herkunftsgruppen in der jeweiligen Altersstufe unter den Befragten nahezu völlig gleichstark vertreten sind.

Abbildung 2.1.3-1: Zusammensetzung der Gesamtstichprobe nach Herkunfts- bzw. Altersgruppen (A: Alteingesessene der Vorkriegsgeneration, AA: Alteingesessene der Nachkriegsgeneration, V: Vertriebene der Vorkriegsgeneration, VV, VA: Nachkriegsgeneration der Familien Vertriebener, Z: zusätzliche Zeitzeugen)



Um die wichtige Vergleichsdimension der regionalen Herkunft der Gewährspersonen jederzeit kenntlich zu machen, wird die jeweilige Herkunft beim Nachweis von Zitaten aus den Interviews oder bei der Erörterung von Charakteristika ihres persönlichen Sprachgebrauchs stets mit der Angabe einer Sigle angeführt (vgl. Tab. 2.1.3-2). Da auch die Position der Zeitzeugen in den beiden verglichenen Alterskohorten für die Leser stets erkennbar sein soll, wird zusätzlich auch immer das Geburtsjahr der betreffenden Gewährsperson genannt, wenn auf einzelne Personen aus der Stichprobe referiert wird.

Die einzelnen Gewährspersonen werden in dieser Studie also in anonymisierter Kurzform durch die folgenden Angaben identifiziert:

Herr / Frau[56] *> laufende Nummer der Aufnahme > (Geburtsjahr > Sigle der Herkunftsregion)*

Also beispielsweise:

Herr 01 (1932 V)
Frau 07 (1936 A)
Herr 46 (1954 VV)
Frau 83 (1954 VA)
Frau 84 (1966 AA)
Herr 87 (1964 Z)

Abschließend soll noch die Differenzierung der Gesamtstichprobe nach dem Urbanitätsgrad der Wohnorte meiner Gewährspersonen angesprochen werden. In die Stichprobe meiner Untersuchung wurden wie gesagt grundsätzlich nur solche Personen einbezogen, die große Teile ihres Lebens im mecklenburgischen Erhebungsgebiet in Rostock und Umgebung (bzw. im Einzelfall: im vorpommerschen Vergleichsort Gützkow) gewohnt haben und deshalb aus langjähriger eigener Anschauung über die sozialen und sprachlichen Verhältnisse dort Auskunft geben können. Da ein Vergleich der Sprachentwicklungen in lokalen Kommunikationsräumen von unterschiedlichem Urbanitätsgrad angestrebt war, wurden die Interviews und Sprachtests in aller Regel in den fünf Fokusorten der Untersuchung bzw. in deren unmittelbarer Umgebung durchgeführt (vgl. Abschnitt 2.1.1). Gesucht wurde vor allem nach Probanden, die idealerweise ihr ganzes Leben seit der Geburt bzw. seit ihrer Zuwanderung nach dem Krieg in diesen Fokusorten gewohnt haben. Derartig dauerhaft ortstreue Gewährspersonen konnten in für mich überraschend großer Zahl gefunden werden.

Der Lebensweg anderer Ortsbewohner hat dagegen über mehrere örtliche Stationen im Erhebungsgebiet geführt und dabei gegebenenfalls auch in

56 Bei der Identifizierung meiner einzelnen Gewährsleute wird stets zwischen weiblichen und männlichen Personen unterschieden. Bei allgemeinen Personenbezeichnungen beschränke ich mich dagegen meist auf die Verwendung des generischen Maskulinums, um die ohnehin häufig sehr differenzierten Bezeichnungen von Personengruppen im Text nicht zusätzlich zu verkomplizieren. Selbstverständlich sind dabei stets sowohl weibliche als auch männliche Gewährspersonen gemeint, die auch zu etwa gleichen Teilen meine Gesamtstichprobe ausmachen.

verschiedenen Fokusorten unterschiedlicher Größe Halt gemacht. Auch Personen, bei denen ein solcher Ortswechsel innerhalb des Untersuchungsgebietes einmal stattgefunden hat und die daher jeweils lange Phasen ihres Lebens in zwei der Fokusorte verbracht haben, sind in die Gesamtstichprobe aufgenommen worden. So habe ich beispielsweise eine Person in die Befragung einbezogen, die Kindheit und Jugend in der Großstadt Rostock verbracht und dann in das Dorf Satow geheiratet hat, oder eine andere, die im Ostseebad Nienhagen aufwuchs und dann aus Berufsgründen in die Kleinstadt Schwaan umgezogen ist. Bei der inhaltlichen Auswertung der biographischen und sprachbiographischen Interviews werden dann über die Filterfunktion der verwendeten Analysesoftware MAXQDA die ortsbezogenen Aussagen all derjenigen Gewährspersonen zusammengeführt, die im betreffenden Fokusort entweder ihr ganzes Leben oder zumindest lange Phasen ihres Lebens verbracht haben. Die Rekonstruktion der Sprachgebrauchs- und der Sprachbewusstseinsgeschichte kann sich auf diese Weise für jeden der Fokusorte auf Teilsamples von Personen stützen, die über die Lebens- und Sprachverhältnisse am Ort aus langjähriger Erfahrung und eigener Beteiligung berichten können.

Für die Rekonstruktion der Sprachsystemgeschichte, die ja unter anderem nach strukturellen Differenzen im Sprachgebrauch in Ortschaften unterschiedlicher Größe fragt, sind strengere Kriterien an die zugrundeliegende Stichprobe zu stellen. Hier wurde die Teilstichprobe auf Personen begrenzt, die seit 1945 / 1946 bzw. seit ihrer Geburt nach 1950 möglichst ohne größere Unterbrechung an einem und demselben Ort gelebt haben. Aus den aufgezeichneten dialektalen und regiolektalen Äußerungen dieser besonders ortstreuen Bewohnern der Großstadt Rostock, der Kleinstadt Schwaan oder der dörflichen Fokusorte werden spezielle Teilkorpora für die quantitative Variablenanalyse zusammengestellt. Die Datengrundlagen für die sprachliche Analyse des Regiolekts und des niederdeutschen Dialekts beschreiben die Abschnitte 2.2.1 und 2.2.2.

2.1.4 Transkription und Nachweis von Zitaten

Um meine umfangreichen Tonaufnahmen analysieren zu können, mussten die Tondokumente zunächst verschriftlicht werden. Für die Entscheidungen, in welchem Transkriptionssystem, in welchem Transkriptionsformat und mit Hilfe welcher Transkriptionssoftware die Verschriftlichung der Audiodateien

erfolgen sollte, war in erster Linie die Überlegung ausschlaggebend, welche Datengrundlage dem Erkenntnisinteresse meiner Untersuchung am angemessensten wäre. Bei einem Aufnahmekorpus von über 200 Stunden Umfang war auch der erwartbar sehr große Arbeitsaufwand vorab in Rechnung zu ziehen. Schließlich sollten die Transkripte der Aufnahmen, aus denen vor allem im zweiten Band meiner mecklenburgischen Sprachgeschichte häufiger und umfänglicher zu zitieren sein wird, auch für einen breiteren, nicht unbedingt phonetisch geschulten Adressatenkreis mühelos zu lesen sein.[57]

Die biographischen und die sprachbiographischen Interviews meiner 90 Gewährspersonen erfüllen in meinem Forschungsvorhaben eine doppelte Funktion als empirische Basis: Sie sollen einerseits als subjektive Sprachdaten zum Sprachgebrauch, zur Sprachwahrnehmung und zu den sozialgeschichtlichen Hintergründen der Varietätenkontakte einer qualitativen Inhaltsanalyse unterzogen werden. Andererseits sollen die – überwiegend hochdeutsch geführten – Interviews als objektive Sprachdaten für die quantitativen Variablenanalysen zum regiolektalen Sprachgebrauch in Mecklenburg ausgewertet werden. Die niederdeutschen Wenkerübersetzungen und freien Dialekterzählungen fungieren dagegen (abgesehen von einzelnen metasprachlichen Randbemerkungen der Gewährspersonen) ausschließlich als Grundlage für die Variablenanalyse des Niederdeutschen. Niederdeutsche Passagen in den Interviews, die in der Regel nur kurz ausfallen, werden natürlich bei der Inhaltsanalyse dieser Gespräche mit berücksichtigt.

Für die Verschriftlichung der meist hochdeutschbasierten Interviews und der niederdeutschen Sprachtests und Kurzerzählungen waren unterschiedliche Vorgehensweisen geboten. Zunächst soll auf die Transkription der Interviews eingegangen werden: Da unter inhaltsanalytischen wie unter variablenanalytischen Aspekten in erster Linie die Äußerungen der Gewährspersonen Gegenstand der Untersuchung sind, wurden diese Interviewäußerungen im Zeilenformat transkribiert. Die Gesprächsbeiträge des Interviewers sowie gegebenenfalls weiterer Gesprächsteilnehmer werden nur in Form von kurzen Paraphrasen in das Transkript aufgenommen. Auch Interviewpassagen, die für die sprachlichen und sozialen Verhältnisse im Lebensumfeld der Zeitzeugen inhaltlich nicht relevant sind – wie z. B.

57 Vgl. die allgemeinen Entscheidungskriterien für die Wahl eines Transkriptionssystems nach Kowal / O'Connell (2010: 439).

Gesprächspassagen zur Anreise des Interviewers – werden in den Transkripten nur stichwortartig paraphrasiert.[58] Die nur paraphrasierten Kontexte der Äußerungen der Gewährspersonen können in der Auswertung in den mit den Transkripten verlinkten Audiodateien jederzeit nachträglich abgehört und in der Interpretation berücksichtigt werden. Bei Bedarf kann der zeitliche Verlauf von Ausschnitten der Gesprächsinteraktion später punktuell im Partiturformat verschriftlicht werden. Im Großen und Ganzen bietet die ‚monologische' Verschriftlichung der Interviews im Zeilenformat den direktesten und am wenigsten aufwendigen Zugang zur zentralen Datengrundlage meiner Untersuchung. Für die Transkription im Zeilenformat bot sich die Software F4 an,[59] die eine komfortable Verschriftlichung auch sehr umfangreicher Audiodateien ermöglicht und die Transkripte fortlaufend mit der Tonspur verlinkt. Die F4-Transkripte sind außerdem leicht in die Auswertungssoftware MAXQDA zu importieren.

Die Interviews der Gewährspersonen wurden standardorthographisch verschriftlicht. Standardorthographische Transkripte sind sehr leicht zu erstellen und optimal lesbar. Überdies generiert die orthographische Standardisierung Transkripte, in denen für die phonetische Variablenanalyse vergleichbare sprachliche Kontexte über Volltextsuchroutinen aufgefunden und auf ihre konkrete lautliche Realisierung in der verlinkten Audiospur abgehört werden können. Standarddivergente Lautrealisierungen werden also erst in der nachträglichen Codierung der Transkripte erfasst. Auch allegrosprachliche Laut- und Morphemreduktionen, die in schneller Spontansprache in sehr großräumiger Verteilung oft hochfrequent auftreten, wurden aus Gründen der Lesbarkeit und Vereinheitlichung in den Transkripten standardisiert.[60] Eine Äußerung wie beispielsweise „könn'

58 Paraphrasierte Äußerungen werden im Transkript in eckige Klammern gesetzt und ihre Sprecher mit einem Personenkürzel gekennzeichnet. Die Paraphrasen sollten nach der Vorgabe des Transkriptionshandbuches eher zu detailliert als zu knapp ausgeführt werden und den Verlauf der paraphrasierten Redebeiträge abbilden. Falls die Gewährsperson in ihren eigenen Redebeiträgen Formulierungen des Interviewers wörtlich wiederaufnimmt, sollten diese Formulierungen auch in der Paraphrase der Interviewerbeiträge verwendet werden.

59 Informationen zur Transkriptionssoftware F4 bzw. F5 vgl. https://www.audiotranskription.de/f4 (Stand: 15.5.2017).

60 Während Allegroformen nach Schmidt / Herrgen (2011: 360) „in erster Linie als Markierung für informellen Sprachgebrauch" dienen, weisen Elmentaler /

Se ma‘ sehn“ wird im standardorthographischen Transkript demnach als „können Sie mal sehen“ umgesetzt. Für die Transkription der allegrosprachlichen Phänomene wurden ebenso wie für die Verschriftlichung anderer spontansprachlicher Phänomene (z. B. Übersprechen von Wortgrenzen, Konstruktionsbrüche, Planungsindikatoren) spezielle Regelungen getroffen, die in einem Transkriptionshandbuch niedergelegt wurden.[61] Diese Regelungen sind im Anhang dieses Bandes abgedruckt (vgl. Abschnitt 9.2.1).

Morphologische und syntaktische Besonderheiten der Zeitzeugenäußerungen, die sich nicht auf Allegrosprechweise zurückführen lassen, wurden dagegen bei der Verschriftlichung nicht standardisiert, auch wenn sie von der kodifizierten Norm, etwa der Duden-Grammatik, abweichen (z. B. „mit so große Augen“). Die beibehaltenen morphologischen oder syntaktischen Nonstandardformen sind in den Transkripten einfach aufzusuchen und können so bei der Frage nach morphosyntaktischen Spezifika des mecklenburgischen Regiolekts Berücksichtigung finden. Konstruktionsbrüche, Reformulierungen und Wiederholungen wurden in die Verschriftlichung überführt, um den Verlauf der Argumentationen und Narrationen der Gewährspersonen abzubilden. Sprechpausen und prosodische Merkmale der Äußerungen haben wir im Sinne der leichteren Lesbarkeit in der Verschriftlichung nicht notiert, auf sie kann bei der Interpretation bestimmter Gesprächszüge bei Bedarf gesondert eingegangen werden. Die einzelnen Äußerungen der Gewährspersonen werden durch schließende Satzzeichen (Punkt, Fragezeichen, Ausrufezeichen) voneinander abgegrenzt. Auf äußerungsinterne Zeichensetzung wurde verzichtet, um die Transkriptionsarbeit von syntaktischen Interpretationsfragen möglichst weitgehend zu

Rosenberg (2015 b: 448) darauf hin, dass sie in gewissem Maße doch „eine regionale Bindung aufweisen und als Marker für Regionalität fungieren“ können. Die hier im Transkript standardisierten Laut- und Morphemreduktionen dürften wegen ihrer großräumigen Verbreitung aber kaum als spezifische Kennzeichen des mecklenburgischen Regiolekts in Betracht kommen und sie werden daher in der Variablenanalyse nicht berücksichtigt. Bei Bedarf wäre ihre Frequenz im regiolektalen Sprachgebrauch aber auch über das Abhören der standardorthographischen Belege im Transkript zu ermitteln.

61 Hierbei habe ich mich an den Transkriptionskonventionen orientiert, die auch im DFG-Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“ verwendet wurden. Zum SiN-Projekt allgemein vgl. die Startseite des Projekts: https://www.corpora.uni-hamburg.de/sin/startseite.html (Stand: 5.9.2017).

entlasten. Die fehlende äußerungsinterne Zeichensetzung soll bei Zitaten aus den Interviews überdies den spontansprachlichen Charakter der jeweiligen Äußerungen für die Leserinnen und Leser jederzeit kenntlich machen.

Bei der Transkription des umfangreichen Interviewkorpus haben mich studentische Hilfskräfte unterstützt. Jedes erstellte Transkript wurde dabei in anschließenden Korrekturgängen von mindestens einer weiteren Person kontrolliert und auf der Basis des Transkriptionshandbuches korrigiert. Stellten sich bei der späteren inhalts- und variablenanalytischen Auswertung der Interviews noch Ungenauigkeiten der Verschriftlichung heraus, so wurden diese in weiteren Korrekturversionen bereinigt. Die niederdeutschen Passagen in den Interviews wurden im Ersttranskript gekennzeichnet und in einem eigenen Arbeitsgang von niederdeutschkompetenten Projektmitgliedern nach den im Folgenden beschriebenen Konventionen verschriftlicht.

Bei der Verschriftlichung der niederdeutschen Wenkerübersetzungen und anderen niederdeutsche Sprachproben sind wir anders vorgegangen als bei den überwiegend hochdeutschbasierten Interviews: Die Wenkerübersetzungen und kurzen Erzählungen wurden ebenso wie einige historische niederdeutsche Tondokumente mit Hilfe der EXMARaLDA-Software transkribiert, die ebenfalls eine Verlinkung von Text und Audiospur ermöglicht.[62] Anders als die F4-Software können in der Bearbeitung mit EXMARaLDA die Transkripte einfach wortweise segmentiert und so beispielsweise synoptische Darstellungen der verschiedenen Übersetzungsvarianten für die hochdeutschen Satzvorlagen erstellt werden. Auch hier wurde im Zeilenformat transkribiert. Die Partiturstruktur, die der Partitureditor von EXMARaLDA vorgibt, habe ich hauptsächlich für die Einrichtung von Kommentar- und Annotationszeilen für die Variablenanalyse des Niederdeutschen genutzt. Dabei werden sprachliche Merkmale, die in den Wortsegmenten der Transkriptionszeile auftreten, in den jeweiligen parallel laufenden Annotationsspuren mit Siglen codiert oder kurz kommentiert. Als Transkriptionssystem für das Niederdeutsche, auch für die niederdeutschen Passagen der Interviews, wurde eine literarische Umschrift gewählt, die mit Mitteln der Standardorthographie die dialektale Lautlichkeit näherungsweise abbildet und dabei gut lesbar bleibt.

62 EXMARaLDA ist ein Software-System zur Verschriftlichung, Verwaltung und Analyse mündlicher Sprachkorpora, zum Programm vgl. http://exmaralda.org/de (16.4.2016).

Die Konventionen für die literarische Umschrift des Niederdeutsche lehnen sich mit einigen Modifikationen an die einfachen Orthographieregeln an, die Herrmann-Winter (1999: 11–12) für das mecklenburgisch-vorpommersche Niederdeutsch ausgearbeitet hat. Die Transkriptionskonventionen für die niederdeutschen Äußerungen der Gewährspersonen finden sich ebenfalls im Anhang dieses Bandes (vgl. Abschnitt 9.2.2). Wo die genaue phonetische Realisierung für die Dateninterpretation von Bedeutung ist, wird punktuell auch mit einer IPA-Transkription der betreffenden niederdeutschen Wörter bzw. Äußerungen gearbeitet.

Die Interviewgespräche mit den meisten meiner Gewährspersonen umfassen – wie in Abschnitt 2.1.2 dargestellt – maximal sechs verschiedene Erhebungsteile: biographisches Interview, sprachbiographisches Interview, Wenkerübersetzung, Dialekterzählung, semasiologische Befragung, Metadaten zur Person. Einige zusätzliche Zeitzeugen (Personensigle Z) habe ich gezielt zum Sprachgebrauch in lokalen Institutionen (Schule, Kirche, Verwaltung) oder zur Ortsgeschichte befragt. Die Aufzeichnungen all dieser Erhebungsteile wurden jeweils in einer eigenen Audiodatei abgespeichert und in einer entsprechenden Transkriptdatei verschriftlicht. Die Tonaufzeichnungen zur Erhebung der soziodemographischen Daten der einzelnen Gewährspersonen sind allerdings nicht transkribiert, sondern nur tabellarisch ausgewertet worden. Ebenso wurden die Aufnahmen der semasiologischen Befragung der Gewährspersonen nicht durchgängig verschriftlicht, sondern nur knappe Schlüsselzitate aus den jeweiligen Aufnahmen in eine Excel-Tabelle zur Auswertung aufgenommen. Für jede Gewährsperson wurden die zugehörigen Audiodateien, Transkripte und Tabellen in einem gesonderten Dateiordner abgelegt.

Wie werden nun Zitate aus diesem großen und intern gegliederten Korpus nachgewiesen? Bei Nachweis von zitierten Passagen gebe ich zunächst die in Abschnitt 2.3.3 vorgestellten Personensiglen an und verweise sodann auf den Erhebungsteil, aus dem die betreffende Äußerung der Gewährsperson stammt. Dabei verwende ich die folgenden Kürzel für die verschiedenen Erhebungsteile:

BI: biographisches Interview
SP: sprachbiographisches Interview
WN: Wenkerübersetzung ins Niederdeutsche
WD: Wenkerübersetzung in den Herkunftsdialekt
EN: Dialekterzählung auf Niederdeutsch

ED: Dialekterzählung im Herkunftsdialekt
SE: Semasiologische Befragung
SO: Sonderthema, Sprachgebrauch in Institutionen, Ortsgeschichte

Gelegentlich musste die Aufnahme eines Erhebungsteils unterbrochen werden, etwa weil die Gewährsperson zwischenzeitlich einen Telefonanruf entgegennahm. Einige Male habe ich ein begonnenes Interview durch telefonische Nachfragen ergänzt oder bei einem zweiten Besuch vor Ort fortgesetzt. In diesen Fällen wurden für den jeweiligen Erhebungsteil zwei (mitunter drei) Audiodateien abgespeichert und entsprechende Einzeltranskripte angefertigt, die laufend durchnummeriert werden. Mit der Kürzel „BI2" beziehe ich mich beispielsweise auf den zweiten Teil des biographischen Interviews einer Gewährsperson. Zitate aus den langen Interviews werden zusätzlich durch die Angabe des Absatzes bzw. der Absätze im betreffenden Transkript identifiziert (z. B. SP: 23–24). Bei Zitaten aus den Wenkerübersetzungen nenne ich die Nummer des jeweiligen Wenkersatzes. Passagen aus den durchweg sehr kurzen Dialekterzählungen (EN, ED) werden ohne Angabe des Absatzes im Transkript nachgewiesen.

Zwei Beispiele sollen die vollständige Form der Quellenangabe verdeutlichen, mit denen in dieser Studie auf Passagen aus dem Transkriptkorpus verwiesen wird: Der Nachweis eines Gesprächsbeitrags, den eine 1930 geborene Vertriebene in ihrem biographischen Interview geäußert hat und der im Absatz 15 des zugehörigen Transkripts verschriftlicht wurde, lautet etwa wie folgt:

Frau 29 (1930 V, BI: 15)

Wenn beispielsweise auf eine längere Äußerung eines 1950 geborenen Angehörigen einer alteingesessenen mecklenburgischen Familie im zweiten Teil seines sprachbiographischen Interviews verwiesen werden soll, könnte die Quellenangabe die folgende Form haben:

Herr 58 (1950 AA, SP2: 23–24)

Das Korpus der Transkripte wird zusammen mit den Audiodateien nach Abschluss meiner Auswertungen für die nachhaltige Nutzung archiviert und für die interdisziplinäre Forschung zugänglich gemacht.

2.2 Datengrundlage für die Sprachsystemgeschichte

2.2.1 Das regiolektale Korpus: Interviews ortstreuer Gewährspersonen und historische Sprachdokumente

Die Datengrundlage für die sprachliche Analyse des mecklenburgischen Regiolekts bildet in meiner Studie hauptsächlich die hochdeutsche Sprachlage, in der meine Gewährspersonen mit mir im biographischen und sprachbiographischen Interview gesprochen haben. Die Interviewsprache meiner Gewährsleute weist eine mehr oder weniger große Fülle nichtstandardsprachlicher, regional gebundener Merkmale auf, die als kennzeichnend für den Regiolekt in Mecklenburg gelten können oder aber charakteristisch für die Herkunftsvarietäten der Vertriebenen sind. Dabei ist klar, dass die Interviewsprache nur einen schmalen Ausschnitt aus dem variativen Spektrum des Regiolekts der jeweiligen Gewährsperson repräsentiert. Da die Gesprächssituation meiner Erhebung als semiformell charakterisiert werden kann (vgl. Abschnitt 2.1.2), ist davon auszugehen, dass die Interviewsprache meiner Zeitzeugen eher eine vergleichsweise standardnahe Sprechlage innerhalb ihres regiolektalen Sprachgebrauchs darstellt und sie in informellen Freundes- oder Familiengesprächen wohl eine merklich standardfernere Redeweise wählen würden als gegenüber mir, dem zunächst unbekannten Interviewer. Dieser Umstand wird bei der Auswertung meiner Befunde zu berücksichtigen sein.

Die Begrenzung der Datengrundlage auf die Probandenäußerungen in einer einzigen, immer gleichen Gesprächssituation legt das spezielle Forschungsinteresse meiner Studie nahe. Anders als die aktuellen Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* oder zum Marburger REDE-Projekt zielt meine Studie nicht auf die Erfassung situativer Varianzen innerhalb der regiolektalen Spektren sprachlicher Großräume,[63] sondern auf die Ermittlung sozialer und diachroner Differenzen im regiolektalen Sprachgebrauch der

63 Der *Norddeutsche Sprachatlas* verzeichnet die Sprachvariation im regiolektalen Bereich in den Erhebungssituationen Vorleseaussprache, Interviewsprache und informelles Tischgespräch (Elmentaler / Rosenberg 2015 a: 70–71). Im REDE-Projekt kommt zur Vorleseaussprache, der Interviewsprache und dem Freundesgespräch als vierte Aufnahmesituation im Regiolekt das Gespräch in der Notrufannahme der Polizei hinzu, vgl. https://www.regionalsprache.de/empirie-aufgabenbereiche.aspx (Stand: 12.4.2017).

Bevölkerung eines kleinen Untersuchungsgebietes. Es ist davon auszugehen, dass sich derartige Differenzen in den unterschiedlichen Redeweisen verschiedener Gewährspersonen in einer durchgängig vergleichbaren Erhebungssituation am deutlichsten abzeichnen. Da die soziale und diachrone Varianz des Regiolekts im Vordergrund des Forschungsinteresses steht, sollten Effekte seiner situativen Variabilität durch die einheitliche Erhebungssituation möglichst weitgehend herausgefiltert werden. Um die soziale und diachrone (gegebenenfalls auch örtliche) Heterogenität des Regiolekts in meinem Erhebungsgebiet in den Befunden angemessen abbilden zu können, musste die Gesamtstichprobe pro Untersuchungsort außerdem wesentlich größer ausfallen als in den genannten Forschungsprojekten zur situativen Sprachvarianz.[64] Die Vorgabe einer einzigen, stets gleichen Erhebungssituation ermöglicht es mir, mit arbeitsökonomisch vertretbarem Aufwand Varianzen im regiolektalen Sprachgebrauch von Vergleichsgruppen der ortsansässigen Bevölkerung über eine sehr große, intern differenzierte Stichprobe auszumachen. Von der merkmalbezogenen Analyse der Interviewsprache meiner Gewährspersonen ist einerseits ein genauer Aufschluss über die verschiedenen Ausprägungen des Regiolekts innerhalb der alteingesessenen Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes zu erwarten. Andererseits dürften sich in der Interviewsprache meiner Gewährspersonen auch die strukturellen Folgen der Varietätenkontakte im regiolektalen Bereich niederschlagen, also sich etwa sprachliche Konvergenzen zwischen den

64 Der *Norddeutsche Sprachatlas* stützt sich pro Erhebungsort auf vier Probandinnen der gleichen, mittleren Altersstufe, die auch nach ihrem Bildungsabschluss möglichst eine soziale Mittellage repräsentieren sollten. Soziale Parameter wurden hier bewusst invariant gehalten, vgl. Elmentaler / Rosenberg (2015 a: 68–70). Einziger Erhebungsort in Mecklenburg ist die Kleinstadt Schwaan. Auch das Marburger REDE-Projekt legt pro Erhebungsort nur die Aufnahmen von vier Gewährspersonen zugrunde. Diese vier männlichen Probanden verteilen sich dabei auf drei Generationen, wobei die Altersgruppen zugleich mit Gruppen unterschiedlicher Bildungskarrieren zusammenfallen. Hier wird eine Varianz der sozialen Parameter also gezielt mit in die Datengewinnung einbezogen, allerdings ist eine Altersgruppe / eine soziale Gruppe pro Ort demnach nur durch eine Gewährsperson, in der mittleren Generation durch zwei Gewährspersonen, vertreten. In Mecklenburg wurden bislang vier Untersuchungsorte gewählt: Schwerin, Rostock, Waren und Marlow, vgl. https://www.regionalsprache.de/empirie-aufgabenbereiche.aspx (Stand: 12.4.2017).

regionalen Umgangssprachen der Alteingesessenen und der Zuwanderer erkennen lassen oder Reliktformen aus den Regiolekten der Herkunftsgebiete der Vertriebenen im heutigen Sprachgebrauch der Befragten nachzuweisen sein.

Allerdings waren nicht alle 90 aufgezeichneten Interviews als Grundlage für die sprachliche Analyse des Regiolekts geeignet. Einige der älteren Gewährspersonen leiden altersbedingt unter leichten physiologischen Beeinträchtigungen ihrer Artikulation. Als Zeitzeugenberichte sind ihre Interviews von großem Wert für die inhaltliche Auswertung, für eine phonetische Analyse kommen sie aber nicht in Frage. Auch einige kürzere Interviews, insbesondere der zusätzlichen Zeitzeugen (Sigle Z), sowie die Interviews mit einem überwiegenden Anteil von niederdeutschen Passagen konnten in der Auswertung nicht berücksichtigt werden, da sich die quantitative Analyse regiolektaler Merkmale auf eine möglichst hohe Belegzahl pro Gewährsperson stützen sollte. Vor allem im Bereich morphosyntaktischer Merkmale sind in kürzeren Interviews mitunter nur wenige Belegkontexte aufzufinden.

Vor allem aber mussten die verglichenen Alters- und Herkunftsgruppen der Gewährspersonen in Hinblick auf ihre Ortsbindung homogenisiert und für die Sprachanalyse auf solche Probanden begrenzt werden, die seit 1945 / 1946 bzw. seit ihrer Geburt in den 1950er und 1960er Jahren ohne längere Unterbrechungen in einem der drei Kommunikationsräume Großstadt, Kleinstadt oder Dorf leben. Um die Sprachdynamik des Regiolekts in den drei verschiedenen Kommunikationsräumen rekonstruieren und klar kontrastieren zu können, wurde eine Teilstichprobe von dauerhaft ortsfesten Bewohnern der Großstadt Rostock, der Kleinstadt Schwaan und der Dörfer Jürgenshagen, Satow und Nienhagen zusammengestellt.[65] In jedem dieser Orte bzw. Ortstypen sollten die nach Alter und nach regionaler Herkunft differenzierten sozialen Vergleichsgruppen jeweils

65 Auch einige Personen, die innerhalb meiner Fokusorte zwischen zugehörigen Ortsteilen oder zwischen Satow, Jürgenshagen und unmittelbar benachbarten Dörfern ihren Wohnort gewechselt haben, wurden in die Teilstichprobe aufgenommen, weil auch sie ihr Leben dauerhaft innerhalb eines der drei Ortstypen Großstadt, Kleinstadt, Dorf verbracht haben. Gewährspersonen, deren Lebensweg beispielsweise von der Großstadt auf das Dorf oder vom Dorf in die Kleinstadt geführt hat, wurden dagegen im Teilsample zur sprachlichen Analyse des Regiolekts nicht berücksichtigt.

mit vier Gewährspersonen vertreten sein, um wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch die interpersonelle Varianz innerhalb der Gruppen erfassen zu können. Pro Ort bzw. Ortstyp sollte sich die sprachliche Analyse des Regiolekts also idealerweise auf 16 Gewährspersonen stützen.

Diese Anzahl von Probanden konnte allerdings in Rostock nicht ganz erreicht werden, weil sich trotz intensiver Bemühungen in vertretbarem Zeitrahmen dort nicht vier in Rostock geborene und lebenslang ortsfeste Nachkommen von Vertriebenen finden ließen. Die Teilstichprobe ortfester Probanden, deren Interviews die Datengrundlage für die Analyse des Regiolekts bilden, umfasst also insgesamt 44 Personen und gliedert sich in elf Untergruppen (vgl. Tab. 2.2.1-1).

Tabelle 2.2.1-1: Teilstichprobe ortsfester Gewährspersonen für die sprachliche Analyse des Regiolekts in ihrer Zusammensetzung

	Teilstichprobe ortsfester Gewährspersonen			
	aus alteingesessen Familien		**aus Familien Vertriebener**	
Ortstyp	*geb. 1920–1939*	*geb. 1950–1969*	*geb. 1920–1939*	*geb. 1950–1969*
Dorf	4 Personen	4 Personen	4 Personen	4 Personen
Kleinstadt	4 Personen	4 Personen	4 Personen	4 Personen
Großstadt	4 Personen	4 Personen	4 Personen	–

Die Analyse regiolektaler Merkmale stützt sich in erster Linie auf die sprachbiographischen Interviews dieser 44 Gewährspersonen. Im Verlauf der Erhebungsgespräche folgten die sprachbiographischen Interviews nach den einleitenden biographischen Interviews. Zum Zeitpunkt ihres Beginns hatte sich die Interviewsituation längst entspannt und sich durchweg ein gelöstes, semiformelles Gesprächsklima eingestellt, in dem die Gewährspersonen zu einer weniger standardsprachlich orientierten Umgangssprache übergegangen waren. Für die quantitative Analyse der meist hochfrequenten phonetischen Merkmale finden sich in den sprachbiographischen Interviews in der Regel schon ausreichend viele Belege (in der Regel 60–80 Belege pro Gewährsperson). Bei den seltener auftretenden morphosyntaktischen Variablen werden zusätzlich zu den sprachbiographischen Interviews der Probanden auch deren biographische Interviews als Datenkorpus herangezogen, um möglichst hohe Belegzahlen für die untersuchten Phänomene zu erreichen.

Die Analyse der regiolektalen Sprachdaten aus meinen Interviews kann glücklicherweise wenigstens stichpunktartig erweitert werden um die Auswertung historischer Tonaufzeichnungen des mecklenburgischen Regiolekts. Diese Dokumente ermöglichen es, die in *apparent time* beobachteten diachronen Prozesse mit Aufnahmen der frühen 1960er Jahre abzugleichen: Im Jahr 1961 sind unter der Leitung von Alan Pfeffer und Walter Lohnes an räumlich weit gestreuten Orten in der BRD, DDR, Österreich und der Schweiz zahlreiche Tonaufzeichnungen gemacht worden, um die deutsche Umgangssprache in ihrer regionalen Ausgliederung zu dokumentieren.[66] In diesem sogenannten „Pfeffer-Korpus", das im *Archiv für gesprochene Sprache* des *Instituts für Deutsche Sprache* über das Internet zugänglich ist, finden sich auch fünf geeignete Aufnahmen aus Rostock und der näheren Umgebung.[67] Bei diesen fünf Aufnahmen handelt es sich um Interviews zu Themen aus dem Lebens- und Arbeitsumfeld der Gewährspersonen, sie stimmen also in Gesprächssituation und Themenkreisen mit den von mir geführten Interviews weitgehend überein. Allerdings ist die situative Rahmung dieser Interviews förmlicher als in meinen Gesprächen, was sich beispielsweise in der verwendeten Lexik niederschlägt, die sich mitunter stark an der Schriftsprache orientiert und teilweise in dieser Form auch vom Interviewer vorgegeben wird.[68] Auch sind die Interviews recht kurz

---

66 Zum Stellenwert dieser Aufnahmen im Rahmen des umfassenden Korpus „Grunddeutsch" und zu Details dieser Erhebung der „Sprechsprache" vgl. Pfeffer (1975).

67 *Institut für Deutsche Sprache*, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017). Die Interviewpartner aus meinem Untersuchungsgebiet haben die Personensiglen PF340 (Mann, geb. 1892, Schnapsfabrikant), PF333 (Frau, geb. 1906, Lagerarbeiterin), PF320 (Mann, geb. 1922, Kraftfahrer), PF337 (Frau, geb. 1937, Röntgenassistentin), PF335 (Frau, geb. 1947, Schülerin). Diese Personensiglen werden in den verschiedenen Inhaltsübersichten des digitalen Pfefferkorpus unter der Kategorie „Sonstige Bezeichnungen" angegeben und verweisen dort auf die entsprechenden Audiodateien, Transkripte und Metadaten der Sprecher. Ich zitiere aus den Interviews dieser fünf Personen bzw. verweise auf sie einfachheitshalber nur mit der Angaben dieser Personensiglen. Weitere Interviews aus dem Pfeffer-Korpus werden hier nicht herangezogen, weil ihre jeweiligen Sprecher nicht überwiegend im Untersuchungsgebiet gelebt haben.

68 Einige Beispiele für diese schriftsprachliche Orientierung: „Wetterfaktoren", „ein Beispiel einflechten" (PF320), „Schulzeit vollendet" (PF322), „häusliche

und daher einer quantitativen Sprachanalyse nur eingeschränkt zugänglich. Sie stammen überdies von Personen aus einer breiten Spanne von Geburtsjahrgängen (1892–1947), die sich nur in zwei Fällen der hier abgegrenzten Alterskohorte der Vorkriegsgeneration zuordnen lassen. Abgesehen von diesen geringen Einschränkungen vermitteln die fünf Aufnahmen des Pfeffer-Korpus aber einen sehr wertvollen akustischen Eindruck von der Variationsbreite des regiolektalen Sprachgebrauchs in meinem Untersuchungsgebiet für einen Zeitschnitt, der meinen eigenen Aufnahmen dort um gut 50 Jahre vorauf liegt.

2.2.2 Das niederdeutsche Korpus: intendierter Ortsdialekt der dialektkompetentesten Gewährspersonen und historische Sprachdokumente

Die Entwicklungen im mecklenburgischen Niederdeutsch und die auf der Ebene dieses Dialekts ablaufenden kontaktlinguistischen Prozesse werden in dieser Studie in erster Linie auf der Basis des mündlichen Niederdeutsch untersucht, das meine Gewährspersonen bei ihren Übertragungen der sogenannten „Wenkersätze" produziert haben. Hierbei handelt es sich um 40 hochdeutsche Testsätze, die Georg Wenker in den Jahren 1876 bis 1887 in seiner großangelegten Fragebogenerhebung zur Vorbereitung des *Sprachatlas des Deutschen Reiches* verwendet hatte. Wenker verschickte seine Fragebögen damals an ein engmaschiges Netz von Schulorten innerhalb des Deutschen Reiches und angrenzender deutscher Sprachregionen und bat die dortigen Dorfschullehrer, die Sätze möglichst unter Mitwirkung der Schüler schriftlich in den jeweiligen Ortsdialekt zu übersetzen.[69] Die hochdeutschen Sätze waren so aufgebaut, dass bei ihrer Übersetzung typische Merkmale der verschiedenen deutschen Dialekte hervortreten sollten. Ich habe für meine Untersuchung

Gemeinschaft", „Hausarbeit vernachlässigt" (PF337), „käuflich zu erwerben" (PF340). Ein Effekt der schriftsprachlichen Orientierung ist wohl auch die hyperkorrekte Tempusform „zu schnell fuhrte", die eine der Gewährspersonen bei einer Erzählpassage im Interview bildet (PF320). IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF), www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

69 Die ausgefüllten Fragebögen dieser umfassenden dialektgeographischen Erhebung sind heute vollständig in digitalisierter Form einzusehen unter https://www.regionalsprache.de/Wenkerbogen/Katalog.aspx (Stand: 19.5.2017).

diese 40 historischen Wenkersätze als Übersetzungsvorlage unverändert übernommen, sie aber um fünf zusätzliche Testsätze erweitert, mit denen speziell Merkmale des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch abgefragt werden konnten.[70] Das Ziel dieser Erweiterung war, die Zahl der Belegkontexte für die spezifischen Kennzeichen des Mecklenburgisch-Vorpommerschen im Korpus zu erhöhen. Die 45 hochdeutschen Satzvorlagen habe ich meinen Gewährspersonen schriftlich auf einem Bogen ausgehändigt und zusätzlich Satz für Satz vorgelesen. Ihre spontanen mündlichen Übertragungen der Sätze ins örtliche Niederdeutsch wurden aufgezeichnet, transkribiert und einer quantitativen Variablenanalyse unterzogen.

Mit der Übersetzung kontextfreier Einzelsätze, die stilistisch und inhaltlich überdies zum Teil reichlich archaisch wirken, kann selbstverständlich kein spontaner Sprachgebrauch erhoben werden. Vielmehr ist zu vermuten, dass die schriftlich vorliegende und mündlich vorgelesene hochdeutsche Übersetzungsvorlage durch ihre massive Präsenz in der Aufnahmesituation einen sprachlichen Einfluss auf die niederdeutschen Übertragungen der Probanden haben könnte. So ist einerseits damit zu rechnen, dass die Testsituation das Auftreten standarddeutscher Interferenzen in den Übersetzungen befördert. Andererseits bemühen sich die Gewährspersonen, auf die Bitte, die Satzvorlagen in das ortstypische Niederdeutsch zu übertragen, in der Regel um ein normorientiertes „Sonntagsplatt“ (Wesche 1963: 367), das bewusster als ihr alltäglicher Niederdeutschgebrauch auf Divergenz gegenüber dem Standarddeutschen ausgelegt ist:

> Intentional wird es dem Informanten darum gehen, eine Ortsnorm zu verwirklichen, die ihm auf dem Wege der sprachlichen Sozialisation zugewachsen ist. Es steht also zu vermuten, daß umgangssprachnahe Realisierungen möglichst vermieden und daß statt dessen gewissermaßen im ‚antiquarischen Teil‘ des Sprachgedächtnisses nach den angemessenen Mundartformen gefahndet wird. (Macha 1991: 86)

70 Die Ergänzungssätze haben den folgenden Wortlaut: Satz 41: *Wartet nur, die Kerle werden euch übers Ohr hauen*. Satz 42: *Fernsehen ist eine gute Sache, hat meine liebe Oma immer gesagt*. Satz 43: *Die Blumen blühen schon längst, und trotzdem fing es gestern wieder an zu schneien*. Satz 44: *Zu Mittag setzte sich der Lehrling gern auf den Stuhl bei der Tür und aß sein Brot mit Blutwurst*. Satz 45: *Das Krähen von eurem Hahn stört die müden Frauen sehr*. Die vollständige Vorlage für die Wenkerübersetzung findet sich in Anhang 9.4.

Das Ergebnis der Wenkerübersetzungen ist demnach also ein dem Einfluss der standardsprachlichen Übersetzungsvorlage widerstrebender „intendierter Ortsdialekt“ (ebd.). Unter vorsichtiger Berücksichtigung der standardsprachlichen Erhebungssituation bieten die Wenkerübersetzungen in der Auswertung eine Fülle wertvoller Anhaltspunkte dafür, welche Dialektvarianten die Probanden auf der Basis ihrer individuellen Dialektkompetenz für ortstypisch halten.

Angewandt auf eine größere Zahl von Gewährspersonen hat das standardisierte Erhebungsverfahren der Wenkerübersetzungen den großen Vorteil, gerade die „Heterogenität von Sprache“ und gegebenenfalls auch ihre „Variation an einem Ortspunkt“ (Lenz 2004: 114) sichtbar zu machen. Damit bietet sich die Wenkerübersetzung nicht nur als Methode der Areallinguistik, sondern auch für soziolinguistische Dialektuntersuchungen an. Die Vorgabe der immer gleichen und situationsentbundenen Übersetzungskontexte ermöglicht einen punktgenauen Vergleich der individuellen Dialektkompetenzen innerhalb sozialer Gruppen und über ihre Grenzen hinweg. In diesem Sinne werden die aufgenommenen Wenkerübersetzungen der Gewährspersonen für eine Variationsanalyse des gegenwärtigen Niederdeutsch in meinem Untersuchungsgebiet genutzt.

Die lange Tradition des Erhebungsverfahrens der Wenkerübersetzungen in der deutschen Dialektologie macht es überdies möglich, aktuelle Befunde zum intendierten Dialekt in ein diachronisches Verhältnis zu den Ergebnissen älterer, gleich oder ähnlich durchgeführter Übersetzungstests zu setzen. Selbst für die historischen Fragebögen Georg Wenkers belegen Vergleiche mit aktuellen Dialektaufnahmen aus den entsprechenden Orten, dass „eine diachronische Interpretation des Wenker-Materials möglich und ergiebig ist“ (Lenz 2004: 124), wenn bei der Auswertung berücksichtigt wird, dass die sprachlichen Ausgangsdaten hier zusätzlich durch die Laienverschriftlichung des aufzeichnenden Lehrers gefiltert bzw. transformiert werden:

> Die Originalfragebögen des DSA [*Deutscher Sprachatlas*] enthalten Momentaufnahmen dialektalen Sprachgebrauchs zum Zeitpunkt des ausgehenden 19. Jahrhunderts: Damit existiert eine – zugegeben partiell defizitäre – historische Folie, die bei aller Brechung doch als Reflex tatsächlichen Sprachverhaltens gelten darf. (Macha 1991: 86)

Meine aktuellen Aufzeichnungen mündlicher und spontaner Wenkerübersetzungen erbringen niederdeutsches Sprachmaterial, das unter anderem vor dieser historischen Folie diachronisch konturiert werden kann.

Die Auswahl geeigneter Probanden für die Wenkerübersetzungen steht freilich heute mehr denn je vor einem grundsätzlichen Problem: Der Gebrauch des Niederdeutschen geht spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts selbst in den Domänen der privaten Kommunikation immer weiter zurück, wo es zunehmend durch die Verwendung der schriftgestützten hochdeutschen Regiolekte abgelöst wird. Dieser Prozess scheint sich in Mecklenburg-Vorpommern vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – also just im Berichtzeitraum meiner Untersuchung – stark beschleunigt zu haben.[71] Mit dem abnehmenden alltäglichen Gebrauch geht ein fortschreitender Verlust der produktiven Dialektkompetenz einher.[72] Da im Zuge dieser Entwicklung die Tradierung des Dialekts an die jüngeren Generationen stark eingeschränkt wird, ist die Variable des Alters einer Gewährspersonen heute zunehmend an die Variable seiner Dialektkompetenz „gekoppelt“ (Hansen-Jaax 1995: 91). Jüngere Gewährspersonen verfügen mit großer Wahrscheinlichkeit über eine geringere Niederdeutschkompetenz als ältere. Aber auch bei Personen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Niederdeutsche noch als Erstsprache erworben haben, es aber im Alltag schon lange gar nicht mehr aktiv verwenden, ist durchaus mit einem partiellen Kompetenzverlust zu rechnen (*language attrition*).[73]

71 Vgl. zu diesem von vielen Autoren bestätigten Befund z. B. Schönfeld (1990: 128) und Herrmann-Winter (1991: 24).

72 „Die Mundart wird immer weniger gesprochen, und zwar zum einen in immer weniger Situationen (Funktionsverlust), zum anderen von immer weniger Menschen (Rückgang der Mundartkompetenz).“ Dieser „Dialektverlust“ führt bei den verbleibenden, heute durchweg bivarietär hochdeutsch-niederdeutsch-kompetenten Sprechern zu einer strukturellen Annäherung des Niederdeutschen an das Standarddeutsche („Dialektverfall“), Peters (2015: 31).

73 Nach der sogenannten „Schwellenwerthypothese“ können Sprecher auf sprachliche Elemente desto schwieriger kognitiv zurückgreifen, je seltener diese im Gebrauch aktiviert werden (Riehl 2009: 88). Auch ehemalige „Vollsprecher“ des Niederdeutschen können in Lebenswelten, in denen dieser Dialekt nicht (mehr) gebraucht wird, partiell zu „Sprachvergessern“ werden (Wirrer 2009: 136–137).

Die miteinander verschränkten Prozesse der Gebrauchs- und der Kompetenzreduktion sollen im zweiten Teil dieser Studie im Detail nachgezeichnet werden. An dieser Stelle ist nur auf die grundsätzliche methodologische Schwierigkeit hinzuweisen, dass eine Sprachsystemgeschichte des mecklenburgischen Niederdeutsch im 20. Jahrhundert nicht (mehr) vollständig von Prozessen des Kompetenzverlusts zu trennen ist. Es ist bei manifesten Neuerungen im gegenwärtigen Niederdeutsch nur noch schwierig zu differenzieren, „whether they are indicative of processes of change, showing clear directions, or whether there is a great deal of uncertainty when using Low German so that different forms can be used parallel".[74] In der gegenwärtigen Sprachsituation in Mecklenburg kann sich eine Untersuchung des Strukturwandels im Niederdeutschen nicht mehr auf fraglos vollkompetente Probanden stützen, sondern sie muss sich auf die vergleichsweise besten Sprecher verlassen. Ein Abgleich von niederdeutschen Sprachproben großer Probandengruppen kann dabei helfen, individuelle Unsicherheiten, die mitunter auch die relativ besten Sprecher zeigen, von überindividuellen Wandlungstendenzen zu scheiden, die sich in Übereinstimmungen bei einer Mehrzahl von Probanden manifestieren.

In dieser Untersuchung werden also aus der Menge von aufgezeichneten Wenkerübersetzungen nur diejenigen für die sprachliche Analyse des Niederdeutschen herangezogen, deren Sprecher über die vergleichsweise beste Dialektkompetenz verfügen. Sie sind es, die in Zeiten stark zurückgehenden Dialektgebrauchs den aktuellen Entwicklungsstand des mecklenburgischen Niederdeutsch in der Vorkriegs- und in der Nachkriegsgeneration der Bewohner meines Untersuchungsgebietes repräsentieren. Die Angehörigen dieser beiden Alterskohorten haben ihre Niederdeutschkompetenz dabei in aller Regel noch ausschließlich ungesteuert in ihrem unmittelbaren

---

74 Goltz (2010: 244–245). Das methodologische Dilemma, in der gegenwärtigen Sprachsituation des Niederdeutschen singuläre ‚Fehler' von breiter durchgesetzten Normverschiebungen zu unterscheiden, beschreibt auch Elmentaler (2009: 346): „Wenn Sprecher eine Varietät immer seltener im Alltag gebrauchen, kann dies zu einem Kompetenzverlust führen – die Sprecher machen ‚Fehler'. Für die Beschreibung von Dialektwandelprozessen und die Vermittlung des Niederdeutschen in Kindergarten, Schule und Universität ist es grundsätzlich wichtig, solche ‚Fehler', also Verstöße gegen die aktuell geltende Dialektnorm, von Dialektwandelprozessen unterscheiden zu können."

Lebensumfeld erworben und sie stehen daher für eine noch ungesteuerte intergenerationelle Tradierung des Niederdeutschen. Dagegen wäre bei den Vertretern jüngerer und jüngster Bevölkerungsgruppen zunehmend damit zu rechnen, dass ihnen ihre eventuell vorhandenen Dialektkompetenzen bereits gezielt im Rahmen von institutionellen Bildungsangeboten vermittelt wurden. Mit diesen veränderten Spracherwerbsmustern unterliegt der Sprachwandel des mecklenburgischen Niederdeutsch in jüngster Zeit zum Teil dem Einfluss ganz neuer Sprachvermittler und Normierungsinstanzen, die eine eigene Betrachtung erforderten.[75]

Die Bewertung der Niederdeutschkompetenz meiner Gewährspersonen soll in dieser Studie nicht allein auf ihre subjektiven Selbsteinschätzungen gegründet werden.[76] Deshalb habe ich mit dem folgenden merkmalgestützten Verfahren der Kompetenzmessung gearbeitet: Als Maßstab zur Beurteilung der Niederdeutschkompetenz meiner Interviewpartner wurden stichprobenartig drei längere Testsätze aus den niederdeutschen Wenkerübersetzungen von zehn alteingesessenen Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration gewählt, die vorschulisch noch monovarietär im Niederdeutschen sozialisiert wurden und in bestimmten Domänen bis heute mehr oder weniger regelmäßig Niederdeutsch sprechen.[77] Die Wenkerübersetzungen aller anderen Gewährspersonen wurden sodann mit den Übersetzungsstichproben dieser Referenzgruppe abgeglichen. Auch die Wenkerübersetzungen der zehn Referenzpersonen variieren – wie zu erwarten – zum Teil erheblich und

---

75 Vgl. Arendt / Bieberstedt / Ehlers (2017: 10–11).

76 Die ebenfalls erhobenen Selbsteinschätzungen meiner Gewährspersonen zu ihrer Niederdeutschkompetenz werden im zweiten Teil dieser Studie ausgewertet. Erste Vorabtests ergaben, dass zwischen den subjektiven Selbsteinschätzungen und den Ergebnissen eines merkmalgestützten Übersetzungstests zwar große Übereinstimmungen bestanden, aber in Einzelfällen auch Diskrepanzen zu verzeichnen waren. Eine beispielhafte Gegenüberstellung der Befunde beider Verfahren der Kompetenzmessung gebe ich in Ehlers (2013: 101–105).

77 Als Testsätze wurden die niederdeutschen Übertragungen von Wenkersatz 4 (*Der gute alte Mann ist mit dem Pferd auf dem Eis eingebrochen und in das kalte Wasser gefallen*), von Wenkersatz 14 (*Mein liebes Kind, bleib hier unten stehen, die bösen Gänse beißen dich tot*) und von Wenkersatz 16 (*Du bist noch nicht groß genug, um eine Flasche Wein allein auszutrinken, du musst erst noch wachsen und größer werden*). Ausgewählt wurden also längere Satzvorlagen, die in den Übersetzungen eine Vielzahl von Vergleichsmöglichkeiten bieten.

weisen auch verschiedene hochdeutsche Interferenzen auf. Als Richtschnur für die vergleichende Beurteilung der Niederdeutschkompetenz kamen daher nur solche sprachlichen Merkmale der niederdeutschen Übersetzungen in Frage, bei denen die zehn ausgewählten Referenzpersonen völlig übereinstimmten. Die übereinstimmenden Merkmale werden somit als sprachliche Norm innerhalb des kleinen Bezugskorpus des intendieren Niederdeutsch der Referenzgruppe angesehen.

Jedes phonetische oder morphologische Merkmal des Niederdeutschen, das die zehn alteingesessenen Mecklenburger in ihren Übersetzungen der drei Sätze bei den entsprechenden Lexemen übereinstimmend realisierten, wurde mit einem Punkt notiert.[78] Die Zahl der zum Vergleich herangezogenen Merkmale ergab maximal 44 Punkte für die drei Testsätze.[79] Die Übersetzungen der drei Testsätze durch die anderen Probanden wurde jeweils entsprechend im Hinblick auf die Realisierung dieser 44 Merkmale bepunktet. Den Gewährspersonen, deren eigenen niederdeutschen Übertragungen der drei Testsätze die 44 Merkmale ebenfalls aufwiesen, wurde eine Niederdeutschkompetenz von 100 % zugesprochen. Die Punktzahl von 44 konnte allerdings immer dann nicht erreicht werden, wenn eine

78 Für die Übersetzung von hochdeutsch *Pferd* mit niederdeutsch *Piirt* wurden beispielsweise zwei Punkte vergeben (1. unverschobenes *p*, 2. mecklenburgische Vokalhebung). Für die zusätzliche Apokopierung des Plosivs im Auslaut (*Pir*), die einige der Referenzpersonen realisierten, wurde dagegen kein Punkt vergeben, da das Merkmal an diesem Lexem nicht durchgängig bei der gesamten Vergleichsgruppe auftrat. Da die in *Piirt* durchgängig realisierte mecklenburgische Vokalhebung vor *r* dagegen bei *iirst* (‚erst‘) nicht in allen zehn Übersetzungen der Referenzgruppe auftritt, blieb das Merkmal in diesem Lexem unbepunktet. Durch die lexembezogene Bewertung wird der sprachlichen Variation, die selbstverständlich auch die Übersetzungen der zehn Referenzpersonen kennzeichnet, Rechnung getragen.

79 Einige Beispiele für Merkmale, die in den zehn Referenzübersetzungen an den übertragenen Einzellexemen durchgängig auftraten und daher jeweils mit einem Punkt notiert wurden: Übereinstimmend wurden in der Referenzgruppe realisiert z. B. unverschobene Plosive in *op*, *grötter*, *inbroken*, stimmhafter Anlaut in *drinken* und *dout*, Monophthonge in *Is*, *ut*, *op*, präfixloses Partizip II in *folln* und *inbroken*, Diphthonge in *gaut*, *grout*, *laif*, *t*-Apokope in *nich* und *is*, Rundvokal in *büst*, Konsonantenassimilation in *wassen* und *unnen*, spezifische Vokalrealisierungen in *ol*, *folln*, *stån*, Plural *Gois* (‚Gänse‘), Frikative in *laif* und *blif*, Artikel (Sg. und Pl.) *de*, Pronomen (Akk.) *di*.

Gewährsperson die Vorlage lückenhaft übersetzte (z. B. *de Mann* statt *de gaude Mann*) oder wenn sie auf niederdeutsche Wörter zurückgriff, die nicht mit dem Hochdeutschen kontrastieren (z. B. *in dat Is inbroken* statt *op dat Is inbroken*). In diesen Fällen wurde die maximal erreichbare Punktzahl für die Ermittlung des prozentualen Kompetenzindex zugrunde gelegt. Beispielsweise wird bei 40 realisierten Punkten von 42 maximal erreichbaren Punkten eine relative Niederdeutschkompetenz von 95,2 % bestimmt.

Für die sprachliche Analyse des intendierten Niederdeutsch meiner Gewährspersonen habe ich auf der Basis dieser merkmalbezogenen Kompetenzermittlung eine Teilstichprobe von all denjenigen Personen zusammengestellt, die in ihren niederdeutschen Übertragungen der drei Testsätze mindestens 85 % der maximal erreichbaren Punkte zugewiesen bekamen, also die im Kompetenztest mindestens 85 % der Kompetenz der Referenzgruppe erreichten. In diese Teilstichprobe wurden auch drei Ehepartner meiner Gewährspersonen mit einbezogen, die bei dem Interviewgespräch anwesend waren und mit denen ich separat die Wenkerübersetzungen aufgezeichnet habe. Die Teilstichprobe der Personen, denen in meinem Testverfahren ein Index der Niederdeutschkompetenz von mindestens 85 % zugemessen werden konnte, umfasst insgesamt 52 Personen. Diese repräsentieren die Gewährspersonen mit der vergleichsweise besten Niederdeutschkompetenz, die ich in meinem Untersuchungsgebiet im Laufe meiner mehrjährigen Recherchen in der älteren und ältesten Altersgruppe der Bevölkerung aufgefunden habe. Den Aufbau dieser Teilstichprobe veranschaulicht Tabelle 2.2.2-1:

Tabelle 2.2.2-1: Aufbau der Teilstichprobe der vergleichsweise niederdeutschkompetentesten Gewährspersonen nach Altersgruppen und regionaler Herkunft

	Teilstichprobe niederdeutschkompetenter Gewährspersonen	
	aus alteingesessenen Familien	**aus Familien Vertriebener**
Vorkriegsgeneration	24 Personen	13 Personen
Nachkriegsgeneration	9 Personen	6 Personen

Die stark abnehmende Zahl von niederdeutschkompetenten Gewährspersonen in der Nachkriegsgeneration meiner Teilstichprobe spiegelt die typische Entwicklung der Niederdeutschkompetenz in den Altersgruppen

der mecklenburgischen Bevölkerung wider, auf die im zweiten Band dieser Studie noch genauer einzugehen sein wird.

Da die Untergruppen der Teilstichprobe zur Sprachanalyse des Niederdeutschen zum Teil nur wenige Personen umfassen, schien es nicht sinnvoll, sie jeweils noch durchgehend nach der Größe des Wohnorts der Gewährspersonen auszudifferenzieren. Nur bei der zahlenstarken Gruppe der niederdeutschkompetenten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration werden in der Auswertung der Variablenanalyse jeweils die Befunde für eine Teilgruppe ortsfester Großstädter (5 Personen), ortsfester Kleinstädter (6 Personen) und ortsfester Dorfbewohner (5 Personen) miteinander ins Verhältnis gesetzt.

Neben den 52 Wenkerübersetzungen, die den intendierten niederdeutschen Ortsdialekt repräsentieren, kann ich bei der Analyse des mecklenburgischen Niederdeutsch gelegentlich auch auf die freien Dialekterzählungen zurückgreifen, die ich von einigen Gewährspersonen aufgezeichnet habe. Allerdings haben diese Erzählungen durchweg nur wenige Minuten Länge und konnten aus Zeitgründen auch nur von insgesamt 17 Probanden aufgenommen werden. Sie können also nicht systematisch in die quantitative Variablenanalyse des Niederdeutschen einbezogen werden.[80] Sie werden daher nur sporadisch als spontansprachliche Belege für bestimmte Varianten berücksichtigt, die im Übrigen an den Wenkerübersetzungen untersucht werden.

Bei der Sprachanalyse des mecklenburgischen Niederdeutsch kann ich aber in größerem Umfang als bei der Analyse des Regiolekts neben meinen eigenen Aufnahmen zusätzlich historische Sprachdokumente heranziehen. Hier sind an erster Stelle die historischen Fragebögen aus den Erhebungen Georg Wenkers zum *Sprachatlas des Deutschen Reiches* zu nennen, die 1879–1880 in meinem Untersuchungsgebiet durch die Lehrer der örtlichen Schulen ausgefüllt wurden. Auch wenn die Laienverschriftlichung der Lautlichkeit der damaligen Dialektübersetzungen mitunter Interpretationsprobleme aufwirft und eine Reihe phonetischer Phänomene – wie z. B. die Realisierung des prävokalischen *r* – gar nicht systematisch verschriftlicht wurde, bieten die historischen Wenkerbögen doch eine Fülle

80 Zehn dieser kurzen Erzählungen stammen von Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration, sechs von Vertriebenen der Vorkriegsgeneration und eine Erzählung konnte mit einem Nachkommen von Vertriebenen aufgenommen werden.

von Vergleichsmöglichkeiten mit phonetischen und morphosyntaktischen Befunden aus den von mir aufgezeichneten Übertragungen derselben Satzvorlagen. Damit können die in der Gegenwart in *apparent time* beobachteten Entwicklungen des mecklenburgischen Niederdeutsch auf einen Sprachstand zurückbezogen werden, der meinen Aufnahmen um mehr als 130 Jahre vorausliegt. Für derartige diachronische Vergleiche wurde ein Kontrastkorpus von 25 historischen Wenkerbögen aus meinem Untersuchungsgebiet zusammengestellt und merkmalbezogen ausgewertet.[81] Durch die Berücksichtigung einer größeren Anzahl historischer Wenkerbögen aus meinem kleinen Untersuchungsgebiet wird versucht, die „Variabilität auch des historischen Mundartstandes“ (Macha 1991: 92) zu erfassen. Ausgewählt wurden dabei Wenkerbögen aus den Fokusorten dieser Untersuchung und aus Schulorten in deren näherer Umgebung.[82] Es wurden nur solche Bögen ausgewertet, die Lehrer ausgefüllt hatten, die selbst aus Mecklenburg stammten, bei denen also eine Vertrautheit mit dem mecklenburgischen Niederdeutsch vorausgesetzt werden konnte.[83]

Auch im Bereich von Tonaufzeichnungen reichen die historischen Dokumente für das mecklenburgische Niederdeutsch weiter zurück als für

81 Das Korpus umfasst die Bögen aus den folgenden Ortschaften: Berendshagen (laufende Nummer des Wenkerbogens: 48752), Bernitt (48927), Biestow (48592), Börgerende (48528), Damm (48601), Heiligenhagen (48580), Letschow (48762), Neu-Bernitt (48926), Niendorf (48764), Nienhagen (48537), Rederank (48578), Reinshagen (48579), Rethwisch (48530), Retschow (48576), (Rostock) Barnsdorf (48547), (Rostock) Gehlsdorf (48549), (Rostock) Lichtenhagen (48540), (Rostock) Riekdahl (48553), Satow (48755), Schwaan 1 (48763), Schwaan 2 (53091), Schwaan 3 (53092), Vorbeck (48936), Warnemünde (48518), Wiendorf (48765). Die Originalbögen sind als Digitalisate einzusehen in https://www.regionalsprache.de/Wenkerbogen/Katalog.aspx (Stand: 19.5.2017).

82 Aus Jürgenshagen ist kein historischer Wenkerbogen überliefert. Da Georg Wenker seine Untersuchung nur in Dörfern und Kleinstädten durchgeführt hat, ist Rostock in dem Teilkorpus nur über Warnemünde und einige damals unmittelbar benachbarte Dörfer vertreten, die heute allesamt eingemeindet und in das Stadtgebiet der Großstadt integriert sind.

83 So wurde beispielsweise der Wenkerbogen aus Reez (48602) nicht berücksichtigt, der von einem Lehrer aus dem Geburtsort „Steina bei Ziegenhain in Kurhessen“ ausgefüllt wurde. Der Bogen weist einige landschaftsuntypische Dialektmerkmale auf.

den Regiolekt. Im Jahr 1937 überreichte der *Reichsbund der deutschen Beamten* Adolf Hitler eine Sammlung von 300 Schallplatten mit technisch hochprofessionell aufgezeichneten Dialektaufnahmen aus dem gesamten Reichsgebiet. Die von Walter Mitzka und Bernhard Martin sprachwissenschaftlich betreuten Aufnahmen dieses *Lautdenkmals reichsdeutscher Mundarten* sollten die landschaftstypischen Eigenheiten der deutschen Dialekte dokumentieren. Die einzelnen Aufnahmen fingieren dabei – auf der Basis schriftlicher Textvorgaben – kurze mündliche Redebeiträge oder Gespräche zu alltäglichen, volkskundlichen oder politischen Themenkreisen.[84] Entgegen dem Anschein, den die Aufnahmen des Lautdenkmals erwecken wollen, handelt es sich dort nicht um spontansprachliche Dialektäußerungen, sondern eindeutig um Dokumente intendierter Dialekte. Zwei dieser Aufnahmen stammen aus meinem Untersuchungsgebiet bzw. aus dessen Nähe und bieten trotz der inszenierten Aufnahmesituation einen wertvollen Eindruck vom Klang des mecklenburgischen Niederdeutsch, wie es seinerzeit von Personen gesprochen wurde, deren Geburtsjahre selbst noch im 19. Jahrhundert lagen. In der Aufnahme aus dem etwa 13 Kilometer südöstlich von Schwaan gelegenen Sarmstorf spricht ein 1871 geborener Zeichenlehrer über seinen Kleingarten.[85] In der Aufnahme aus Warnemünde unterhalten sich ein Buchdrucker (geb. 1882) und ein Fischermeister (geb. 1898) über Techniken der Seefischerei.[86] Beide Aufnahmen werden hier zum Vergleich mit meinen etwa 80 Jahre später entstandenen Tonaufnahmen des intendierten Niederdeutsch herangezogen.

Im Jahr 1962 wurden von der *Akademie der Wissenschaften* und der *Humboldt-Universität* zu Berlin im Rahmen der flächendeckenden „Tonbandaufnahme der deutschen Mundarten in der Deutschen Demokratischen Republik“ auch in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet Dialektaufzeichnungen angefertigt. Ziel der Erhebung war damals die „Erfassung der beharrsamsten Stufe der Mundart bzw. der der Mundart

84 Vgl. Purschke (2017). Ich danke Christoph Purschke sehr herzlich für die Bereitstellung der wertvollen Tondokumente und Transkripte des *Lautdenkmals* aus meinem Untersuchungsgebiet.

85 Sigle LD60193, aufgezeichnet in Sarmstorf am 15.2.1937, Sprecher: Zeichenlehrer, geboren 1871.

86 Sigle LD60109, aufgezeichnet in Warnemünde am 7.12.1936, Sprecher: Buchdrucker, geboren 1882 und Fischermeister, geb. 1898.

am nächsten stehenden Stufe der Umgangssprache“, wobei „die jeweils bodenständigsten Teile der Bevölkerung“ als Probanden vorgezogen wurden.[87] Aus diesem Aufnahmekorpus, das heute im „Archiv für Gesprochenes Deutsch“ am *Institut für Deutsche Sprache* archiviert ist, werden Aufnahmen von sechs Personen aus den Dörfern Retschow (nördlich von Satow) und Letschow (heute Ortsteil von Schwaan) zum historischen Vergleich mit meinen aktuellen Befunden herangezogen.[88] Es handelt sich dabei einerseits um Aufnahmen von intendiertem Niederdeutsch, das mit einem an die historischen Wenkersätze angelehnten Übersetzungstest elizitiert wurde, und andererseits um Aufnahmen von langen freien Erzählungen

---

87 Schädlich / Große (1961: 360), anders als bei dem von Eberhard Zwirner geleiteten umfassenden Aufnahmeprojekt in der BRD wurde hier also der Sprachgebrauch der zugewanderten Flüchtlinge und Vertriebenen aus der Untersuchung ausgeblendet, vgl. Ehlers (2015 d). Schädlich / Große (1961) geben eine detaillierte Darstellung des Gesamtprojekts, zu den Aufnahmen speziell in Mecklenburg und zu ersten Befunden zum Niederdeutschen vgl. Gundlach (1967).

88 *Institut für Deutsche Sprache*, Mannheim, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Korpus „Deutsche Mundarten – DDR“ (DR). Aus Letschow Personen mit den Kennungen DR927 (Molkereiarbeiterin, geb. 1944), DR928 (Genossenschaftsbauer, geb. 1930), DR931 (Landwirt, geb. 1900). Aus Retschow Personen mit den Kennungen DR932 (Landwirt, geb. 1940), DR933 (Landarbeiter / Rentner, geb. 1890), DR934 (Elektriker, geb. 1929). Als „Sprachschicht“ hat der damalige Aufnahmeleiter, Jürgen Gundlach, für vier der genannten Personen „Vollmundart“ angegeben, in den anderen Fällen machte er zur Sprachschicht keine Angabe. Auch diese Aufnahmen sind aber der Sprachschicht „Vollmundart“ zuzuordnen. Weitere Gewährspersonen aus Retschow und Letschow, die damals aufgenommen worden sind, berücksichtige ich hier nicht, weil bei ihnen jeweils ein Elternteil nicht aus Mecklenburg stammte. Ich danke dem *Archiv für Gesprochenes Deutsch* sehr herzlich für die Bereitstellung der Tondokumente auf CD-ROM. Die Aufnahmen sind unter www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017) zugänglich unter den folgenden Ereignissiglen: DR927: DR--_E_00324_SE_01_A_01_DF_01.WAV; DR928: […] 00324_SE_02 […]; DR931: […] 00324_SE_05 […]; DR932: […] 00350_SE_01 […]; DR933: […] 00350_SE_02 […]; DR934: […] 00350_SE_03 […]. Ich verweise im Folgenden auf die Sprecher und ihre Audiodateien einfachheitshalber ausschließlich mit der Angabe der genannten Personensiglen, die unter der Kategorie „Sonstige Bezeichnungen“ in den verschiedenen Inhaltsübersichten zum Korpus angegeben werden.

bzw. Interviews auf Niederdeutsch.[89] Für den *real-time*-Vergleich mit meinen heutigen Aufnahmen sind besonders die Tondokumente von drei Personen aussagekräftig, deren Geburtsjahre (1929, 1930, 1940) in etwa in die in dieser Studie abgegrenzte Vorkriegsgeneration fallen. Diese drei Aufnahmen dokumentieren, wie Angehörige dieser Altersgruppe am Beginn der 1960er Jahre spontansprachlich niederdeutsch gesprochen bzw. ins ortstypische Niederdeutsch übersetzt haben.

Eine diachronische Vergleichsbasis zu meinen aktuellen Aufnahmen bieten auch die beiden mündlichen Wenkerübersetzungen, die im Jahr 1990 in meinem Fokusort Jürgenshagen aufgezeichnet worden sind.[90] Hier wurden die historischen Übersetzungsvorlagen Georg Wenkers zugrunde gelegt. Beide Aufnahmen stammen von Gewährspersonen aus der Vorkriegsgeneration, einem 1926 geborenen Schmied und einem 1924 geborenen Schneider aus Jürgenshagen. Auch hier besteht also eine sehr gute Vergleichbarkeit mit meinen etwa 25 Jahre später entstandenen Aufnahmen aus demselben Fokusort. Die historischen Dokumente zum Niederdeutschen der Region ermöglichen es, die diachronische Perspektive, die die aktuellen Aufzeichnungen aus zwei Alterskohorten eröffnen, bis in das späte 19. Jahrhundert in *real-time*-Vergleichen zurück zu verlängern. Besonders die historischen Tonaufzeichnungen vermitteln in einer recht dichten Reihe

---

89 Die hochdeutsche Übersetzungsvorlage des sogenannten „Festen Textes“ ist abgedruckt in Gundlach (1967: 189) oder in Schädlich / Große (1961: 361). Dieser „Feste Text“ orientiert sich zum Teil an den Vorgaben der historischen Wenkerbögen, bemüht sich aber darum, die Einzelsätze in einen Gesamtzusammenhang eines denkbaren Gesprächs unter Nachbarn zu bringen. Anders als bei den von mir aufgenommenen spontanen Wenkerübersetzungen bekamen die Gewährspersonen 1962 die Übersetzungsvorlage einige Tage vor der Aufnahme ausgehändigt und haben diese zunächst schriftlich übersetzt und dann für die Aufnahme abgelesen.

90 Die Aufnahmen sind in zwei verschiedenen Korpora archiviert und über den Audiokatalog oder über den Ortspunkt Jürgenshagen in der digitalisierten Karte aus Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* unter www.regionalsprache.de zu finden: Im Korpus „MR Deutsche Dialekte“ unter der Personensigle WEG55AW1 (Schmied, geb. 1926) und im Korpus „MR Phonologisch-phonetischer Atlas von Deutschland“ (PAD) unter der Personensigle WEG56AW1 (Schneider, geb. 1924), vgl. https://www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx (Stand: 21.5.2017).

von Momentaufnahmen aus den 1930er, den 1960er und den 1990er Jahren wertvolle Eindrücke von der Vorgeschichte der heutigen Sprachverhältnisse.

2.3 Methodik der Sprachanalyse

2.3.1 Variablenanalyse und Auswahl der Variablen

Das zentrale methodische Verfahren meiner Untersuchung zum strukturellen Wandel der deutschen Varietäten, die in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen seit 1945 miteinander in Kontakt stehen, ist die quantitative Variationsanalyse. Sie fokussiert dabei auf ausgewählte linguistische Variablen,[91] denen im niederdeutschen Ortsdialekt, im regiolektalen Sprachgebrauch der Alteingesessenen und Vertriebenen sowie im überregionalen Standard je unterschiedliche sprachliche Varianten entsprechen. Dabei wird keine umfassende oder gar erschöpfende Darstellung des Repertoires kookkurrierender Varianten angestrebt, die für das mecklenburgische Niederdeutsch oder den mecklenburgischen Regiolekt insgesamt charakteristisch sind.[92] Vielmehr beschränkt sich die Analyse auf eine Auswahl einzelner

---

91 Nach Auer / Voeste (2012: 261) ist eine Variable „a parameter which conceptualizes a certain pattern of variation in language. It is defined as a set of at least two variants which may be used alternatively.“ Die Varianten stellen ihrerseits „die empirisch fassbaren koexistenten Realisationen von Variablen dar” (Lameli 2004: 22). Die Grundlage der Entsprechung der verschiedenen Varianten, in denen eine Variable z. B. in unterschiedlichen sozialen oder situativen Kontexten realisiert wird, wird allgemein darin gesehen, dass die Lexeme/Morpheme, die sie konstituieren, auf denselben Sachverhalt referieren oder die gleiche grammatische Funktion übernehmen (vgl. die kritische Diskussion dieser Annahme bei Auer / Voeste 2012: 263–264).

92 Einen Überblick über das Repertoire sprachlicher Merkmale, das die bisherige Forschung als charakteristisch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekt herausgearbeitet hat, gibt Rosenberg (2017: 40–48). Eine einfache Übersicht über das Inventar typischer phonetischer und lexikalischer Varianten des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch bietet z. B. Gundlach (1988: 425–430), vgl. auch die Abgrenzung der „Eigentümlichkeiten“ des Mecklenburgisch-Vorpommerschen von den niederdeutschen Nachbardialekten bei Foerste (1954: 2039–2043). Da es in dieser Studie um die Entwicklung der regional gebundenen Varietäten des Deutschen in Mecklenburg geht, werden nicht-regionale Nonstandardmerkmale, wie allegrosprachliche Varianten, nicht in die Untersuchung einbezogen, obwohl sie selbstverständlich auch in der Interviewsprache meiner Gewährspersonen frequent auftreten. Prozesse der

dialektaler und regiolektaler Merkmale, bei denen zu erwarten war, dass ihr Gebrauch bei den einzelnen Gewährspersonen oder zwischen den sozialen Untergruppen meiner Befragtenstichprobe variieren würde. Für Varianten dieser Merkmale werden die Vorkommensfrequenzen im dialektalen oder im regiolektalen Sprachgebrauch meiner Gewährspersonen ermittelt und mit der Frequenz der jeweils entsprechenden Standardvariante in ein quantitatives Verhältnis gesetzt.[93] Untersucht wird beispielsweise, mit welcher relativen Häufigkeit anstelle des standardsprachlichen Temporaladverbs *dann* im mecklenburgischen Regiolekt die Variante *denn* gebraucht wird. Oder es wird analysiert, in welchen prozentualen Anteilen sich die standardsprachliche, postalveolare Aussprache des Konsonantenclusters *s-t* [ʃt] und die altdialektale, alveolare Variante der Aussprache [st] im intendierten Niederdeutsch der Gewährspersonen gegenüberstehen.

Diese Frequenzanalysen sollen insbesondere die quantitative Verteilung der Varianten im dialektalen und regiolektalen Sprachgebrauch der nach Alter, Herkunft und Wohnortgröße differenzierten sozialen Gruppen der mecklenburgischen Bevölkerung erfassen. Im Zentrum stehen also die soziale und damit auch die diachrone Varianz sprachlicher Merkmale in den untersuchten Varietäten. Die quantitative Analyse der Verteilung der Varianten über den varietären Sprachgebrauch verschiedener Teilgruppen meiner Stichprobe ermöglicht es, den kontaktinduzierten Sprachwandel in diesen Varietäten an geeigneten Messpunkten – eben den ausgewählten Variablen – exakt nachzuzeichnen.

„Destandardisierung" des nationalen Aussprachestandards, die Spiekermann (2005) im südwestdeutschen Raum am zunehmenden Gebrauch allegrosprachlicher Varianten in sehr formellen Sprechsituationen beobachtet, werden hier also nicht berücksichtigt.

93 Bei der Bestimmung der Standardvarianten orientiere ich mich hauptsächlich an den kodifizierten Beschreibungen der deutschen Standardaussprache und der Standardgrammatik, wie sie im *Duden Aussprachewörterbuch* (2005) und in der *Duden Grammatik* (2016) niedergelegt sind. Weitere Grammatiken und Aussprachewörterbücher der deutschen Standardsprache werden von Fall zu Fall hinzugezogen. Wenn sich während des Untersuchungszeitraums dieser Studie Veränderungen in den kodifizierten Standardbeschreibungen ergeben haben, wird dies in der Interpretation der Befunde berücksichtigt.

Wenn sich die relative Häufigkeit der Verwendung einer Variante im dialektalen oder regiolektalen Sprachgebrauch der hier gegenübergestellten Alterskohorten signifikant unterscheidet, dann wird damit punktuell eine intergenerationelle Umstrukturierung in der betreffenden Varietät erkennbar. Die zum Zeitpunkt der Befragung (*in apparent time*) feststellbaren Unterschiede im Sprachgebrauch der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration von Sprechern werden also als Indizien für einen intergenerationellen Sprachwandel interpretiert. Obwohl wiederholte Überprüfungen durch *real-time*-Sprachdaten von verschiedenen Aufnahmezeitpunkten ergeben haben, dass *in apparent time* erhobenen Befunde zur Diachronie grundsätzlich „solid results“[94] erbringen, sind deren Befunde doch stets unter einem Vorbehalt zu interpretieren: Der zu einem gegenwärtigen Zeitpunkt festgestellte Sprachgebrauch einer älteren Alterskohorte ist keineswegs ohne Einschränkungen mit dem Sprachverhalten ihrer Angehörigen in ihrer zurückliegenden Kindheit und Jugend gleichzusetzen. Ältere Gewährspersonen können ihren Sprachgebrauch schon im Laufe ihrer Lebensspanne erheblich verändert haben.[95] So wird sich bei der Variablenanalyse des dialektalen und regiolektalen Sprachgebrauchs der Vertriebenen der Vorkriegsgeneration im Folgenden immer wieder erweisen, dass sie sprachliche Merkmale, die sie aus ihren Herkunftsvarietäten kaum gekannt haben können, im Laufe ihres 70jährigen Zusammenlebens mit alteingesessenen Mecklenburgern in einem bemerkenswerten Ausmaß von diesen übernommen haben. Ebenso ist grundsätzlich davon auszugehen, dass die Angehörigen einer älteren Altersgruppe

94 Bowie (2015: 54). Vgl. auch den Forschungsbericht von Cheshire (2005: 1559).

95 Dabei zeigen neuere Untersuchungen, dass der Verlauf des Sprachgebrauchswandels innerhalb der Lebensspanne einer Sprecherbiographie keineswegs immer vorhersehbaren Verlaufsschemata folgt, wie etwa dem häufig aufzeigten „‚normal‘ pattern of age-differentiation“, nach welchem Nonstandardvarianten während der Lebensphase des Berufslebens vorübergehend im Sprachgebrauch zurücktreten (Cheshire 2005: 1555). Gerstenberg / Voeste (2015: 6) resümieren die Ergebnisse mehrerer einschlägiger empirischer Studien zur „linguistic lifespan“, „that there is no teleology behind the variety of possible gradients of linguistic aging. The analysis may reveal regular patterns *ex post*, but the curse of things does not evolve along pathways which are predictable *ex ante*.“ Die „intrinsic non-linearity“ des Sprachwandels in verschiedenen Lebensphasen kann schließlich auch umfassen, „that individual linguistic features or skills may indeed remain remarkably stable throughout a whole lifespan” (Gerstenberg / Voeste 2015: 5, 6).

sich den sprachlichen Neuerungen, die eine Folgegeneration entwickelt hat, im Laufe ihres Lebens selbst bereits teilweise angepasst haben.

Apparent-time-Vergleiche des Sprachverhaltens verschiedener Altersgruppen tendieren daher dazu, die Geschwindigkeit des Sprachwandels zwischen den Altersstufen zu unterschätzen (Bowie 2015: 41) und sie geben insgesamt kein getreues Abbild der Sprachverhältnisse in Kindheit und Jugend der Angehörigen dieser Altersgruppen. Aber auch wenn sie kein verlässliches Maß für die ‚absolute' Geschwindigkeit eines Sprachwandels vermitteln, bleiben sie erstens „still useful for showing the direction of a change" (ebd.). Und sie lassen zweitens beim Vergleich der Entwicklungen mehrerer Varianten im Sprachgebrauch der Altersgruppen auch die ‚relativen' Geschwindigkeiten ihres Abbaus bzw. ihres Ausbaus erkennen. Die auf die *apparent-time*-Erhebungen gestützten Befunde zur Sprachsystemgeschichte werden in dieser Studie zumindest stichprobenartig durch *real-time*-Vergleiche heutiger Aufnahmen mit älteren Sprachaufnahmen und Dokumenten überprüft: Ergänzend zur Variablenanalyse des dialektalen und regiolektalen Sprachgebrauchs der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration meiner Gewährspersonen werden historische Sprachdokumente aus der Untersuchungsregion herangezogen und ihrerseits auf die quantitative Verteilung der Varianten der betreffenden Variablen untersucht. Diese historischen (*real-time*-)Sondierungen können bestätigen, dass sich sprachliche Entwicklungstendenzen, die sich im unterschiedlichen Sprachgebrauch der Alterskohorten in der Gegenwart manifestieren, bereits vor 50 und mehr Jahren in vergleichbaren Dokumenten abgezeichnet haben.

Die quantitative Variablenanalyse wird ebenso genutzt, um Differenzen im Sprachgebrauch der beiden Herkunftsgruppen meines Samples, der Alteingesessenen und der Vertriebenen, zu ermitteln. Die kontrastive Frequenzanalyse zu den Variablenausprägungen im Sprachgebrauch der alteingesessenen Familien und der Vertriebenenfamilien lässt hier genau bestimmen, welche Varianten im Sprachkontakt zwischen den Bevölkerungsgruppen in den je eigenen Varietätengebrauch übernommen wurden bzw. welche Varianten hier langfristig bewahrt bleiben. Auf diese Weise lässt sich der Grad der Varietätenkonvergenz exakt vermessen.[96] Die heute

96 Hinskens / Auer / Kerswill (2005: 16) unterstreichen, dass gerade der in der Regel graduelle Charakter von Konvergenz- und Divergenzprozessen die Anwendung

zum Teil noch feststellbaren Unterschiede im Variantengebrauch zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen sind dabei als späte Nachklänge von Varietätenkontrasten aufzufassen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit großer Wahrscheinlichkeit sehr viel ausgeprägter waren als in der Gegenwart. Schließlich können unterschiedliche Vorkommenshäufigkeiten von bestimmten Varianten bei Großstädtern, Kleinstädtern und Dorfbewohnern darauf hindeuten, welchen Einfluss die Urbanisierung auf die Varietätendynamik im Untersuchungsgebiet hatte.

Neben der sozialen Verteilung der Varianten wird in dieser Studie stets auch dem individuell variierenden Variantengebrauch zwischen den einzelnen Angehörigen der sozialen Gruppen ein eigenes Augenmerk gelten. Dies nicht nur, um den individuellen Spielräumen der Sprachvariation empirisch Rechnung zu tragen, sondern auch weil die Breite der interpersonellen Varianz Anhaltspunkte für die Normstabilität einer varietären Redeweise gibt:

> Wenn eine Variante in ihrer Gebrauchsfrequenz individuell stark schwankt, deutet dies darauf hin, dass sie im lokalen bzw. regionalen Normsystem weniger stark verankert ist, als wenn sie von allen Gewährspersonen gleichermaßen verwendet wird. (Elmentaler / Rosenberg 2015 a: 19)

Die individuelle Varianz in der Ausprägung der Variablen lässt also vorsichtige Rückschlüsse auf die Dynamik des Sprachwandels zu.[97]

Außer der Frage nach den außersprachlichen Bedingungen für die Frequenzunterschiede in der Realisierung einzelner Varianten wird von Fall zu Fall geprüft, ob auch innersprachliche Faktoren die Gebrauchshäufigkeit einer Variante bestimmen. So bilden unter Umständen der lautliche Kontext, morphosyntaktische oder lexikalische Faktoren die Rahmenbedingungen dafür, dass die Gewährspersonen in diesen Kontexten eine Variante mehr oder weniger präferieren. Es wird beispielsweise zu zeigen sein, dass die relativen Anteile für die beiden Varianten der Hiattilgung im

---

quantitativer Analysemethoden erfordert: „[…] independently of whether the dialect features involved are categorical or variable in nature, the convergence and divergence processes will probably proceed gradually – which makes it necessary to apply quantitative techniques in their analysis."

97 Schon Bellmann (1983: 112) macht darauf aufmerksam, „daß zwar jeder Wandel über ein variatives Stadium abläuft, daß aber nicht notwendigerweise jedes variative Stadium zum Wandel führt, wenigstens nicht innerhalb der uns überschaubaren Zeitspannen".

mecklenburgischen Niederdeutsch (auf *d* oder *g*: *schniden* ‚schneien', *bugen* ‚bauen') in gewissem Maße mit der Qualität des Vokals im Hiat korrelieren oder dass die Wahl zwischen den Tempusvarianten Perfekt und Präteritum im mecklenburgischen Regiolekt offensichtlich auch von der Konjugationsklasse des betreffenden Verbs beeinflusst wird.

Bei der Auswahl geeigneter Variablen für meine Untersuchung spielten zum Teil eigene Beobachtungen während der Interviews und Sprachtests eine Rolle. So war beispielsweise schon nach dem ersten Gehörseindruck während der Interviews davon auszugehen, dass die Verwendung des velaren *l* oder des apikalen *r* vor Vokal offensichtlich mit dem Alter und der Herkunft meiner Gesprächspartner variiert. Vor allem aber konnte ich mich auf die bisherigen Befunde der Fachliteratur zum mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch und zum mecklenburgischen Regiolekt sowie auf übergreifende Darstellungen zur großräumigen Gliederung deutschsprachiger Varietäten stützen. Die Auswahl der untersuchten Variablen folgte für den niederdeutschen Ortsdialekt und den in Mecklenburg gesprochenen Regiolekt den folgenden Gesichtspunkten, die sich aus den Forschungsfragen dieser Studie ergeben:

1. Um eine tragfähige quantitative Analyse durchführen zu können, wurden nur Variablen gewählt, die in den zugrundeliegenden Teilkorpora in hohen Frequenzen auftreten.[98] Phonetische Variablen, die selbst im begrenzten Korpus der Wenkerübersetzungen einer Gewährsperson jeweils noch mehrfach belegt sind, spielen daher in meiner Untersuchung eine größere Rolle als die insgesamt weniger frequenten morphosyntaktischen Variablen. Für das Niederdeutsche und den mecklenburgischen Regiolekt wurden je sechs Variablen aus dem Bereich der Phonetik und Phonologie berücksichtigt, hinzu kommt eine phonetische Variable für die Regiolekte der Herkunftsregionen der Vertriebenen. Das große regiolektale Interviewkorpus wurde auf vier frequente morphosyntaktische Variablen durchsucht (plus eine Variable aus den Herkunftsregiolekten). Im begrenzten Korpus des intendierten Niederdeutsch beschränkt sich

98 Dass „nur Variablen mit hoher Auftretenshäufigkeit" herangezogen werden, kennzeichnet das methodische Vorgehen von Variablenanalysen allgemein (Schmidt / Herrgen 2011: 310).

die morphosyntaktische Untersuchung dagegen auf zwei häufiger belegte Variablen (vgl. Abschnitte 5.2.1 und 5.2.2).

2. Ausgewählt wurden solche Variablen, für deren Ausprägungen im Berichtzeitraum meiner Studie diachrone Veränderungen zu erwarten waren. Hier gilt es festzustellen, ob sich Entwicklungstrends, die bereits die ältere Forschungsliteratur für das Niederdeutsche und für den Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern aufgezeigt hatte, bis in die Gegenwart fortsetzen und ob aktuelle diachronische Befunde zu Nachbarregionen wie Vorpommern oder Schleswig-Holstein in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet Parallelen haben. Im Vergleich der Entwicklungsverläufe mehrerer Merkmale einer Varietät lassen sich gegebenenfalls unterschiedliche Geschwindigkeiten und partielle Abbauresistenzen im Gesamtzusammenhang ihrer Entwicklung herausarbeiten.
3. Ausgewählt wurden solche Variablen, deren Varianten der Fachliteratur zufolge eine spezifische areale Verbreitung aufweisen bzw. aufwiesen. Der verbale Einheitsplural im Präsens der Verben auf Nasalsuffix *–(e)n* gilt beispielsweise allgemein als Merkmal des Niederdeutschen im ostniederdeutschen Sprachraum östlich der Elbe. Das velare, sogenannte Ostsee-*l* ist bzw. war areal nur auf den Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern begrenzt. Die Hiattilgung mit Klusil *d* gilt allgemein als spezifisch mecklenburgische Variante des Niederdeutschen, die in Vorpommern nicht verbreitet ist. Gebrauchsveränderungen derartiger raumgebundener Varianten eröffnen einen Blick auf diachronische Umstrukturierungen der nordostdeutschen Varietätenlandschaft.
4. Insbesondere wurden solche Variablen mit regionalen Ausprägungen gewählt, zwischen deren Varianten in den entsprechenden Varietäten im mecklenburgischen Zuwanderungsgebiet und in den mittel- und oberdeutschen Herkunftsgebieten der Vertreibung möglichst deutliche sprachliche Kontraste bestehen. So kontrastieren die norddeutschen Diminutivvarianten auf *k-* / *ch*-Suffix (*Häuschen*, *Häusken*) stark mit den entsprechenden südostdeutschen *l*-Varianten des Diminutivs (*Häusle*, *Häuserl*). Vor allem anhand von Variablen, deren regionale Ausprägungen einen deutlichen ‚Nord-Süd-Kontrast' aufweisen, sind kontaktlinguistische Ausgleichsprozesse oder die Remanenz von Reliktformen im Verhältnis der alteingesessenen und der zugewanderten Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes verlässlich zu beobachten.

5. Schließlich sollten nach Möglichkeit Variablen aller Sprachebenen in die Untersuchung einbezogen werden, um die systematische Reichweite der kontaktlinguistischen Prozesse und diachronen Veränderungen zu dokumentieren und gegebenenfalls Entwicklungstrends ausmachen zu können, die die sprachlichen Ebenen übergreifen. Von der Variablenauswahl auf phonetischer und auf morphosyntaktischer Ebene war bereits die Rede. Auf der lexikalischen Ebene erweist sich eine Variablenanalyse im spontansprachlichen Interviewkorpus hingegen als schwierig, weil die Verwendung lexikalischer Varianten hier stark von der je individuellen Themensetzung abhängt und daher kaum eine verlässliche Grundlage für quantitative Vergleiche bietet. Zur Analyse der Lexik im regiolektalen Sprachgebrauch habe ich daher eine standardisierte Erhebung durchgeführt und die Gewährsleute zu Kenntnis und Gebrauch von ausgewählten Lexemen aus den Regiolekten der Herkunftsgebiete der Vertriebenen befragt. So konnten stichprobenartig Daten zur lexikalischen Variation im Regiolekt ermittelt werden, die sich quantitativ und qualitativ auswerten lassen. Die standardisierte Erhebungsform der niederdeutschen Wenkerübersetzungen bietet dagegen einen sehr guten Ausgangspunkt, um die Präferenzen der Gewährspersonen für einzelne Lexemvarianten im intendierten Niederdeutsch zu erfassen. Für den Wortschatz des Niederdeutschen waren also – jedenfalls im Rahmen der vorgegebenen Übersetzungsvorlagen – differenzierte, quantitativ gestützte Beobachtungen zur sozialen und diachronen Varianz möglich.

Bei der quantitativen Analyse der nach obigen Gesichtspunkten ausgewählten Variablen stehen in meiner Untersuchung die standardabweichenden Varianten im Vordergrund, die für das mecklenburgische Niederdeutsch oder den dortigen Regiolekt kennzeichnend sind. Wegen der unüberschaubaren Heterogenität der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen kann sich die systematische Untersuchung remanenter Merkmale dieser Varietäten nur auf großräumig verbreitete Varianten der Regiolekte der Herkunftsregionen stützen. Das Interviewkorpus wird hier exemplarisch auf die Verwendung süddeutscher *l*-Diminutive und auf das Vorkommen von Entrundungen bei standardgemäß gerundeten Vordervokalen überprüft, die in den Regiolekten und Dialekten der Vertreibungsgebiete verbreitet waren. Die Reichweite der Tradierung südostdeutsch regiolektaler Wortschatzvarianten in

den Vertriebenenfamilien und gegebenenfalls der Transfer dieser Lexemvarianten in den Sprachgebrauch der alteingesessenen Mecklenburger wird, wie erwähnt, mit einer stichprobenartigen semasiologischen Befragung der Gewährspersonen geprüft.

2.3.2 Codierung und quantitative Auswertung

Weil sich die Datengrundlage zur Untersuchung des Regiolekts (Interviews) und die zur Untersuchung des Niederdeutschen (Wenkerübersetzungen) unterscheiden, wurden auch bei der Auswertung der Korpora unterschiedliche Verfahren gewählt. Die Variablenanalyse des Regiolekts erfolgte mit Unterstützung der Analysesoftware MAXQDA[99], die komfortable Tools für die Codierung der mit den Audiodateien verknüpften Interviewtranskripte bietet. Die eigentlich für die qualitative Sozialforschung entwickelte Software ermöglicht auch eine quantitative Auswertung der Codierungen. In Zusammenarbeit mit der studentischen Arbeitsgruppe haben wir im MAXQDA-Programm ein Codesystem ausgearbeitet und in Testläufen erprobt, das die verschiedenen Varianten der ausgewählten Variablen und gegebenenfalls kontextuelle Faktoren über Subcodes erfasst. Die relevanten Belegkontexte für die einzelnen Variablen wurden über die Suchfunktionen des MAXQDA-Programms in den Transkripten aufgefunden, einzeln über Kopfhörer in der entsprechenden Audiodatei abgehört und über das Codesystem kategorisiert. Die phonetischen Varianten wurden dabei auditiv identifiziert. Die morphosyntaktischen Varianten sind anhand der realisierten Morpheme und / oder über die syntaktischen Kontexte diskriminiert worden.

Um die Kriterien und die Verfahrensweise der Codierung in der Arbeitsgruppe zu vereinheitlichen, habe ich für jede Variable ein Codierhandbuch verfasst, in das auch die Erfahrungen jeweils einer vorausgehenden Testphase der Codierung eingingen. In den „Memos“ zum Codesystem wurden die relevanten Varianten zusätzlich genau gegeneinander abgegrenzt und durch Beispiele veranschaulicht, die während der Codierarbeiten mit MAXQDA jederzeit eingesehen werden konnten. Vorabtests zum ‚Einhören‘ in neu bearbeitete Variablen und die gemeinsame Besprechung von Zweifelsfällen

99 Informationen zur MAXQDA-Software vgl. https://www.maxqda.de (Stand: 20.6.2017).

in regelmäßigen Treffen der Arbeitsgruppe dienten der Qualitätssicherung. Schnell oder undeutlich gesprochene Belege, bei denen die Varianten ohrenphonetisch schwierig gegeneinander abzugrenzen waren, haben wir sicherheitshalber grundsätzlich aus der Auswertung ausgeschlossen.[100] Die Belege für Variablen, deren Codierung im Arbeitsprozess häufiger Zweifel aufwarf – wie etwa die schwierige auditive Diskriminierung von temporalem *dann* und *denn* – wurden bis zu dreimal von verschiedenen Personen abgehört und die Codierung gegebenenfalls korrigiert.

Bei der Variablenanalyse des Niederdeutschen wurde geringfügig anders verfahren. Das sehr viel kleinere Korpus der niederdeutschen Wenkerübersetzungen ist für die Auswertung im Partitureditor des EXMARaLDA-Programms transkribiert und wortweise segmentiert worden.[101] Die standardisierte Übersetzungsvorlage ermöglichte im Partitureditor eine Wort-für-Wort-Synopse der Übersetzungsvarianten, die in der Tonspur abgehört werden konnten. Für die Codierung der Variablen wurde hier jeweils eine Annotationszeile eingerichtet, in der dem jeweiligen Wortsegment Siglen für die dort realisierten phonetischen oder morphosyntaktischen Merkmale zugeordnet wurden. Auch hier sorgte die Orientierung an einem Annotationshandbuch für jede Variable für eine einheitliche und über die Untersuchungszeit gleichbleibende Codierung. Belege, die ohrenphonetisch nicht eindeutig einer Variante zuzuordnen waren, sind auch bei der Untersuchung des Niederdeutschen aus der Auswertung ausgeschlossen worden.

Um die quantitative Variablenanalyse auf eine tragfähige Datenbasis zu stellen, sollte in allen Bereichen der Untersuchung mit möglichst hohen Belegzahlen gearbeitet werden. Dem waren freilich gewisse arbeitsökonomische Grenzen gesetzt. Bei den phonetischen Variablen der regiolektalen Sprachlage wurden je nach Zahl der relevanten Varianten und der über Subcodes erfassten linguistischen Kontexte nach Möglichkeit zwischen 60 bis 100 Belege pro Gewährsperson codiert und in die Auswertung einbezogen. Diese angestrebten maximalen Belegzahlen sind allerdings

100 Aus der Auswertung ausgeschlossen wurden auch alle Eigennamen und Toponyme, deren Phonetik unter Umständen besonderen Konventionen folgt, sowie alle Passagen, in denen die Gewährspersonen fremde Redeweisen imitieren.

101 Informationen zu den Transkriptions- und Analysetools der EXMARaLDA-Software www.exmaralda.org (Stand: 20.6.2017).

nicht bei allen Gewährspersonen in den sprachbiographischen Interviews zu erreichen. Immerhin liegen die Gesamtbelegzahlen selbst bei den am seltensten auftretenden phonetischen Variablen (Realisierung des Plosivs *t* in intervokalischer Position, Aussprache des Graphemclusters *–ng* im Wortauslaut) zwischen 1100 und 1500 codierten Belegen im Interviewkorpus. Bei den höherfrequenten phonetischen Variablen konnten dagegen jeweils zwischen 3300 und 3500 Belegkontexte im regiolektalen Gesamtkorpus abgehört und ausgewertet werden.[102] Da morphosyntaktische Variablen in der Regel in spontansprachlicher Rede deutlich seltener auftreten als phonetische Variablen, wurden hier neben den sprachbiographischen auch die biographischen Interviews der Gewährspersonen in die Untersuchung einbezogen. Dennoch bewegten sich die Gesamtbelegzahlen im Korpus zum Teil nur bei *token*-Zahlen von gut 200 (Vergleichspartikel im Komparativ, Diminutivsuffixe), erreichten aber auch Spitzenwerte von über 4200 Belegen (Vergangenheitstempora Perfekt / Präteritum).

Im Korpus der 52 niederdeutschen Wenkerübersetzungen traten die untersuchten Variablen – bedingt durch die begrenzte Übersetzungsvorlage von 45 Testsätzen – jeweils nur mit maximal 4 bis 15 Belegen pro Gewährsperson auf.[103] Hier ist die quantitative Datengrundlage also zwangsläufig deutlich weniger kompakt als bei der Variablenanalyse des regiolektalen Sprachgebrauchs. Aber auch im Korpus der Wenkerübersetzungen verspricht die Auswertung von jeweils mehreren hundert Belegkontexten für die einzelnen Merkmale weitreichende Einblicke in ihre Variation unter den 52 niederdeutschkompetenten Probanden.

Die quantitativen Befunde der Codierung sowohl zum Regiolekt als auch zum Niederdeutschen wurden anschließend in eine Excel-Tabelle übertragen und dort für jede Variable die prozentualen Frequenzverhältnisse zwischen standarddivergenten und standardgemäßen Varianten ermittelt. Um den gruppenspezifischen Variantengebrauch in den sozialen Untergliederungen meiner Stichprobe vergleichen zu können, sind die individuellen Befunde aller Gruppenangehörigen jeweils zu Mittelwerten zusammengefasst

102 Zum Beispiel bei der Auslautrealisierung von *das*, *dass* und *was* oder bei der Realisierung der standarddeutschen Vokale *ü*, *ö*, *eu* / *äu*.

103 Die Belegzahlen für die einzelnen Variablen werden selbstverständlich bei der detaillierten Erörterung der Frequenzanalyse jeweils genau angegeben.

worden. Die so gewonnenen gruppenbezogenen Frequenzprofile werden in den folgenden Abschnitten bei der Ergebnispräsentation zu den einzelnen Variablen durch Säulendiagramme veranschaulicht. Die Säulendiagramme kontrastieren in der Regel den relativen Anteil standardabweichender Varianten im Sprachgebrauch der vier sozialen Vergleichsgruppen: der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration alteingesessener Familien sowie der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration der Familien von zugewanderten Vertriebenen. Bei der Diskussion der niederdeutschen Variablen werden – wenn möglich – die quantitativen Befunde aus den historischen Wenkerbögen der Region als historischer Vergleichswert in die Diagramme integriert.

Die mittelwertbasierten Säulendiagramme zum regiolektalen Sprachgebrauch werden überall dort durch *Box-Plot*-Graphiken ergänzt, wo sich innerhalb der sozialen Vergleichsgruppen größere Unterschiede in der interpersonellen Varianz des Sprachgebrauchs abzeichnen. Die *Box-Plot*-Diagramme geben ein differenziertes Bild von der Lage und Verteilung der individuellen Frequenzbefunde innerhalb der jeweiligen Alters- oder Herkunftsgruppe der Stichprobe.[104] Bei der Darstellung der Ergebnisse der Variablenanalyse zum Niederdeutschen haben wir allerdings auf die Erstellung von *Box-Plot*-Diagrammen verzichtet, weil hier die jüngeren Alterskohorten mit neun bzw. sechs Personen recht klein sind. Hier werden Auffälligkeiten in der interpersonellen Varianz des Sprachgebrauchs gegebenenfalls im Text thematisiert.

Die Ergebnisse der Frequenzanalyse der regiolektalen Variablen werden jeweils auf ihre statistische Signifikanz getestet. Hierbei wird mit Hilfe der Statistik-Software STATA über eine Varianzanalyse überprüft, ob die ermittelten Unterschiede im Variantengebrauch der vier sozialen Vergleichsgruppen der Stichprobe signifikant sind. Unter der Voraussetzung von Normalverteilung und Varianzhomogenität wird allgemein die einfaktorielle Varianzanalyse (ANOVA) durchgeführt, um die Mittelwerte der vier Gruppen zu vergleichen.[105] Treffen beide genannten Grundvoraussetzungen nicht zu, wird die Verteilung mit Hilfe des Kruskal-Wallis-Tests für unabhängige Stichproben als nichtparametrische Alternative zu ANOVA auf ihre signifikanten

104 Vgl. Diaz-Bone (2013: 62–64).
105 Raab-Steiner / Benesch (2012: 159–162).

Unterschiede überprüft.[106] Die Auswertung erfolgt über den Signifikanzwert p. Je näher dieser Wert bei Null liegt, umso wahrscheinlicher kann die Nullhypothese (zwischen den Gruppen besteht kein signifikanter Unterschied) abgelehnt werden. Ein p-Wert von unter 0,05 weist auf eine statistische Signifikanz hin. Wird der Unterschied zweier Varianten des Sprachgebrauchs in der Gesamtgruppe auf Signifikanz hin überprüft, ist die Durchführung eines t-Tests für abhängige Stichproben ausreichend.[107] Die Ergebnisse des Signifikanztest werden bei der Erörterung der Befunde zu den einzelnen Variablen jeweils angegeben.

Bei der quantitativen Auswertung des weniger umfangreichen niederdeutschen Korpus war statistische Signifikanz meist nur bei extrem großen Differenzen in der Variantenausprägung nachweisbar. Hier erlauben die deutlich geringeren Belegzahlen für die untersuchten Variablen oft nur Tendenzaussagen zur sozialen Verteilung ihrer Varianten und zur diachronischen Entwicklung ihres Gebrauchs. Vielfach stimmen diese Tendenzaussagen aber mit den statistisch validierten Befunden zur Entwicklung des Regiolekts überein und werden durch diese indirekt bestätigt.

---

106 Vgl. Universität Zürich Methodenberatung, online verfügbar unter: http://www.methodenberatung.uzh.ch/de/ datenanalyse/unterschiede/zentral/kruskal.html (Stand: 20.6.2017).

107 Diaz-Bone (2013: 180–181).

3. Strukturwandel des mecklenburgischen Regiolekts im Varietätenkontakt der Nachkriegsjahrzehnte

In einem ersten Analyseschritt soll der regiolektale Sprachgebrauch in meinem mecklenburgischen Erhebungsgebiet auf sprachstrukturelle Entwicklungen und kontaktlinguistische Prozesse untersucht werden. Hierzu wird überprüft, wie häufig 44 ausgewählte Vergleichspersonen verschiedener Bevölkerungsgruppen in der Sprache ihrer Interviews Gebrauch von regional gebundenen, standardabweichenden Merkmalen machen. Die Untersuchung konzentriert sich exemplarisch auf zehn Nonstandardmerkmale, die der älteren Forschungsliteratur zufolge den mecklenburgischen Regiolekt kennzeichnen und möglichst in deutlichem sprachlichen Abstand zu den Herkunftsvarietäten der zugewanderten Vertriebenen stehen.[108] Um die systematische Reichweite der strukturellen Entwicklungen im mecklenburgischen Regiolekt dokumentieren zu können, werden in den Teilabschnitten des folgenden Kapitels sowohl Variablen der phonetisch / phonologischen Sprachebene als auch Variablen aus dem Bereich der Morphosyntax betrachtet.

3.1 Morphosyntax: ausgewählte Variablen

3.1.1 *Da halte ich nichts von* – syntaktische Varianten der Pronominaladverbien in Mecklenburg

In seiner bekannten *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*, in der Paul Kretschmer 1918 erstmalig systematisch und auf empirischer Basis die regionale Gliederung des standarddeutschen Wortschatzes erfasst, kommt der Autor einleitend auch auf „die geographischen Unterschiede in der *Syntax*“ zu sprechen (Kretschmer 1918: 6). Als ein Beispiel für regional gegliederte syntaktische Phänomene der deutschen Standardsprache erwähnt Kretschmer auch

108 Zur Datengrundlage für die Analyse des Regiolekts vgl. Abschnitt 2.2.1.

> die norddeutsche Trennung der Verbindungen *davon*, *dafür*, *damit*, *dazu* usw., die einem Österreicher sehr sonderbar erscheint, wie *da weiß ich nichts von* statt *davon weiß ich nichts*; *da brauche ich garnichts zu*; *da wirst du nichts mit erreichen*. (ebd.: 8)

Diese Distanzstellung der zusammengesetzten sogenannten „Pronominaladverbien" (bzw. „Präpositionaladverbien")[109] sei „zwar bei allen Gebildeten der betreffenden Gegenden zu finden, […] aber doch kaum als hochdeutsch anzuerkennen" (ebd.). Da Kretschmer sein Werk noch vor dem Ersten Weltkrieg abgeschlossen hat, umfasst die Bezeichnung „Österreicher" bei ihm ausdrücklich noch die deutschsprachige Bevölkerung Böhmens, Mährens, Österreich-Schlesiens, Ungarns und Siebenbürgens (ebd.: 33–34). Die Distanzstellung der Pronominaladverbien markiert also einen auffallenden Unterschied zwischen der regiolektalen Syntax der späteren österreichischen Vertreibungsgebiete, wo diese Form „sehr sonderbar" erscheinen musste, und der der norddeutschen Zielgebieten der Vertreibung, wo derartige syntaktische Konstruktionen üblich waren.

Die Distanzstellung der Pronominaladverbien ist schon in althochdeutschen Quellen belegt und wird erst seit dem 18. Jahrhundert vermutlich „aufgrund von präskriptivem Druck" (Fleischer 2011: 256) durch den Sprachnormierungsdiskurs und durch ihre Stigmatisierung in literarischen Werken aus der Standardsprache verdrängt. Als kodifizierte Standardform der Pronominaladverbien gilt seither allein die Kontaktstellung (*davon halte ich nichts*), bei der der adverbiale (*da*) und der präpositionale Teil (*von*) des Pronominaladverbs zu einem Wort zusammengerückt sind (*davon*).[110] In den deutschen Dialekten ist schon früh eine „ungefähr komplementäre

---

109 Zur Bezeichnung und zum syntaktischen Status der Pronominaladverbien vgl. Negele (2010: 1064–1066).

110 Die erste Auflage der Duden-Grammatik verweist die Distanzstellung noch ausdrücklich in „die ältere Sprache" (*Duden Grammatik* 1937: 79), die zweite und die vierte Neuauflage erwähnen neben der Kontaktstellung überhaupt keine Stellungsvarianten der Pronominaladverbien und bringen auch ausschließlich entsprechende Beispiele (*Duden Grammatik* 1966 und 1984). Die aktuelle Neuauflage der Duden-Grammatik thematisiert mit Blick auf die jüngere Forschungsliteratur verschiedene Stellungsvarianten der Pronominaladverbien, weist dabei die Distanzstellung „der gesprochenen Sprache (v. a. im Norddeutschen)" und die „Doppelformen" „der gesprochenen Sprache (v. a. in Süd- und Mitteldeutschland)" zu. Die Varianz wird ausdrücklich auf die „regionalen Varietäten

areale Verteilung“ (ebd.: 255) der Distanzstellung der Pronominaladverbien und der sogenannten „Distanzverdoppelung“ (*do woas i nix davon*) nachzuweisen, die ebenfalls nie als standardgemäße Variante anerkannt wurde. Die auf der Basis der Wenker-Fragebögen von 1880 erstellte Karte zur „Spaltungskonstruktion bei ‚da'“ in Fleischer (2002: 430) zeigt die areale Verbreitung der Distanzstellung ausschließlich in niederdeutschen und westmitteldeutschen Dialektregionen. In den Dialekten der schlesischen, böhmischen und mährischen Vertreibungsgebiete ist diese Konstruktion demnach unüblich gewesen.

Die großräumige Nord-Süd-Gliederung der Stellungsvarianten der Pronominaladverbien in den Dialekten setzt sich, wie schon Paul Kretschmer beobachtet hatte, bis heute auch in den deutschen Regiolekten durch. Internetbefragungen des *Atlas der deutschen Alltagssprache* (ADA) zeigen für die Pronominaladverbien *damit* und *davon* Distanzstellungen (*da halte ich nichts von*) fast ausschließlich nördlich des Mains. Varianten, bei denen das Adverb verdoppelt wird, sind demnach fast ausschließlich im Süden zu finden (Distanzverdopplung: *da halte ich nichts davon*; kurze Verdopplung: *dadavon halte ich nichts*).[111] In dieser räumlichen Verteilung treten die standardabweichenden Formen der Pronominaladverbien in den jeweiligen Regionen mit der überall verbreiteten, standardgemäßen Kontaktstellung in Konkurrenz. Die mehr oder weniger komplementäre Raumgliederung der standardabweichenden Formen ist in den Regiolekten allerdings ausschließlich auf Pronominaladverbien beschränkt, deren präpositionaler Teil mit einem Konsonanten anlautet (*da-durch*, *da-mit*, *da-zu* usw.). Pronominaladverbien mit vokalisch anlautenden Präpositionen, die im Standarddeutschen mit einem *r*-Einschub gebildet werden (*daran*, *darauf*, *darüber* usw.), sind im gesamten deutschen Sprachgebiet in der (meist verschliffenen) Form der Distanzverdopplung (*da habe ich nicht d(a)ran gedacht*) verbreitet und treten vorwiegend im Süden auch in Form der kurzen Verdopplung (*dad(a)ran habe ich nicht gedacht)* auf, während einfache Distanzstellungen

des Deutschen“ begrenzt: „Solche Formen sind nicht standard-, sondern regionalsprachlich.“ (*Duden Grammatik* 2016: 593, 882, 893).

111 Elspaß / Möller (2003 ff.): ADA-Karten *damit*, *davon*, *daran* (Frage 21 a–c). Auf die weiteren süddeutschen Varianten *mit dem* und *von dem* soll hier nicht eingegangen werden.

(*da habe ich nicht an gedacht*) auch in den norddeutschen Regiolekten nur äußerst selten nachzuweisen sind.[112]

Die recht klaren räumlichen Verteilungen der Stellungsvarianten und die Tatsache, dass es sich bei den Pronominaladverbien „um eine formal vielfältige und frequente Merkmalsgruppe handelt, bei denen im Gegensatz zu den meisten anderen syntaktischen Phänomenen wegen der feststellbaren Standard-Substandard-Verteilung eine prozentuale Quantifizierung möglich ist“ (Langhanke 2012: 241), hat die Varianz der Pronominaladverbien in der linguistischen Forschung zu einem Musterbeispiel für syntaktische Raumgliederungen in den deutschen Dialekten und Regiolekten werden lassen.[113] Zum Gebrauch der Pronominaladverbien in den norddeutschen Regiolekten liegen neuerdings mehrere quantitative Untersuchungen vor, die auch Ergebnisse zur diachronen Entwicklung ihrer Varianz erbringen. Ein Vergleich dieser Ergebnisse wird aber wegen der unterschiedlichen Zahl und Abgrenzung der Stellungsvarianten, die jeweils in Betracht gezogen werden, erschwert und scheint auch von regionalen Differenzen innerhalb Norddeutschlands überlagert zu werden.

Für den Regiolekt im nordniedersächsischen Raum kommt Spiekermann (2010: 195) bei der Auswertung von Aufnahmekorpora unterschiedlicher Entstehungszeit zu dem Befund, dass insgesamt „eine Zunahme der normabweichenden Formen“ zu beobachten sei und dabei speziell „die Distanzstellung von konsonantisch anlautenden Präpositionen […] in der standardnahen Regionalsprache diachron immer gebräuchlicher“ (ebd.: 194) werde. Dem stehen die Befunde Langhankes (2012: 263) entgegen, der für die Orte Berlebeck (Ostwestfalen-Lippe) und Hinsbeck (südlicher Niederrhein) vielmehr „eine stabile Variantenvielfalt […] bei den verschiedenen standarddivergenten Realisierungen der Präpositionaladverbien“ feststellt. Der Vergleich der Äußerungen zweier Sprechergenerationen erbringe „kaum Annäherung an die Standardvariante“ (ebd.: 245). Der „besonders häufige“ Typ der Distanzstellung, in dem Langhanke allerdings Formen mit konsonantisch und vokalisch anlautender Präposition zusammenfasst, müsse mit 19 % – 29 % der Belege „als ein Merkmal regionalspezifischer Realisierungen auch sehr standardnaher Sprachlagen gewertet werden“ (ebd.: 245–246). Jürgens (2013: 142)

---

112 Elspaß / Möller (2003 ff.): ADA-Karten *davon* / *darauf* (Frage 11, 12).

113 Einen kurzen Forschungsüberblick bringt Jürgens (2013: 130–133).

findet bei der Auswertung von Erhebungsdaten zum *Norddeutschen Sprachatlas* aus zehn über ganz Norddeutschland verteilten Ortspunkten Indizien dafür, dass sich Stellungsvarianten der Distanzverdopplung und der kurzen Verdopplung „von Süden" her über die norddeutschen Regiolekte ausbreiten. Die Variante der Distanzverdopplung, bei der auch Jürgens nicht zwischen Formen mit konsonantischem oder vokalischem Präpositionsanlaut unterscheidet, ist demnach in ganz Norddeutschland die häufigste standardabweichende Realisierung der Pronominaladverbien, die die niederdeutsch basierte Distanzkonstruktion inzwischen überall, besonders deutlich aber im Südwesten, dominiert.

Welche Ergebnisse erbringt die bisherige linguistische Forschung speziell für den Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern? Nach Dahl (1974: 352) ist die Getrenntstellung der Pronominaladverbien (neben Formen mit getilgtem Adverb: *er ist mit bei*) eines der niederdeutschen Interferenzmerkmale, die für die mundartnahe Umgangssprache Mecklenburgs auf der Ebene der Syntax charakteristisch sind.[114] Das syntaktische Merkmal ist allerdings auch für die südlich angrenzenden Regiolekte der Altmark und Brandenburgs kennzeichnend.[115] Diesen Befunden entsprechend weist Protzes *Wortatlas der städtischen Umgangssprachen* auf einer Karte, die sich auf Befragungen der 1970er Jahre stützt, ein großräumiges Vorkommen der Distanzstellung für *dafür* (*da kann ich nichts für*) im gesamten Norden der ehemaligen DDR nach, das in südlichster Ausdehnung bis zum weit vorgeschobenen Ortspunkt Halle reicht.[116] In diesem nördlichen Großraum ist die Distanzstellung demnach aber nicht die einzige standardabweichende Variante des Pronominaladverbs, sondern sie steht neben Formen der Distanzverdopplung (*da kann ich nichts dafür*), die im Süden ausschließlich vorherrschen.

Anders als „krasse Kasusverwechselungen", mit deren Abbau kurzfristig zu rechnen sei, hält Dahl (1974: 373) die Distanzstellung der Pronominaladverbien im mecklenburgischen Regiolekt für „sehr haltbar".

---

114 Vgl. Gernentz (1974: 233). Gernentz weist darauf hin, dass die Getrenntstellung in der mecklenburgischen Umgangssprache auch bei Fragepronomen häufig zu finden ist: *Wo hast du das mit gemacht?*

115 Vgl. Schönfeld (1974: 82) und Schönfeld / Pape (1981: 164).

116 Protze 1997: 271. Auf der schon erwähnten ADA-Karte reicht das Verbreitungsgebiet der Distanzstellung im ostdeutschen Raum noch weiter in den Süden, ausgespart ist nur der äußerste Südosten Thüringens und der Süden Sachsens.

Es existieren bisher keine empirischen Untersuchungen, die die prognostizierte Abbauresistenz dieses Merkmals im mecklenburgischen Raum beurteilen ließen. Allerdings bestätigt eine Untersuchung Herrmann-Winters (1977: 243) zur laienlinguistischen Bewertung der Getrenntstellung der Pronominaladverbien, dass diese morphosyntaktische Standardabweichung zumindest in der Bevölkerung des Kreises Greifswald als sehr weit akzeptiert gilt und als wenig korrekturbedürftig angesehen wird. 71,8 % von 79 Testpersonen beurteilten Testsätze als akzeptabel, die Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautenden Präpositionalteil in Distanzstellung enthielten. Eine derart hohe Toleranz gegenüber dem Merkmal lässt auf eine allenfalls schwache Abbautendenz schließen.

Quantitative Daten zur Variation der Pronominaladverbien in Mecklenburg-Vorpommern bringt erst die Untersuchung von Jürgens (2013: 141), die auf der Basis von Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* auch für die vorpommersche Kleinstadt Gützkow Vorkommensfrequenzen für die verschiedenen syntaktischen Stellungsvarianten der Pronominaladverbien präsentiert. Demnach waren in den Sprachaufnahmen von vier Gewährsfrauen mittleren Alters 2008 in 77 % aller einschlägigen Belege die Pronominaladverbien standardgemäß in Kontaktstellung gebildet. Die Distanzkonstruktion kommt demgegenüber nur auf einen geringen Prozentsatz von 5 % der Belege. Häufigste Nonstandardvariante ist in Gützkow die Distanzverdopplung (*da … drin*) mit 10 % der Belege.[117] Auch die Tilgung des Adverbs, die schon Dahl angeführt hatte (*halte ich nichts von*), ist mit 7 % der Belegkontexte frequenter als die Getrenntstellung der Pronominaladverbien. Jürgens Untersuchung bestätigt einerseits die Konkurrenz der ‚nördlichen' Distanzstellung und der ‚südlichen' Distanzverdopplung, die auch Protzes Karte für Mecklenburg-Vorpommern aufwies, lässt andererseits aber die Frage aufkommen, ob die Distanzstellung der Pronominaladverbien mit derart geringen Vorkommensfrequenzen tatsächlich noch als abbauresistent bezeichnet werden kann. Schließlich kann auch Kehrein (2012) bei seinen Untersuchungen zur standardnahen Sprache von vier Gewährspersonen unterschiedlichen Alters aus Stralsund und Umgebung nur einen einzigen Nachweis für ein getrenntes Pronominaladverb erbringen.

117 Jürgens differenziert dabei nicht zwischen Pronominaladverbien mit vokalisch oder konsonantisch anlautendem Präpositionalteil.

Die bisherige Forschung ergibt also kein sehr einheitliches Bild von der Entwicklung der Pronominaladverbien im mecklenburgischen Regiolekt. Die Analyse meines Interview-Korpus kann genauere Aufschlüsse über die syntaktische Varianz und die Gebrauchsentwicklung der Pronominaladverbien in der mecklenburgischen Umgangssprache geben. Da meine Untersuchung in besonderem Maße auf die Sprachkontakte zwischen alteingesessenen Mecklenburgern und Immigranten aus den südlichen Vertreibungsgebieten fokussiert ist, habe ich mich bei der Analyse meines Interview-Korpus allein auf Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautender Präposition beschränkt (*damit*, *davon*, *dazu* usw.), weil nur diese in den Regiolekten eine deutliche Nord-Süd-Gliederung aufweisen. Für diese Lexeme wurden im Korpustranskript die folgenden Stellungsvarianten erfasst: die standardgemäße Kontaktstellung (*davon*), die Distanzstellung (*da … von*), die Distanzverdopplung (*da … davon*), die kurze Verdopplung (*dadavon*) und die Tilgung des Adverbs (*… von*; *halte ich nichts von*). Um die Belegzahlen zu erhöhen, wurden von den 44 untersuchten Gewährspersonen sowohl die biographischen als auch die sprachbiographischen Interviews auf Pronominaladverbien untersucht. Pro Gewährsperson wurde damit in der Regel mindestens eine Stunde Tonaufnahmen erfasst. Insgesamt konnten im Interviewkorpus 806 Belege für Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautender Präposition aufgefunden und codiert werden. Unberücksichtigt bleiben in der Auswertung alle Belege für *daher*, *damit*, *dadurch*, *dahin* usw., bei denen die entsprechenden Formen nicht die Funktion eines textuellen oder deiktischen Verweises innehaben und somit definitionsgemäß keine Pronominaladverbien sind ([…] *Fenster zugemacht, damit es nicht reinregnet*; […] *war unser ganzes Vermögen dahin*).[118]

Die quantitative Variablenanalyse erbrachte die folgenden Ergebnisse: Im gesamten Korpus sind keine Belege für die kurze Verdopplung (*dadavon*) zu finden. Die Form wird weder in den Interviews der Alteingesessenen noch in denen der Vertriebenen verwendet. Bei Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautendem Präpositionalteil ist diese Nonstandardvariante

118 „Zur Definition der Wortklasse Pronominaladverb muss zusätzlich die Funktion herangezogen werden, um Pronominaladverbien beispielsweise von formgleichen Konjunktionen oder Adverbien unterscheiden zu können.“ (Jürgens 2013: 130).

im mecklenburgischen Regiolekt also nicht gebräuchlich.[119] Unter den insgesamt 806 Korpusbelegen für Pronominaladverbien entfallen nur drei Einzelbelege auf die Variante mit getilgtem Adverb, allerdings ist diese Stellungsvariante im Transkript nicht immer leicht zu identifizieren. Wegen dieser Problematik und der großen Seltenheit der Tilgungsvariante wurde sie in der quantitativen Auswertung des Korpus nicht weiter berücksichtigt. Es sei aber angemerkt, dass alle drei Belege aus Interviews von Alteingesessenen stammen.

> Man versucht dann ja ganz schon normal zu sprechen mit den Kindern aber erwischt sich bei dass man so paar Brocken manchmal reinwirft ne. (Frau 54, 1968 AA, SP1: 71)

> […] war bis auf die Geschichte mit dem Mutterkreuz war alles ruhig. Haben wir Kinder nicht allzu viel von mitbekommen. (Herr 64, 1936 A, BI: 99)

> Das heißt also meine Omas Geschwister kamen alle. […] Oder wir waren ja als Kinder mit bei. (Frau 75, 1966 AA, SP1: 68)

Neben dieser seltenen Tilgungsvariante finden sich in meinem Interviewkorpus außer der standardgemäßen Kontaktstellung der Pronominaladverbien die Nonstandardformen der Distanzstellung einerseits und der Distanzverdopplung andererseits.[120] Die vier Varianten sind dabei quantitativ sehr unterschiedlich verteilt. Diese Palette an Stellungsvarianten liegt bereits 1961 in den fünf Interviewaufnahmen des Pfeffer-Korpus aus Rostock und näherer Umgebung vor. Auch dort ist für die Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautender Präposition neben der häufigeren standardgemäßen Kontaktstellung (*dazu*) gelegentlich sowohl die Distanzstellung (*da … hin*) und die Distanzverdopplung (*da … dazu*) als auch die Tilgungsvariante

119 Dass Jürgens (2013: 141) in ihrem Teilkorpus für das vorpommersche Gützkow einen, wenn auch geringen Prozentsatz (1 %) von kurzen Verdopplungen nachweisen kann, mag daran liegen, dass sie auch Pronominaladverbien mit vokalisch anlautender Präposition in die Untersuchung einbezieht (*dadrin*, *dadrüber*).

120 Wie schon Protzes (1997: 171) Befragung widersprechen auch meine Korpus-Befunde der These Höders (2011: 121), wonach „Formen mit verdoppelter Pro-Partikel bei konsonantischen Präpositionen“ in norddeutschen Regiolekten „fehlen“.

nachweisbar („Kenne ich nicht viel von“, PF337),[121] während die kurze Verdopplung auch im Pfeffer-Korpus aus dem Raum Rostock nicht belegt ist.

Betrachten wir zunächst, in welchen quantitativen Verhältnissen die verschiedenen Stellungsvarianten der Pronominaladverbien in den Interviews der 24 von mir untersuchten Alteingesessenen beider Altersgruppen auftreten: Die mit Abstand häufigste Variante unter den 431 Belegen ist die standardkonforme Kontaktstellung mit 73,8 %. An zweiter Stelle folgt die Distanzstellung mit 18,6 % und der geringste Prozentwert entfällt auf die Distanzverdopplung mit 7,7 %. Standardabweichende Pronominalbildungen treten bei den Alteingesessenen also nur bei gut einem Viertel der Belege auf. Im Vergleich der beiden untersuchten Altersgruppen der Alteingesessenen zeichnen sich tendenziell intergenerationelle Verschiebungen in den quantitativen Verhältnissen ab. Hat die Distanzstellung (*da … von*) in den Interviews der Vorkriegsgeneration noch einen Anteil von 23 % (n = 244), so halbiert sich dieser Anteil in den Interviews der Nachkriegsgeneration nahezu auf 12,8 % (n = 187).[122] Bei der Distanzverdopplung (*da … davon*) ist ein geringerer Rückgang festzustellen: In den Interviews der Vorkriegsgeneration beträgt ihre Frequenz 8,6 % (n = 244), in den Interviews der Nachkriegsgeneration nur noch 6,4 % (n = 187). Umgekehrt ist die standardgemäße Kontaktstellung (*davon*) in den regiolektalen Äußerungen der Nachkriegsgeneration noch häufiger als schon in den Interviews der Vorkriegsgeneration. Ihr Anteil steigt intergenerationell von 68,4 % auf 80,8 %.

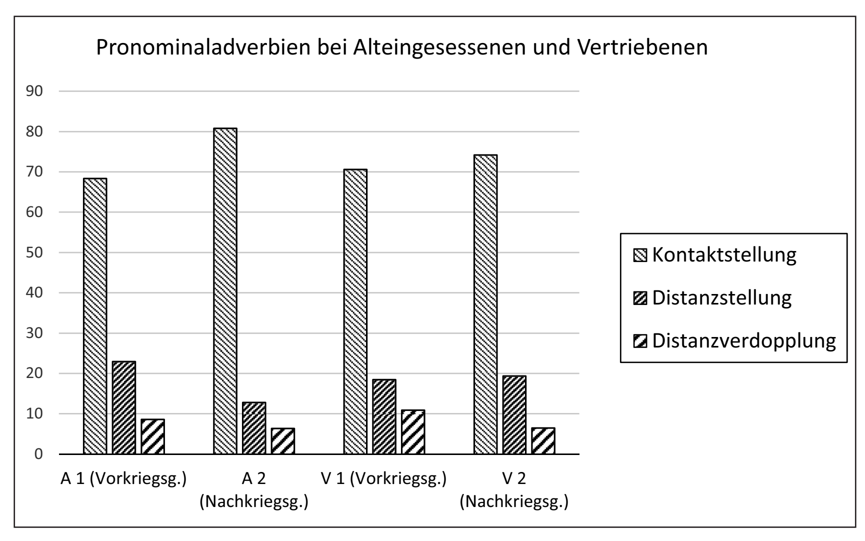
Bei den Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautenden Präpositionen ist im Generationenvergleich also eine recht deutliche Standardannäherung zu beobachten, die der Prognose Dahls von der Abbauresistenz des Merkmals in Mecklenburg zuwiderläuft. Im Gegensatz auch zu den nordniedersächsischen Befunden Spiekermanns macht sich diese Standardadvergenz in Mecklenburg besonders im Bereich der ‚norddeutschen‘ Distanzstellung geltend (vgl. Abb. 3.1.1-1, Säulengruppen A 1 und A 2).

121 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF). Personensiglen PF320, PF333, PF335, PF337, PF340, www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

122 Die Differenz ist bei den insgesamt niedrigen Belegzahlen allerdings nicht signifikant und kann nur als Hinweis auf eine Entwicklungstendenz gewertet werden, die an einem noch größeren Korpus bestätigt werden müsste.

Da in Mecklenburg nicht nur die Distanzstellung intergenerationell abgebaut wird, sondern auch die seltenere Distanzverdopplung einer leichten Abbautendenz unterliegt, erscheint die Vermutung Negeles (2010: 1079), die diskontinuierlichen Pronominaladverbien könnten „mittelfristig“ zu gesprochenen und geschriebenen Standardformen aufrücken, vor dem Hintergrund meines Korpus wenig wahrscheinlich.

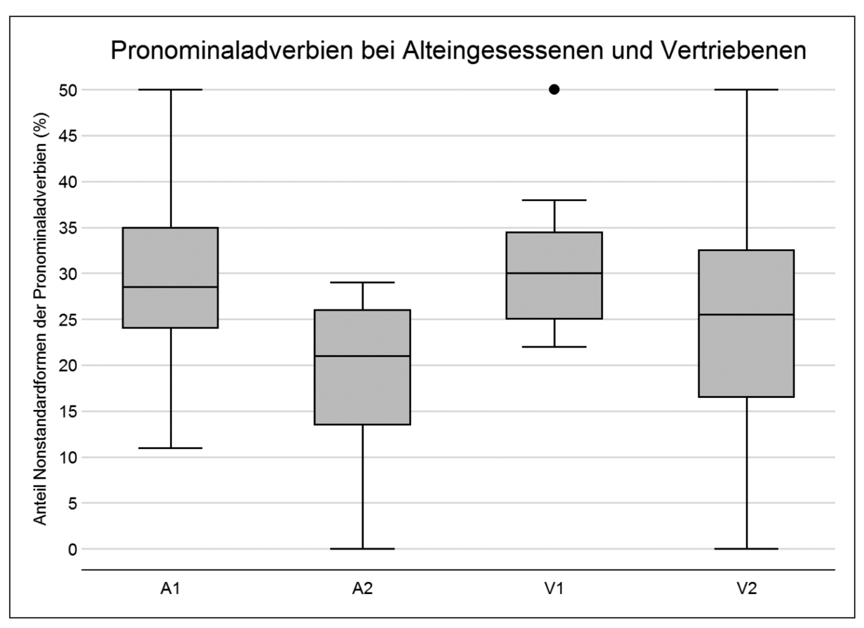
Abbildung 3.1.1-1: Gebrauch der Stellungsvarianten der Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautenden Präpositionen in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent



Die Variationsbreite im regiolektalen Sprachgebrauch ist, soweit sich dies auf der Basis der zum Teil recht niedrigen Belegzahlen ermessen lässt, in der Gruppe der Alteingesessenen durchaus beträchtlich. Die Spanne der interpersonellen Varianz bewegt sich bei den zwölf älteren Alteingesessenen zwischen einer Person, die nur in 11 % der Belegfälle Nonstandardformen der Pronominaladverbien verwendet und zwei Personen, die in 50 % der jeweiligen Belege eine standardabweichende Stellungsvariante der Pronominaladverbien wählen. Immerhin ist für diese Altersgruppe festzuhalten, dass keiner der Befragten die Pronominaladverbien ausschließlich normgerecht bildet, dass aber andererseits die standardabweichenden Stellungsvarianten bei keiner Person die standardgemäße Kontaktstellung dominieren. In der

Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen verwendet dann bereits eine einzelne Gewährsperson die Pronominaladverbien immer in der standardgemäßen Kontaktvariante, der höchste Anteil standardabweichender Formen liegt hier bei 28,6 %. Die Spannweite der interpersonellen Varianz geht also bei den Alteingesessenen im Vergleich der Generationen leicht zurück (vgl. Abb. 3.1.1-2).

Abbildung 3.1.1-2: Interpersonelle Varianz bei der Bildung der Pronominaladverbien in den Familien Alteingesessener (A1, A2) und Vertriebener (V1, V2) – Anteile der Nonstandardformen in Prozent[123]



123 Die sogenannte Boxplot-Darstellung vermittelt einen übersichtlichen Eindruck von der Lage und Streuung der Daten im Korpus. Hier und in den folgenden Boxplot-Graphiken wird Spannweite der interpersonellen Varianz bei der Realisierung der standarddivergenten Merkmale in den vier verglichenen Alters- und Herkunftsgruppen abgebildet. Die graue „Box“ umfasst dabei jeweils den Bereich der mittleren 50 % der Daten für die jeweilige Gruppe. Sie wird durch den Medianstrich durchzogen, der das gesamte Diagramm in zwei Hälften teilt, in denen jeweils 50 % der Daten liegen. Die sogenannten „Antennen“ veranschaulichen die Streuung der Daten außerhalb der jeweiligen Box. Mit einem Punkt werden individuelle „Ausreißer“ innerhalb des Datenfeldes markiert.

Schauen wir abschließend noch auf den Gebrauch der Pronominaladverbien in der Interviewsprache der Vertriebenen und ihrer Nachkommen. Im Vergleich mit dem Sprachgebrauch der älteren Alteingesessenen ist bei den Vertriebenen auch 70 Jahre nach ihrer Ansiedlung in Mecklenburg noch eine leichte Nachwirkung der Nord-Süd-Gliederung in den Nonstandardformen der Pronominaladverbien erkennbar. Die zwölf untersuchten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration verwenden die ‚südliche' Nonstandardform der Distanzverdopplung (*da … davon*) bis heute anteilig etwas häufiger als ihre alteingesessenen Altersgenossen (10,9 %, n = 248 versus 8,6 %, n = 244). Dagegen tritt die ‚norddeutsche' Distanzstellung (*da … von*), die ihnen nach Kretschmer ursprünglich einmal „sehr sonderbar" erschienen sein dürfte, in ihrer regiolektalen Sprache bis heute seltener auf als bei den alteingesessenen Mecklenburgern (18,5 % versus 23 %).

Im Vergleich der Generationen in Vertriebenenfamilien zeichnet sich eine etwas andere regiolektale Entwicklungsdynamik ab als bei der Generationsfolge alteingesessener Familien.[124] Wie bei den Alteingesessenen nähert sich der Gebrauch der Pronominaladverbien in der jüngeren Generation der Vertriebenenfamilien insgesamt leicht der kodifizierten Standardsprache an, die ja die Kontaktstellung der Pronominaladverbien vorgibt (vgl. Abb. 3.1.1-1, Säulengruppe V 1 und V 2). Der Gebrauch der Distanzverdopplung, der in der Elterngeneration der Vertriebenen noch besonders häufig war, wird in der Nachkommengeneration soweit abgebaut, dass er mit dem Sprachverhalten der gleichaltrigen Alteingesessenen fast völlig übereinstimmt (6,5 %, n = 124). Dagegen folgen die Nachkommen der Vertriebenen in ihrem Sprachgebrauch nicht dem Abbau der ‚norddeutschen' Distanzstellung, der sich in der Generationenfolge der Alteingesessenen beobachten lässt. Ausgerechnet die spezifisch norddeutsche Stellungsvariante wird in den Vertriebenenfamilien bewahrt und ihr Gebrauch sogar noch geringfügig ausgebaut. Während die Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration die Distanzstellung nur noch mit einem Anteil von durchschnittlich 12,8 % der Belege für Pronominaladverbien realisieren, liegt die Frequenz der getrennt gestellten Pronominaladverbien bei den Nachkommen der Vertriebenen mit 19,4 % (n = 124) sogar

124 Auch hier sind die im Säulendiagramm veranschaulichten Wertdifferenzen wegen der geringen Belegzahlen statistisch nicht signifikant und erlauben nur Tendenzaussagen.

noch etwas höher als in den Interviews der vor 1940 geborenen Vertriebenen. Gerade im Kontrast zum Abbau der ‚süddeutschen' Stellungsvariante ist in dem leicht zunehmenden Gebrauch der ‚norddeutschen' Stellungsvariante in den Vertriebenenfamilien eine Ausrichtung am Regiolekt der älteren Alteingesessenen zu erkennen, die in der Nachkommengeneration der Vertriebenen zu einer leicht hyperfrequenten Merkmalsübernahme führt.

Im regiolektalen Sprachgebrauch meiner 44 Probanden aus Mecklenburg lässt sich insgesamt eine Tendenz zum intergenerationellen Abbau der standarddivergenten Stellungsvarianten der Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautender Präposition beobachten. Diese Tendenz der Standardannäherung ist allerdings recht schwach ausgeprägt, was mit der geringen Salienz und verbreiteten Akzeptanz der standardabweichenden Varianten zusammenhängen dürfte, auf die die ältere Forschungsliteratur hinweist. In den Familien der Vertriebenen unterliegen die ‚süddeutschen' und die ‚norddeutschen' Stellungsvarianten dabei offensichtlich einer gegenläufigen Dynamik, die süddeutsche Distanzverdopplung wird hier intergenerationell abgebaut, die norddeutsche Distanzstellung im Durchschnitt vermehrt genutzt. Diese widersprüchliche Entwicklung geht in den Vertriebenenfamilien auf eine deutliche Zunahme der interpersonellen Varianz beim Gebrauch der Pronominaladverbien zurück, bei der einzelne Angehörige der Nachkommengeneration stärker zu standardgemäßen andere stärker zu standardabweichenden Varianten tendieren als noch die Vertreter ihrer Elterngeneration (vgl. Abb. 3.1.1-2).

3.1.2 *Besser als* oder *besser wie*? – Variation der Vergleichspartikel beim Komparativ

Ein anderes syntaktisches Phänomen, das auf der Ebene standardabweichenden Sprachgebrauchs starke räumliche Gliederungen aufweist, ist die Wahl der Vergleichspartikel nach dem Komparativ. Hier schreibt die kodifizierte Standardgrammatik spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg eine eindeutige funktionale Differenzierung der Vergleichspartikeln *wie* und *als* fest:

> In Vergleichskonstruktionen erscheint der Positiv in Verbindung mit den Gradpartikeln *so*, *ebenso*, *genauso*, *gleich* zum Ausdruck des gleichen Grades. Die Vergleichsgröße wird standardsprachlich mit *wie* angeschlossen.
> *Strecke a ist so / ebenso / genauso / gleich lang wie Strecke b*. […]

> In Vergleichskonstruktionen drückt der Komparativ einen ungleichen Grad aus. Die Vergleichsgröße wird standardsprachlich mit *als* angeschlossen. Der Anschluss mit *wie* gilt als Regionalismus.
> *Die Strecke a ist länger als Strecke b*. (*Duden Grammatik* 2016: 377)[125]

Standardabweichende Fügungen wie *besser wie* werden hier also als regionalsprachliche Varianten gekennzeichnet, ohne dass das Verbreitungsgebiet dieser Variante genauer umrissen würde.

Die deutschen Dialekte weisen hinsichtlich der Vergleichskonjunktion nach Komparativ eine sehr klare areale Nord/West–Süd/Ostgliederung auf:

> Die Hauptformen der deutschen Mundarten sind *als* […] im Niederdeutschen, Rhein- und Moselfränkischen und im Alemannischen […] und *wie* […] im östlichen Hochdeutsch. Als Kompromißform gilt *als wie* […], das teils allein, teils neben *wie* und *als* in den Berührungsgebieten belegt ist.[126]

Die niederdeutsche Entsprechung zu *als* (*as*) deckt funktional sowohl Vergleichskontexte der Ungleichheit (*grödder as n Piirt* ‚größer als ein Pferd') als auch die der Gleichheit und Übereinstimmung ab (*so grout as n Piirt* ‚so groß wie ein Pferd').[127] Während die dialektalen Entsprechungen der Konjunktionen *als* und *wie* nach Komparativ also in recht klarer Abgrenzung regional verteilt sind, kommt es im Bereich der Umgangssprache zu regionalen Konkurrenzen beider Konjunktionen, die zumindest phasenweise auch in ihren räumlichen Schwerpunkten nicht der Arealität der Dialekte entsprachen. Der sprachgeschichtliche Hintergrund derartiger Konkurrenzen ist nach Schikorsky (1990: 266) in Gebrauchsverschiebungen

---

125 Während der Grammatik-Duden von 1937 *als* noch als Vergleichskonjunktion auch „bei der Angabe der Gleichheit des Grades, der Intensität" zulässt (*So hoch, als der Mensch […] sich zu erheben vermag […]. Duden Grammatik* 1937: 246–247), legen alle Nachkriegsauflagen des Duden ebenso wie der Ergänzungsband des Grammatik-Duden für die DDR die Konjunktion *wie* in der „Hochsprache" ausschließlich auf Kontexte nach Positiv und *als* ausschließlich auf Kontexte nach Komparativ fest (vgl. *Duden Grammatik* 1966: 231, 233; *Duden Grammatik* 1984: 304–305; Jung 1954: 67–68, 172). Es wird allerdings eingeräumt, dass *wie* „in der Alltagssprache" (*Duden Grammatik* 1966: 233) bzw. „besonders in der gesprochenen Umgangssprache" weiterhin „häufig" verwendet werde (*Duden Grammatik* 1984: 305).

126 Lipold (1983: 1238), vgl. ebd. die Karte auf S. 1237.

127 „Im Hochdeutschen gilt bei Ungleichheit *als* und bei Gleichheit *wie*. *Kennzeichnend niederdeutsch* gilt stets die Vergleichskonjunktion *as*." (Thies 2011: 195).

der verschiedenen Vergleichskonjunktionen „im Zuge der Herausbildung der Standardsprache“ zu sehen:

> In dem Maße, in dem das zur Bezeichnung der Ungleichheit dienende ‚denn‘ veraltete, rückte das ursprünglich nur mit dem Positiv benutzte ‚als‘ in diese Stellung nach; die Funktion des ‚als‘ übernahm nach und nach die neue Vergleichskonjunktion ‚wie‘.[128]

Die Kodifizierung des heutigen Standards erfolgte dabei erst „relativ spät“ (Schikorsky 1990: 266–267) in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, hat sich aber in der privaten Schriftlichkeit lange nicht durchgesetzt, obwohl „vor allem *wie* nach Komparativ […] von allen Grammatiken des 19. Jahrhunderts als eindeutig normwidrig gebrandmarkt“ (Elspaß 2005: 288) wurde. Elspaß begründet die fortdauernde Varianz im Gebrauch der Vergleichskonjunktionen damit, dass ein variabler Gebrauch der Konjunktionen *als*, *wie*, *als wie* und sogar von *denn* noch im 19. Jahrhundert „auch durch die Schulen weitervermittelt wurde“ (ebd.: 290).

Schikorsky (1990: 268) konstatiert bei der Analyse eines Korpus privater Schriftstücke des 19. Jahrhunderts, dass die regelwidrige Ersetzung von *als* nach Komparativ durch *wie* „wohl in den Umgangssprachen der norddeutschen Städte besonders stark ausgeprägt“ gewesen sei. Elspaß (2005: 288) bestätigt mit Blick auf Auswandererbriefe des 19. Jahrhunderts, „ein Schwanken zwischen *als* und *wie* und sogar *als wie* [sei] besonders bei west- und norddeutschen Schreiberinnen und Schreibern“ zu beobachten. Seine Kartierung von Briefbelegen der Vergleichspartikeln im 19. Jahrhundert zeigt – bei allerdings dünner Belegdichte im Osten des deutschen Sprachgebiets – eine Verbreitung des schriftsprachlichen Gebrauchs von *wie* nach Komparativ damit gerade auch in Regionen, in denen im Dialekt ausschließlich *als* bzw. *as* in Vergleichen der Nichtübereinstimmung üblich ist (ebd.: 289). Dialektaler Sprachgebrauch und regiolektaler (schriftlicher) Sprachgebrauch sind also bei den Vergleichskonjunktionen im 19. Jahrhundert räumlich nicht deckungsgleich verteilt gewesen.

Die ältere Forschung zur Umgangssprache in Mecklenburg geht noch für das 20. Jahrhundert von einer Konkurrenz der Formen *wie* und *als*

---

128 Eine tabellarische Übersicht über die Phasen dieser Gebrauchsverschiebung bringt Elspaß (2005: 284).

aus.[129] Für den Raum Rostock stellt Dahl (1974: 352) fest, dass in umgangssprachlichen Tonaufnahmen aus den 1960er und frühen 1970er Jahren die standardsprachlich kodifizierte „Differenzierung von *als* und *wie* […] meist nicht“ erfolge. Nach Dahl ist diese Indifferenz ein typisches syntaktisches Merkmal der mundartnahen Umgangssprache in Mecklenburg, das sich aus dem Kontakt mit dem Niederdeutschen ergebe, dessen Vergleichspartikel *as* Verhältnisse der Ungleichheit ebenso wie der Gleichheit bezeichnet. Die syntaktische Konkurrenz von *als* und *wie* im Regiolekt wird hier aus dem pragmatischen Mechanismus einer hyperkorrekten Standardorientierung erklärt: *Als* werde „im Komparativ gemieden, sofern die Sprecher hier *as* als niederdeutsches und *wie* als hochdeutsches Kriterium empfinden: *kranker wie*, *besser wie*, *älter wie*“ (ebd.).[130] Gernentz (1974: 233) erklärt die mecklenburgische „Unsicherheit bei der Unterscheidung der Vergleichspartikel ‚als‘ und ‚wie‘“ allgemeiner aus der Substratwirkung des Niederdeutschen, das „als Vergleichswort nur ‚as‘ kennt“. Die auf flächendeckende Befragungen Protzes zu den städtischen Umgangssprachen in der DDR zurückgehende Karte für den Kontext *Der Junge ist größer … das Mädchen* zeigt in den 1970er Jahren für ganz Mecklenburg-Vorpommern ein Nebeneinander von *als* und *wie* und an wenigen Orten auch die Kombination *als wie* (Protze 1997: 275). In meinem Untersuchungsgebiet ist hier für Rostock und Warnemünde *als* neben *wie* belegt, von den nächstgelegenen erfassten Kleinstädten zeigt Bad Doberan einen Beleg für *als* und Bützow einen Beleg für *wie* (ebd.).

---

129 Schulische Bemühungen der 1930er Jahre, den Schülern der mecklenburgischen Landschulen den Funktionsunterschied zwischen *als* und *wie* in Übungseinheiten im Deutschunterricht zu vermitteln, scheinen demnach ohne nachhaltige Wirkung geblieben zu sein, vgl. die entsprechenden Übungen in Evermann / Fust 1931: Doppelseiten 14–15.

130 Ähnlich argumentiert später auch Schikorsky (1990: 268) damit, „daß im Verlauf des 19. Jahrhunderts das veraltende und teilweise dialektal markierte ‚als‘ eine stilistische Abwertung und – im Gegenzug – das modernere ‚wie‘ dafür eine stilistische Aufwertung erfuhr. Daraus entwickelte sich dann […] eine Phase grammatischer Überkompensation […], in der ‚wie‘ auch in Fällen gesetzt wurde, in denen ‚als‘ regelkonform gewesen wäre.“ Dass diese Argumentation nur vor dem dialektalen Hintergrund Norddeutschlands schlüssig ist, merkt Elspaß (2005: 288) an.

Die aktuellen Internetbefragungen zum *Atlas der deutschen Alltagssprache (ADA)* ergeben dagegen für Mecklenburg ebenso wie für ganz Norddeutschland ein ganz anderes Bild. Im gesamten norddeutschen Sprachraum herrscht nach Meinung der Probanden des ADA als Vergleichspartikel im Komparativ bis auf sehr seltene Ausnahmen ausschließlich *als* vor. In Konkurrenz treten *als* und *wie* in derselben syntaktischen Funktion vor allem in Mittel- und Süddeutschland, wo in manchen Regionen die Vergleichskonjunktion *wie* deutlich dominiert.[131] Die areale Verteilung der Konjunktionen im Regiolekt hätte sich demnach wieder den räumlichen Verhältnissen in den Dialekten angenähert. Im Abgleich mit den Forschungsergebnissen aus den 1970er Jahren deuten die gegenwärtigen Befunde des ADA darauf hin, dass sich der regiolektale Sprachgebrauch in Mecklenburg-Vorpommern – jedenfalls nach der Wahrnehmung der Probanden – im Laufe der zurückliegenden 30 Jahre also flächendeckend vereinheitlicht hat auf die alleinige Verwendung der standardgemäßen Vergleichspartikel *als*.

Die Sprachgebrauchsdaten meines Korpus bieten die Möglichkeit, die Entwicklungsdynamik im mecklenburgischen Regiolekt, die sich im Vergleich älterer und jüngerer Forschungsergebnisse abzeichnet, für die zurückliegenden Jahrzehnte genauer in den Blick zu nehmen. Im Korpus wurden sämtliche *als* und *wie* überprüft, die eine Gewährsperson in ihrem biographischen und ihrem sprachbiographischen Interview im Zusammenhang mit Vergleichen der Nichtübereinstimmung verwendet. Belegkontexte mit *wie* als Vergleichspartikel der Ungleichheit werden als standardabweichend codiert. Die sehr selten auftretende „Kompromißform" (Lipold 1983: 1238) *als wie* (*er war größer als wie ich*) wird in der Auswertung nicht berücksichtigt. Bei der Codierung der Belege werden sowohl Kontexte nach dem Komparativ von Adjektiven und Adverbien (*älter als*, *schneller wie*) als auch solche in Vergleichskonstruktionen wie *anders als / wie* und *ein anderes X als / wie (die sprechen dann schon ein anderes Platt als wir*) berücksichtigt. In den Interviews von drei Gewährspersonen ist keine Vergleichspartikel in Kontexten der Ungleichheit aufzufinden. Bei den verbleibenden 41 Probanden waren pro Gewährsperson zwischen ein und zwölf Belege für die Vergleichspartikeln im Interviewkorpus nachweisbar. Die Gesamtzahl

131 Elspaß / Möller 2003 ff., Karte „Vergleichspartikel nach Komparativ", Frage 5a.

von 201 einschlägigen Belegen erlaubt nur vorläufige Befunde über Entwicklungstendenzen, die sich im Interviewkorpus abzeichnen.[132] Von einem weitergehenden quantitativen Vergleich der Verhältnisse in den verschiedenen Siedlungsstrukturen oder den verschiedenen syntaktischen Kontexten (Komparativ versus Vergleichskonstruktionen mit *anders* usw.) wird angesichts der begrenzten Belegzahlen abgesehen.

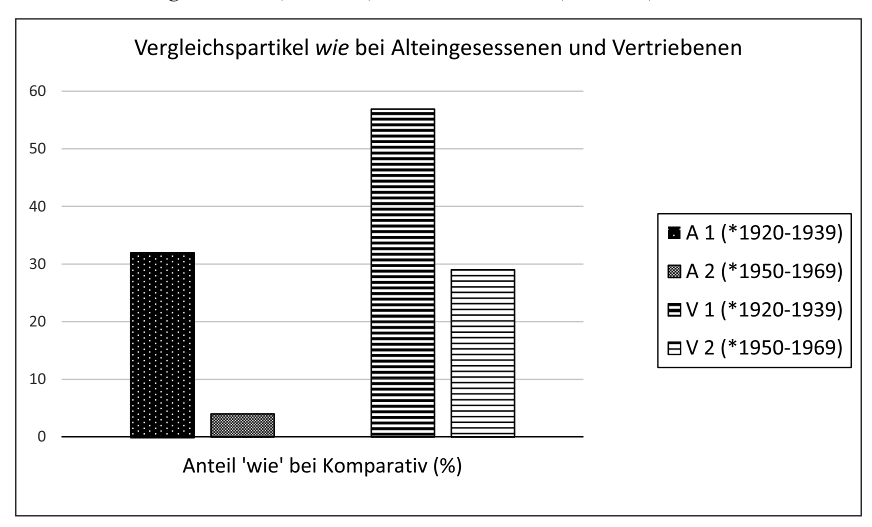
Legen wir zunächst die Verhältnisse im gesamten Korpus aller Interviews von 41 untersuchten Personen zugrunde, dann zeichnet sich die „Unsicherheit" im Gebrauch der Vergleichspartikel, von der die ältere Forschung zu Mecklenburg ausging, auch heute noch in der Sprachwirklichkeit meines Untersuchungsgebietes ab. Von den 201 Belegen für Vergleichspartikeln nach Komparativ der Ungleichheit werden insgesamt fast ein Drittel (30,8 %) standardabweichend mit *wie* realisiert, in mehr als zwei Dritteln der Fälle wählten die Probanden allerdings ein normgerechtes *als*. Und dies sind in etwa auch die Zahlenverhältnisse, die den regiolektalen Sprachgebrauch der vor 1940 geborenen Alteingesessenen charakterisieren. Auch in dieser älteren Gruppe der Alteingesessenen dominieren die standardgemäß gesetzten *als*-Belege deutlich, aber der Anteil der standardabweichenden *wie*-Belege beträgt auch dort immerhin 31,9 % (n = 69). Für diese Altersgruppe kann also durchaus noch von einem – freilich deutlich asymmetrischen – Nebeneinander beider Vergleichskonjunktionen im mecklenburgischen Regiolekt gesprochen werden.[133] Aber schon in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen scheint sich die kodifizierte Standardvariante fast vollständig durchgesetzt zu haben (vgl. Abb. 3.1.2-1). Standardabweichendes *wie* tritt in Vergleichskontexten der Ungleichheit nur noch in 4 % der Fälle (n = 50) auf. Hier weichen überhaupt nur noch zwei Gewährspersonen nennenswert von der Standardform ab (in Abb. 3.1.2-2 als ‚Ausreißer' erkennbar). Die Interviewsprache der

132 Die Differenzen zwischen den Altersstufen innerhalb der Bevölkerungsgruppen der Alteingesessenen und der Vertriebenen (vgl. Abb. 3.1.2-1) sind bei derart geringen Belegzahlen nicht signifikant.

133 Dieses Nebeneinander der beiden Varianten weisen punktuell auch die Interviewaufnahmen des Pfeffer-Korpus von 1961 auf. Von fünf Gewährspersonen aus Rostock verwendet eine Person die Vergleichsformel *mehr wie* (PF340), eine andere den Vergleich *mehr als* (PF337), IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF). Sprechersiglen PF320, PF333, PF335, PF337, PF340, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

jüngeren Alteingesessenen ist im Hinblick auf das Merkmal damit nahezu durchweg standardkonform. Die erwähnte ADA-Karte zu *als* und *wie* bildet also eher das Normbewusstsein der mittleren und vermutlich jüngeren Generationen ab als die Sprachwirklichkeit der ältesten Sprecher. Dies wohl nicht zuletzt, weil sich diese Karte auf Internetbefragungen stützt, an der die ältesten Sprecher kaum teilgenommen haben dürften.

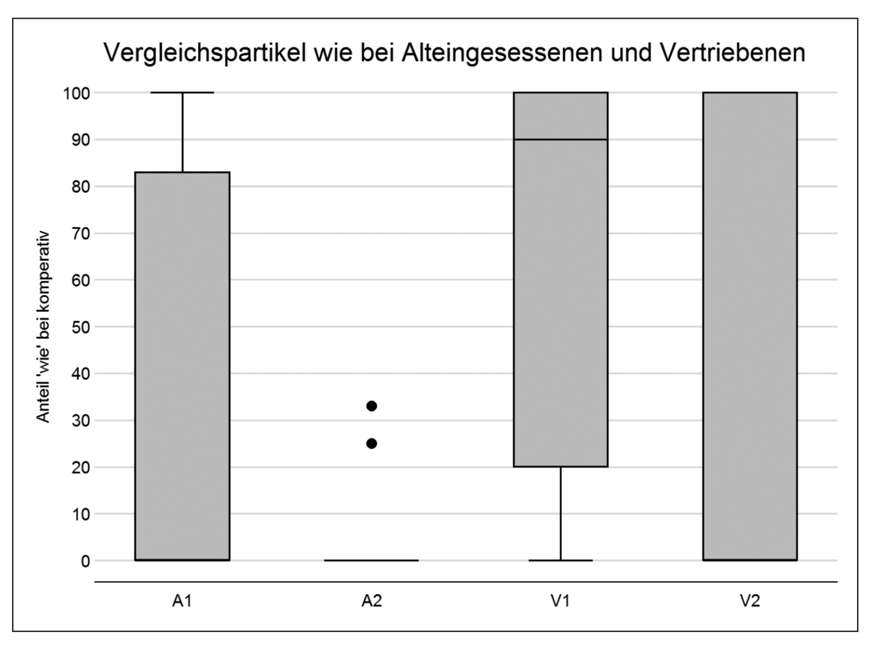
Abbildung 3.1.2-1: Gebrauch der Vergleichspartikel wie *beim Komparativ in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*



Es ist dabei bemerkenswert, dass die einzelnen Probanden in ihrem Gebrauch der Vergleichskonjunktionen kaum variieren. Von den 20 Alteingesessenen beider Altersgruppen, die in ihren Interviews mehr als einmal eine Vergleichspartikel verwenden, wechseln nur fünf Personen okkasionell zwischen *als* und *wie* hin und her. Alle anderen Probanden verwenden in ihren Sprachaufnahmen stets nur eine der beiden Varianten; die meisten bilden Vergleiche der Ungleichheit durchgängig mit *als*, eine Minderheit wählt in diesen Kontexten immer *wie*. Die „Unsicherheit“ in der Wahl der Vergleichspartikel bezieht sich also weniger auf den Sprachgebrauch der einzelnen Personen, als auf die Konkurrenz in sich kohärenter idiolektaler Sprachverwendungen in der regionalen Sprechergemeinschaft. Die große Spannweite der interpersonellen Varianz, die das Boxplot-Diagramm (Abb. 3.1.2-2) veranschaulicht, umfasst

für die Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen daher Werte von 0 % bis 100 % standardabweichenden Sprachgebrauchs. In der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen verwenden fast alle Befragten ausschließlich die Standardform *als* in Komparativkonstruktionen.

Abbildung 3.1.2-2: Interpersonelle Varianz beim Gebrauch der Vergleichspartikel wie *beim Komparativ in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile von* wie *in Prozent*



Blicken wir nun auf den Sprachgebrauch in den Vertriebenenfamilien: Die intergenerationelle Entwicklung der Vergleichspartikeln ist unter den Vertriebenen sowohl in ihrer Richtung als auch in ihrer Dynamik grundsätzlich ähnlich wie unter den Alteingesessenen. Allerdings setzt diese Entwicklung bei einem viel höheren Anteil von standardabweichenden *wie*-Belegen ein. Anders als bei den älteren Alteingesessenen dominiert in den Interviews der nach Mecklenburg zugewanderten Vertriebenen bei Komparativen die Vergleichspartikel *wie*. Die standardferne Form tritt hier mit einer durchschnittlichen Frequenz von 56,9 % auf (n = 51). Deutlich mehr noch als den regiolektalen Sprachgebrauch der vor 1940 geborenen Mecklenburger

kennzeichnet der standardabweichende Gebrauch von *wie* die Interviews der zugewanderten Vertriebenen, die das Merkmal offenbar aus ihren Herkunftsregiolekten ‚mitgebracht' haben. Der regiolektale Sprachgebrauch der untersuchten Immigranten unterscheidet sich damit noch heute hinsichtlich des syntaktischen Merkmals recht deutlich von dem der gleichaltrigen Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.1.2-1).[134]

Und so bleibt es auch in der Nachkommengeneration der Vertriebenen, die standardabweichendes *wie* durchschnittlich immer noch häufiger zu benutzen scheinen als ihre Altersgenossen aus alteingesessenen Familien. In ihren Interviews liegt der Anteil der *wie*-Belege immer noch bei 29 % (n = 31). Die Varianz in der Wahl der Vergleichspartikel manifestiert sich auch bei den Vertriebenen ähnlich wie bei den Alteingesessenen weniger im individuellen Sprachusus einzelner Interviewpartner als im Nebeneinander unterschiedlicher Sprachgebräuche von Person zu Person. Von den 16 Angehörigen von Vertriebenenfamilien, die in ihren Interviews mehr als eine Vergleichspartikel produzieren, schwanken nur drei Probanden zwischen *als* und *wie*, während alle anderen konsequent nur eine der beiden Formen verwenden. Die Spannweite der interpersonellen Varianz ist daher auch in dieser Bevölkerungsgruppe in beiden Alterskohorten maximal (vgl. Abb. 3.1.2-2).

Sowohl in den Familien der Alteingesessenen als auch in den Familien der Vertriebenen zeichnet sich im intergenerationellen Vergleich des Sprachgebrauchs hinsichtlich des Merkmals hinter der großen interpersonellen Varianz eine übergreifende Tendenz der Standardannäherung ab, die sich freilich bei den Vertriebenen noch nicht so weit durchgesetzt hat wie bei den Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.1.2-1). Von einer zunehmenden „Auflockerung standardsprachlicher Normen" (Elspaß 2005: 291) beim Gebrauch der Vergleichskonjunktionen kann im mündlichen Regiolekt meiner Gewährspersonen gar keine Rede sein. Auch für die in der Sprachwissenschaft gelegentlich angenommene Prognose, „dass sich *wie* als Einheitspartikel nach Komparativ etablieren wird" (ebd.), gibt es jedenfalls in Mecklenburg keine Anhaltspunkte. Elspaß / Möller machen zu Recht geltend, dass es für die

---

134 Allerdings ist auch die Differenz zwischen den Gebrauchsfrequenzen von *wie* bei den Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration und den gleichaltrigen Angehörigen Vertriebenenfamilien bei den insgesamt geringen Belegzahlen statistisch nicht signifikant.

Bevorzugung der einen oder der anderen Vergleichskonjunktion keine funktionale Begründung gibt:

> Es ist nicht unbedingt notwendig, den Unterschied zwischen Vergleichskonstruktionen, die Übereinstimmung / Gleichheit anzeigen, und denen, die Nichtübereinstimmung / Verschiedenheit ausdrücken, auch noch durch Partikeln eindeutig zu markieren, denn ersteres wird bereits hinreichend durch *so* und den (unmarkierten) Positiv des Adjektivs und letzteres durch den (mit der Endung *-er* markierten) Komparativ gekennzeichnet.[135]

Gerade weil die Variation zwischen *als* und *wie* in der Vergangenheit „nie zu Verständigungsproblemen geführt“ (Elspaß 2005: 292) hat, ist der vereinheitlichende Übergang zum standardgemäßen *als* in der Nachkriegsgeneration der mecklenburgischen Sprecherinnen und Sprecher wohl nur auf soziolinguistische Faktoren, etwa eine verstärkte Sanktionierung des Standards in den Bildungsinstitutionen oder eine zunehmende Verbreitung standardgemäßer mündlicher Prestigesprache über die Medien, zurückzuführen. Diesen soziolinguistischen Rahmenbedingungen unterlagen die ursprünglich stark differenten Sprachgebräuche der Alteingesessenen und Vertriebenen ganz offensichtlich in gleichem Maße.

3.1.3 *Und denn ging es los* – zum temporalen Gebrauch von *denn* in Mecklenburg

In einer Publikation des *Deutschen Sprachvereins* mit dem Titel *Zur Schärfung des Sprachgefühls* findet sich 1929 eine strikte Anweisung für den Gebrauch des Temporaladverbs *dann*,[136] die einen normierenden Ausgleich regionaler Varianten dieses Funktionswortes zum Ziel hatte:

135 Elspaß / Möller 2003 ff., Kommentar zur Karte „Vergleichspartikel nach Komparativ“, Frage 5a.

136 Wegen seiner textuellen Funktion als Satzkonnektor (*Die Sonne schien. Dann ging es los*) wird das temporale *dann* bzw. das temporale *denn* gelegentlich als „(unechte) Konjunktion“ klassifiziert, insbesondere in den niederdeutschen Grammatiken Lindow et al. (1998: 234), Thies (2011: 231, 236), aber beispielsweise auch in Jung (1954: 255) oder Bünting / Bergenholtz (1995: 112–113). Die Funktionen von *denn* als Abtönungspartikel (*Wie geht es dir denn?*) und als alte Vergleichspartikel (*größer denn*) soll in diesem Abschnitt nicht diskutiert werden.

> Auch *denn* und *dann* muß man nach jetzigem Sprachgebrauch scharf auseinanderhalten. Ursprünglich hatten beide Wörtchen dieselbe Bedeutung; *dann* wurde von den Süddeutschen, *denn* von den Norddeutschen bevorzugt. Aber im Laufe des 18. Jahrhunderts schieden sich die Bedeutungen in der Weise, daß *dann* die zeitliche Bedeutung (darauf, damals, ferner) erhielt und daneben auch soviel hieß wie unter der Bedingung, unter den Umständen, während *denn* im wesentlichen die Begründung ausdrückte. Aber in Norddeutschland wird noch immer ‚denn' im Sinne von ‚dann' verwendet. Man hört *alsdenn* statt *alsdann*. Ein Berliner Junge schloß einmal in meiner Gegenwart seine Erzählung über eine Balgerei mit den Worten: ‚und *denn* hat er mich auch noch geschimpft'. (Dunger 1929: 18)

Die hier beschriebene regionale Gegenüberstellung eines norddeutschen temporalen *denn* und eines süddeutschen temporalen *dann* kommt sowohl im Bereich der Dialekte als auch in der standardnahen Umgangssprache zur Geltung. Die erhaltene Laut- / Wortkarte zu *dann* aus dem *Sprachatlas des Deutschen Reiches* von Georg Wenker erfasst leider nur den Norden und die nördliche Mitte des deutschen Sprachgebiets. Demnach war im ausgehenden 19. Jahrhundert im gesamten niederdeutschen Raum mit Ausnahme des äußersten Westens und Südwestens *denn* die dominierende Leitform für die dialektalen Entsprechungen von hochdeutschem temporalen *dann*.[137] Für mein Untersuchungsgebiet bei Rostock belegt die Karte neben dem stark vorherrschenden *denn* je zwei Nachweise für die dialektalen Übersetzungsvarianten „dinn" und „den" sowie ebenfalls zweimal standardgemäßes „dann". Für Hessen, Thüringen und Sachsen weist die Wenker-Karte als dialektale Leitformen „do" bzw. „da" nach, die in diesen mitteldeutschen Regionen in den Dialekten aber zahlenmäßig starke Konkurrenz von standardgemäßem „dann" bekommen. Das *Sudetendeutsche Wörterbuch* verzeichnet *denn* für die Dialekte der böhmischen und mährisch-schlesischen Vertreibungsgebiete ausschließlich als kausale Konjunktion und Abtönungspartikel.[138]

Noch für die Gegenwart führen Grammatiken des Niederdeutschen *denn* als temporalen Konnektor mit der hochdeutschen Entsprechung „dann" an,[139] für das mecklenburgisch-vorpommersche Niederdeutsch bestätigt dies das *Plattdeutsch-hochdeutsche Wörterbuch* von Herrmann-Winter (1999: 63, 74)

---

137 Laut- / Wortschatzkarte WA 273 des *Sprachatlas des Deutschen Reiches*, www.regionalsprache.de /SprachGis/Map.aspx (Stand: 26.2.2016). Der Abfragekontext war der Wenkersatz: „Hättest du ihn gekannt! Dann wäre es anders gekommen und es täte besser um ihn stehen."

138 *Sudetendeutsches Wörterbuch* 3 (1997): 150.

139 Lindow et al. (1998: 234), Thies (2011: 236), vgl. Fußnote 136.

und gibt als einzige Synonyme zum niederdeutschen temporalen *denn* die Formen *dunn* und *don* an. *Denn* mit temporaler Bedeutung ist in der deutschen Dialektlandschaft demnach in erster Linie eine niederdeutsche Form, deren areale Verbreitung sich nicht in die südlich angrenzenden, hochdeutschen Dialektgebiete fortsetzt.[140]

Die eingangs zitierte Passage aus der Broschüre des *Deutschen Sprachvereins* belegt aber, dass der temporale Gebrauch von *denn* zumindest noch in den 1920er Jahren als eine der „norddeutschen Eigentümlichkeiten" auch im Bereich standardnaher Umgangssprache zu beobachten und nach Meinung des Autors aus Sicht der Standardgrammatik „zu tadeln" (Dunger 1929: 18) war. Die hier angemahnte funktionale Differenzierung von *denn* als kausaler Konjunktion (*Sie ging los, denn es war schon spät*) und dem Temporaladverb *dann* ist in der Standardsprache erst vergleichsweise jung, „bis ins 18. Jahrhundert" sind *dann* und *denn* in ihrer Bedeutung nicht getrennt.[141] Es nimmt daher kaum Wunder, dass der Gebrauch der beiden Funktionswörter in der privaten Schriftlichkeit des 19. Jahrhunderts noch „Schwankungen" (Schikorsky 1990: 266) unterworfen war und Schulgrammatiken im 19. Jahrhundert noch ausdrücklich warnen: „*Dann* darf nicht mit *denn* verwechselt werden."[142]

140 Wilcken (2013: 26–27) beobachtet bei einer Untersuchung an intendiertem Niederdeutsch in Schleswig-Holstein, dass Gewährspersonen der mittleren Generation im Niederdeutschen vermehrt auch temporales *dann* verwenden, während die jüngere Generation wieder zu altniederdeutschem *denn* zurückkehrt. Wilckens Erklärung dieses bemerkenswerten Befundes aus der Kontaktwirkung mit einem neuerdings auch in der regionalen Umgangssprache durchgesetzten temporalen *denn* kann nicht überzeugen, da alles dafür spricht, dass temporales *denn* im norddeutschen Regiolekt schon lange ununterbrochen in Gebrauch war. Es scheint vielmehr auch hier eine Tendenz zur Standarddivergenz im intendierten Niederdeutschen zu wirken, die Wilcken auch bei anderen sprachlichen Merkmalen in der jüngeren Generation feststellt.

141 Kluge (1975: 121). Stuckrad (1957: 487) zeigt in ihrer detaillierten historischen Studie, die das ganze Feld der syntaktischen Funktionen von *denn* und *dann* einbezieht, dass die heutige funktionale und semantische Differenzierung zwischen dem Temporaladverb *dann* und der kausalen Konjunktion *denn* „erst das Ergebnis einer langen und widersprüchlichen Entwicklung [ist], deren vorläufiger Abschluß etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts verlegt werden kann".

142 Heyse (1826: 248). Ähnlich warnt die *Deutsche Sprachlehre für Schüler der dritten und vierten Classe der Normal- und Hauptschulen in den k.k. Staaten*: „Man hüthe sich, die Bindewörter *denn* und *wenn* mit den Umstandswörtern

Dass Sprachpfleger offenbar auch am Beginn des 20. Jahrhunderts noch Anlass zu ähnlichen normativen Eingriffen in den aktuellen Sprachgebrauch sahen, belegt das Eingangszitat dieses Kapitels. Eine fortdauernd konkurrierende Verwendung von temporalem *denn* und temporalem *dann* in standardnahen Sprachlagen dokumentieren für die zweite Hälfte des 20. Jahrhundert auch Wörterbücher des Deutschen, die überdies die regionale Verteilung der Varianten bestätigen. Das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* von 1978 verzeichnet die Verwendung von *denn* in der Funktion von *dann* als „norddeutsch salopp“.[143] Und auch das *Deutsche Wörterbuch* von Wahrig führt an, dass *denn* „umgangssprachlich norddeutsch für die temporale Konjunktion *dann*“ eingesetzt werde (Wahrig 1989: 337). Die Karte zu *dann / denn* des *Atlas der deutschen Alltagssprache* (ADA) legt für die Gegenwart allerdings nur noch einen sporadischen Gebrauch des standardabweichenden *denn* in Norddeutschland nahe.[144] Den Ergebnissen der Internetbefragung des ADA zufolge finden sich Belege für temporales *denn* im gesamten norddeutschen Raum nur in Form weiträumig verteilter Einzelbelege, die überall in Norddeutschland von standardgemäßem *dann* dominiert werden. Die weitverteilten Streubelege für temporales *denn* reichen areal noch tief in den mitteldeutschen Raum hinein, finden sich aber in oberdeutschen Regionen abgesehen von einer begrenzten räumlichen Verdichtung im alemannischen Raum gar nicht mehr.

Welche Befunde bringt die bisherige sprachwissenschaftliche Forschung nun zu den speziellen Verhältnissen im Regiolekt Mecklenburg-Vorpommerns? Dahl (1974: 354) zählt die Ersetzung von *dann* durch *denn* zu den Interferenzmerkmalen in der mundartnahen Umgangssprache Mecklenburgs, die sich unter anderem in der Übernahme von „einzelnen Wörtern“ aus dem Niederdeutschen manifestierten. Einen frühen Hinweis auf die quantitativen Verhältnisse zwischen *dann* und *denn* gibt für den Raum Greifswald Herrmann-Winter (1974: 162), der zufolge *denn* in der Umgangssprache „weit öfter als *dann* temporale Beziehungen ausdrückt“. Später stellt Herrmann-Winter

dann und *wann* zu verwechseln. *Denn* zeigt eine Ursache, *dann* eine Zeitfolge […].“ (*Deutsche Sprachlehre* 1828: 141).

143 *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (Bd. 1, 1978: 788).

144 Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2003 ff.): Karte *dann / denn* (Frage 9). Digitale Ressource: http://www.atlas-alltagssprache.de/ (Stand: 29.2.2016).

(1979: 145) den standardabweichenden Gebrauch von *denn* in den Zusammenhang mit einem über das Einzelwort hinausgreifenden phonetischen Merkmal der vorpommerschen Umgangssprache, bei dem „unter mundartlichem Einfluß" ein kurzes offenes /a/ in einsilbigen Lexemen als kurzes offenes [ɛ] oder in mehrsilbigen Fremdwörtern als Murmelvokal [ə] realisiert werde, wie zum Beispiel in *det* ‚das' oder *Reperatur* ‚Reparatur'. Mit 58,3 % der einschlägigen Belege ist die Frequenz dieser Vorverlagerung der Artikulation von kurzem /a/ in ihren Greifswalder Tonaufnahmen aus den 1970er Jahren recht hoch (ebd.: 152).

Auch neuere korpusgestützte Untersuchungen führen die „Vorverlagerung der Artikulationsstelle" (Skoczek 2013: 91) des Vokals bei *dann* als auffälliges Merkmal des Regiolekts in Mecklenburg-Vorpommern an, wobei Vorberger (2017: 156) auf der Basis von Aufnahmen des Marburger REDE-Projekts aus Rügen auf die Situationsabhängigkeit der Verwendung von temporalem *denn* hinweist: „Die Verwendung von [dɛn] als *dann* [trete] erst in den Freundesgesprächen auf" und ist im formelleren Gesprächstyp des Interviews wie auch in der Vorleseaussprache demnach nicht zu beobachten. Dagegen wird nach Kehrein (2012: 312), der sich ebenfalls auf Aufnahmen des REDE-Projekts stützt, im Regiolekt von Stralsund und Umgebung *dann* „praktisch konsequent" als *denn* realisiert. Die frühere Entwicklungsprognose Dahls (1974: 354), dass in der Umgangssprache „lautschwache Formen wie *is*, *nu*, *nich*, *un*, *denn* […] erhalten bleiben" werden, scheint sich aus der Perspektive neuerer Untersuchungen zum Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern insgesamt zu bestätigen.[145] Der auf Laienbefragungen gestützte *Atlas der deutschen Alltagssprache* zeigt allerdings auch in Mecklenburg-Vorpommern nur wenige verstreute Einzelbelege für temporales *denn* neben dem vorherrschenden standardgemäßen *dann*.

Welche Befunde zum Gebrauch des *denn* ergeben sich nun in meinem Interviewkorpus? Um einen verlässlichen Einblick in den aktuellen Gebrauch der

145 In der Umgangssprache in der Altmark beobachtete Schönfeld (1974: 87–88) dagegen schon in den 1970er Jahren ein beginnendes „verdrängen" des niederdeutschbasierten temporalen *denn*: „in der hochsprachenahen schicht der umgangssprache gebrauchen manche sprecher umgangssprachliches *denn* und hochsprachliches *dann* für ‚dann' bereits alternierend. In der mundartnahen schicht erscheinen ebenfalls für ‚dann' bereits *denn* und *dann* nebeneinander, wobei *denn* meist überwiegt und bei einzelnen sprechern allein oder fast ausschließlich steht."

Varianten *dann* und *denn* im regiolektalen Sprachgebrauch der Bevölkerung von Mecklenburg zu erhalten, wurden in den standardsprachlich transkribierten Interviews der 44 ausgewählten Gewährspersonen nach Möglichkeit jeweils 60 Belege für temporales *dann* in den zugehörigen Tonaufnahmen auf die Realisierung des Vokals abgehört.[146] Die angestrebte Zahl von 60 Belegen konnte bei manchen Gewährspersonen auch dann nicht erreicht werden, wenn das sprachbiographische und das biographische Interview untersucht wurden. Es konnten aber für alle Gewährspersonen mindestens 21 Belege, in der Mehrzahl aber 45 und weit mehr Belege pro Person auf die Variation des Merkmals überprüft werden. Insgesamt wurden 1963 Belege des Temporaladverbs in die Untersuchung einbezogen. Die Grade der Vorverlagerung bzw. Hebung des Vokals im Variationsraum zwischen den Varianten [dan] und [dɛn] sind ohrenphonetisch mitunter schwierig zu diskriminieren, zumal die unbetonten Kurzwörter gelegentlich verschliffen artikuliert werden. Als standardabweichende Realisierung wurden daher alle Belege codiert, bei denen die Vokalartikulation zum [ɛ] tendierte und eindeutig nicht mehr als [a] zu identifizieren war. Belege, bei denen die Vokalqualität auditiv überhaupt nicht eindeutig zu bestimmen war, wurden aus der Auswertung ausgeschlossen.[147]

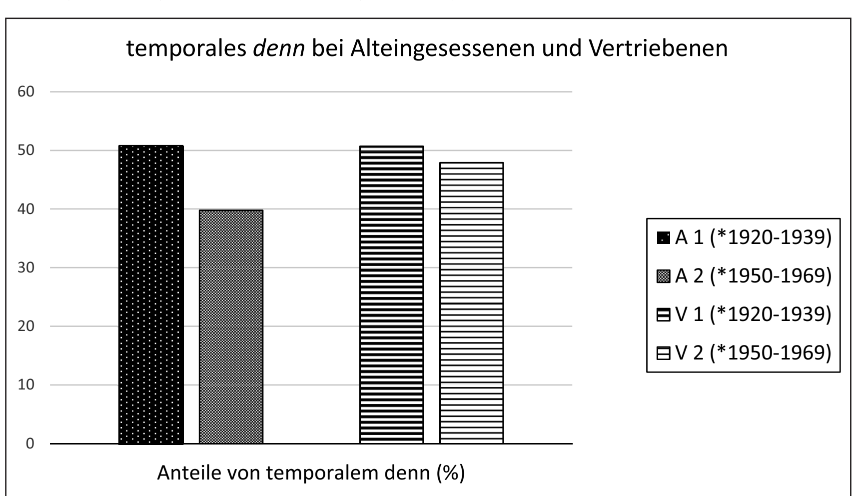
Die insgesamt 1963 abgehörten Belege für temporales *dann* werden in meinem Interviewkorpus zu 47,2 % mit standardabweichender Phonetik als *denn* ausgesprochen. Das Temporaladverb *denn* ist also für die gegenwärtige mecklenburgische Umgangssprache durchaus ein sehr prominentes, wenn auch kein dominantes Merkmal. Die Anteile der konkurrierenden Formen halten sich also schon in der untersuchten halbformellen Interviewsituation insgesamt gesehen etwa die Waage. Ob sich die Frequenz des standardabweichenden *denn* in informellen Situationen noch erhöhen würde, wie Vorberger (2017) dies nahelegt, kann auf der Grundlage meiner Sprachaufnahmen nicht überprüft werden.

---

146 Untersucht werden ausschließlich temporale Verwendungen von *dann* / *denn*, die kausale Konjunktion *denn* und die lautgleiche Abtönungspartikel kommen also nicht in Betracht. Um Zweifelsfälle sicher auszuschließen, wurden konsequent auch alle konditionalen *wenn … dann* Konstruktionen in der Auswertung nicht berücksichtigt, obwohl dort temporale Relationen mitunter eine Rolle spielen.

147 Zusätzlich wurden die Codierungen bei dieser Variable generell drei Korrekturgängen von unterschiedlichen Personen unterzogen.

Abbildung 3.1.3-1: Gebrauch von temporalem denn *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*



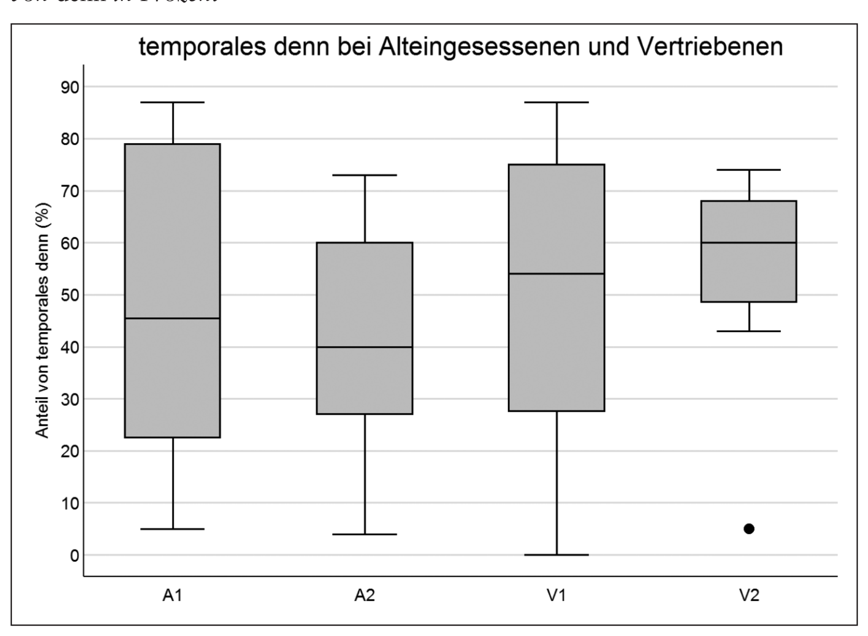
Festzuhalten ist jedenfalls, dass die Wahl zwischen den beiden Varianten des Temporaladverbs offenbar nur recht geringfügig von übergreifenden sozialen Faktoren beeinflusst wird. So unterscheidet sich der Sprachgebrauch der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen nicht sehr ausgeprägt vom Sprachgebrauch der jüngeren Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.1.3-1). Der intergenerationelle Abbau des regiolektalen Merkmals bleibt mit durchschnittlichen Anteilen, die von 50,8 % bei der älteren Gruppe auf 39,8 % bei der jüngeren Gruppe zurückgehen, recht verhalten (n = 595 bzw. 525).[148]

Auffallend groß sind dagegen in beiden Altersgruppen der Alteingesessenen die Unterschiede zwischen den einzelnen Gewährsleuten. Die maximale Spannweite der interpersonellen Varianz liegt in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen bei Anteilen für *denn* zwischen 4,8 % und 87,3 %. Die Verteilung der Extremwerte ist unter den zwölf Angehörigen dieser Gruppe mit vier Personen, die in mehr als 75 % der Belege *denn* wählen,

148 Die Differenz zwischen den beiden Generationen der Alteingesessenen ist dementsprechend statistisch nicht signifikant und kann nur als Tendenzbefund gewertet werden. Für die noch geringeren intergenerationellen Unterschiede in den Vertriebenenfamilien gilt dasselbe.

und drei Personen, die in weniger als 25 % der Belege *denn* wählen, recht ausgewogen. Ähnlich sind die Verhältnisse in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen, bei der die maximale Spannweite der interpersonellen Varianz zwischen Anteilen von 4,1 % und 72,6 % für *denn* liegt. Auch in dieser Gruppe verteilen sich die Prozentwerte recht ausgewogen über die ganze Gruppe von zwölf Testpersonen (vgl. Abb. 3.1.3-2). Die Wahl der Varianten ist hier offensichtlich überwiegend von persönlichen Präferenzen gesteuert. Innerhalb beider Altersgruppen stehen Personen, die das Temporaladverb „praktisch konsequent“ (Kehrein 2012: 3012) als *denn* realisieren, neben solchen, die *denn* so gut wie nie als Temporaladverb gebrauchen. Die Uneinheitlichkeit der Befunde der älteren Fachliteratur zum mecklenburgisch-vorpommerschen *denn* ist sicher wenigstens zum Teil auf die starken Unterschiede im persönlichen Sprachgebrauch Einzelner zurückzuführen, die sich natürlich dann stark in den Ergebnissen zur Geltung bringen, wenn nur wenige Gewährspersonen untersucht werden.

Abbildung 3.1.3-2: Interpersonelle Varianz beim Gebrauch von temporalem denn *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile von* denn *in Prozent*



Diese starke interpersonelle Varianz des regiolektalen Merkmals zeigt sich auch schon in den Interviewaufnahmen des „Pfeffer-Korpus“ aus meiner Untersuchungsregion. Die fünf interviewten Personen aus Rostock und Umgebung weisen in den Aufnahmen von 1961 Anteile für temporales *denn* von 0 % (PF320, geb. 1922), 25 % (PF340, geb. 1892), 36,4 % (PF337, geb. 1937), 75 % (PF335, geb. 1947) und 85,1 % (PF333, geb. 1906) auf.[149] Eine regelhafte Korrelation des *denn*-Gebrauchs mit dem Alter der Gewährspersonen ist schon hier nicht erkennbar, die Spannweite der interpersonellen Varianz ist bereits am Anfang der 1960er Jahre mit Anteilen für *denn* zwischen 0 % und 85,1 % extrem weit.

Die zunächst aufkommende Vermutung, dass die Realisierung des Temporaladverbs mit seiner syntaktischen Position in den jeweiligen Belegäußerungen in Zusammenhang stehen könnte, wird durch Beispiele wie die folgenden widerlegt.

> *Frau 67 (1964 AA, SP1: 78) zum schulischen Fremdsprachenerwerb:*
> Na ab siebte [Klasse] war das dEnn freiwillig. Und da gab es Englisch dAnn. Da habe ich dAnn auch mitgemacht sage ich mal ne. Und dEnn bis zur zehnten. Ja also Russisch und Englisch ja.

> *Frau 67 (SP1:152) zum Niederdeutschgebrauch einer Verwandten:*
> Und die schnackt Platt. Und da secht se „ja un Oma hett secht“ un dit und dat und und ne so. Und dAnn noch ein paar so Brocken dEnn. Also die hat immer.

Die hier graphisch hervorgehobenen Vokalrealisierungen in den beiden Zitaten aus dem Interview mit Frau 67 veranschaulichen, dass in den auch intonatorisch herausgehobenen Positionen am Anfang und Ende der Äußerungen bzw. der syntaktischen Konstruktionen beide Varianten ohne erkennbare Gewichtung in Konkurrenz auftreten.

Anders als bei anderen Variablen machen sich bei der Realisierung des Temporaladverbs *dann* / *denn* auch kaum Unterschiede im Sprachgebrauch zwischen den Alteingesessenen und den Vertriebenen und deren Nachkommen bemerkbar. In der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen stimmen die durchschnittlichen Häufigkeiten im Gebrauch von *denn* mit 50,7 % (n = 513) sogar nahezu exakt mit den Prozentwerten bei den Alteingesessenen überein.

---

149 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF), www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

Da auszuschließen ist, dass die nach dem Krieg zugewanderten Vertriebenen mit einem temporalen Gebrauch von *denn* aus ihren Herkunftsvarietäten vertraut waren, kann diese Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch der Alteingesessenen nur als Ergebnis einer sprachlichen Anpassung an den Regiolekt der Aufnahmeregion interpretiert werden. Die sprachliche Advergenz konnte im Falle des Temporaladverbs wohl deshalb so schnell und vollständig gelingen, weil es hier nicht um die Adaption von wortübergreifenden lautlichen oder grammatischen Strukturen der Kontaktvarietät, sondern nur um die phonetische Modifikation eines Einzellexems ging. Auch in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen sind freilich die Unterschiede im Sprachgebrauch zwischen den einzelnen Probanden außerordentlich groß. Die maximale Spannweite der interpersonalen Varianz erstreckt sich – bei wiederum recht ausgewogener Verteilung der Werte über die Gruppe der Zugewanderten – von Anteilen für *denn* zwischen 0 % und 86,7 % (vgl. Abb. 3.1.3-2).

Wie schon in alteingesessenen Familien so deuten auch in den Familien der Vertriebenen die Durchschnittswerte für die Nachkriegsgeneration auf einen intergenerationellen Abbau des standardabweichenden Merkmals hin, der allerdings noch geringer ausfällt als bei den gleichaltrigen Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.1.3-1). Dass der Durchschnittswert mit einer Gebrauchshäufigkeit von *denn* von 47,9 % (n = 282) in der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien vergleichsweise hoch bleibt, verdankt sich dabei hauptsächlich der hyperfrequenten Übernahme des mecklenburgischen Merkmals bei mehreren Probanden dieser Gruppe. Sechs der acht hier untersuchten Personen – darunter alle vier Personen mit zwei vertriebenen Elternteilen – verwenden temporales *denn* mit Anteilen, die zum Teil sehr deutlich über dem Durchschnitt im Sprachgebrauch der älteren Alteingesessenen liegen (bis maximal 74,2 %). Nur eine Gewährsperson aus dieser Bevölkerungsgruppe benutzt *denn* in ihrem Interview mit einem Anteil von nur 5 % kaum je einmal in temporaler Funktion (vgl. den ‚Ausreißer' in Abb. 3.1.3-2). Wie bei anderen Merkmalen des mecklenburgischen Regiolekts lässt sich auch beim Gebrauch des Temporaladverbs *denn* bei einzelnen Angehörigen der ortsansässigen Vertriebenenfamilien, vermehrt in deren Nachkriegsgeneration, eine Tendenz zur hyperfrequenten regionalen Markierung des eigenen Sprachgebrauchs feststellen.

3.1.4 Reicht der „oberdeutsche Präteritumschwund" bis in den mecklenburgischen Regiolekt?

Auch die Bildung der Vergangenheitstempora ist im Deutschen in nord-südlicher Dimension areal gegliedert. Diese areale Struktur wird allgemein als Ergebnis des sogenannten „oberdeutschen Präteritumschwunds" angesehen, der bereits im Mittelalter im Süden des deutschen Sprachraums einsetzte. Bei diesem Präteritumschwund wurden die mit Suffix *–te* (schwache Verben: *machte*) oder mit Stammablaut (starke Verben: *ging*) gebildeten Vergangenheitsformen des Präteritums sukzessive durch das analytische Perfekt abgelöst (*habe gemacht*, *bin gegangen*):

> In der gesprochenen Sprache scheint das Präteritum langsam, fortschreitend von Süden nach Norden zu schwinden, es wird zunehmend durch das Perfekt ersetzt. In den oberdeutschen Dialekten (alemannisch-schwäbisch, bairisch-österreichisch) war dieser Schwund bereits Ende des 16. Jahrhunderts weitgehend vollzogen […]. Im Schweizerdeutschen sind keinerlei Spuren des Präteritums erhalten […], im Bairisch- Österreichischen existiert nur noch das Präteritum des Hilfsverbs *sein*.[150]

So zeigen die Dialektkarten zu Vergangenheitsformen des Verbs *kommen* aus Georg Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* im ausgehenden 19. Jahrhundert eine scharfe räumliche Trennung eines durchgehenden Verbreitungsgebiets des Perfekts im Süden, dem im Norden synthetische Präteritumformen gegenüberstehen. Die entsprechende Isoglosse verlief seinerzeit quer durch Mitteldeutschland auf einer Linie von Trier über Frankfurt bis Plauen.[151] Die aktuelle computergestützte Re-Analyse der historischen Wenkerbögen durch Fleischer bestätigt diesen Verlauf der sogenannten „Präteritalgrenze" (König / Elspaß / Möller 2015: 163). Die von Fleischer /

---

150 Thieroff (2009: 353), dort S. 339–350 detailliert zur Morphologie des Präteritums. Die Frage, welche Faktoren diese diachrone Entwicklung angestoßen haben könnten, soll hier nicht thematisiert werden. Die historischen Hintergründe des Präteritumschwunds werden erörtert in Thieroff (2009: 353–354), Nübling et al. (2010: 251–256), Fleischer/Schallert (2011: 130–133). Es wird verschiedentlich darauf hingewiesen, dass die Ersetzung des synthetischen Präteritums durch das analytisch gebildete Perfekt Parallelen in den Nachbarsprachen des Deutschen hat, vgl. Thieroff (2009: 353–354), König / Elspaß / Möller (2015: Karte S. 162).

151 Vergleiche die Formenkarten / Lautkarten WA 346 und WA 474 für die Übersetzungsvorlagen „Das Wort kam ihm von Herzen" und „Als wir gestern zurück kamen, da […]" im digitalisierten Wenker-Atlas: https://www.regionalsprache.de/SprachGIS/Map.aspx (Stand: 16.11.2017).

Schallert (2011: 131) kompilierte Karte zeigt dabei zusätzlich, dass die Verbreitung der norddeutschen Präteritumform *kam* bzw. ihrer dialektalen Varianten im ausgehenden 19. Jahrhundert bis in den Dialektraum Nordböhmens und den Süden Schlesiens reichte, während in Nordwest-, West- und Südböhmen, ebenso wie in den deutschen Dialektgebieten in Mittel- und Südmähren und auch in der Mittelslowakei die Perfektformen in ihren dialektalen Varianten vorherrschten. In den Herkunftsdialekten der meisten von mir untersuchten Vertriebenen dürfte das Präteritum als Vergangenheitstempus also weitgehend unbekannt gewesen sein.

Detailstudien zu Regionen in Thüringen und Hessen zeigen dabei, „dass unterschiedliche Verben unterschiedliche Präteritalgrenzen aufweisen" (Fischer 2015: 107). Die uneinheitlich starke Resistenz verschiedener Verben gegen den Präteritumschwund führt demnach dazu, dass sich anstelle einer scharfen Isoglosse zwischen Perfektgebrauch und Präteritumgebrauch im mitteldeutschen Raum ein breites Übergangsgebiet gebildet habe,

> das im Süden keine Präteritalformen kennt (Ausnahme vielleicht: *war*) und in dem nach Norden hin in den Dialekten die Kenntnis und der Gebrauch der Präteritalformen immer mehr zunimmt.[152]

Als Verben, die auch in südlicheren Regionen häufig noch mit Präteritumformen konjugiert werden, werden neben Hilfsverben und Modalverben (einzelne) starke Verben (Fischer 2015: 109), hochfrequente Verben (Fleischer / Schaller 2011: 130) und einige „verbs of saying and thinking" (Barbour / Stevenson 1990: 168) genannt. Faktoren, die die mehr oder weniger ausgeprägte Resistenz einzelner Verblexeme gegen den Abbau ihrer Präteritumformen erklären können, sind nach Fischer (2015: 120): „Irregularität", „hoher Lexikalisierungsgrad", „hohe Tokenfrequenz", „niedrige Typenfrequenz" und „hohe syntaktische Funktionalisierung". Der sehr weitgehende Erhalt des Präteritums bei Hilfsverben und Modalverben und die relative Stabilität dieser Vergangenheitsform bei hochfrequenten starken Verben können durch das Zusammenwirken mehrerer Faktoren aus diesem Bündel von lexemspezifischen Bedingungen erklärt werden.

152 König / Elspaß / Möller (2015: 163), Karten zum thüringischen Übergangsgebiet dort auf S. 162. Die unterschiedliche räumliche Verteilung der Präteritumformen verschiedener Verben zeigt für den hessischen Raum anhand mehrerer Karten Fischer (2015).

Von den meisten Autoren wird angenommen, dass „heute noch […] der Schwund in Richtung Norden fort[schreite]“ (Nübling et al. 2010: 253) und die „Präteritumschwundlinie“ damit „wahrscheinlich“ „heute weiter nördlich anzusetzen ist“ (Thieroff 2009: 353) als noch zu Zeiten der Wenker-Erhebung bzw. dass diese Linie gegenwärtig sogar ganz ihre Bedeutung für die areale Strukturierung der deutschen Dialekte verliere (Barbour / Stevenson 1990: 84). Die aktuelle Untersuchung von Fischer (2015: 130) zu den dialektalen Verhältnissen in Hessen zeigt aber, dass die verbspezifische areale Distribution der Vergangenheitstempora dort „in den letzten 130 Jahren überwiegend konstant geblieben ist“. Zumindest im hessischen Raum könne man „keinen fortlaufenden Schwundprozess beobachten, der sich immer noch von Süden nach Norden ausbreitet“. Vielmehr habe man es hier „mit zwei großen, differierenden Tempussystemen zu tun“: „einem nördlichen, präteritumerhaltenden System und einem südlichen, präteritumersetzenden System, deren Übergangsraum sich durch seine verbspezifische, regelgesteuerte Staffelung von Erhalt und Ersetzung auszeichnet.“ (Fischer 2015: 124).

Schon Kretschmer (1918: 6–7) stellt in seiner *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache* fest, dass der Präteritumschwund nicht nur die räumliche Gliederung der deutschen Dialekte, sondern auch die Arealität der regionalen Umgangssprachen prägt:

> Im Gebiet der oberdeutschen Mundarten hat auch die Umgangssprache den Indikativ des Präteritums eingebüßt oder eingeschränkt und durch das zusammengesetzte Perfekt ersetzt, gebraucht also in der Erzählung z. B. *ich habe gesehen* statt *ich sah*.

Auch Barbour / Stevenson (1990: 168) sehen „within colloquial German […] important regional differences in the use of the preterites: in the south there may be virtually no preterites in speech at all“. Entsprechend ist für Wiesinger (2008: 14) „der mündliche und zunehmend auch schriftliche oberdeutsche Gebrauch des Perfekts anstelle des Imperfekts“ eine der „wenigen typischen Eigenheiten“ der österreichischen Schrift- und Standardsprache im Bereich der Syntax. Auch in den Regiolekten der Herkunftsgebiete der meisten von mir befragten Vertriebenen dürfte vor 1945 das Präteritum bereits weitgehend durch das Perfekt abgelöst gewesen sein.

Nach anderen Autoren hat sich der Präteritumschwund inzwischen auch in den Regiolekten nördlich der Präteritalgrenze durchgesetzt. Auch „im Md. [Mitteldeutschen] und Nd. [Niederdeutschen] [sei es] in den gesprochenen Umgangssprachen weithin üblich, das Präteritum zu vermeiden und

dafür das Perfekt zum Ausdruck der Vorzeitigkeit zu verwenden“ (König / Elspaß / Möller 2015: 163). Dazu konstatiert die neueste Auflage der *Duden Grammatik* (2016: 525) ohne regionale Begrenzung: „In der gesprochenen Alltagssprache hat das Präsensperfekt weitgehend die Funktion des Präteritums als Vergangenheitstempus übernommen.“ Wenn das Perfekt somit zum „Standardtempus für den Ausdruck von vergangenem Geschehen“ geworden ist, verliert es folglich „seinen perfektiven bzw. resultativen Charakter“ (Hentschel / Weydt 2013: 97), mit dem es sich früher semantisch vom Präteritum unterschieden hatte. Thieroff (2009: 352) macht darauf aufmerksam, dass die Aufhebung der ehemaligen Funktionstrennung von Perfekt und Präteritum „im heutigen Deutsch“ eine pragmatisch-stilistische Umwertung ihrer Differenzierung im Gebrauch nach sich zieht:

> Mit der Entwicklung zum überwiegenden Gebrauch des Perfekts geht einher, dass das Präteritum zunehmend zu einem Tempus der geschriebenen Sprache wird und dass es als einer höheren Stilebene angehörig wahrgenommen wird.

Gegenüber dem heute stark dominierenden Gebrauch des Perfekts wirkt die Verwendung des Präteritums inzwischen „oft archaischer als das Perfekt“ (Hentschel / Weydt 2013: 94) oder „simply more formal“ (Barbour / Stevenson 1990: 168).

Was lässt sich nun über die sprachlichen Verhältnisse in Mecklenburg ermitteln? Mein Erhebungsgebiet im äußersten Norden Mecklenburgs liegt in einer Region, für das nach der Forschungsliteratur noch am ehesten zu erwarten ist, dass hier der Gebrauch des Präteritums im Dialekt und im Regiolekt noch weitgehend bewahrt sein könnte. Das von mir aufgezeichnete Interviewkorpus ermöglicht also einerseits Einblicke in den aktuellen regiolektalen Tempusgebrauch in einem „nördlichen Präteritumerhaltungsgebiet“ (Fischer 2015: 107). Andererseits eröffnet es einen Blick auf die kontaktlinguistischen Kontraste und Prozesse, die sich infolge der Immigration der Vertriebenen aus dem Aufeinandertreffen des süddeutschen und des norddeutschen Tempussystems im Regiolekt ergeben könnten. Um quantitative Vergleichsperspektiven auf den Tempusgebrauch von unterschiedlichen Bevölkerungs- und Altersgruppen zu ermöglichen, wurde in der Korpusanalyse vom kontextuellen Zusammenspiel aller Tempora in freier mündlicher Rede abstrahiert und ausschließlich die Belege für Perfekt- und Präteritumformen aus meinem Interviewkorpus gegenübergestellt. Da alle Interviews unter recht einheitlichen Rahmenbedingungen

stattfanden, sind situative Bedingungen der Tempuswahl – also etwa ein mit der Formalität der Situation variierender Präteritumgebrauch bei den Gewährspersonen – weitgehend auszuschließen.

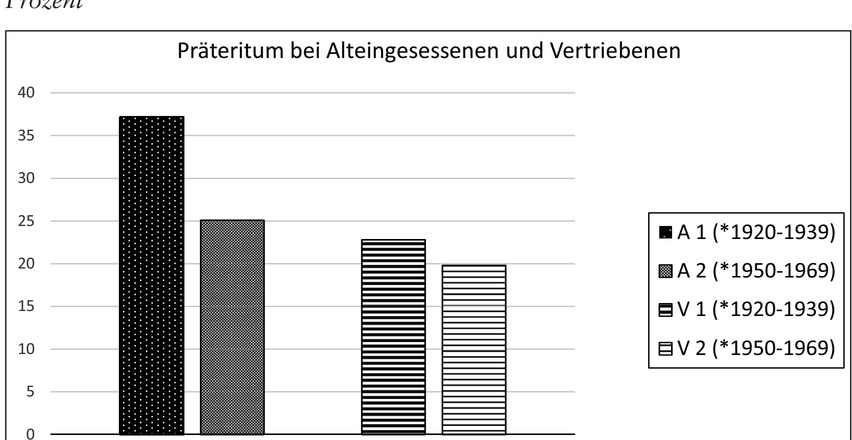
Angestrebt wurde, von jedem Interviewpartner insgesamt 100 Belege für Verben im Präteritum oder im Perfekt (jeweils Aktiv Indikativ) zu erfassen.[153] Um der Textsortenspezifik des Tempusgebrauchs Rechnung zu tragen, wurden bei jeder Gewährsperson zunächst die Verbbelege der biographischen Interviews berücksichtigt, in der der Anteil narrativer Passagen besonders hoch ist, und die sprachbiographischen Interviews erst dann in die Auswertung einbezogen, wenn sich im biographischen Interview der jeweiligen Gewährsperson nicht 100 geeignete Verbbelege auffinden ließen. Der Tempusgebrauch wurde also schwerpunktmäßig in der Textdomäne untersucht, in der erwartungsgemäß das Präteritum als „*das* Tempus der Erzählung, des Erzählens" (Thieroff 2009: 350) besonders frequent auftreten dürfte.

Da der Gebrauch der Vergangenheitstempora wie gezeigt stark lexemabhängig ist, wurde eine Reihe von Verben von der Auswertung ausgeschlossen: So habe ich die Hilfsverben *haben* und *sein* und die Modalverben nicht berücksichtigt, deren Entwicklung einer anderen Dynamik unterliegt als die der Vollverben. Um die quantitativen Verhältnisse nicht zu verzerren, sind weiterhin die im Korpus sehr häufigen Bewegungsverben *gehen* und *kommen* sowie das hochfrequente *sagen* aus der Auswertung ausgeschlossen worden. Da auch der mögliche Zusammenhang der Tempuswahl mit der Konjugationsklasse des jeweiligen, starken oder schwachen Verbs überprüft werden sollte, sind des weiteren unregelmäßige Verben wie *bringen*, *denken*, *brennen*, *kennen*, *nennen*, *rennen*, die morphologische Merkmale sowohl der starken als auch der schwachen Konjugation zeigen, in der Untersuchung nicht berücksichtigt worden. Insgesamt sind 4224 Verben im Präteritum und Perfekt in den Interviews codiert worden.

Die quantitative Auswertung des Gebrauchs von Perfekt und Präteritum in den Interviews zeigt, dass noch nach 70 Jahren des Zusammenlebens und der Kommunikationsgemeinschaft in Mecklenburg ein recht deutlicher

153 Diese Belegzahlen wurden bei 39 der 44 Gewährspersonen erreicht, nur in zwei Fällen waren nicht mehr als 33 bzw. 43 einschlägige Verbformen in den Interviews der betreffenden Gewährsperson auszuwerten, bei weiteren drei Personen konnten immerhin 80 und mehr Belege in die Untersuchung einbezogen werden.

Abbildung 3.1.4-1: Gebrauch der Präteritumformen gegenüber den Perfektformen in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent



Unterschied im Gebrauch der Tempusformen bei der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen und den nach dem Krieg zugewanderten Vertriebenen zu beobachten ist (vgl. Abb. 3.1.4-1). Während bei den zwölf Alteingesessenen der Anteil des Präteritums bei den untersuchten Verbformen 37,2 % (n = 1183) beträgt, erreicht dieser Anteil bei den zwölf Vertriebenen der Vorkriegsgeneration nur 22,8 % (n = 1200). Inwieweit diese immerhin bemerkenswerte Gebrauchsfrequenz des Präteritums bei den zugewanderten Vertriebenen bereits als Ergebnis einer sprachlichen Anpassung an das mecklenburgische Sprachumfeld zu interpretieren ist, kann heute nicht mehr entschieden werden. Noch heute aber zeichnen sich im heterogenen Sprachgebrauch der mecklenburgischen Bevölkerung Nachklänge einer migrationsbedingt ins Innere der norddeutschen Kommunikationsräume verschobenen „Präteritalgrenze“ ab.[154]

Festzuhalten ist in jedem Fall auch, dass im Vergleich zum Präteritum die Gebrauchshäufigkeiten des Perfekts bei beiden Bevölkerungsgruppen sehr stark überwiegen. Im Gesamtkorpus – also bei Berücksichtigung der Interviews von

154 Die Differenz zwischen den Anteilen der Präteritumformen im Sprachgebrauch der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen und der der Vertriebenen ist statistisch nicht signifikant. Fasst man aber die durchschnittlichen Gebrauchshäufigkeiten

44 Personen aus beiden Bevölkerungs- und beiden Altersgruppen – liegt das Verhältnis von Perfekt und Präteritum bei 73,2 % zu 26,8 % (n = 4224). Auch in der halbformellen Gesprächssituation eines Interviews und in schwerpunktmäßig narrativen Textdomänen dominiert heute in Mecklenburg also die Perfektform den Gebrauch des ‚norddeutschen' Präteritums ganz erheblich. Der Schwund des Präteritums ist also auch im Regiolekt küstennaher Gebiete heute bereits weit vorangeschritten, hat aber noch nicht zu einer vollständigen Verdrängung des Präteritums durch das Perfekt geführt.

Es bleibt die Frage, ob dieser Befund – wie allgemein angenommen – als das vorläufig erreichte Zwischenstadium einer „allmählichen Verdrängung des einfachen Präteritums durch das mehrteilige Präsensperfekt" (*Duden Grammatik* 2016: 525) anzusehen ist. Der *apparent-time* Vergleich des Sprachverhaltens zweier Sprechergenerationen bestätigt diese Annahme jedenfalls: Die Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien im Erhebungsgebiet wählt das Präteritum im Vergleich zum Perfekt deutlich seltener als noch die Angehörigen der Vorkriegsgeneration. Der Anteil des Präteritums an den untersuchten Verbformen fällt in dieser Bevölkerungsgruppe im Generationenvergleich von 37,2 % (n = 1183) auf 25,1 % (n = 1041) zurück (vgl. Abb. 3.1.4-1).[155] Die recht formell angelegten Interviews des 1961 in der Region erhobenen „Pfeffer-Korpus" bringen ergänzende Indizien für eine fortschreitende Verdrängung des Präteritums. Zwei 1892 und 1906 geborene Gewährspersonen des Korpus ziehen das Präteritum mit einem durchschnittlichen Anteil von 66,7 % (n = 45) dem Perfekt noch deutlich vor.[156] In den Interviews zweier Angehöriger der Vorkriegsgeneration (geboren 1922 und 1937) ist das Verhältnis beider Vergangenheitstempora dagegen mit einem durchschnittlichen Anteil des Präteritums von 56,3 % 1961 bereits fast ausgeglichen (n = 32).[157]

des Präteritums jeweils in beiden Altersgruppen der alteingesessenen Familien und der Vertriebenenfamilien zusammen, so ergibt sich ein signifikanter Unterschied im Sprachgebrauch (p-Wert 0,034). Die interviewten Angehörigen alteingesessener Familien verwenden das Präteritum demnach noch heute signifikant häufiger als die Angehörigen von Familien zugewanderter Vertriebener.

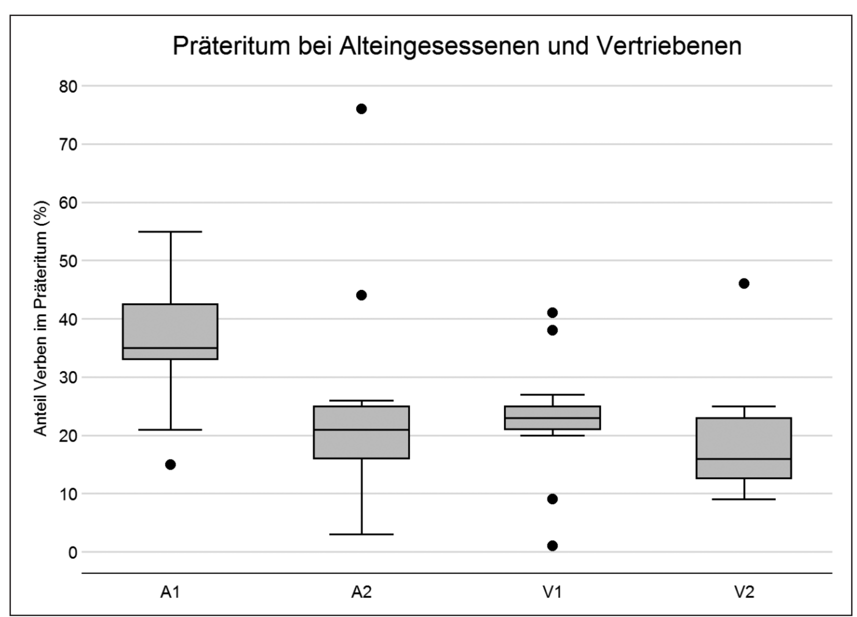
155 Die Differenz zwischen dem Präteritumgebrauch der beiden Alterskohorten Alteingesessener ist allerdings nicht signifikant.

156 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF). Personensiglen PF340 (* 1892), PF333 (* 1906), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

157 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF). Personensiglen PF320 (* 1922), PF337 (* 1937). Es ist allerdings darauf hinzuweisen,

Für einen fortschreitenden Entwicklungsprozess spricht auch, dass sich die interpersonelle Varianz bei den von mir interviewten Angehörigen der Nachkriegsgeneration Alteingesessener gegenüber der Elterngeneration erhöht (vgl. Abb. 3.1.4-2). Die Wahl der Vergangenheitstempora ist in dieser jüngeren Altersgruppe sehr uneinheitlich geworden, es gibt bereits erste Interviewpartner aus alteingesessenen Familien, die das Präteritum so gut wie gar nicht mehr gebrauchen (3 %, n = 100) und andererseits Einzelpersonen, bei denen es die Perfektformen stark zurückdrängt (maximal 76 %, n = 100, vgl. Abb. 3.1.4-2, oberer ‚Ausreißer').

Abbildung 3.1.4-2: Interpersonelle Varianz beim Gebrauch des Präteritums in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile von Präteritumformen in Prozent



dass die Belegzahlen hier sehr niedrig sind. Auch ist zu berücksichtigen, dass die interpersonellen Differenzen im Sprachgebrauch der Gewährspersonen besonders in der Vorkriegsgeneration sehr groß sind (87,5 % Präteritum bei PF320 gegen nur 25 % bei PF337), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

Welche Befunde erbringt nun die Analyse des Tempusgebrauchs in den Interviews der Vertriebenen und ihrer Nachkommen? Auch in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien ist eine – allerdings nur geringe – Abnahme der Präteritumform zu beobachten. Hier sinkt der Anteil des Präteritums gegenüber dem Perfekt intergenerationell von durchschnittlich 22,8 % (n = 1200) auf 19,8 % (n = 800). Die Entwicklungstrends in der Tempuswahl der Alteingesessenen wie der Vertriebenen weisen also gleichermaßen in die Richtung eines fortschreitenden Abbaus des Präteritums. Die unterschiedliche Dynamik dieser Prozesse in beiden Bevölkerungsgruppen bewirkt dabei aber, dass die heute noch bestehenden starken Unterschiede im Sprachgebrauch der älteren Alteingesessenen (37,2 %, n = 1183) gegenüber den aus dem Südosten zugewanderten Vertriebenen (22,8 %, n = 1200) sich in der Nachkommengeneration einzuebnen beginnen (vgl. Abb. 3.1.4-1).

Fischer (2015: 118–120) zeigt an den Dialekten im Bundesland Hessen, dass die Irregularität der Konjugation einen wichtigen Faktor darstellt, der – verschränkt mit dem Faktor der Gebrauchsfrequenz – die lexemspezifischen Unterschiede in der Bildung des Präteritums bzw. in der Durchsetzung des Präteritumschwunds begründet: „Präteritumformen der niedrig frequenten schwachen Verben werden schneller abgebaut, die der hochfrequenten starken und funktionalisierten Verben langsamer“ (Fischer 2015: 117). Meine Korpusdaten bestätigen diesen Befund auch für den Regiolekt in Mecklenburg. Schwach konjugierte Verben werden von den Gewährspersonen im spontansprachlichen Interviewgespräch durchgängig seltener im Präteritum und damit durchgängig häufiger im Perfekt verwendet als die starken (irregulären) Verben. Im Gesamtkorpus werden nur 19,5 % (n = 2199) der untersuchten schwachen Verben im Präteritum gebraucht, bei den betrachteten starken Verben sind es dagegen 34,8 % (n = 2025), bei denen das Präteritum anstelle des Perfekts gewählt wird.[158] Dieser hochsignifikante Zusammenhang zwischen der Konjugationsklasse der betreffenden Verben und der Häufigkeit der Präteritumformen lässt sich bei allen Bevölkerungs- und Altersgruppen beobachten (vgl. Tab. 3.1.4-1)

158 Die Differenz ist mit einem p-Wert von 0,000 hochsignifikant.

Tabelle 3.1.4-1: Zusammenhang zwischen der Konjugationsklasse und dem Anteil der Präteritumformen im Vergleich mit dem der Perfektformen im Interview

	Gewährspersonen aus			
	Alteingesessenenfamilien		Vertriebenenfamilien	
	** 1920–1939*	** 1950–1969*	** 1920–1939*	** 1950–1969*
Anteil Präteritum bei schwachen Verben	31 % (n = 623)	16,8 % (n = 530)	15,8 % (n = 625)	11,2 % (n = 421)
Anteil Präteritum bei starken Verben	44,1 % (n = 560)	33,7 % (n = 511)	30,3 % (n = 575)	29,3 % (n = 379)

Die Irregularität der Konjugation ist also ein Faktor, der den Präteritumgebrauch unabhängig von arealen Bedingungen beeinflusst, deren migrationsbedingten Nachwirkungen sich im Korpus heute noch abzeichnen. Fischer schlägt eine plausible kognitionslinguistische Erklärung für die relative Stabilität der Präteritumformen bei starken Verben vor, die ja dadurch gekennzeichnet sind, dass in dieser Konjugationsklasse jeweils „nur wenige Verben den gleichen Konjugationsmustern folgen, diese jedoch besonders tokenstark sind“:

> Die hohe Tokenfrequenz führt dazu, dass die Flexionsformen – also auch Präteritumformen, die bei den starken und irregulären Verben in einem langwierigen Aneignungsprozess erworben werden müssen – gut im mentalen Lexikon verankert sind. Es liegt die Vermutung nahe, dass der hohe Lexikalisierungsgrad und die hohe Tokenfrequenz der starken Verben ihre Präteritumform stärken. (Fischer 2015: 118)

Im mecklenburgischen Regiolekt führt die kognitive Stabilisierung der Präteritumformen starker Verben freilich nicht dazu, dass sie dem fortschreitenden Präteritumschwund gänzlich widerstehen. Tabelle 3.1.4-1 deutet nur darauf hin, dass sich dieser Prozess in den beiden Konjugationsklassen auch im Raum Mecklenburg mit unterschiedlicher Dynamik vollzieht.

3.2 Phonetik / Phonologie: ausgewählte Variablen

3.2.1 Das „Ostsee-l“ und seine Entwicklung

In der ersten Auflage des *Aussprachewörterbuchs* der DDR heißt es 1964:

> In Mecklenburg und auf Rügen ist an der Küste das sogenannte Ostsee-*l* weit verbreitet, das durch Rückverlagerung der Artikulationsbasis an das harte *l* in slawischen Sprachen angenähert wird. (*Wörterbuch Aussprache* 1964: 101)

Das Ostsee-*l* wird hier als „ein Beispiel für die landschaftlich begrenzte Lautung der Konsonanten“ (ebd.) in den Umgangssprachen angeführt, die in den verschiedenen deutschsprachigen Staaten gesprochen werden. Unter dem Aspekt der kodifizierten Standardaussprache des Deutschen wird die „Klangverdumpfung“, die sich durch die Rückverlagerung der Zunge bei der Aussprache des *l* ergibt, im *Ausspracheswörterbuch* als ein „Bildungsfehler“ bezeichnet, der von der überregionalen Standardlautung abweicht. Noch in der letzten Neuauflage des *Aussprachewörterbuchs* in der DDR wird die Beschreibung und die Bewertung des Ostsee-*l* nahezu identisch beibehalten: Auch noch 1982 wird das umgangssprachliche Ostsee-*l* als „im Küstengebiet (Mecklenburg, Rügen) […] weit verbreitet“ (*Großes Wörterbuch* 1982: 133) bezeichnet.[159]

Die beschriebene Velarisierung des Phonems /l/ zum ‚dunklen‘ [ɫ] tritt allerdings nicht nur in der mecklenburgischen Umgangssprache auf, sondern ist eine allophonische Erscheinung, die einerseits „ziemlich oft in den niederdeutschen Dialekten“, aber beispielsweise auch in ostmitteldeutschen Dialekten, so „im Thüringischen, Schlesischen“ (Schirmunski (2010 [1961]): 431) vorkommt. Darüber hinaus ist das velarisierte *l* ein typisches Kennzeichen der regiolektalen Sprachlagen auch in der westfälischen Umgangssprache.[160]

Innerhalb des ostniederdeutschen Sprachraums ist das sogenannte Ostsee-*l* einerseits ein kennzeichnendes Merkmal des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch, andererseits kann es der älteren Forschung zufolge auch als ein sprachräumliches Abgrenzungsmerkmal des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekts gegenüber den areal unmittelbar benachbarten Regiolekten angesehen werden. Gegenüber der westlich angrenzenden nordniedersächsischen Umgangssprache, mit der der mecklenburgische Regiolekt im Übrigen viele sprachliche Gemeinsamkeiten teile, markiert für Lauf (1996: 204) die Velarisierung des *l* eine der wenigen wichtigen Differenzen. Im Unterschied zur regionalen Umgangssprache der südlich angrenzenden Ostprignitz, findet Dost (1991: 263) in den 1970er und 1980er Jahren in Südmecklenburg bei älteren Probanden das

159 Die erste Nachkriegsauflage der *Deutschen Hochsprache* von Theodor Siebs beschreibt die „in den Ostseeprovinzen häufig“ anzutreffende regionalspezifische Artikulation des *l* unzureichend als Dehnung (Siebs 1957: 62).

160 Mihm (2000: 2115). Vgl. den knappen Forschungsbericht zum velarisierten *l* in Ehlers (2015 c: 323–324).

velarisierte [ɫ] noch als charakteristisches regiolektales Kennzeichen vor. Für die südöstliche Grenze zwischen der Umgangssprache Mecklenburg-Vorpommerns und der Mittelpommerns führt Herrmann-Winter (1974: 156) „das dumpfe [ɫ]“ „als ein wesentliches Merkmal des Nordens“ an. Gegen die Formulierung des DDR-*Aussprachewörterbuchs*, das das Ostsee-*l* auf das mecklenburgische „Küstengebiet“ begrenzt, weist Herrmann-Winter (1979: 146) darauf hin, dass dieses *l*-Allophon als Merkmal der mecklenburgisch-vorpommerschen Umgangssprache „ebenso häufig im norddeutschen Binnenland“ vorzufinden sei. Die Lokalisierung auf das Küstengebiet, das die populäre Bezeichnung „Ostsee-l“ suggeriert, markiert also nur die nördliche Grenze der arealen Verbreitung des regiolektalen Merkmals, die sich im Westen vom nordniedersächsischen Regiolekt, im Süden vom brandenburgischen und im Südosten vom mittelpommerschen Regiolekt abgrenzt.

Ein Vergleich älterer empirischer Untersuchungen zum mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekt mit aktuellen Erhebungen deutet auf eine starke Abbaudynamik des Ostsee-*l* hin. In den Tonaufnahmen standardnaher Rede von 79 Gewährspersonen unterschiedlicher Altersstufen aus dem Kreis Greifswald konnte Herrmann-Winter (1979: 152) in den 1970er Jahren das velare *l* noch mit einer Häufigkeit von durchschnittlich 38 % der Belege für *l* im Wortinlaut und -auslaut nachweisen. Dabei wurde das [ɫ] im untersuchten Teilsample der „Arbeiter in Industrie, Bauwirtschaft und Handwerk“ überdurchschnittlich häufig, am seltensten von Angehörigen der „Intelligenz“ realisiert (ebd.: 152–153). Rund vierzig Jahre später war in den Tonaufnahmen zum *Norddeutschen Sprachatlas* mit jeweils vier Sprecherinnen mittleren Alters in Schwaan und im vorpommerschen Gützkow kein velares *l* in den regiolektalen Sprachlagen mehr zu hören. Das entsprechende Kartenbild des *Norddeutschen Sprachatlas* zur Verteilung des regiolektalen Merkmals im gesamten norddeutschen Sprachraum weist geringe Vorkommen des velarisierten *l* nur noch im Münsterland und Westfalen nach, während im gesamten ostniederdeutschen Raum nur sehr seltene Einzelbelege in Mittelpommern kartiert werden konnten. Demnach hat der mecklenburgisch-vorpommersche Regiolekt im Hinblick auf das Merkmal der *l*-Velarisierung seine arealen Konturen heute ganz eingebüßt.[161]

---

161 Vgl. Karte K12.1 in Ehlers (2015 c: 325). Auch Skoczek (2013: 391) findet in seinen 2004–2006 zusammengestellten Aufnahmen zur mecklenburgischen

Aktuelle Untersuchungen aus dem Zusammenhang des Marburger REDE-Projekts bestätigen diesen Befund. So findet Kehrein (2012: 311) in Sprachaufnahmen mit vier Probanden dreier Altersstufen aus dem Raum Stralsund das velare *l* nur noch „vereinzelt" in den niederdeutschen Dialektaufnahmen des ältesten Sprechers. In den regiolektalen Sprachlagen ist das Merkmal bei den vorpommerschen Probanden Kehreins nicht mehr zu beobachten. Auf Erhebungsdaten des REDE-Projekts stützt sich auch die Untersuchung von Vorberger (2017) zum „Hochdeutsch auf Rügen". Der Autor kann bei seinen drei untersuchten Probanden – einem 71-jährigen ehemaligen Hochseefischer, einem 49-jährigen Polizisten und einem 20-jährigen Abiturienten aus Bergen – in keiner der 2012–2013 aufgezeichneten Tonaufnahmen verschiedener Interaktionstypen noch Belege für ein velarisiertes *l* nachweisen. Vorberger (2017: 160) kommt damit ähnlich wie die Erhebung des *Norddeutschen Sprachatlas* zu dem Schluss, dass das sogenannte Ostsee-*l* heute nicht mehr zu den Charakteristika des Regiolekts auf Rügen bzw. in Mecklenburg-Vorpommern gehört. Allerdings beruhen diese Einschätzungen in beiden aktuellen Großprojekten nur auf den Sprachdaten weniger Einzelpersonen.

In der folgenden Untersuchung soll geprüft werden, ob sich der Befund des raschen Merkmalabbaus auch bei der Gegenüberstellung der Sprachaufnahmen von zahlenmäßig stärkeren Altersgruppen aus dem Erhebungsgebiet bei Rostock bestätigen lässt. In den Aufnahmen von 44 Sprachzeugen aus der zentralmecklenburgischen Erhebungsregion wurde überprüft, wie sie in der standardnahen Redeweise ihrer Interviews das Phonem /l/ in den folgenden drei Lautumgebungen artikulieren: Erstens wurden die Belege für *l* im absoluten Wortauslaut abgehört und dabei sowohl Kontexte nach langem wie nach kurzem Vokal berücksichtigt (*wohl*, *will*).[162] Zweitens

Standardaussprache keine Belege mehr für ein velarisiertes *l*. Es fehlen aber nähere Angaben zur Größe und sozialen oder arealen Zusammensetzung seines Samples.

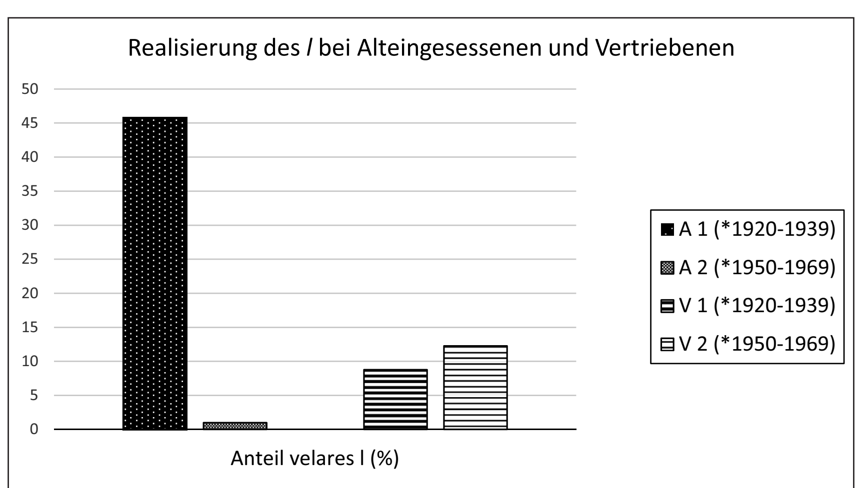
162 Die extrem häufigen Lexeme *mal*, *einmal*, *manchmal*, *weil* wurden von der Auswertung ausgeschlossen, da sie die Häufigkeitsverteilung der Velarisierung unter Umständen verzerrt hätten. Bei Lexemen auf *mal* sind zudem Lautreduktionen zu erwarten, die zu einem Ausfall des *l* führen (*einma'*, *manchma'*). Nicht berücksichtigt wurden außerdem Kontexte, bei denen auslautendes *l* auf ein *l* im Anlaut des Folgewortes trifft (*viel leichter; soll lieber*) und dadurch Assimilationserscheinungen die Artikulation beeinflussen können.

wurde der Kontext im Wortauslaut vor Dentalplosiv, wiederum nach Kurz- oder Langvokal, überprüft (*gequält*, *Geld*). In beiden Lautumgebungen ist jedenfalls nach den Befunden der Forschung zum *l* in den Regiolekten an Rhein und Ruhr eine Velarisierung am ehesten zu erwarten (Ehlers 2015 c: 324, 328). Als dritter Lautkontext wurde das *l* im Wortinneren nach betontem Kurzvokal im Silbenauslaut vor Plosiv *t* in der Folgesilbe untersucht (*älter*, *Eltern*, *Schalter*). Deutlich hörbare Verdumpfungen des *l* durch Rückverlagerung der Zunge werden in der Auswertung als Nonstandard der palatalen Standardaussprache des *l* gegenübergestellt. Insgesamt wurden 2903 Belege für *l* in den genannten Kontexten in den Interviews aufgesucht und codiert.

Betrachten wir zunächst den Sprachgebrauch der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger aus Rostock und Umgebung: Von den 1641 Belegen für *l* in den genannten phonetischen Kontexten haben die 24 Angehörigen der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration den Laut immerhin zu 25 % velar ausgesprochen. Die Frequenz der standardabweichenden Aussprache des *l* ist damit zwar nicht mehr so hoch wie noch in den Greifswalder Aufnahmen Herrmann-Winters aus den 1970er Jahren. Die Zahlen belegen aber, dass das Ostsee-*l* in Mecklenburg auch heute noch gar nicht selten zu hören ist. Allerdings ist ein einschneidender Unterschied im Sprachgebrauch der Angehörigen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien festzustellen: Während die älteren Mecklenburger das *l* in 45,8 % der Belegstellen velarisieren (n = 878), fällt die Häufigkeit des standardabweichenden [ɫ] in den Sprachaufnahmen der Nachkriegsgeneration auf nur noch 1 % ab (n = 763, vgl. Abb. 3.2.1-1).[163]

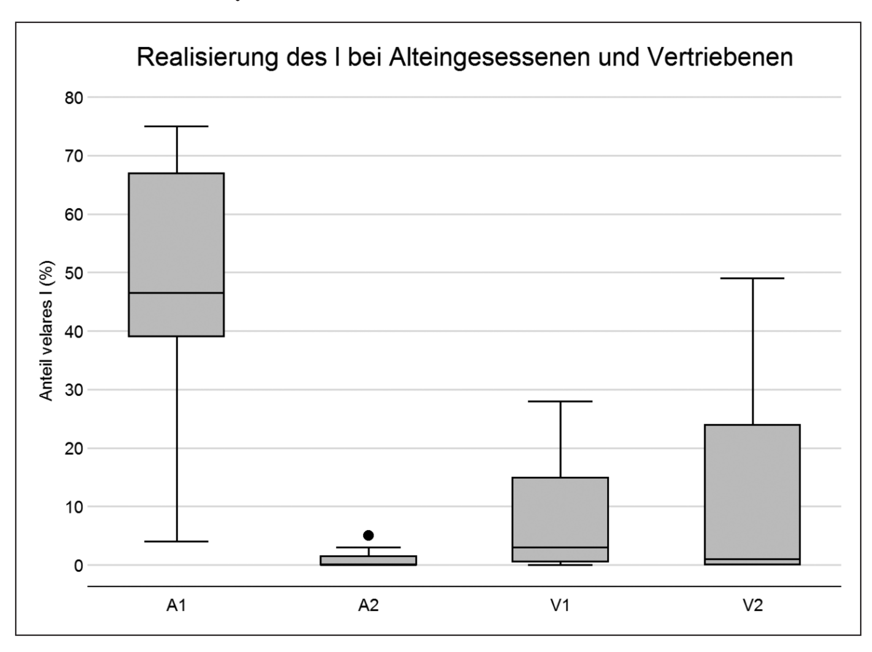
163 Der Unterschied im Gebrauch des Ostsee-*l* zwischen den beiden Generationen der Alteingesessenen ist hochsignifikant (p-Wert = 0,000).

Abbildung 3.2.1-1: Gebrauch des velarisierten l *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*



Wenn wir diesen hochsignifikanten Unterschied im Sprachgebrauch der Generationen als Ausdruck eines in *apparent time* verlaufenden Sprachwandels interpretieren, wäre festzustellen, dass das Ostsee-*l* in der kurzen Zeitspanne einer einzigen Generationsfolge dabei ist, aus dem mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekt nahezu vollständig zu verschwinden. Die meist an Probanden einer mittleren oder noch jüngeren Alterskohorte gewonnenen Befunde Kehreins, Vorbergers und des *Norddeutschen Sprachatlas* werden also durch meine Erhebung für die nähere Zukunft bestätigt. Wenn die letzten Angehörigen der Vorkriegsgeneration der alteingesessenen Familien gestorben sein werden, wird das Ostsee-*l* in Mecklenburg-Vorpommern wohl kaum noch zu hören sein. Dem fast vollständigen Abbau des regiolektalen Merkmals in der jüngeren Generation der Alteingesessenen geht in der Vorkriegsgeneration ein bereits sehr variabler Sprachgebrauch voraus, bei dem die Anteile der Velarisierung unter den zwölf untersuchten Gewährspersonen von Person zu Person stark schwanken (vgl. Abb. 3.2.1-2, Boxplot A 1).

Abbildung 3.2.1-2: Interpersonelle Varianz beim Gebrauch des velaren l *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile von velarisiertem* l *in Prozent*



Eine ähnliche Entwicklungsdynamik zeichnet sich bereits in den 1961 aufgenommenen Interviews des *Pfeffer-Korpus* ab und schlägt sich dort in einer breiten Varianz des Merkmals in Abhängigkeit vom Alter und von der sozialen Zugehörigkeit der damaligen Gewährspersonen nieder. Die Zahlenverhältnisse in den Aufnahmen der fünf Probanden aus Rostock und der näheren Umgebung[164] können wegen der geringen Belegzahlen nur eine grobe Orientierung zu den Entwicklungstendenzen des Merkmals in den 1960er Jahren geben. Von den 127 Belegen für *l* in den untersuchten Lautkontexten waren in den fünf Rostocker Interviews insgesamt 20,5 % velar artikuliert. Während eine vom Lande zugezogene Lagerarbeiterin, die 1906 geboren wurde, in ihrer Aufnahme noch in 66,7 % der einschlägigen Belege

164 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF): PF320, PF333, PF335, PF337, PF340, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

(n = 30) ein Ostsee-*l* realisiert, velarisiert ein promovierter Angehöriger einer Rostocker Fabrikantenfamilie (geb. 1892) das *l* nur in 6,3 % der 32 Belege. Von den beiden in den 1920er und 1930er Jahren geborenen Gewährspersonen, die hier in Betracht gezogen werden, verwendet eine Probandin, eine Röntgenassistentin aus Rostock, 1961 schon ausschließlich standardgemäß palatale *l*-Formen (n = 20). Auch eine Rostocker Schülerin der Erweiterten Oberschule, die 1947 geboren wurde, realisiert in ihrem Interview am Anfang der 1960er Jahre bereits kein Ostsee-*l* mehr (n = 20).

Soziale bzw. sozialgeographische Faktoren bringen sich auch in den Aufnahmen meiner Interviews zur Geltung. Da nur die Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen das Ostsee-*l* noch in nennenswertem Umfang realisiert, sollen nur innerhalb dieser Altersgruppe die Sprachdaten von jeweils vier Gewährspersonen mit jahrzehntelangem Lebensmittelpunkt in der Großstadt Rostock, in der Kleinstadt Schwaan und auf dem Dorf miteinander verglichen werden. Während die älteren Großstädter das velare *l* nur in 27,2 % der einschlägigen Belege realisieren (n = 316), liegt die Frequenz für das Ostsee-*l* in den Aufnahmen aus der Kleinstadt bei 58,7 % (n = 281) und in den Interviews mit Dorfbewohnern bei 53,7 % (n = 281).[165] Zugleich variiert der Sprachgebrauch der befragten Großstädter viel stärker von Person zu Person als bei Sprechern in Kleinstadt und Dorf. Die Spannweite der interpersonellen Varianz der *l*-Realisierung liegt bei den vier Großstädtern zwischen 3,8 % und 63,8 %, umspannt also ganze 60 Prozentpunkte. In Kleinstadt und Dorf fallen die interpersonellen Unterschiede in der Merkmalrealisierung auf insgesamt höherem Frequenzniveau dagegen geringer aus: Sie liegen in Schwaan zwischen 46,3 % und 75 % (= 28,7 Prozentpunkte) und auf dem Dorf zwischen 40 % und 72,9 % (= 32,9 Prozentpunkte). Der Abbau des Ostsee-*l* ist heute unter den ältesten Mecklenburgern vor allem in der Großstadt am weitesten vorangeschritten, im Hinblick auf das Ostsee-*l* ist der regiolektale Sprachgebrauch in der Großstadt zugleich sehr viel heterogener als in den kleineren Ortschaften.

Das Auftreten des Ostsee-*l* ist aber bei den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration auch von der Lautumgebung im Wort abhängig. Beim

---

165 Die Differenz in der anteiligen Realisierung des velaren *l* ist zwischen den untersuchten Probanden aus der Großstadt und der Kleinstadt mit einem p-Wert von 0,024 signifikant.

vorausgehenden Kontext spielt offensichtlich die Quantität des vorangehenden Vokals eine Rolle. Mit einem Verhältnis von 53,5 % (n = 621) gegenüber 27,2 % (n = 257) velarisieren die alteingesessenen Mecklenburger das *l* nach Kurzvokal (*schnell*, *Eltern*, *Welt*) deutlich häufiger als nach Langvokal (*viel*, *schält*).[166] Bei den überprüften Folgekontexten des *l* tendieren Belege im Auslaut betonter kurzvokalischer Silben vor Dentalplosiv und Folgesilbe (*sollte*, *Eltern*) am häufigsten zu einer Velarisierung (58,1 %, n = 284). In vielen Fällen ist die Velarisierung des *l* hier mit einer Lenisierung des anschließenden Plosivs verbunden (*sollde* [zɔɫdə], *Eldern* [ɛɫdɐn]). Im Wortauslaut scheint der folgende Lautkontext des *l* für dessen Realisierung nur wenig relevant zu sein. Im absoluten Wortauslaut (*schnell*, *viel*) tritt die Velarisierung mit 52,8 % (n = 408) kaum häufiger auf als im Wortauslaut vor Dentalplosiv (*Geld*, *wählt*; 51,6 %, n = 186).

Inwieweit haben nun die immigrierten Vertriebenen und ihre Nachkommen das Kennzeichen des mecklenburgischen Regiolekts in ihren Sprachgebrauch übernommen? Auch in der standardnahen Interviewsprache der Angehörigen von Familien Vertriebener ist das velare *l* durchaus zu beobachten, allerdings in der Regel mit sehr viel niedrigeren Vorkommensfrequenzen als in der regiolektalen Rede der älteren Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.2.1-1). Die nach Mecklenburg immigrierten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration realisieren nur in 8,8 % der 726 untersuchten Belegkontexte ein standardabweichendes [ɫ]. Und ihr Sprachverhalten unterscheidet sich damit hinsichtlich des Ostsee-*l* bis heute hochsignifikant von dem der gleichaltrigen Alteingesessenen. Nur bei drei der zwölf untersuchten Angehörigen dieser Altersgruppe erreichen die Häufigkeiten für velares *l* Werte von über 20 %. Bei allen anderen Probanden dieser Gruppe liegen die Prozentwerte zwischen 0 % und maximal 7,6 %. Da eine Velarisierung des *l* in Basisdialekten der Vertreibungsgebiete gelegentlich vorkommt,[167] wäre grundsätzlich denkbar, dass manchen Vertriebenen das sprachliche

166 Damit bestätigt sich mit viel deutlicherer Profilierung der Befund des *Norddeutschen Sprachatlas* für die *l*-Velarisierung bei der mittleren Generation überwiegend aus dem Münsterland und Südwestfalen, vgl. Ehlers (2015 c: 328).

167 Vgl. für schlesische Mundarten Schirmunski (2010 [1961]: 431), im Bereich der „sudetendeutschen Sprachräume“ verzeichnet Schwarz (1962: 209, 217) kleinräumig ebenfalls dialektales [ɫ]. Armin Bachmann, Regensburg, berichtet mir freundlicherweise aus karpatendeutschen Untersuchungsorten des Hauerlandes,

Merkmal schon aus ihrem Herkunftsgebiet vertraut war und sie es in Mecklenburg in die standardnahe Rede übertragen haben. Die drei Vertriebenen, die das *l* mit Frequenzen über 20 % am häufigsten velarisieren, stammen aus der nordböhmischen Dialektregion, in der nach Schwarz (1962: 217) lokal „Spuren eines velaren ł" nachzuweisen waren. Allerdings realisieren andere Gewährspersonen aus demselben Herkunftsgebiet das Merkmal viel seltener bis gar nicht. Und selbst die höchsten Häufigkeiten des velaren *l* bei den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration (27,7 %) liegen weit unter den minimalen Frequenzen des Ostsee-*l* bei gleichaltrigen Alteingesessenen aus Kleinstadt und Dorf in Mecklenburg (40 %). Von einem einfachen Transfer eines Merkmals der Herkunftsvarietäten in die neue mecklenburgische Sprachumgebung ist also nicht auszugehen, eher entscheiden individuelle Verläufe der sprachlichen Akkulturation darüber, wieweit Vertriebene das Ostsee-*l*, das ihnen mitunter in ähnlicher Form aus ihren Herkunftsdialekten vertraut gewesen sein mag, in ihre standardnahe Sprache in Mecklenburg übernehmen.

Anders als in den Familien der Alteingesessenen nimmt die Häufigkeit des velaren *l* in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien nicht drastisch ab, sondern sie steigt sogar geringfügig an (vgl. Abb. 3.2.1-1). Die acht untersuchten Personen der Nachkriegsgeneration mit mindestens einem vertriebenen Elternteil realisieren das Ostsee-*l* zu 12,3 % (n = 536). Dieser recht deutlich über dem Vergleichswert der alteingesessenen Altersgenossen liegende Wert erklärt sich dabei vor allem aus dem Sprachverhalten einzelner Probanden.[168] Herr 68 (1952 VV) und Herr 74 (1959 VV) verwenden in ihrer standardnahen Interviewsprache das velare *l* mit hohen Häufigkeiten von 42,9 % und 49,2 %, und sie realisieren das Merkmal damit ebenso häufig wie viele Alteingesessene der älteren Generation (vgl. Abb. 3.2.1-2). Diese Advergenz an den überkommenen Regiolekt der alten Alteingesessenen ist umso bemerkenswerter, als beide Gewährspersonen zwei vertriebene Elternteile haben, in der innerfamiliären Primärsozialisation also nicht mit der mecklenburgischen Umgangssprache in Kontakt

dass bei dort verbliebenen deutschen Dialektsprechern auch in der Gegenwart gelegentlich ein velares *l* zu hören sei.

168 Die Differenz ist wegen der geringeren Zahl der Probanden in der Altersgruppe der Vertriebenenfamilien nicht signifikant.

gestanden haben. In der Altersgruppe der nach 1950 geborenen Mecklenburger sind es also gerade Angehörige aus Vertriebenenfamilien, die das regiolektale Merkmal Ostsee-*l* am stärksten bewahren.[169]

3.2.2 *Dat* und *wat* – Erhalt von niederdeutschem *t* im Auslaut von *das*, *dass* und *was*

In mehreren norddeutschen Regiolekten ist mit *dat*, *wat* und *et* ‚das / dass, was, es' eine Gruppe von Kurzwörtern in Gebrauch, die mit erhaltenem niederdeutschem *t* im Wortauslaut „wie erratische Blöcke unverschoben stehen geblieben sind und sich der ‚Verhochdeutschung' der Mundart entzogen haben" (Macha 1991: 171). Die auf indirekte Internetbefragungen zurückgehenden Karten des *Atlas der deutschen Alltagssprache* (ADA) zeigen im Westen und im Osten Deutschlands zwei Schwerpunktregionen, in denen Gewährspersonen *das* und *was* häufig in niederdeutscher Lautform in ihre standardnahe Rede übernehmen, und der ADA bestätigt so „die landläufige Assoziation von *dat-dit* / *wat* mit Rheinland, Ruhrgebiet und Berliner Raum".[170] Die ADA-Karten zeigen im Westen eine besonders starke Belegdichte, die sich vom Münsterland bis an die Eifel weit in den mitteldeutschen Sprachraum nach Süden erstreckt. Im Nordosten reichen die verstreuten Belege für regiolektales *dat* bzw. *dit* und *wat* vom Berliner Raum über Mecklenburg-Vorpommern bis zu punktuellen Nachweisen in Schleswig-Holstein. Im Süden endet dieses östliche Schwerpunktgebiet in Sachsen-Anhalt und erreicht damit bei Weitem nicht die Anrainerregionen der schlesischen, böhmischen und mährischen Vertreibungsgebiete.

Die Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* differenzieren die Kartenbilder des ADA vor allem im Bereich des östlichen Verbreitungsareals für regiolektales *dat* und *wat* genauer aus. Hohe Frequenzen erreichen *dat* und *wat* in den Interviews und informellen Tischgesprächen der Gewährspersonen aus Brandenburg, Mittelpommern und Vorpommern,

---

169 Eine weitere Gewährsperson dieser Altersgruppe der Vertriebenen, Frau 66 (1962 VA), realisiert das velare *l* mit 6,3 % etwas häufiger als die gleichaltrigen Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration, bei denen die Frequenz des Merkmals zwischen 0 % und maximal 5 % variiert.

170 Elspaß / Möller 2013 ff., Runde 1, Frage 17a, b. Vgl. die Reproduktion der Karten in Scharioth (2015: 155–156).

während im zentralmecklenburgischen Erhebungsort Schwaan der Anteil dieser standardabweichend realisierten Wörter nur sehr gering ist. Der Regiolekt im Großraum Mecklenburg-Vorpommern weist im Hinblick auf das Merkmal also eine deutliche Ost-West-Gliederung auf.[171] Während in Vorpommern (inklusive Rügen)[172] und Mittelpommern das regiolektale Sprechen stark von den niederdeutschen Reliktwörtern *dat* und *wat* geprägt ist, werden diese standardfernen Kurzwörter im Westen Mecklenburgs genauso selten gebraucht wie in den Regiolekten der westlich angrenzenden Regionen Holstein und Nordhannover. In den vorpommerschen und mittelpommerschen Schwerpunktgebieten kommt der Verwendung von *dat* und *wat* in standardnahen Sprachlagen ähnlich wie im Ruhrgebiet „offenbar eine hohe Salienz und ein starker regionaler Signalwert" (Elmentaler 2008: 83) zu. Befragte aus diesen Regionen führen das Merkmal häufig spontan als ein charakteristisches Kennzeichen ihrer eigenen Alltagssprache an und sind sich „der Standardabweichung dieses Merkmals durchaus bewusst" (Scharioth 2015: 163). In der Laienkonzeptualisierung des vorpommerschen und mittelpommerschen Sprachraums fungiert es offensichtlich als regionaler Indikator.

Nach der älteren ebenso wie nach der aktuellen Forschung ist die Realisierung von *dat* und *wat* in den südwestlichen und nordöstlichen Schwerpunktregionen Norddeutschlands insgesamt ein hochsalientes, gut kontrollierbares und normativ stigmatisiertes Merkmal der jeweiligen Regiolekte (Ehlers 2015 a: 211). Dessen ungeachtet begegnen die Sprecher dem Merkmal hier mit einer bemerkenswerten Normtoleranz. Es wird bei den Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* zwar in ganz Norddeutschland niemals in der formellen Vorleseaussprache verwendet, tritt aber in den südwestlichen und nordöstlichen Schwerpunktregionen nicht

171 Scharioth (2015: 161) sieht in der unterschiedlich starken Realisierung der niederdeutschen Reliktwörter *dat* und *wat* im Regiolekt sogar eine „Isoglosse", die „quer durch Mecklenburg-Vorpommern verläuft und Mecklenburg von Vorpommern trennt." Vgl. die Karten K2.1, K2.2 A-c und K2.3 A-B des *Norddeutschen Sprachatlas* in Ehlers (2015 a).

172 Für den Regiolekt auf Rügen zählt Vorberger (2017: 156) die Verwendung von unverschobenen Formen von *das*, *dass*, *es* zu den sprachlichen Varianten, die „erst in den freien Gesprächen (Interview und Freundesgespräch) der Informanten vermehrt und systematisch auftreten und somit charakteristisch für diese Situationen zu sein scheinen."

nur in den informellen Freundes- oder Familiengesprächen, sondern auch in halbformellen Interviewsituationen mit bemerkenswert hohen Frequenzen auf (Ehlers 2015 a: 208–209).

Auch meine Gewährspersonen aus der Umgebung von Rostock verwenden in den Interviews mit mir gelegentlich die niederdeutschen Lautformen *dat* und *wat* anstelle der standardgemäß erwartbaren hochdeutschen *das*, *dass* und *was*. Das Ausmaß und die sozialen sowie syntaktischen Bedingungsfaktoren dieser Verwendung sollen im Folgenden untersucht werden: In den Transkripten der sprachbiographischen Interviews der 44 Probanden wurden nach Möglichkeit je 80 Belege pro Gewährspersonen für *das*, *dass* und *was* aufgesucht und auf ihre lautliche Realisierung in der Audiodatei abgehört.[173] Dabei wurden die Realisierungen mit plosivischem Auslaut als regiolektale Varianten codiert und den Standardvarianten gegenüber gestellt. Auch wenn die angestrebte maximale Belegzahl in den Interviews einzelner Personen nicht ganz erreicht wurde, konnten insgesamt 3394 Belege im regiolektalen Korpus überprüft werden. Gelegentlich auftretende niederdeutsche Interviewpassagen wurden von der Auswertung natürlich ausgeschlossen, um den Untersuchungsfokus allein auf regiolektales *dat* und *wat* zu begrenzen. Von der Auswertung ausgenommen wurden auch Belege, bei denen das Lexem aufgrund von Verschleifungen mit dem vorangehenden finiten Verb in phonetisch reduzierter Form realisiert wurde und daher nicht zu entscheiden war, ob *das* oder *es* intendiert war (*Ich hab's nicht gesehen*).

In der Forschung wird die Frage kontrovers diskutiert, ob für die lautliche Realisierung der Kurzwörter die syntaktische Funktion des Wortes im jeweiligen Belegkontext eine gewisse Rolle spielt (Ehlers 2015 a: 196, 208). Um zu dieser Frage auf der Basis meiner Erhebungsdaten Stellung beziehen zu können, wurden die Belege für *das* und das lautgleiche *dass* in der Auswertung syntaktisch differenziert. Bei der syntaktischen Codierung dieser Belege wurden die Funktionen ‚Satzglied' (*Das habe ich damals schon gesagt*), ‚Artikel' (*das Wetter; das ganze Zeugs*) und ‚Subjunktion' (*Ich wusste ja, dass dies nicht stimmt*) unterschieden. *Das* als Einleitung von Relativsätzen (*Das Haus, das wir dann zugewiesen bekamen, […]*) war

173 Da die Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* für die Kleinstadt Schwaan keine Belege für standarddivergentes *et* erbrachten, habe ich auf die Untersuchung von *es* / *et* in meinem Erhebungsgebiet verzichtet, vgl. Ehlers (2015 a: 205).

im Korpus derart selten, dass es aus der Betrachtung ganz ausgeschlossen wurde. Bei den sehr viel seltener auftretenden Belegen für *was / wat* wurde bei der Auswertung auf eine syntaktische Subkategorisierung der Belegkontexte verzichtet.

Meine Erhebung im Raum Rostock bestätigt zunächst die Befunde des *Norddeutschen Sprachatlas*. Die 44 untersuchten Gewährspersonen aus der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration realisieren standardfernes *dat* und *wat* in ihren Interviews insgesamt nur in 5,7 % aller 3394 überprüften Belege. Das Merkmal ist in meinem mecklenburgischen Korpus also zwar nachweisbar, aber wenig prominent. Dabei liegt dem durchschnittlichen Prozentwert eine gewisse Entwicklungsdynamik zugrunde, die sich quantitativ abzeichnet, wenn man das Sprachverhalten der beiden Altersgruppen von alteingesessenen Mecklenburgern gesondert betrachtet. Während die älteren Alteingesessenen aus der Region in den Interviews das Merkmal noch mit Frequenzen von 11,4 % realisieren (n = 920, 12 Gewährspersonen), fällt die Häufigkeit der Verwendung von *dat* und *wat* in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen auf nur noch 1,4 % zurück (n = 960, 12 Gewährspersonen).[174] Gegenüber den vorpommerschen Verhältnissen erscheinen diese Frequenzen außerordentlich gering. Scharioth (2015: 160) verzeichnet im vorpommerschen Gützkow bei ihren fünf Gewährsfrauen aus den Geburtsjahrgängen 1950 bis 1968 im Interview einen Anteil von 34,7 % standardferner Realisierungen von *das*, *was* und *es*. In informellen Gesprächssituationen liegen die Prozentwerte dort sogar bei 70,7 % für *dat*, *wat* und *et*.

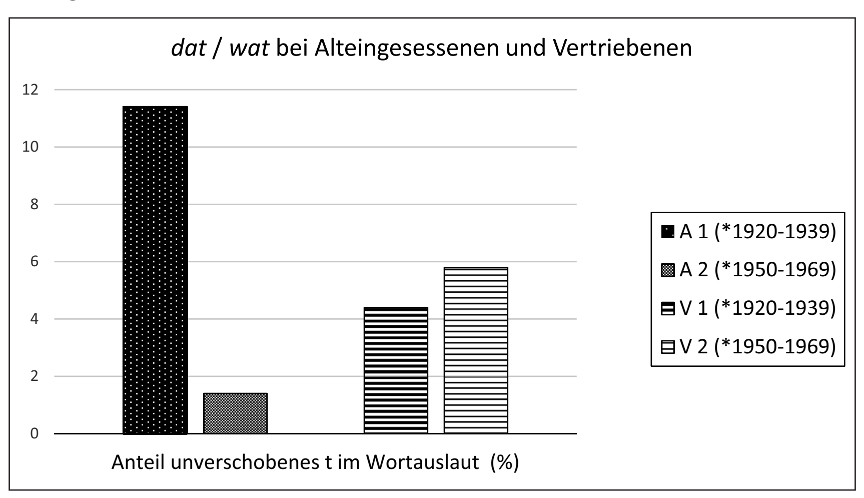
Nach Herrmann-Winter (1979: 152), die die häufige Verwendung von Kurzwörtern mit niederdeutschem *t*-Auslaut im Regiolekt des Kreises Greifswald schon in den 1970er Jahren nachweist,[175] hat sich das Merkmal in Vorpommern „sicherlich unter neuem brandenburg-berlinischen Einfluß“ verbreitet. Auch Schönfeld / Pape (1981: 164) gehen bei diesem Merkmal der „berlinisch-brandenburgischen Umgangssprache“ von einem laufenden

174 Vgl. Abb. 3.2.2-1. Die Differenz ist allerdings nicht so groß, dass sie statistisch signifikant wäre.

175 Herrmann-Winter gibt ebd. für ihr Korpus umgangssprachlicher Aufnahmen mit 79 Sprechern unterschiedlicher Alters- und Berufsgruppen für das Auftreten des niederdeutschen *t* „vor allem bei Pronomen“ eine Häufigkeit von 55,7 % an.

Übernahmeprozess in den „Südosten“ Mecklenburg-Vorpommerns aus. Folgt man dieser These von einem „neuen“ Einfluss des berlin-brandenburgischen Regiolekts auf Mittelpommern und Vorpommern, dann wäre dort für die zurückliegenden Jahrzehnte von steigenden Frequenzen von *dat* und *wat* in der regionalen Umgangssprache auszugehen. Mein zentralmecklenburgisches Erhebungsgebiet um Rostock unterliegt dem berlin-brandenburgischen Einfluss jedenfalls nicht. Hier nehmen die Frequenzen für die standardferne Realisierung von *das*, *dass* und *was* im Gegenteil von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien ab. In den Interviews meiner jüngeren alteingesessenen Probanden kommt dieses Merkmal heute kaum noch vor. Sieben der zwölf Gewährspersonen dieser Gruppe verwenden niemals *dat* oder *wat*, bei den anderen überschreiten die Gebrauchsfrequenzen nicht mehr als 5 % (vgl. Abb. 3.2.2-2). Der Kontrast zum Regiolekt in Vorpommern scheint sich bei dieser Variable also seit der Nachkriegszeit zu vertiefen.

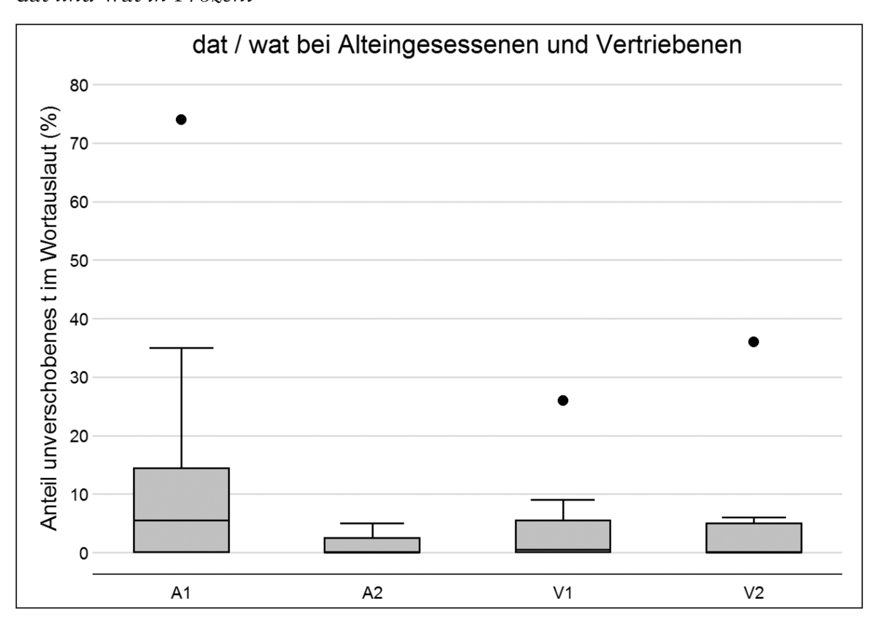
Abbildung 3.2.2-1: Gebrauch von das, dass, was *mit auslautendem* t *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*



Sprecher, die ganz vom Gebrauch von *dat* und *wat* absehen, gibt es in Zentralmecklenburg freilich nicht erst heute. Schon die fünf Gewährsleute verschiedenen Alters aus Rostock und näherer Umgebung, die 1961 für das Pfeffer-Korpus interviewt worden sind, realisieren *das*, *dass* oder *was*

niemals mit unverschobenem *t* im Wortauslaut.[176] Entsprechend finden sich unter den von mir befragten zwölf alteingesessenen Personen aus der Vorkriegsgeneration bereits vier Zeitzeugen, die im Interview ebenfalls nie *dat* oder *wat* verwenden. Insgesamt acht dieser zwölf älteren Zeitzeugen realisieren das Merkmal seltener als in 8 % der jeweiligen Belege. Und nur zwei Gewährspersonen aus der Vorkriegsgeneration – Herr 20 (1932 A) und Frau 34 (1932 A) – erreichen in ihren Interviews gleichsam ‚vorpommersche' Häufigkeitswerte von 35 % und sogar 74,4 % (vgl. Abb. 3.2.2-2, Ausreißer).

Abbildung 3.2.2-2: Interpersonelle Varianz beim Gebrauch von dat *und* wat *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile von* dat *und* wat *in Prozent*



176 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017). Die Sprecher mit den Personensiglen PF320, PF333, PF335, PF337, PF340 realisieren die insgesamt 147 Belege für die fraglichen Kurzwörter stets standardgemäß. Lauf (1996: 205), die sich bei ihrer Untersuchung der norddeutschen Umgangssprachen unter anderem auf Aufnahmen des Pfeffer-Korpus stützt, konstatiert entsprechend, dass Belegvarianten mit nicht durchgeführter Lautverschiebung in Mecklenburg „praktisch unbekannt" seien.

Diese seltenen Einzelfälle hochfrequenten Gebrauchs von *dat* und *wat* sprechen ebenso wie die sehr große Spannweite der individuellen Varianz des Merkmals unter den älteren Alteingesessenen (0 % bis 74,4 %) dafür, dass die standardferne Realisierung von *das*, *dass* und *was* für die Region um Rostock nicht bzw. schon lange nicht mehr zu den grundlegenden Charakteristika des Regiolekts gehört (vgl. Abb. 3.2.2-2). Bei den außergewöhnlich hohen Frequenzen der standardabweichenden Realisierung von *das*, *dass* und *was* handelt es sich offensichtlich um Eigenheiten individueller Redeweise, die schon unter der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen in Mecklenburg selten sind. Die beiden genannten Extremfälle gehen auf Personen zurück, deren sprachlicher Alltag bis heute stark von aktivem Niederdeutschgebrauch geprägt ist.[177] Hier könnte also partieller Transfer aus dem Niederdeutschen in den Regiolekt eine Rolle spielen. Da auch die anderen untersuchten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration in der Regel über gute bis sehr gute Niederdeutschkompetenz verfügen, könnte der gelegentliche Gebrauch der niederdeutschen Reliktwörter auch bei ihnen als punktueller Transfer von salienten Elementen des niederdeutschen Basisdialekts in die standardnahe Rede interpretiert werden, mit dem Informalität oder Regionalität signalisiert werden kann.

Das beschriebene Sprachverhalten ist in meiner Untersuchungsregion offenbar eher im ländlich-kleinstädtischen Milieu als in der Großstadt zu finden. Der Vergleich des Regiolekts von je vier älteren Alteingesessenen aus Rostock, Schwaan und den dörflichen Fokusorten lässt jedenfalls bei abnehmendem Urbanitätsgrad des Wohnortes einen zunehmend standardfernen Sprachgebrauch erkennen. Die alteingesessenen Rostocker der Vorkriegsgeneration verwenden nur in durchschnittlich 2,2 % der überprüften 320 Belege für *das*, *dass*, *was* eine niederdeutsche Lautform, in der Kleinstadt sind es in derselben Altersgruppe bereits 14,6 % (n = 274) und in den untersuchten Dörfern 17,8 % (n = 326).[178]

177 Auch Herr 78 (1934 A), der mit einem Anteil von 17,5 % für *dat* und *wat* unter den älteren Alteingesessenen im Interview am dritthäufigsten auf die niederdeutschen Reliktwörter zurückgreift, spricht mit seiner Ehefrau heute noch normalerweise niederdeutsch.

178 Bei der insgesamt recht geringen Zahl der Belege sind die genannten Differenzen allerdings statistisch nicht signifikant.

Die Varianz des Merkmals wird aber nicht nur von sozialen Faktoren wie Alter und Wohnort beeinflusst, sondern ist offenbar zu einem geringen Grad auch von syntaktischen Bedingungen abhängig. Fassen wir die Befunde für die 24 Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration zusammen, um die Belegzahlen für einen Vergleich der syntaktischen Kategorien zu erhöhen:[179] Von den insgesamt 123 Belegen für *das* in der Funktion des Artikels (*das Boot*) wurden 10,6 % standardfern als *dat* realisiert. 5,6 % der Kontexte, in denen *das* als Satzglied fungiert (*Das ist nicht so einfach*, n = 1304) und 4,4 % der Belege für die Subjunktion *dass* (*Ich weiß, dass sie auch platt sprechen kann,* n = 270) werden als *dat* ausgesprochen. Beim Gebrauch von *das* als Artikel tendieren die Alteingesessenen meiner Untersuchungsregion also am ehesten zu einem niederdeutschen Wortauslaut auf *t*.[180] Nach Dahl (1974: 355) erhalten sich in der Umgangssprache im Raum Rostock vor allem solche Kurzwörter in niederdeutscher Lautform, „die in unbetonter Satzstellung stehen und als solche vom Sprecher gar nicht beachtet werden".[181] Für den Vergleich des unbetonten Artikels mit dem semantisch und prosodisch stärker akzentuierten Satzglied *das* wird diese These Dahls durch meine Ergebnisse bestätigt. Ob für die vergleichsweise seltene standarddifferente Realisierung der Subjunktion *dass* Betonungsverhältnisse überhaupt eine Rolle spielen, wäre zu diskutieren und an einem größeren Korpus zu überprüfen.

Haben die niederdeutschen Reliktwörter *dat* und *wat* auch in die regionale Umgangssprache der immigrierten Vertriebenen im Raum Rostock Eingang gefunden? Die zugewanderten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration sprechen im Durchschnitt nur 4,4 % der 877 Belege für *das*, *dass* und *was* mit unverschobenem *t* im Wortauslaut aus. Die Hälfte der zwölf untersuchten Angehörigen dieser Altersgruppe verwendet im Interview nie *dat* oder *wat*. Offensichtlich ist den meisten Vertriebenen die niederdeutsche Lautform dieser Wörter, die ihnen auch aus den Basisdialekten ihrer mittel- und

179 Die Belegzahlen sind für einige syntaktische Kategorien recht niedrig, sodass die quantitativen Verhältnisse hier nur Tendenzaussagen erlauben.

180 Dieser Befund widerspricht den auf ganz Norddeutschland bezogenen Ergebnissen des *Norddeutschen Sprachatlas*, vgl. Ehlers (2015 a: 208 und Karten K2.2 A-C).

181 Die Diskussion um syntaktische Bedingungen des Auftretens von *dat* und *wat* in den westdeutschen Regiolekten wird kurz referiert in Ehlers (2015 a: 196).

oberdeutschen Herkunftsregionen nur mit auslautendem *s* vertraut waren,[182] zeitlebens weitgehend fremd geblieben. Die geringe Frequenz von standardfernem *dat* und *wat* im Regiolekt der älteren Alteingesessenen (11,4 %, s. o.) dürfte mit bedingt haben, dass die Zuwanderer dieses Merkmal insgesamt nur selten bzw. gar nicht in ihren eigenen Sprachgebrauch übernommen haben. Allerdings gibt es unter den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration auch einzelne Ausnahmen (vgl. Abb. 3.2.2-2): So verwendet Frau 28 (1936 V) das Merkmal mit einer außergewöhnlich hohen Frequenz von 26,3 %, Herr 32 (1931 V) und Herr 13 (1935 V) folgen diesem Spitzenwert mit 8,8 % und 7,5 % (jeweils n = 80).

Unter den Angehörigen der Nachkriegsgeneration der Vertriebenen nimmt der Anteil der standarddifferenten Realisierungen dann sogar noch geringfügig zu (vgl. Abb. 3.2.2-1). Die acht untersuchten Vertreter dieser Gruppe verwenden in 5,8 % ihrer Belege *dat* oder *wat* (n = 637) und übertreffen damit die Frequenz des Merkmals bei den gleichaltrigen Alteingesessenen (1,4 %) um einige Prozentpunkte.[183] Auch hier geht der durchschnittliche Prozentwert für die standarddifferente Lautform aber auf das besondere Sprachverhalten einzelner Sprecher zurück. Fünf Angehörige der Vertriebenenfamilien aus der Nachkriegsgeneration gebrauchen in ihren Interviews nie *dat* oder *wat*. Drei Personen verwenden das Merkmal mit Anteilen von 3,8 %, 6,3 % und sogar 36,3 % (vgl. Abb. 3.2.2-2). Alle drei Personen – Frau 60 (1952 VV), Herr 68 (1952 VV) und auch Herr 74 (1959 VV), bei dem das Merkmal die mit Abstand höchsten Frequenzen erreicht – sind Kinder jeweils zweier vertriebener Elternteile und dürften den niederdeutschen Reliktwörtern wohl kaum schon in der frühkindlichen Familienkommunikation begegnet sein. Beim Gebrauch der Kurzwörter mit auslautendem *t* wiederholen sich also bei Alteingesessenen und Vertriebenen Entwicklungsverläufe und Akkomodationserscheinungen, die wir – bei deutlich frequenterem Auftreten der standarddifferenten Formen – schon bei dem regiolektalen Merkmal des velarisierten [ɫ] beobachten konnten:

---

182 Vgl. für Schlesien die Wort- und Lautkarten zu *das*, *dass* und *was* im *Sprachatlas des Deutschen Reiches* (http://www.diwa.info/DiWA/atlas.aspx, Stand: 16.11.2017) und die Einträge *das* und *daß* im *Sudetendeutschen Wörterbuch*. Unverschobenes *t* bei *das* weist Schwarz (1962: 282) nur im Dialekt der Bielitzer Sprachinsel nach.

183 Die geringe Differenz der Prozentwerte ist statistisch nicht signifikant.

Während das norddeutsche Nonstandardmerkmal in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien abgebaut wird, nimmt die Häufigkeit seiner Verwendung in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien im Durchschnitt zu. Auch die niederdeutschen Reliktwörter *dat* und *wat* sind unter den Nachkommen der Zuwanderer aus dem Südosten häufiger in Gebrauch als unter den gleichaltrigen Alteingesessenen aus Mecklenburg.

3.2.3 *Be*^{i}*sen*, *Bro*^{u}*t* und *schö*^{i}*n* – die Diphthongierung der Langvokale *e*, *o*, *ö*

Nach Lauf (1996: 201), die ihren Überblick über die Regiolekte im norddeutschen Raum überwiegend auf Sprachaufnahmen aus den 1960er Jahren stützt, ist die Diphthongierung von langem *e*, *o* und *ö* zu *e*^{i}, *o*^{u}, *ö*^{i} „ein für das Mecklenburg-Vorpommersche kennzeichnendes Merkmal: [boʊdn] ‚Boden' […], [meɪthɐ] ‚Meter', [bøysə] ‚böse'". Empirische Untersuchungen aus den 1970er Jahren weisen die Tendenz, die mittleren Langvokale zu diphthongieren, sowohl für die Umgangssprache in Mecklenburg als auch in Vorpommern nach. Dahl (1974: 348) führt diese standardabweichende Artikulation der Vokale im Raum Rostock auf die Interferenz mit dem Niederdeutschen zurück, bei der die niederdeutsche „Realisierung bestimmter Phoneme […] auf das Lautsystem der Umgangssprache übertragen" werde.[184] Nach Herrmann-Winter (1974: 156) ist die „latente Neigung zur Diphthongierung" ein regiolektales Kennzeichen, mit dem sich die vorpommersche Region um Greifswald von den südlicher gelegenen Gebieten Mittelpommerns abhebt. Jüngste Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* weisen nach, dass eine leichte Tendenz zur Diphthongierung nicht nur durchgängig für Mecklenburg-Vorpommern, sondern „in den küstennahen Regionen" im gesamten norddeutschen Raum verbreitet ist.[185] Der Regiolekt Mecklenburg-Vorpommerns ist in Hinblick auf dieses Merkmal also kaum von der regiolektalen Sprache in Schleswig-Holstein, wohl aber von der Umgangssprache in Brandenburg zu unterscheiden.[186]

184 Vgl. Martens / Martens (1988: 132–133).

185 Elmentaler (2015 b: 114 und Karte V3.1).

186 Auf die phonetischen Gemeinsamkeiten zwischen der „hamburgischen Umgangssprache" und den „mecklenburgischen Umgangssprachen" verweist schon Mihm (2000: 2116).

Schon in den 1970er Jahren prognostiziert Dahl (1974: 373–374) einen zukünftigen Abbau des Merkmals in Mecklenburg. Die Tendenz zur Diphthongierung sei „bei Stadtbewohnern, jüngeren oder auch besonders lebhaften Sprechern […] heute schon wesentlich schwächer als bei anderen“. Da die „Diphthongierung in Zusammenhang mit niederdeutscher Intonation und langsamem Redetempo“ (ebd.: 374) stehe, werde sie bei der zunehmenden Beschleunigung des Sprechens sowohl im Dialekt als auch in der Umgangssprache abgebaut werden. Die Befunde des *Norddeutschen Sprachatlas* bestätigen, dass die Diphthongierung „in den norddeutschen Regiolekten stark rückläufig“ ist (Elmentaler 2015 b: 120). Das Merkmal ist in der dort untersuchten mittleren Altersgruppe heute insgesamt nur noch schwach belegt. Für die vorpommersche Kleinstadt Gützkow liegen die Anteile diphthongierter Langvokale im Interview nur bei 8,1 %, in Schwaan liegt der Prozentwert in derselben Gesprächssituation bei 12,9 % (ebd.: 114).[187] Dagegen erbringen die laufenden Erhebungen des Marburger REDE-Projekts für Mecklenburg-Vorpommern offenbar kein einheitliches Bild. Kehrein (2012: 310, 309) konstatiert auf der Basis der REDE-Aufnahmen, dass die diphthongische Realisierung von standardsprachlichem *e*, *o* und *ö* im Raum Stralsund zu den „häufigen Erscheinungen“ gehöre, die die standardnahe Sprache seiner Probanden „über drei Generationen hinweg“ charakterisiere. Dagegen lässt sich in den von Vorberger (2017: 160) untersuchten REDE-Aufnahmen aus Bergen auf Rügen die Diphthongierung von langem *e*, *o* und *ö* nicht mehr nachweisen. Vorberger nimmt daher an, dass dieses und andere umgangssprachliche Merkmale „abgebaut wurden und daher nicht mehr im Regiolekt von Rügen / Mecklenburg-Vorpommern zu finden sind“.

Schauen wir, wie sich der aktuelle Gebrauch und die Entwicklung des regionalsprachlichen Merkmals in den Sprachaufnahmen meines Korpus aus Rostock und Umgebung abzeichnen. In 44 Interviews von Sprachzeugen zweier Generationen wurden nach Möglichkeit pro Person 80 Belege für die Realisierung von /eː, oː, øː/ abgehört und codiert. Dabei wurden Kontexte vor /r/ (*mehr*, *bohren*, *hören*) aus der Auswertung grundsätzlich ausgeschlossen, da die hier erwartbare Vokalisierung des *r* lautliche Kontaktwirkungen für die Realisierung der überprüften Langvokale haben

187 Elmentaler (2015: 114), nur im ostfriesischen Hinte überschreiten die Anteile diphthongierter Langvokale in einer der getesteten Gesprächssituationen einmal 20 %, ebd.: Karte V3.1.

dürfte. Ausgeschlossen wurden auch alle Belegwörter, bei denen der standardgemäße Langvokal verkürzt ausgesprochen wurde: *Kaffee* > *Kaffe*, *neunzehn* > *neunzenn*, *Oma* > *Omma*. Insgesamt wurden 3507 Belege für die drei Langvokale im regiolektalen Korpus auf ihre Realisierung untersucht. Auf eine kategorielle Erfassung der Abstufungen im Diphthongierungsgrad der Vokale wurde verzichtet, weil sie auditiv nicht verlässlich differenziert werden können. Als standardabweichende Realisierungen der Vokale wurden deshalb einheitlich alle Fälle gewertet, bei denen ohrenphonetisch eine deutliche Tendenz zur Diphthongierung wahrnehmbar war.

Das aktuelle, recht geringe Vorkommen der Diphthongierung in der regiolektalen Redeweise der mittleren und der älteren Generation in Mecklenburg zeigt sich auch in meinem Korpus: Von den insgesamt 3507 überprüften Belegen für langes *e*, *o* und *ö* in den Interviews von 44 Personen weisen insgesamt nur 13,7 % eine hörbare Tendenz zur Diphthongierung auf. Dieser Befund entspricht recht genau den Ergebnissen des *Norddeutschen Sprachatlas* für Schwaan (s. o.), das ja auch einer meiner Erhebungsorte ist. Allerdings weicht die standardnahe Redeweise der älteren Generation auch in Hinblick auf dieses Merkmal recht deutlich von der der mittleren Generation ab. Die Frequenz der diphthongierten Langvokale beträgt in den Interviews der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration noch 24,1 % (n = 948, zwölf Gewährspersonen), fällt aber in den Interviews der alteingesessenen Mecklenburger der Nachkriegsgeneration auf 7,2 % zurück (n = 959, zwölf Gewährspersonen).[188] Diese hochsignifikanten Unterschiede in der Redeweise heutiger Sprechergenerationen deuten in der Tat auf rezente Abbauprozesse hin (vgl. Abb. 3.2.3-1). Bereits in den recht formell geführten Interviews des Pfeffer-Korpus aus dem Jahr 1961 realisieren die fünf Gewährspersonen aus Rostock und der unmittelbaren Umgebung durchschnittlich nur 6,6 % der 302 Belege für die mittleren Langvokale standardabweichend als Diphthonge oder Diphthongoide. Allerdings verwendet hier gerade die jüngste Sprecherin, eine 1947 geborene, damalige Schülerin aus Rostock, am häufigsten diphthongierte Vokale (14,3 %, n = 70).[189]

188 Die Differenz in den relativen Anteilen der diphthongierten Langvokale im regiolektalen Sprachgebrauch der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen ist mit einem p-Wert von 0,001 hoch signifikant.

189 Vgl. IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF), www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017), die erwähnte Schülerin hat hier die Personensigle PF335.

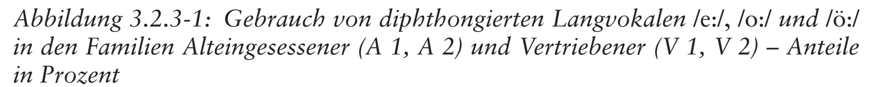
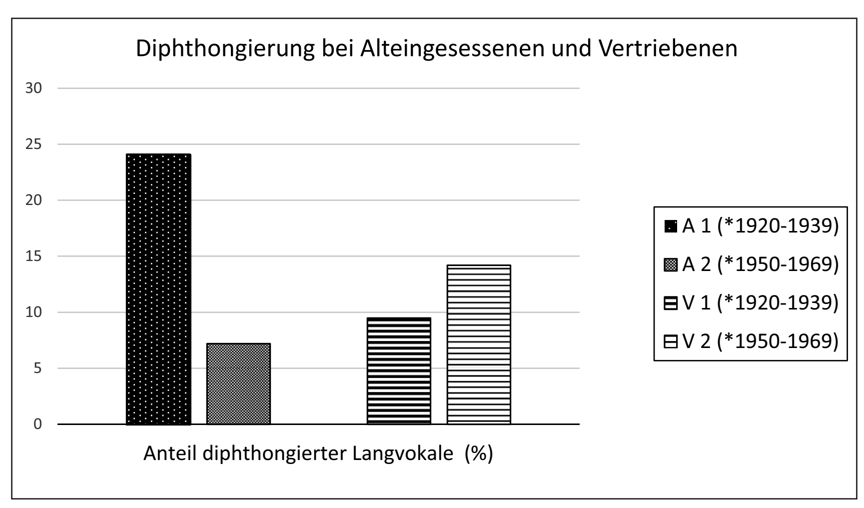


Abbildung 3.2.3-1: Gebrauch von diphthongierten Langvokalen /e:/, /o:/ *und* /ö:/ *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*

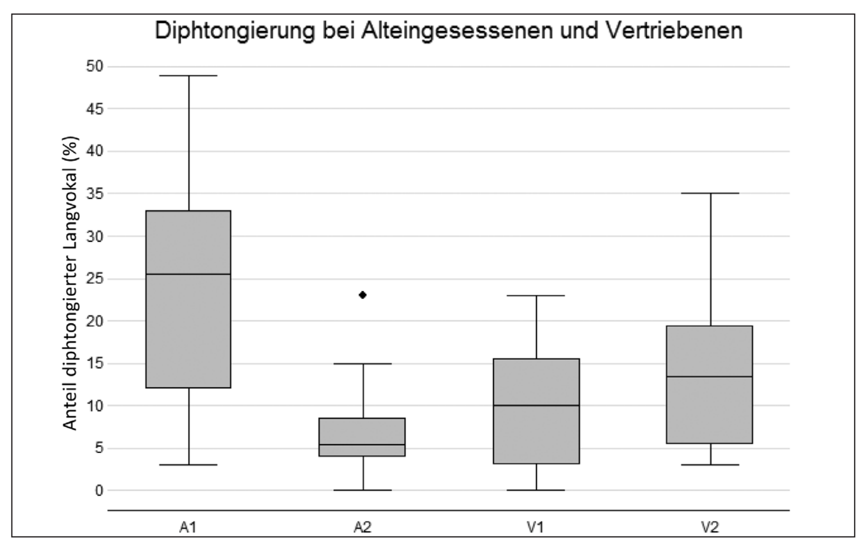


Schon der *Norddeutsche Sprachatlas* macht darauf aufmerksam, dass die Ausprägung des regiolektalen Merkmals „in starkem Maße individuellen Präferenzen“ unterliegt.[190] Diese Feststellung findet in meinem Untersuchungskorpus Bestätigung: Von den zwölf alteingesessenen Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration weisen alle Interviews wenigstens leichte Diphthongierungstendenzen mit Häufigkeiten von mindestens 2,5 % auf. Dabei ist die interpersonelle Varianz mit einer Spannweite von 2,5 % bis 48,8 % allerdings recht groß (vgl. Abb. 3.2.3-2). Dies deutet auf eine starke diachrone Dynamik des Merkmals schon in der Vorkriegsgeneration hin, die dann in der Nachkommengeneration in abnehmende Frequenzen standardabweichender Vokalformen mündet. Es sei aber darauf hingewiesen, dass auch unter den zwölf untersuchten Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration nur eine Person die Langvokale nie diphthongiert. Die Spannweite der individuellen Varianz ist bei insgesamt niedrigeren Vorkommenshäufigkeiten in dieser Gruppe naturgemäß geringer, sie reicht hier von 0 % bis maximal 22,8 %.

---

190 Elmentaler (2015 b: 120 und Karten V3.2 A-C).

Abbildung 3.2.3-2: Interpersonelle Varianz bei der Diphthongierung der Langvokale in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile diphthongierter Langvokale in Prozent



Gebrauch und Entwicklung der Diphthongierung scheinen nur in geringem Maße vom Urbanisierungsgrad des Lebensumfeldes der Sprecher abhängig zu sein. Bei der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen liegen die Frequenzen für die standardabweichende Realisierung der Langvokale in der Großstadt (24,1 %, n = 319), in der Kleinstadt (25,2 %, n = 309) und auf dem Dorf (22,8 %, n = 320) auf einem sehr ähnlichen Niveau. Allenfalls bei den jüngeren Alteingesessenen lassen sich Indizien für Dahls (1974: 373) Befund ausmachen, wonach die Diphthongierung „bei Stadtbewohnern" seltener zu hören sei. Unter den nach 1949 geborenen alteingesessenen Rostockern liegt der Anteil der diphthongierten Langvokale nur bei 3,8 % (n = 320) gegenüber 8,8 % und 9,1 % bei gleichaltrigen Alteingesessenen aus Schwaan und den westlich davon gelegenen Dörfern (n = 319, 320). Auch in dieser Altersgruppe bleiben die Indizien für einen besonders schnellen Abbau der Diphthongierung im städtischen Milieu aber schwach und müssten an einem sehr viel größeren Korpus überprüft werden.[191]

191 Wie in der älteren Generation der Alteingesessenen sind auch in der jüngeren Generation die festgestellten Frequenzunterschiede der Diphthongierung zwischen Großstadt – Kleinstadt – Dorf nicht signifikant.

Die Diphthongierung der Langvokale scheint in gewissem Maße auch an die Qualität des betroffenen Vokals gebunden zu sein. Offenbar werden die drei untersuchten Langvokale von den alteingesessenen Mecklenburgern nicht alle in gleichem Maße der Tendenz zur Diphthongierung unterworfen. Die 24 Alteingesessenen beider Altersgruppen diphthongieren in meinem Interviewkorpus das /o:/ am häufigsten (18,7 %, n = 1095), das /e:/ etwas seltener (11,8 %, n = 693) und langes *ö* am seltensten (8,4 %, n = 119). Vor allem im Vergleich von *o* und *ö* zeichnet sich also ab, dass das regiolektale Merkmal der Diphthongierung auch von phonetischen Faktoren beeinflusst wird. Die hier festgestellten Differenzen sind zwar statistisch nicht signifikant, da sich aber innerhalb der Interviews beider Altersgruppen der Alteingesessenen ebenso wie im Gesamtkorpus jeweils ganz ähnliche Zahlenverhältnisse zeigen, kann wohl als Tendenzaussage formuliert werden, dass Vordervokale im mecklenburgischen Regiolekt seltener diphthongiert werden als der lange Hintervokal *o*.[192]

Abschließend ist auch bei dieser Variable wieder der regiolektale Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien in die Betrachtung einzubeziehen. Inwieweit hat das typische Merkmal der Regiolekte norddeutscher Küstenregionen Eingang in den Sprachgebrauch der aus den mittel- und oberdeutschen Dialektregionen zugewanderten Vertriebenen gefunden? Die in diesen Gebieten vor 1940 geborenen und nach Mecklenburg zugewanderten Gewährspersonen realisieren die fraglichen Vokale nur zu 9,5 % diphthongisch (n = 960) und sie unterscheiden sich in ihrem standardnahen Sprechen damit bis heute deutlich vom regiolektalen Sprachgebrauch der gleich alten Alteingesessenen (vgl. Abbildung 3.2.3-1).[193] In der untersuchten Altersgruppe von zwölf Vertriebenen nähert sich mit 22,5 % standardabweichender Vokalrealisierung nur eine einzige Person, Frau 28 (1936 V), annähernd den Durchschnittswerten für die Ausprägung der Vokale in

192 Der *Norddeutsche Sprachatlas* überprüft das Auftreten diphthongischer Varianten ausschließlich in Abhängigkeit von der Silbenstruktur und im Zusammenhang mit der Qualität des Folgekonsonanten und kommt für diese beide Fälle zum Ergebnis, dass der phonetische Kontext der Langvokale keine Rolle bei ihrer Diphthongierung spielt, vgl. Elmentaler (2015 b: 118).

193 Mit einem p-Wert von 0,005 unterscheiden sich die durchschnittlichen Häufigkeiten der Diphthongierung in den Interviews der vor 1940 geborenen Alteingesessenen und der gleichaltrigen Zuwanderer sehr signifikant voneinander.

der Gruppe der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration. Fünf weitere Personen dieser Altersgruppe sprechen mehr als 10 % der verwendeten Langvokale diphthongisch aus, bei den übrigen sechs Gewährspersonen bleiben die Standardabweichungen unter 10 % der abgehörten Belegvokale. Zwei der älteren Vertriebenen realisieren die Vokale sogar ausschließlich standardgemäß monophthongisch (vgl. Abb. 3.2.3-2). Die in die Region Rostock zugewanderten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration haben das Merkmal des mecklenburgischen Regiolekts also, abgesehen von einer bemerkenswerten Ausnahme, nur in geringem bis sehr geringem Maße in den eigenen Sprachgebrauch übernommen.

Wie bei anderen Merkmalen nimmt die Advergenz an den regiolektalen Sprachgebrauch der Alteingesessenen aber in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien zu. Die acht untersuchten Personen, die in Mecklenburg nach 1950 als Kinder mindestens eines vertriebenen Elternteils geboren wurden, realisieren die insgesamt 640 Vokalbelege im Durchschnitt zu 14,2 % diphthongisch. Ihr Sprachgebrauch ist damit im Hinblick auf dieses regiolektale Merkmal deutlich standardferner als der der gleichaltrigen Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.2.3-1). Auch hier sind es wieder die Kinder jeweils zweier vertriebener Elternteile, die sich das Merkmal des mecklenburgischen Regiolekts in besonderem Maße zu eigen machen. Mit einem Anteil von 21,6 % diphthongierter Langvokale in den Interviews dieser vier Personen (n = 320) sprechen die Nachkommen vertriebener Elternpaare nicht nur deutlich ‚mecklenburgischer' als ihre alteingesessenen Altersgenossen, sondern sie reichen fast an den Durchschnittswert der Diphthongierung in den Aufnahmen der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen heran (24,1 %, s. o.). Frau 60 (1952 VV) übertrifft mit einem Anteil von 35 % diphthongierter Vokale diesen Durchschnittswert für die ältere Generation der Alteingesessenen sogar noch erheblich.

Die Kinder mit einem alteingesessenen und einem vertriebenen Elternteil scheinen sich dagegen eher am Sprachgebrauch der alteingesessenen Umgebung zu orientieren. Die vier untersuchten Nachkommen derartiger exogamer Ehen realisieren die Langvokale in den Interviews nur zu 6,9 % diphthongisch (n =320) und sie kommen damit auf ganz ähnliche Frequenzen für die standardabweichenden Varianten wie ihre Altersgenossen mit zwei alteingesessenen Elternteilen (7,2 %, s. o.). Eine hyperfrequente Übernahme des mecklenburgischen regiolektalen Merkmals findet sich also

vor allem unter den Nachkommen von Familien, bei denen beide Elternteile erst nach 1945 in die Region um Rostock immigriert sind.

3.2.4 Das „weiche“ *t* – Lenisierung von intervokalischem *t*

Ähnlich wie die Diphthongierung der Langvokale ist auch die Lenisierung[194] der stimmlosen Plosive *p*, *t*, *k* „ein regiolektales Merkmal, das als typisch für den nordniedersächsischen und mecklenburgisch-vorpommerschen Raum gelten kann“ (Wilcken 2015 a: 226), während es in den küstenferneren Regionen Norddeutschlands nur selten auftritt. Die norddeutsche Lenisierung stimmloser Plosivlaute wird allgemein auf eine Übertragung der typischen Artikulation der Verschlusslaute im Niederdeutschen auf die standardnahen Sprachlagen zurückgeführt. Die „sehr viel geringere Verschlußspannung und Explosionsintensität“[195] der Verschlusslaute im Niederdeutschen wird beispielsweise von den vorpommerschen Gewährsleuten Herrmann-Winters (1979: 164) so stark in die regiolektale Sprechweise übernommen, „daß über den Verlust an Behauchung hinaus Stimmhaftigkeit eintritt, also t > d̥, d“ (*Mitte* > *Midde*, *Ratte* > *Radde*). Schon im südlicher gelegenen mittelpommerschen Sprachraum sei diese Tendenz zur Lenisierung weniger stark ausgeprägt (Herrmann-Winter 1974: 156). Die Karten des *Norddeutschen Sprachatlas* bestätigen diese areale Abgrenzung des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekts nach Süden und Osten gegenüber Brandenburg und Mittelpommern. Ähnliche Vorkommenshäufigkeiten für die Lenisierung wie in Mecklenburg-Vorpommern weisen dagegen im Westen die Regiolekte Nordniedersachsens und Holsteins auf, am häufigsten tritt das regiolektale Merkmal in Schleswig und Dithmarschen auf (Wilcken 2015 a: Karte K.4.1, K4.2 A–B).

Aus dem Vergleich der Ergebnisse des *Norddeutschen Sprachatlas* mit der älteren Untersuchung Herrmann-Winters lassen sich leider keine klaren Anhaltspunkte für eine Entwicklung des Merkmals in den letzten Jahrzehnten gewinnen, weil hier die Bezugsgrößen der quantitativen Befunde unterschiedlich sind. Aus beiden Untersuchungen wird aber deutlich, dass es sich

194 Als „Lenisierung“ bezeichnet man die ‚weiche‘, d. h. ungespannte und unaspirierte Aussprache der ‚harten‘ Plosivlaute *p*, *t*, *k* (von lat. *lenis* ‚weich‘).

195 Martens / Martens (129–130), der Forschungsstand zu dieser Variablen wird knapp umrissen bei Wilcken (2015 a: 217–218).

um ein regiolektales Merkmal handelt, das in den küstennahen Gebieten Norddeutschlands mit vergleichsweise hohen Frequenzen in der standardnahen Rede auftritt. So stellt Herrmann-Winter (1979: 164) in den 1970er Jahren bei 68,4 % ihrer Gewährsleute unterschiedlichen Alters aus der Region Greifswald fest, dass sie „intervokalisches oder prävokalisches *t* auch stimmhaft aussprechen“. Der *Norddeutsche Sprachatlas* weist in seinen beiden mecklenburgisch-vorpommerschen Erhebungsorten Schwaan und Gützkow für inlautendes *p*, *t*, *k* einen Anteil von durchschnittlich 27, 5 % standardabweichender Lenisierung in informellen Tischgesprächen nach (Wilcken 2015 a: 220). Für das besonders häufig lenisierte *t* nach Kurzvokal liegen die Anteile standardabweichender Realisierungen im Tischgespräch ebenso wie im Interview im mecklenburgischen Schwaan demnach sogar zwischen 40 % und 60 % (ebd.: Karte K4.2 B).

Auch die ersten Befunde des Marburger REDE-Projektes bestätigen bei vier vorpommerschen Sprechern dreier Altersgruppen ein häufiges Vorkommen lenisierter Plosive in verschiedenen Gesprächssituationen (Kehrein 2012: 310). Bei Sprechern dreier Generationen auf Rügen gehört die Tendenz zur Lenisierung der Plosive nach der Untersuchung Vorbergers (2017: 155) zu den regionalsprachlichen „Varianten, die in allen Sprachproben auftreten und nur in ihrer Frequenz zwischen den verschiedenen Situationen variieren.“ Wie der *Norddeutsche Sprachatlas*, der die Lenisierung mit geringen Frequenzen selbst in der Vorleseaussprache der Gewährsleute aus Mecklenburg-Vorpommern nachweist, realisieren auch die Rügener Probanden Vorbergers das Merkmal nicht nur im informellen Freundesgespräch und im halbformellen Interview, sondern auch in der stärker standardorientierten Vorleseaussprache.[196] Obwohl das Merkmal von norddeutschen Probanden als hochsalient wahrgenommen wird, wird die Verwendung lenisierter Plosive für viele Sprecher in küstennahen Regionen selbst in standardorientierten Gesprächssituationen als akzeptabel bewertet (Wilcken 2015 a: 223). Zur Entwicklung dieses für den Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern sehr charakteristischen Merkmals gibt die Forschung bisher keine genaueren Anhaltspunkte.

196 Skoczek (2013: 390–391) kann die Lenisierung und Sonorisierung des *t* in seinem nicht näher charakterisierten mecklenburgischen Lautkorpus aus den Jahren 2004–2006 dagegen offenbar nur „im sehr familiären Gespräch“ zwischen einer Mutter und ihrer Tochter nachweisen.

An dieser Stelle bietet mein Interviewkorpus weiterführende Einblicke. Da hier vor allem diachronische und soziale Aspekte der Lenisierung im mecklenburgischen Regiolekt herausgearbeitet werden sollen, beschränkt sich die Merkmalsanalyse in diesem Fall einfachheitshalber auf das stimmlose *t* im Inlaut. Die in Norddeutschland ebenfalls häufige Lenisierung von *p* und *k* (*Pappe* > *Pabbe*, *Wecker* > *Wegger*) wird hier nicht untersucht. Überdies wurden im Interviewkorpus nur solche Kontexte abgehört, in denen nach der einschlägigen Forschungsliteratur eine Lenisierung des *t* in norddeutschen Regiolekten am wahrscheinlichsten vorkommt. Die aktuellen Befunde des *Norddeutschen Sprachatlas* bestätigen ältere Untersuchungen, wonach die Tendenz zur Lenisierung der intervokalischen Plosive *p* und *t* nach Kurzvokalen (*Mappe*, *Mitte*) stärker ist als nach langen Vokalen oder Diphthongen (*Raupe*, *Miete*).[197] Die Realisierung des *t* wird hier deshalb nur in der Position zwischen Kurzvokal in akzentuierter Silbe und unbetontem Folgevokal (*hatte*, *Mutti*, *Lotto*) überprüft. Die Lenisierung in dieser Lautumgebung steht überdies in einem starken phonetischen Kontrast zu den mittel- und nordbairischen Herkunftsvarietäten vieler Vertriebenen, die in der Position nach Kurzvokal nur Fortisrealisierungen der stimmlosen Plosive kennen.[198] Anders als die Vertriebenen aus Nordböhmen und Schlesien, deren Herkunftsdialekte in die Region der sogenannten

---

197 Wilcken (2015 a: 226). Schon Königs (1989 Bd. 1: 103) *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland* stellt fest, dass nach Kurzvokal „beim intervokalischen T-Laut mehr unbehauchte und mehr Lenis-Aussprache“ als nach Langvokal festzustellen seien, vgl. für den Hamburger Nonstandard Auer (1998: 192).

198 König (2011: 149 und Karte auf S. 148). Für die mittelbairischen Dialekte stellt Zeman (2009: 55) für Stammsilben die folgende Abfolgeregel auf: „Langvokal + Leniskonsonant, Kurzvokal + Fortiskonsonant“. Nach Luick (1932: 85) galt in der gehobenen Umgangssprache Österreichs für die stark kontextabhängige Artikulation der Plosive *p*, *t*, *k* und *b*, *d*, *g*, dass sich im Wortinlaut „zwischen Sonoren (also Vokalen, Liquiden, Nasalen) … die beiden Reihen bereits ganz deutlich durch einfache Stärkeabstufung als Fortis und Lenis“ voneinander abheben. Entsprechend gilt noch in der heutigen Umgangssprache und Standardaussprache Österreichs, dass „nach Vokalkürze stets Fortiskonsonanz“ erhalten bleibe (Wiesinger 2008: 52). Auf Grundlage seiner empirischen Analyse der österreichischen Vorleseaussprache bestätigt Bürkle (1995: 241): „Wörter mit Doppelkonsonanten-Schreibung tendieren auch in intervokalischer Position nicht zur Lenisierung“.

mitteldeutschen Konsonantenschwächung mit einem weitgehenden Zusammenfall der Plosivreihen *p*, *t*, *k* und *b*, *d*, *g* gehörten, war zumindest den Zugewanderten west- und südböhmischer sowie mährischer Herkunft eine Lenisierung von intervokalischem *t* nach Kurzvokal aus den Basisdialekten und Regiolekten ihrer Vertreibungsgebiete unbekannt. Belegwörter, bei denen das stimmlose *t* dem Verbalsuffix *–en* vorangeht (*wetten*, *hatten*, *stritten*), werden aus der Betrachtung ausgeschlossen, da hier durch den häufigen Schwa-Ausfall meist keine echte intervokalische Umgebung mehr vorliegt (*wett'n*, *hatt'n*, *stritt'n*). Die sehr enge Begrenzung der Lautumgebungen für die überprüften *t* bedingt, dass die Belegzahlen in den Interviews der einzelnen Gewährspersonen vergleichsweise niedrig ausfallen. Eine Gesamtzahl von überprüften 30 Belegstellen für intervokalisches *t* nach betontem Kurzvokal pro Gewährsperson wurde angestrebt, in Einzelfällen aber nicht ganz erreicht. Insgesamt werden 1165 Belege aus dem Interviewkorpus ausgewertet. Als standardabweichend lenisierte Artikulation des intervokalischen *t* werden dabei alle Belege codiert, die bei ungespannter Artikulation eine hörbare Tendenz zur Stimmhaftigkeit aufweisen und damit von der Fortisrealisierung der Standardaussprache abweichen.

Die 24 untersuchten alteingesessenen Bewohner meines Untersuchungsgebietes lenisieren das inlautende *t* nach Kurzvokal in 44,1 % der Belege (n = 623). Im Vergleich etwa mit der Diphthongierung der Langvokale oder der Verwendung der Reliktwörter *dat* und *wat* ist die Lenisierung damit auch in meinem Interviewkorpus ein besonders prominentes Kennzeichen des mecklenburgischen Regiolekts. Die Anteile von standardabweichenden Realisierungen des *t* sind in den Interviews der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger bemerkenswert hoch. Allerdings scheint auch dieses Merkmal recht starken Abbauprozessen zu unterliegen. Die Gebrauchsfrequenzen des lenisierten *t* fallen von durchschnittlich 62,9 % in den Interviews der zwölf Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration (n = 342) auf nur noch 21,4 % bei den zwölf Angehörigen der Nachkommengeneration ab (n = 281, vgl. Abb. 3.2.4-1).[199] Die Tendenz zum Abbau des standardabweichenden Merkmals zeigt sich auch bei dem Vergleich mit historischen Tonaufnahmen: In den fünf 1961 in Rostock geführten Interviews des Pfeffer-Korpus liegt der Anteil der Lenisierung des *t* in derselben

199 Der große Unterschied im Sprachgebrauch der beiden Altersgruppen Alteingesessener ist mit einem p-Wert 0,03 signifikant.

Lautumgebung noch bei 40 % (n = 35), ohne dass sich hier in den Interviews der Probanden verschiedenen Alters eine klare Entwicklungstendenz ausmachen ließe.[200]

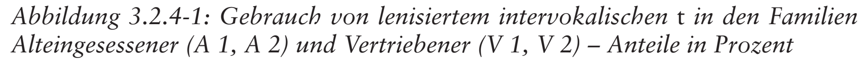
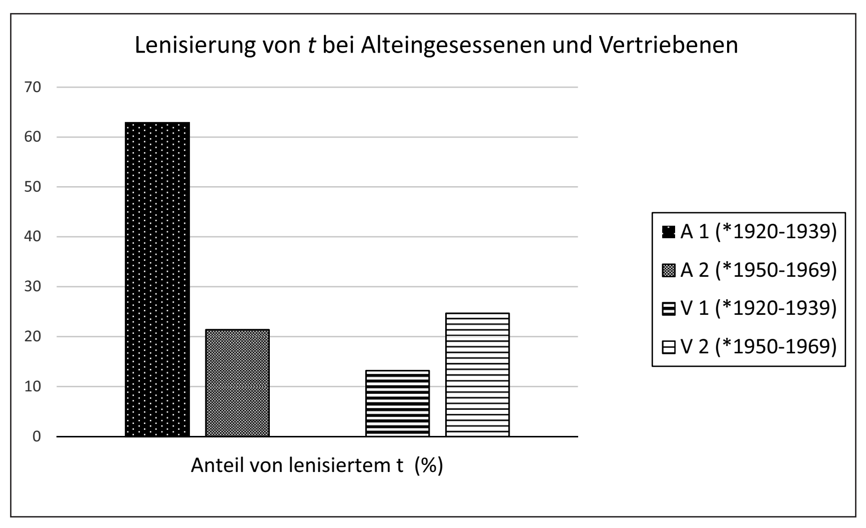


Abbildung 3.2.4-1: Gebrauch von lenisiertem intervokalischen t *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*

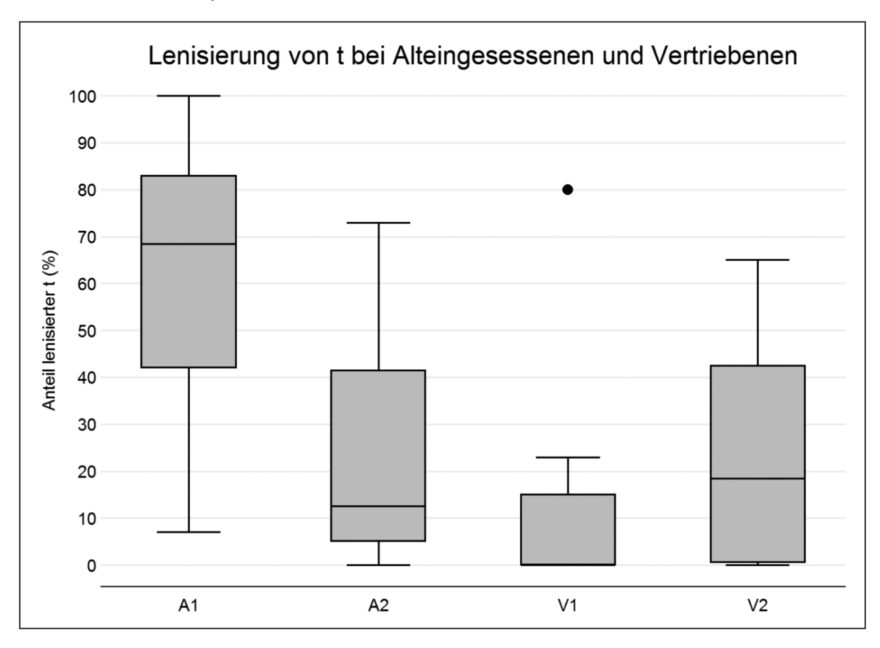


Für eine recht starke diachrone Dynamik des Merkmals sprechen auch die sehr großen Spannweiten seiner Varianz zwischen den einzelnen Personen: Bei den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration bewegt sich der Anteil lenisierter *t* bei zwölf Gewährsleuten zwischen 6,7 % und 100 %! Der niedrigste Wert für eine standardabweichende Realisierung findet sich in dieser Altersgruppe bei einem emeritierten Hochschulprofessor aus Rostock (Herr 56, 1935 A), sämtliche *t* vor Kurzvokal lenisiert dagegen ein ehemaliger Landwirt aus Ostseebad Nienhagen (Herr 20, 1932 A). Zwischen den beiden verglichenen Altersgruppen der Alteingesessenen kehrt sich das Verhältnis der

200 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF), www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017). Die Belegzahlen für die einzelnen Probanden (PF320, PF333, PF335, PF337, PF340) sind für den eng fokussierten Lautkontext allerdings z. T. recht gering (Gesamtbelegzahl aller fünf Interviews n = 35).

Interviewten, die das *t* in mehr als der Hälfte der Belegkontexte standardabweichend artikulieren, um: Sind es in der Vorkriegsgeneration noch neun von zwölf untersuchten Gewährsleuten, die das Merkmal mit Frequenzen von über 50 % der Belegkontexte realisieren, so sind es in der Nachkriegsgeneration nur noch drei von zwölf Personen, die Prozentwerte von 50 % und mehr erreichen. Unter den Angehörigen der jüngeren Generation lenisieren zwei Personen intervokalisches *t* gar nicht mehr. Die Spannweite der interpersonellen Varianz erstreckt sich in der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien immerhin noch zwischen 0 % und 73,3 % standardabweichender Aussprache des *t*.

Abbildung 3.2.4-2: Interpersonelle Varianz bei der Lenisierung von intervokalischem t *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile lenisierter* t *in Prozent*



Nach Auer (1998: 195) ist die Ausprägung von intervokalischem *t* und *p* im Hamburger Regiolekt vom Faktor ‚Geschlecht' abhängig, „die Schwächung intervokalischer, in der Standardlautung stimmloser Plosive [ist] (bei den Sprechern unter 40) eine klare Männerform". Um diesen Zusammenhang

am mecklenburgischen Korpus zu überprüfen, wurden die Männer und Frauen der beiden Generationen der alteingesessenen Befragten jeweils zu Geschlechtergruppen zusammengefasst. Die Verwendungshäufigkeiten standardabweichend lenisierter Plosive weichen bei den elf männlichen Alteingesessenen und den 13 weiblichen Alteingesessenen aus meiner Untersuchungsregion recht deutlich voneinander ab: Während die untersuchten älteren und jüngeren Männer das *t* im Interview in 61,7 % der Belege (n = 266) lenisieren, weichen die befragten Frauen beider Generationen bei der Realisierung der Variable nur in 31,1 % der Fälle von der Standardaussprache ab (n = 357). Auch in Mecklenburg ist das regiolektale Merkmal unter Männern tendenziell stärker in Gebrauch als unter Frauen.[201]

Lassen sich Anhaltspunkte für einen Zusammenhang des Merkmalgebrauchs mit dem Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes ausmachen? Wegen der starken, individuellen Varianz und der insgesamt recht geringen Belegzahlen für *t* vor Kurzvokal im Interviewkorpus bringt der Vergleich der quantitativen Verhältnisse in Großstadt, Kleinstadt und Dörfern nur eingeschränkt aussagekräftige Ergebnisse. In der älteren Generation der Alteingesessenen zeichnet sich noch recht deutlich eine tendenzielle Abnahme der Frequenz standardabweichender Realisierungen des *t* bei zunehmendem Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes der Interviewten ab (Dörfer: 86,7 %, n = 120; Kleinstadt: 58,8 %, n = 102; Großstadt: 42,5 %, n = 120). Fasst man allerdings die Ergebnisse für alle 24 Alteingesessenen der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration zusammen, ist eine solche Tendenz allenfalls noch für den Vergleich der Großstadt mit den Dörfern erkennbar (Großstadt: 40,9 %, n = 203; Kleinstadt: 35,3 %, n = 215; Dörfer: 56,5 %, n = 205).

---

201 Mit einem p-Wert von 0,082 ist der Unterschied zwischen der Gruppe der alteingesessenen Männer und alteingesessenen Frauen allerdings noch nicht signifikant. Ein gewisser Zusammenhang zwischen Geschlecht und Vorkommensfrequenz der Lenisierung im Sprachgebrauch zeigt sich, allerdings mit noch geringerer Deutlichkeit, aber auch innerhalb der Altersgruppen der Alteingesessenen (alteingesessene Männer der Vorkriegsgeneration: 64,6 % (n = 240), alteingesessene Frauen der Vorkriegsgeneration: 58,8 % (n = 102). Bei den anderen in dieser Arbeit untersuchten phonetischen Merkmalen des mecklenburgischen Regiolekts war ein solcher Zusammenhang zwischen dem regiolektalen Sprachgebrauch und dem Geschlecht der Sprecher nicht oder nicht in gleicher Deutlichkeit auszumachen.

Kommen wir abschließend zum Sprachgebrauch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen: Die zwölf untersuchten Vertriebenen, die nach dem Krieg in Mecklenburg angesiedelt worden sind, verwenden lenisiertes *t* in der Position nach Kurzvokal nur in 13,2 % der 319 Belege aus ihren Interviews. Dieser Wert liegt hochsignifikant[202] unter der Frequenz von standardabweichend lenisiertem *t* bei den gleichaltrigen Alteingesessenen (62,9 %, vgl. Abb. 3.2.4-1). Dafür, dass den meisten Zuwanderern die regiolektal mecklenburgische Artikulation des *t* bis heute fremd geblieben ist, spricht auch, dass sich in den Interviews von fünf der zwölf Personen ausschließlich die standardgemäß aspirierte und stimmlose Aussprache des *t* findet. Es gibt allerdings schon in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen ein Beispiel für sprachliche Überanpassung an das mecklenburgische Sprachumfeld. Herr 13 (1935 V) nämlich spricht im Interview das *t* zu 80 % lenisiert aus und liegt damit deutlich über dem Durchschnittswert seiner alteingesessenen Altersgenossen (vgl. den ‚Ausreißer' in Abb. 3.2.4-2).[203] Dieses Phänomen findet sich verstärkt auch in der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien wieder. Die acht untersuchten Personen dieser Gruppe lenisieren das intervokalische *t* im Durchschnitt etwas häufiger als ihre alteingesessenen Altersgenossen (24,7 %, n = 223, vgl. Abb. 3.2.4-1).[204] Wenn zu dieser Gruppe auch zwei Personen zählen, die *t* nie lenisieren, so realisieren andererseits vier der Personen aus Vertriebenenfamilien das *t* zum Teil sehr viel häufiger standardabweichend als der Durchschnitt der Alteingesessenen. Und auch dieses Merkmal des mecklenburgischen Regiolekts geht mit besonders großer Häufigkeit gerade in den Sprachgebrauch von Personen ein, deren beide Elternteile nach Mecklenburg vertrieben worden sind: Herr 68 (1952 VV: 32,1 %), Frau 60 (1952 VV: 53,3 %) und mit herausragenden Spitzenwerten wiederum Herr 74 (1959 VV: 65,4 %).[205] Auch bei der Lenisierung des *t* finden wir insgesamt eine gegenläufige Dynamik

202 p-Wert = 0,00.

203 Herr 13 stammt aus Nordböhmen, andere Vertriebene derselben Herkunftsregion lenisieren das *t* vor Kurzvokal erheblich seltener bis gar nicht.

204 Diese Differenz ist allerdings mit einem p-Wert von 0,851 nicht signifikant.

205 Frau 66 (1962 VA) mit einem mecklenburgischen und einem vertriebenen Elternteil realisiert das *t* mit 29,6 % ebenfalls häufiger lenisiert als der Durchschnitt der gleichaltrigen Alteingesessenen.

eines standardadvergenten Merkmalabbaus in der Generationsfolge der Alteingesessenen einerseits und eines standarddivergenten Merkmalausbaus in den Familien Vertriebener andererseits.

3.2.5 Vom Zungenspitzen-*r* zum Zäpfchen-*r* – Lautwandel von einer Generation zur nächsten

Nach Richard Wiese (2003: 29) ist der Übergang vom gerollten Zungenspitzen-*r* zu einem am Zäpfchen artikulierten Reibelaut bzw. Approximanten „arguably the only sound change that many present-day German speakers are aware of within their own lifetime exposure to their language“. Schauspieler aus der Vorkriegszeit beispielsweise hätten noch das vorn artikulierte, apikale *r* benutzt, Schauspieler der Nachkriegszeit verwendeten „within a short period of transition“ ausschließlich die hintere, uvulare Artikulation des *r*. In dem hier beschriebenen raschen Lautwandel kulminiert in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine Entwicklung, die im Allgemeinen auf französischen Einfluss seit dem 18. Jahrhundert zurückgeführt wird und sich über die Vermittlung der Großstädte Köln, Stuttgart und Berlin und unterstützt durch den hochdeutschen Schulunterricht im deutschen Sprachgebiet verbreitet habe.[206]

Bis in die 1980er Jahre hat diese Entwicklung sich in der „Aussprache des Schriftdeutschen“ im Norden, in der Mitte und im Südwesten der Bundesrepublik flächendeckend durchgesetzt: „Das Zungenspitzen-R ist praktisch nur im Südosten anzutreffen.“[207] An dieser arealen Gliederung der *r*-Realisierung in den deutschen Regiolekten hat sich bis heute offenbar kaum etwas geändert. Die aktuell erarbeitete Karte des *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards* (AADG) belegt für den Großteil des

---

206 Vgl. Barbour / Stevenson 1990: 70–71). Niekerken (1963: 167) bezeichnet das Zäpfchen-*r* als eine schulisch vermittelte „neuere Bildungsmode“. Einen knappen Überblick über den Forschungsstand zur *r*-Realisierung in standardnahen Sprachlagen gebe ich in Ehlers (2015 b: 301–304).

207 König (1989 Bd. 1: 71), vgl. die Karten R.1 ff. in König (1989 Bd. 2), auf denen sich für verschiedene prävokalische Positionen des *r* eine übereinstimmende [R]/[r]-Grenze im Südosten der BRD abzeichnet. Vgl. auch Karte 2 in König (2011: 244).

deutschen Sprachraums „ausnahmslos hintere /r/-Varianten“.[208] Innerhalb Deutschlands ist die apikale Aussprache des intervokalischen *r* demnach ausschließlich in Bayern mit größerer Belegdichte verbreitet. Im gesamten norddeutschen Raum verzeichnet der AADG nur bei einer Gewährsperson in Schleswig vorn artikuliertes *r*. Dass der Lautwandel in den standardnahen Sprachlagen eine starke Parallele im mecklenburgischen Niederdeutsch hat, werde ich im Abschnitt 5.3.4 genauer darstellen.

Die beschriebenen Entwicklungen im standardnahen Sprachgebrauch wurden mit zeitlicher Verzögerung auch von den normativen Vorschriften der deutschen Aussprachewörterbücher sanktioniert. Wilhelm Viëtor (1941: 22) stellt in der 12. Auflage seiner *Aussprache des Schriftdeutschen* 1941 zwar fest, dass das „Zungen-[r]“ dem französisch beeinflussten „Zäpfchen-[r]“ „in den Städten schon großenteils gewichen ist“, schreibt aber weiterhin vor, dass das /r/ „mit der Zungenspitze und den oberen Zahnscheiden“ zu bilden sei (ebd.: 6). In der ersten Nachkriegsauflage der Siebsschen *Deutschen Hochlautung. Bühnenaussprache* wird 1957 „der Tatsache Rechnung getragen, daß der lebendige Sprachgebrauch weithin das Zäpfchen-*r* verwendet“, und dieser Sprachgebrauch wird erstmalig „als hochsprachlich anerkannt“ (Siebs 1957: 24).[209]

> Seit dem 17. Jahrhundert hat sich neben dem alten deutschen Zungen-*r* das Zäpfchen-*r* (*R*) immer weiter verbreitet, so daß heute beide Formen in der Hochsprache als gleichberechtigt angesehen werden müssen. (ebd.: 61)

„Der Siebs“ empfiehlt in der Nachkriegszeit aber weiterhin, aus „stimmhygienischen“ Gründen „die Zungenspitzenform des *r* vorzuziehen“ (ebd.).

Das 1964 erstmals erschienene *Wörterbuch der deutschen Aussprache* der DDR, das „Schauspielern und Rundfunksprechern ebenso […] wie Lehrern, Funktionären in Politik und Wirtschaft“ (Krech et al. 1964: 5) Normen für die Standardlautung nahelegt, differenziert die phonetische

---

208 Kleiner (2011 ff.: Karte und Kommentar zu „/r/-Artikulationsort in *Sirup* und *Jury*“).

209 Der Beraterausschuss des Aussprachewörterbuchs hatte sich schon 1933 „mit Zustimmung von Theodor Siebs“ für diese Anerkennung ausgesprochen, vgl. Siebs (1957: 24).

Variation des /r/ weiter aus. Neben den beiden vibrant artikulierten Varianten „Zungenspitzen-*r*" und „Zäpfchen-*r*" erkennt das Aussprachewörterbuch auch die frikativ gebildete Variante des Zäpfchen-*r*, das „sogenannte Reibe-*r*", als standardsprachlich an. Im absoluten oder gedeckten Wort- und Silbenanlaut sowie nach Kurzvokal gelten die drei *r*-Varianten nun in der Standardlautung „gleichberechtigt […] nebeneinander" (ebd.: 48). Bis zur letzten Auflage des DDR-*Aussprachewörterbuchs* im Jahr 1982 wird der offenbar raschen Weiterentwicklung der *r*-Artikulation in der Standardsprache Rechnung getragen. Aus dem gleichberechtigten Nebeneinander der drei *r*-Varianten ist demnach innerhalb von knapp 20 Jahren ein deutliches Dominanzverhältnis geworden:

> In der Standardaussprache dominiert in den [bereits 1964 bestimmten] Positionen das Reibe-*r*, das Zäpfchen-*r* ist jedoch möglich, das Zungenspitzen-*r* wird sehr selten verwendet. (Krech et al. 1982: 54)

Für das nun vorherrschende Reibe-*r* beobachtet das *Große Aussprachewörterbuch* von 1982 zudem eine stilistische Variante innerhalb der Standardaussprache. In der „Aussprache des ruhigen sachlichen Gesprächs und des Vortrags mit geringerem Spannungsgrad" sei „die Tendenz zum Reibe-*r* ohne Friktion (Reibegeräusch)" kennzeichnend (ebd.: 74).[210] Der normative Diskurs der Aussprachewörterbücher hat den Lautwandel des /r/ seit der Mitte des 20. Jahrhunderts also im zeitlichen Nachgang durchaus detailliert abgebildet und nachträglich normativ sanktioniert. Die Tatsache, dass die uvularen Varianten des /r/ (vibrantes Zäpfchen-*r* und uvulares Reibe-*r*) seit den 1950er Jahren als Standardaussprache kodifiziert worden sind, dürften den laufenden Sprachwandel erheblich beschleunigt haben.

Wie schlägt sich diese Entwicklung nun im Regiolekt Mecklenburg-Vorpommerns nieder? Für die großräumigen Umgangssprachen Nordniedersachsens und Mecklenburg-Vorpommerns konstatiert Lauf (1996: 205) auf

210 Der gesamtdeutsche Aussprache-Duden von 2005 unterscheidet ganz ähnlich Reibe-*r*, Zäpfchen-*r* und ein- bzw. mehrschlägiges Zungenspitzen-*r* und konstatiert ebenfalls, dass das Reibe-*r* unter Berufssprechern und Berufsschauspielern „deutlich" überwiege (*Duden Aussprachewörterbuch* 2005: 53). Vibrante Artikulationen des *r* würden bei „zunehmender Deutlichkeit und zunehmendem Nachdruck" der Rede vermehrt eingesetzt (ebd.: 54).

der Basis von Aufnahmen aus den 1960er Jahren, dass als /r/-Variante in freien Erzählungen bereits „überwiegend ein uvularer Frikativ verwendet" werde. Allerdings fänden sich bei einzelnen Sprechern „ausschließlich" und bei einigen anderen „häufig" apikale Artikulationen. Das Auftreten des Zungenspitzen-*r* sei demnach in dieser Großregion „offenbar idiolektal"[211] in geringem Umfang erhalten. Dagegen hält nach Herrmann-Winter (1974: 156) der Sprachgebrauch in Vorpommern am Anfang der 1970er Jahre „noch weitgehend" am Zungenspitzen-*r* fest, während „der dem hochdeutschen Einfluß weit geöffnete [mittelpommersche] Süden" schon zu einer uvularen Artikulation des *r* übergegangen sei. Skoczek (2013: 391) findet das regiolektale Zungenspitzen-*r* in seinem leider nicht näher beschriebenen mecklenburgischen Aufnahmekorpus aus den Jahren 2004–2006 „nur bei einem älteren Sprecher". Der *Norddeutsche Sprachatlas* verzeichnet für Probanden mittleren Alters wenig später in Vorpommern keine Belege für apikales *r* mehr und kann auch im mecklenburgischen Schwaan nur noch sehr seltene Einzelbelege für das Zungenspitzen-*r* nachweisen (Ehlers 2015 b: Karte K10.1). Auch Kehrein (2012: 311) findet im Raum Stralsund das Zungenspitzen-*r* in den Aufnahmen seiner vier Probanden aus drei Altersgruppen in standardnahen Sprachlagen „nicht mehr".

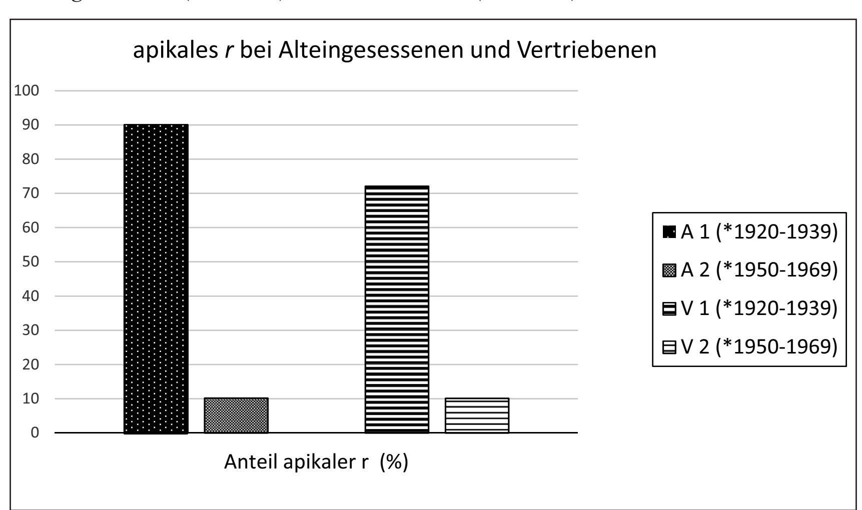
Das Bild vom jähen Verstummen des Zungenspitzen-*r* in Mecklenburg kann deutlicher herausgearbeitet werden, wenn man eine größere Anzahl von Gewährspersonen aus der Gruppe der älteren und ältesten Sprecher in die linguistische Untersuchung einbezieht. Dazu bietet mein Interviewkorpus gute Voraussetzungen. Da die Artikulation des *r* sehr stark von der Lautumgebung im Wort abhängt, wurde die Korpusrecherche hier auf wenige phonetische Kontexte begrenzt. Aufgesucht wurden nur Belege für prävokalisches *r*, der vorangehende Kontext wurde dabei eingeschränkt auf den absoluten Wortanlaut (*richtig*, *Rüben*) und auf den gedeckten Wort- oder Silbenanlaut nach den Plosiven *t*, *d*, *b* (*Treppe*, *dreht*, *breit*) sowie dem Frikativ *f* (*Frau*, *früh*). Der gedeckte Silbenanlaut wurde nur nach betonten Präfixen, die auf *m*, *n*, und *f* auslauten, untersucht (*Umbruch*, *andrehen*,

211 Lauf (1996: 205). Als „östliche Variante" identifiziert Lauf (ebd.: 204) in ihrem Aufnahmekorpus aus Nordniedersachsen und Mecklenburg-Vorpommern „die (zumindest gelegentliche) Artikulation des /r/ als retroflexer Laut".

auftragen). Die unterschiedlichen Lautkontexte wurden bei der Codierung der Belege ausdifferenziert. Angestrebt wurde, pro Gewährsperson 60 Belege für *r* in den beschriebenen Kontexten auszuwerten. Diese Belegzahl konnte in mehreren Fällen in den sprachbiographischen Interviews nicht erreicht werden, die Gesamtzahl der abgehörten Belege beträgt aber immerhin 2112. Auf eine Unterscheidung zwischen ein- und mehrschlägiger Realisierung des Zungenspitzen-*r* wurde wegen der schwierigen akustischen Identifizierung bei der Codierung der abgehörten Belegstellen ebenso verzichtet wie auf eine Differenzierung der verschiedenen Realisierungen des Zäpfchen-*r* (vibrant, frikativ, approximant). Bei der Auswertung der Belege im Korpus wurde also nur zwischen der vorderen und der hinteren Artikulation des *r* unterschieden (Zungenspitzen-*r* versus Zäpfchen-*r* bzw. Reibe-*r*), da mit dieser bipolaren Differenzierung eine wesentliche Dimension des rezenten Lautwandels von /r/ beschrieben werden kann.

Nach den referierten Befunden der bisherigen Forschung muss der hohe Anteil von apikalen Realisierungen des *r* im Gesamtkorpus der 44 untersuchten Interviews aus Rostock und Umgebung zunächst überraschen: Mit 48,1 % werden die 2112 Belegstellen fast zur Hälfte als Zungenspitzen-*r* artikuliert. Dieser bemerkenswert hohe Prozentwert ist aber darauf zurückzuführen, dass in meinem Untersuchungssample die älteste Sprechergeneration stark vertreten ist, die in früheren empirischen Erhebungen entweder gar nicht oder nur mit sehr geringen Probandenzahlen berücksichtigt wurde. Die Anteile der apikalen Realisierung im Gesamtkorpus gehen nahezu vollständig auf den Sprachgebrauch dieser vor 1940 geborenen Gewährspersonen zurück. In den Interviews der zwölf alteingesessenen Mecklenburger der Vorkriegsgeneration liegt der Durchschnittswert für das Zungenspitzen-*r* sogar bei 90,1 % (n = 618, vgl. Abb. 3.2.5-1). Von den zwölf Gewährspersonen dieser Altersgruppe verwenden acht das Zungenspitzen-*r* zu 100 %, drei weitere mit Prozentwerten über 97 %. Als einzige Ausnahme in seiner Generation verwendet Herr 56 (1935 A) das Zungenspitzen-*r* fast nie (5 %, n = 60). Für die übrigen elf Sprachzeugen ist das Zungenspitzen-*r* der kaum variable Gebrauchsstandard, der in sämtlichen überprüften phonetischen Kontexten und unabhängig von Geschlecht oder ländlichem bzw. städtischem Lebensumfeld der Probanden in der regiolektalen Rede umgesetzt wird (vgl. Abb. 3.2.5-2).

Abbildung 3.2.5-1: Gebrauch von prävokalischen apikalem r *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*

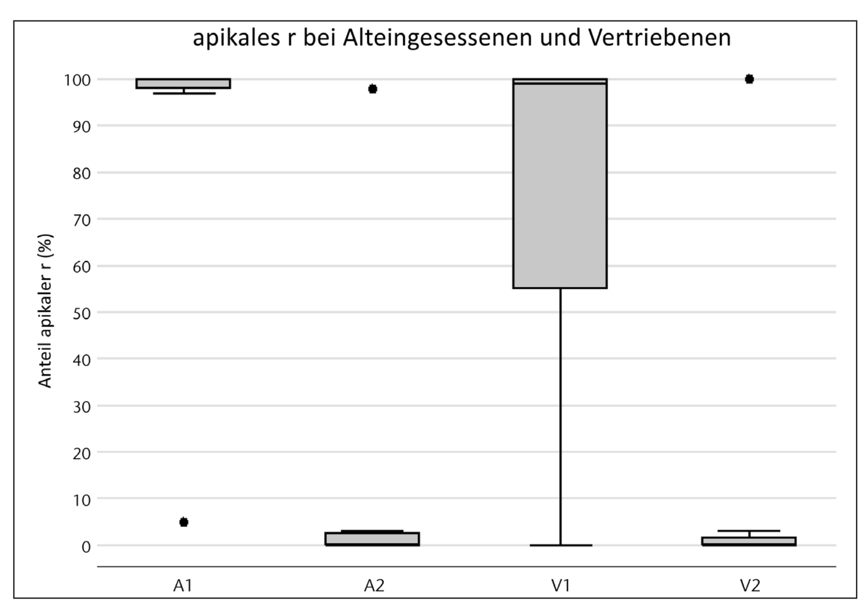


In der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen schlagen diese quantitativen Verhältnisse buchstäblich in ihr Gegenteil um: Die Personen dieser Altersgruppe realisieren in den zwölf analysierten Interviews im Durchschnitt nur noch 10,2 % vorn artikulierte *r* (n = 597, vgl. Abb. 3.2.5-1).[212] Von den zwölf nach 1949 geborenen Probanden verwenden acht niemals das Zungenspitzen-*r*, elf Personen realisieren das vordere *r* in weniger als 3,3 % der abgehörten Belegstellen. Auch in der überprüften Gruppe der jüngeren Alteingesessenen gibt es nur eine Ausnahme: Frau 73 (1962 AA) verwendet das Zungenspitzen-*r* in den untersuchten Lautkontexten fast immer (98,3 %, n = 59). Auch im Sprachgebrauch der jüngeren Generation der Alteingesessenen gibt es im Hinblick auf das regiolektale Merkmal also so gut wie keine Varianz (vgl. Abb. 3.2.5-2). Das Zungenspitzen-*r* tritt in dieser Altersgruppe in der Tat nur noch „idiolektal" (Lauf 1996: 205) bei einer Einzelperson auf. Diese scharfen Kontraste zwischen dem regiolektalen Sprachgebrauch verschiedener Personen haben sich offensichtlich schon in den 1960er Jahren herausgebildet. Von den fünf Probanden des Pfeffer-Korpus, die 1961 in

212 Die Werte für die ältere und die jüngere Generation der Alteingesessenen unterscheiden sich mit einem p-Wert von 0,000 hoch signifikant voneinander.

Rostock interviewt wurden, verwenden drei das Zungenspitzen-*r* niemals, eine gebraucht das apikale *r* noch zu 100 % und eine Person kommt in ihrem Interview auf nur 8,6 % apikaler Realisierungen.[213]

Abbildung 3.2.5-2: Interpersonelle Varianz beim Gebrauch des apikalen r *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile apikaler* r *in Prozent*



Die Dynamik des Lautwandels des prävokalischen *r* in Mecklenburg ist im Vergleich mit den bisher vorgestellten Merkmalen des mecklenburgischen Regiolekts ungewöhnlich abrupt. Dem Übergang zu einer neuen Artikulationsweise geht in diesem Falle keine allmähliche Diffusion der älteren Sprachgebrauchsnorm voraus, die sich in zunehmender Variationsbreite des Merkmals in der Sprechergemeinschaft abzeichnet. Vielmehr schlägt

213 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF): PF320, PF333, PF335, PF337, PF340 (www.dgd.ids-mannheim.de, Stand: 7.12.2017). Auch hier zeichnet sich eine Korrelation der *r*-Realisierung mit dem Geburtsjahr der Probanden ab, mit der Ausnahme, dass gerade der älteste Befragte, ein 1892 geborener promovierter Fabrikant aus einer Rostocker Patrizierfamilie (PF340), ausschließlich Zäpfen-*r* verwendet.

hier ein weitgehend stabiler Sprachusus von einer Generation zur nächsten in einen ebenfalls stabilen neuen Sprachgebrauch um. Die Variation beschränkt sich in den beiden aufeinanderfolgenden Sprechergenerationen auf das idiolektal abweichende Sprachverhalten vereinzelter Personen, die der neuen Sprachgebrauchsnorm gewissermaßen schon vorgreifen bzw. die ältere Norm im eigenen individuellen Sprachgebrauch konservieren.

Außer der schon erwähnten Frau 73 (1962 AA) spricht aus der Gruppe der jüngeren Alteingesessenen in meinem Gesamtkorpus nur noch Herr 58 (1950 AA) das prävokalische *r* in standardnahen Sprachlagen fast ausschließlich als Zungenspitzen-*r*. Seine Interviews wurden in die Analyse des regiolektalen Sprachgebrauchs nicht einbezogen, da sie zu weiten Teilen auf Niederdeutsch geführt wurden. Beide Gewährsleute sind sich sehr bewusst darüber, dass sie mit ihrem „rollenden *r*" vom üblichen Sprachgebrauch ihrer Altersgruppe auffallend abstechen. Und bei beiden begründet sich der besondere Sprachgebrauch auf einer starken konservativen Normorientierung. So stellt der Lehrer Herr 58 seine Verwendung des apikalen *r* als bewusst intendiert dar: „Ich habe auch immer viel Wert drauf gelegt auf klare Aussprache. Sie werden es schon gemerkt haben rollendes r auch." (Herr 58, 1950 AA, SP2: 58). Er nimmt seine eigene Sprechweise ausdrücklich als „reines Hochdeutsch" wahr und reagiert „sehr enttäuscht", wenn sein Bemühen um klare Aussprache nicht gewürdigt wird, wie in einer beispielhaften Erzählung aus seiner Studienzeit über eine Begegnung mit kubanischen Studenten, die in Dresden Deutsch gelernt hatten:

> Und dann sagten die zu mir ‚also was sprichst du bloß für ein komisches Deutsch'. Das ist ja … und da war ich natürlich da war ich ein bisschen enttäuscht drüber und habe nun versucht denen klar zu machen dass ich eigentlich das richtige Hochdeutsch spreche und nicht die anderen ne. (ebd.: 57)

Bei Frau 73, die das *r* selbst „eben nicht anders" (Frau 73, 1962 AA, SP: 87) als apikal aussprechen kann, ist es dem Vernehmen nach der Vater, der

> immer auch so ein bisschen Wert darauf gelegt hat das r zu rollen. […] Ich glaube er hatte auch mal irgendwie das so erwähnt das gehört sich eben so für unsere Sprache. Sage ich jetzt mal mit meinen Worten. (Frau 73, 1962 AA, SP: 89)

Während sie selbst wie ihre anderen Geschwister das Zungenspitzen-*r* verwendet, hätte eine Schwester „das r immer so hinten gesprochen" (ebd.: 79):

> Und meine Schwester war eben die einzige mit diesem krächzigen r. Was haben wir geübt mit ihr. Auch ich mit ihr. Und die hat bestimmt ein paar Schläge abgekriegt weil sie das nicht wollte. (ebd.: 81)

Auch aus der Sicht der alteingesessenen Sprecher stoßen in der Artikulation des *r* zwei einander strikt ausschließende Aussprachenormen aufeinander. Die Ausnahmeposition, in der sich die Personen mit apikaler *r*-Artikulation innerhalb der jüngeren Altersgruppe sehen, wird buchstäblich als Normenkonflikt erlebt bzw. im Falle von Herrn 58 als solcher inszeniert.

Wie verteilt sich die Aussprache des *r* nun unter den zugewanderten Vertriebenen? Die vor 1940 geborenen Vertriebenen verwenden das apikale *r* zwar nicht ganz so häufig wie die gleichaltrigen Mecklenburger, aber auch bei ihnen erreichen die Anteile für das Zungenspitzen-*r* durchschnittlich sehr hohe Prozentwerte (vgl. Abb. 3.2.5-1). Nach Luick (1932: 80) sprachen die gebildeten Schichten in Österreich, Südwestböhmen und Südmähren am Beginn der 1930er Jahre umgangssprachlich „in der Regel schwach gerolltes Zungenspitzen-*r*“:

> Daneben findet sich als individuelle Eigentümlichkeit auch vielfach Zäpfchen-*r*, besonders bei Damen, und manche haben eine dunkle Vorstellung, es sei vornehmer. (ebd.)

Nach dieser Darstellung ist davon auszugehen, dass die Zuwanderer die in ihren Herkunftsgebieten zwar nicht konkurrenzlose, aber doch deutlich dominierende Form der regiolektalen *r*-Realisierung in Mecklenburg zunächst beibehalten haben. Abbildung 3.2.5-1 zeigt aber ähnlich wie im Generationenvergleich bei den Alteingesessenen auch bei den Vertriebenen und ihren Nachkommen einen steilen Abfall der Anteile des Zungenspitzen-*r* im regiolektalen Sprachgebrauch. Wird das *r* in prävokalischer Position in den Interviews der zwölf Vertriebenen der Vorkriegsgeneration noch zu 72,1 % (n = 491) der Belegstellen vorn artikuliert, so sprechen die acht untersuchten Nachkommen von Vertriebenenfamilien nur noch 10,1 % der entsprechenden *r* als Zungenspitzen-*r* aus (n = 406).[214] Die nach 1950 geborenen Angehörigen von Vertriebenenfamilien verwenden das Merkmal damit genau so selten wie die gleichaltrigen Alteingesessenen (10,2 %, vgl. Abb. 3.2.5-1).

214 Die Differenz der Prozentwerte zwischen den beiden Altersgruppen ist mit einem p-Wert von 0,005 sehr signifikant.

Die interpersonelle Varianz innerhalb der Altersgruppen der Vertriebenen ist in ihrer Spannweite ähnlich gering wie bei den Alteingesessenen, allerdings variiert der Sprachgebrauch innerhalb der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen deutlich breiter (vgl. Abb. 3.2.5-2). Von den zwölf nach Mecklenburg immigrierten Vertriebenen verwendet die Hälfte ausschließlich das Zungenspitzen-*r*, bei neun Personen dieser Gruppe liegen die Frequenzen für apikales *r* bei über 92 %. Als einzige Angehörige der untersuchten Gruppe der Vorkriegsgeneration realisiert Frau 21 (1925 V) aus Schlesien das *r* ausschließlich uvular. In der jüngeren Generation sind auch hier die Zahlenverhältnisse gleichsam umgekehrt. Von den acht analysierten Probanden dieser Gruppe verwenden sechs das Zungenspitzen-*r* nie und nur eine Person, Herr 68 (1952 VV), artikuliert das *r* ausschließlich apikal.[215] Die Entwicklungsdynamik der *r*-Aussprache ist in der Bevölkerungsgruppe der Vertriebenen also eine ganz ähnliche wie bei den Alteingesessenen.

Die hohe Frequenz des apikalen *r* in den Interviews der nach Mecklenburg vertriebenen Menschen der Vorkriegsgeneration dürfte nur in Ausnahmefällen auf eine sprachliche Anpassung an den Sprachgebrauch des neuen Lebensumfeldes zurückzuführen sein. Da die gerade wegen ihrer Entwicklungsdynamik sehr saliente *r*-Aussprache von meinen Gewährsleuten in den Interviews öfters spontan thematisiert wird, finden sich im Gesamtkorpus auch einige metasprachliche Aussagen zur Herkunft dieser Aussprache. Sowohl die schon vor dem Krieg mit ihrer Familie aus Schlesien zugewanderte Frau 3 (1924 Z) als auch die aus der Slowakei vertriebene Frau 31 (1936 V) verorten das apikale *r*, das sie selbst verwenden, in ihrer Herkunftsregion. Ähnlich erklärt sich auch Herr 62, der Sohn eines böhmischen Vaters und einer karpatendeutschen Mutter, seinen eigenen Sprachgebrauch:

> Also ich bin zweimal darauf angesprochen worden dass ich ein ein rollendes r spreche was wahrscheinlich aus in der Richtung hier na Sudetenland oder so was kommt. (Herr 62, 1952 VV, SP: 92)

---

215 Herr 68 thematisiert seine Artikulation des *r* nicht, sein vom mecklenburgischen Wohnumfeld sehr isoliertes Aufwachsen als Sohn zweier karpatendeutscher Eltern, die dialektal wie regiolektal mit hoher Wahrscheinlichkeit ein apikales *r* gesprochen haben, und seine spätere, enge berufliche Zusammenarbeit mit älteren Mecklenburgern könnten diese Sonderstellung innerhalb seiner Altersgruppe erklären. Allerdings realisiert sein zwölf Jahre jüngerer Bruder das *r* stets uvular.

Die in Nordböhmen geborene Frau 29 (1930 V) meint allerdings, dass ihr rollendes *r* ein Grund sei, dass Fremde sie als Norddeutsche wahrnähmen. Dieses apikale *r*, das sie in ihren Interviews mit einem beachtlichen Anteil von 92,3 % realisiert, sei in ihrer Herkunftsregion nicht üblich gewesen und sie habe es erst in Mecklenburg gelernt.

Ähnlich wie im gerade erwähnten Fall der Frau 29 wird das saliente Merkmal in der Kommunikation mit Unbekannten häufig als Regionalmarker wahrgenommen oder mitunter sogar bewusst als Regionalmarker eingesetzt. Dabei macht freilich die regionale Zuordnung des ehemals areal weitverbreiteten Merkmals zum Teil Schwierigkeiten. Als ein markant mecklenburgisches Kennzeichen wird das Zungenspitzen-*r* von Frau 67 eingesetzt, wenn sie in einer Erzählung über eine Zufallsbegegnung in Süddeutschland, bei der sie und ihr Mann sich als Norddeutsche zu erkennen gaben, bei den Wörtern „Prost" und „Rostock" von ihrer normalerweise uvularen *r*-Aussprache zu einem mehrschlägigen Zungenspitzen-*r* übergeht: „Prost […]. Ja wir sind aus Rostock!" (Frau 67, 1964 AA, SP1: 317). Auch andere Gewährspersonen berichten, dass sie wegen ihrer *r*-Aussprache von Unbekannten als Mecklenburger identifiziert werden:

> Manche meinen mich als Mecklenburger zu erkennen […]. An meinem so genannten aber das gibt es woanders auch rollenden r weil ich das immer … . (Herr 64, 1936 A, SP: 292)

Wegen ihres Zungenspitzen-*r* wird auch der karpatendeutschen Frau 31 eine mecklenburgische Herkunft zugesprochen.

> Und wenn wir dann Konferenzen hatten oder Beratungen dann hat man gesagt ‚ach Frau [Name] sprechen Sie doch mal. Ich mag Sie gern Ihr r rollen lassen. Das hört man dass Sie aus Rostock kommen.' (Frau 31, 1936 V, SP2: 138)

Der durchgreifende Sprachwandel von der vorderen zur hinteren Realisierung des *r* in Mecklenburg führt aber auch dazu, dass das saliente Merkmal inzwischen nicht mehr als spezifisch mecklenburgischer Regionalmarker wahrgenommen wird. Frau 73, deren Ausnahmeposition innerhalb der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen oben schon angesprochen wurde, sagt dazu:

> Ich selbst finde meine Stimme ist typisch norddeutsch. Ist aber wahrscheinlich meine Einbildung weil manche denken weil ich das r so rolle dass ich von woanders komme. Aber ich bin wirklich urwüchsig. (Frau 73, 1962 AA, SP: 71)

Das Zungenspitzen-*r* gilt also unterdessen bei Vielen sogar als sprachliches Indiz für eine nichtmecklenburgische Herkunft. So erlebt es die zunächst nach Vorpommern vertriebene Frau 18 (1938 Z, SP: 67): „Alle sagen ‚Sie sind ja so ein Edel-Roller. Wo kommen Sie denn her?“ Ähnliches erzählt der in Mecklenburg geborene Sohn eines böhmischen Vaters und einer karpatendeutschen Mutter:

> Mich mich hat ein ein ein fremder Mann im Zug hat mich angesprochen und hat gesagt ‚sag mal kommst du aus der Lausitz. Du hast so ein komisches r und und so was‘. (Herr 62, 1952 VV, SP: 322)

All diese Berichte bestätigen, dass in Mecklenburg in der Gegenwart zwei konträre Sprachgebrauchsnormen für die Artikulation des *r* aufeinander stoßen, von denen die aktuellere inzwischen außerhalb der ältesten Bevölkerungsgruppen eine nahezu absolute Dominanz errungen hat. Der abrupte Umschwung des Sprachgebrauchs bei Alteingesessenen wie immigrierten Vertriebenen ist nur durch die starke Vorbildwirkung des neu kodifizierten Aussprachestandards zu erklären, der sich zeitnahe über Medien und Bildungsinstitutionen in den mecklenburgischen Sprachalltag vermittelt haben dürfte. Die Probanden nehmen das saliente Zungenspitzen-*r* in der Kommunikation mit Unbekannten noch als Regionalmarker wahr, sind sich wegen der Normenkollision aber uneins, ob das regiolektale Merkmal als typisch mecklenburgisch oder gerade als untypisch für Mecklenburg zu gelten hat.

3.2.6 *Achtunk, lank* und *gink* – plosivischer Verschluss von [ŋ] im Wortauslaut

Die standardsprachliche Aussprache der Buchstabenfolge <ng> wird in Aussprachewörterbüchern des Deutschen im Inlaut wie im Auslaut von Wörtern auf den velaren Nasallaut [ŋ] festgelegt: „Man spricht den ng-Laut [ŋ] in deutschen und in einigen fremden Wörtern: Angst [aŋst] […], Gong [gɔŋ] […]“ (*Duden Aussprachewörterbuch* 2005: 91). Vor allem ältere Aussprachebücher geben dabei ausdrücklich die Anweisung, dass die Realisierung des Nasals [ŋ] nicht in einen Verschlusslaut münden dürfe: „Eine Aussprache des [ŋ] als [nk] oder [ng] ist nicht statthaft.“ (Krech et al. 1964: 47).[216]

216 Dieses Verbot wird nahezu identisch in die Auflage von 1982 übernommen, vgl. Krech et al. (1982: 51).

Die *Deutsche Hochsprache* von Theodor Siebs (1957: 64) lässt erkennen, an welche Zielgruppe eine solche Ausspracheanweisung hauptsächlich gerichtet ist:

> Man hüte sich, hier *ŋk* oder *ŋg* zu sprechen (*laŋk*, *ˈɛŋglant*), wie es besonders in Norddeutschland üblich ist. *Langsam* (*ˈlaŋza:m*) und *lenksam* (*ˈleŋkza:m*) müssen deutlich unterschieden werden.

Es ist auch für das Aussprachewörterbuch von Wilhelm Viëtor vor allem die Bevölkerung „in einem großen Teil von Norddeutschland“, die die Buchstabenfolge <ng> üblicherweise mit einem auslautenden Plosiv ausspricht und die im Sinne der orthoepischen Normierung der Standardsprache eigens auf die „mustergültige“, rein nasale Artikulation festgelegt werden muss (Viëtor 1941: 19). In der „gebildeten Umgangssprache“ von Österreich, Südwestböhmen und Südmähren findet Luick (1932: 4, 83–84) am Beginn der 1930er Jahre nur ganz vereinzeltes Auftreten von [ŋk] im (gedeckten) Silbenauslaut oder in Superlativen (z. B. *langsam*, *jüngste*, *Angst*), aber nie im absoluten Wortauslaut (*eng*, *lang*). Auch hier kann also von einem phonetischen Kontrast zwischen den Regiolekten der Herkunftsgebiete der Vertriebenen und den Regiolekten in den norddeutschen Zielorten ihrer Migration ausgegangen werden.

Die linguistische Forschung zu den deutschen Regiolekten bestätigt, dass der auslautende Plosiv bei Wörtern auf [ŋ] wie *Ding* [dɪŋ > dɪŋk] charakteristischerweise „in allen norddeutschen Umgangssprachen“ (Mihm 2000: 2113) auftrete.[217] Der *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*, der sich auf die Analyse der Vorleseaussprache studentischer Probanden aus den 1970er Jahren stützt, zeigt auf der entsprechenden Karte, dass das Merkmal nahezu ausschließlich auf den Norden und die Mitte der BRD begrenzt ist und vor allem im Auslaut betonter Silben nur im niederdeutschen Sprachraum nachzuweisen ist.[218] Der unlängst erschienene *Norddeutsche Sprachatlas* belegt auch für die Gegenwart, dass die Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv „sich in

217 Vgl. Lauf (1996: 199), nach der in den Umgangssprachen im gesamten niederdeutschen Sprachraum „relativ häufig, jedoch nicht immer […] einem wortauslautenden velaren Nasal [ŋ] ein homoorganer Plosiv [k]“ folgt.

218 König (1989 Bd. 2: 233), vgl. König (2011: 244, Karte 3).

den meisten Gebieten Norddeutschlands (außer am Niederrhein) zu einem festen Bestandteil der regionalen Normensysteme entwickelt hat“ (Wilcken 2015 b: 365).

Dies gilt mit gewissen Abstrichen auch für den Regiolekt Mecklenburg-Vorpommerns. Die frühe soziolinguistische Forschung zur Umgangssprache im Norden der DDR ist sich noch darin einig, dass es sich bei der plosivisch gelösten Aussprache des [ŋ] im Wortauslaut um ein „obligatorisches“ bzw. „verbindliches“ Merkmal der norddeutschen und insbesondere der mecklenburgisch-vorpommerschen Umgangssprache handelt.[219] Als verbindliche Variante des gesprochenen Hochdeutsch der Region sei das Merkmal „sozial und funktionalstilistisch neutral“ und markiere „weder soziale, demographische oder andere extralinguistische Differenzierungen der Sprecher“ noch könne es „als stilistisch allophonische Wahlmöglichkeit[…]“ gelten (Herrmann-Winter 1979: 141). Für die im norddeutschen Raum „gesprochene Variante der Literatursprache“ habe die Aussprache [ŋk] vielmehr „Normcharakter“ (ebd.) und werde „allgemein auch von den Sprechern realisiert, die ein gutes Hochdeutsch zu sprechen meinen“ (Dahl 1974: 347).

Gegenüber diesen starken Befunden der Forschung der 1970er Jahre bringen neuere empirische Erhebungen in Teilen abweichende Ergebnisse: Zwar bestätigen die Tonaufnahmen zum *Norddeutschen Sprachatlas (NOSA)*, dass die Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv noch heute im gesamten Norden der ehemaligen DDR verbreitet ist, sie kann aber trotz zum Teil hoher Vorkommensfrequenzen nicht uneingeschränkt als obligatorisch bezeichnet werden. Die Anteile für standardabweichendes [ŋk] erreichen nämlich nur in NOSA-Aufnahmen aus dem mittelpommerschen Erhebungsort Strasburg Spitzenwerte von bis zu 90 %. Vor allem aber zeigt sich, dass die Häufigkeit des Merkmals in verschiedenen Aufnahmesituationen sehr deutlich variiert und gerade auch in Mecklenburg die Anteile dieser Variante dabei zum Teil unter 20 % aller Belege für auslautendes

219 Dahl (1974: 346, 348), Gernentz (1974: 231) und Herrmann-Winter (1979: 141). Auch für die städtische Umgangssprache Magdeburgs ist das Merkmal nach Schönfeld (1998: 81) schichtenübergreifend charakteristisch.

ng liegen.[220] Im Gegensatz zu anderen standardabweichenden Merkmalen der norddeutschen Regiolekte nimmt die Verwendungshäufigkeit des plosivischen Auslauts von [ŋ] dabei gerade in der stark standardorientierten Vorleseaussprache der Probanden markant zu, während sie in den weniger formellen Gesprächssituationen „Interview" und „Tischgespräch" deutlich abfällt. Dies spricht, ebenso wie die erwiesene „sehr geringe[...] Salienz" (Wilcken 2015 b: 364) des Merkmals, dafür, dass es von den norddeutschen Testpersonen „bereits als Teil des standardsprachlichen Spektrums interpretiert wird" (ebd.: 365). In dieser Hinsicht bestätigt sich also der angenommene „Normcharakter", den die frühere Forschung dem Merkmal zugesprochen hat. Es wird in der Forschungsliteratur kontrovers diskutiert, inwieweit das häufigere Auftreten des Merkmals gerade in standardorientierten Sprachsituationen durch eine hyperkorrekte „Orientierung an der Schrift"[221] zu erklären ist. Demnach könnte die standardorthographische Umsetzung von [ŋ] als <ng> für die Sprecher nahelegen, in den entsprechenden Kontexten eine Lautverbindung mit plosivischem Abschluss [g] bzw. [k] zu realisieren, obwohl dies der kodifizierten Aussprachenorm widerspricht.

Die Frage bleibt, ob die Unterschiede zwischen dem mecklenburgischen Befund der 1970er Jahre („obligatorische Variante") und den heute nachgewiesenen, durchweg geringeren und in einigen Gesprächssituationen sogar recht niedrigen Gebrauchsfrequenzen von [ŋk] auf eine diachrone Entwicklung in zurückliegenden Jahrzehnten hinweisen könnten. Die bisherige Forschung kommt zu widersprüchlichen Annahmen über die Entwicklungsdynamik des Merkmals in den norddeutschen Regiolekten: Das von Wilhelm Viëtor begründete Wörterbuch zur *Aussprache des Schriftdeutschen* geht 1941 davon aus, dass die „mustergültige" Aussprache der Buchstabenfolge *ng* als [ŋ] die „in großen Teilen Norddeutschlands" verbreitete Aussprache [ŋk] „bereits langsam zurückdrängt" (Viëtor 1941: 19). Zu einem gegenläufigen

220 Wilcken (2015 b: 359, Karte K17.1).

221 Wilcken (2015: 361). Wilcken gibt zu bedenken, dass sich mit der Orientierung an der kodifizierten Schriftnorm die bestehenden arealen Unterschiede im Auftreten des Merkmals nicht erklären lassen. Für die gesamtnorddeutsche Verbreitung des Merkmals dürfte aber ausschlaggebend sein, „dass es sich bei der Aussprache [ŋk] um ein allgemein niederdeutsches Charakteristikum handelt" (ebd.). Areale Unterschiede der Stärke der Merkmalsausprägung innerhalb des norddeutschen Raums deuten überdies auf „regionale Normensysteme" hin.

Befund kommt die empirische Untersuchung Stellmachers zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen, die in den Sprachaufnahmen von 75 Sprecherinnen und Sprechern zweier Generationen eine quantitative Zunahme der Verwendung der standardabweichenden plosivischen Aussprache [ŋk] feststellt. Von den älteren Sprechern werde die Verhärtung des Velarnasals im Wortauslaut noch als dialektal wahrgenommen und „im nicht dialektal geführten Gespräch […] so gut es geht gemieden", während die jüngeren Sprecher dieses Merkmal nicht mehr als dialektal wahrnehmen und „fast ‚obligatorisch'" verwenden (Stellmacher 1977: 125, 127). Durch den starken Ausbau des Merkmals ist die plosivische Aussprache von *ng* nach Stellmacher eines der frequentesten Kennzeichen der niedersächsischen Umgangssprache geworden und führt unter anderem zu häufigen Fehlschreibungen wie *Dinck*, *Ankst*, *empfink*, für die Stellmacher eigens eine schulische „Fehlertherapie" entwickelt (Stellmacher 1981: 57–59).

Nach neueren Untersuchungen im schleswig-holsteinischen Neumünster ist das Merkmal im lokalen Regiolekt zwar insgesamt deutlich weniger frequent (Lameli 2004: 235), der Vergleich von Tonaufnahmen örtlicher Gemeinderatssitzungen aus den 1950er und 1990er Jahren gebe aber „Anlass zur Hypothese, dass mit einem leichten diachronen Anstieg des Merkmals zu rechnen ist" (ebd.: 235–236). Aktuelle Untersuchungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* deuten dagegen „eher auf einen Abbau des Merkmals hin" (Wilcken 2015 b: 362). Der Vergleich von Interviewaufnahmen des Pfeffer-Korpus aus den frühen 1960er Jahren mit dem 2004 bis 2008 aufgezeichneten Korpus des *Norddeutschen Sprachatlas* lässt deutliche Abbautendenzen des standardabweichenden [ŋk]-Auslauts in den norddeutschen Regiolekten, insbesondere in den westfälischen und ostfälischen Schwerpunktgebieten seiner Verbreitung, erkennen (ebd.: 362–363).

Um die sehr widersprüchlichen Befunde der Forschungsliteratur zur Entwicklungsdynamik des regiolektalen Merkmals für mein Untersuchungsgebiet überprüfen zu können, wurden in den Transkripten der Interviews von 44 Gewährspersonen der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration jeweils bis zu 60 Belege für *ng* im Wortauslaut pro Person aufgesucht und in den entsprechenden Audiodateien auf ihre Realisierung abgehört. Dabei werden Belegwörter von der Auswertung ausgeschlossen, bei denen das Folgewort mit den velaren Plosiven *g* und *k* beginnt, weil hier mit Wortgrenzen übergreifenden Lautverschmelzungen zu rechnen ist, die die Realisierung

des *ng* nicht isoliert erfassen lassen (*entlang kam*; *hing gegenüber*). Um die angestrebte Belegzahl annähernd zu erreichen, musste neben dem sprachbiographischen Interview auch das biographische Interview der jeweiligen Gewährspersonen herangezogen werden. Dennoch konnten für zwölf Gewährspersonen nur zwischen elf und 20 Belege, in einem Fall sogar nur sechs auswertbare Belegkontexte für auslautendes *ng* gefunden werden. Immerhin wurden insgesamt 1460 Korpusbelege für *ng* in die Analyse einbezogen. Belege mit hörbar plosivem Abschluss des [ŋ] wurden als standarddivergent codiert und den standardgemäßen Realisierungen quantitativ gegenüber gestellt. Da bei den Untersuchungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* „ein leichter Einfluss der Betonungsverhältnisse auf die Realisierung der Variable *ng* festgestellt“[222] wurde, haben wir bei der Codierung der Belegstellen zwischen betonten und unbetonten Endsilben auf *ng* unterschieden (*Schwung*, *Ding*, *lang* versus *Achtung*, *Flüchtling*, *Abhang*).

Bei einer Gesamtzahl von 1460 abgehörten Belegen beträgt der Anteil der standardabweichend, also mit plosivischem Verschluss gebildeten *ng* im Interviewkorpus der 44 untersuchten Gewährspersonen 45,5 %. Auch wenn dieser Anteil standarddivergenter Realisierungen beträchtlich ist, wäre es gewiss abwegig, den plosivischen Verschluss von *ng* am Wortende in Mecklenburg heute noch als „obligatorisch“ oder „verbindlich“ zu bezeichnen. Das Merkmal wird vielmehr hochgradig variabel gebraucht. Dabei werden betonte Endsilben auf *ng* (*jung*, *hing*, *lang*) durchschnittlich etwas häufiger mit Plosiv geschlossen (50,4 %, n = 558) als unbetonte Endsilben (*Meinung*, *Richtung*, *Lehrerausbildung*) (42,5 %, n = 902). Hier entsprechen meine Ergebnisse den Befunden des *Norddeutschen Sprachatlas*, dem zufolge die Plosiv-Aussprache „durch einen betonten Auslaut begünstigt“ werde (Wilcken 2015: 362).

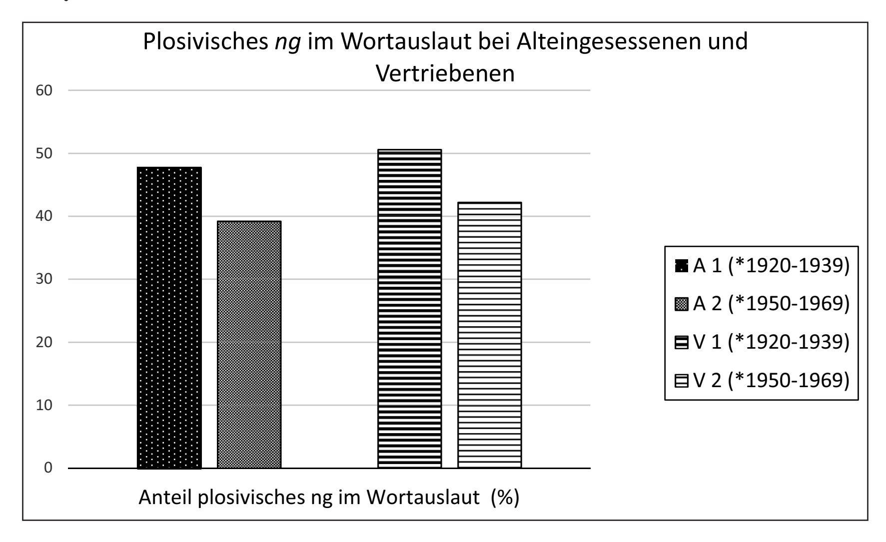
Der Vergleich der *ng*-Realisierung in den Interviews der untersuchten Sprechergenerationen legt eine leichte Abbautendenz der standardabweichenden Artikulation nahe:[223] Während Alteingesessene der Vorkriegsgeneration wortauslautendes [ŋ] noch in 47,8 % der Fälle als [ŋk] bilden (n = 517), tritt die standardabweichende Variante bei den Alteingesessenen

222 Wilcken (2015: 362), vgl. denselben Befund bei König (1989 Bd. 2: 233).

223 Der Unterschied zwischen den beiden Altersgruppen der Alteingesessenen ist allerdings nicht signifikant (p-Wert 0,903).

der Nachkriegsgeneration nur noch in 39,2 % (n = 342) der untersuchten Belegkontexte auf (vgl. Abb. 3.2.6-1). Dass diesen Differenzen im Sprachgebrauch der Altersgruppen eine längerfristige Abbaudynamik unterliegt, wird durch die historischen Aufnahmen des Pfeffer-Korpus aus Rostock und Umgebung bekräftigt. Im Jahr 1961 verwendeten fünf Interviewte verschiedenen Alters das wortauslautende *ng* noch zu durchschnittlich 65,6 % (n = 32) mit standardabweichendem Plosiv.[224]

Abbildung 3.2.6-1: Gebrauch von [ŋ] im Wortauslaut mit plosivischem Verschluss in Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent

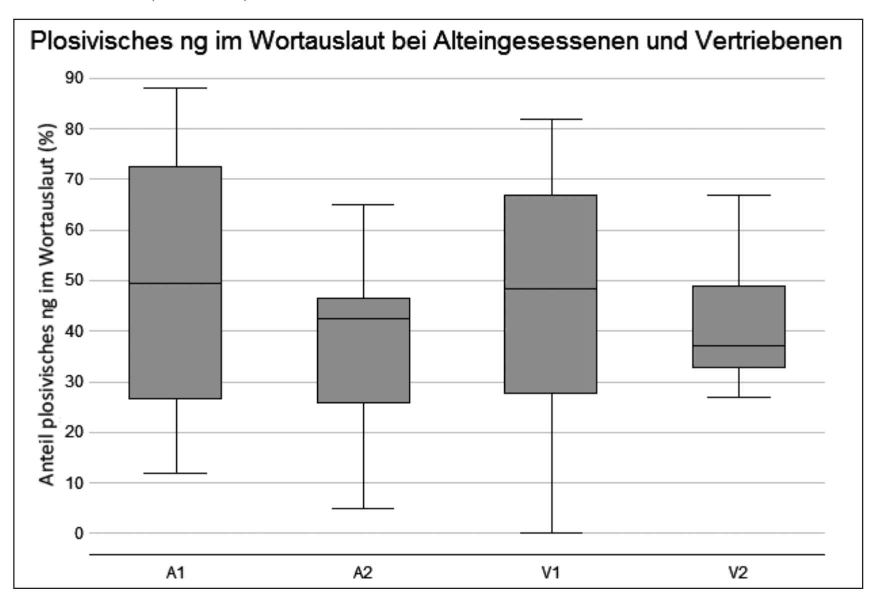


Die Befunde für den regiolektalen Sprachgebrauch in den alteingesessenen Familien sollen auch hier mit den Sprachverhältnissen in den Vertriebenenfamilien abgeglichen werden: Der ehemalige Unterschied zwischen der

224 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF) (vgl. www.dgd.ids-mannheim.de, Stand 7.12.2017): Sprechersiglen PF320, PF333, PF335, PF337, PF340. Der *Norddeutsche Sprachatlas* kommt beim Vergleich seiner aktuellen Erhebungsbefunde mit den historischen Tondokumenten des Pfeffer-Korpus auch für andere norddeutsche Regionen zu dem Ergebnis, dass selbst für „Regionen mit frequenter Plosivrealisierung Abbautendenzen deutlich“ werden (Wilcken 2015 b: 362–363).

ng-Realisierung der Alteingesessenen und der zugewanderten Vertriebenen, der für die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg noch vorausgesetzt werden kann, ist 70 Jahre später scheinbar ganz eingeebnet. Die Entwicklung scheint sogar noch über eine sprachliche Angleichung hinausgegangen zu sein. Heute wird das ‚norddeutsche' regiolektale Merkmal von den immigrierten Vertriebenen und ihren Nachkommen tendenziell etwas häufiger verwendet als von den alteingesessenen Mecklenburgern. Mit 50,6 % (n = 350) standardabweichender Realisierungen des *ng* liegen schon die Vertriebenen der Vorkriegsgeneration heute im Durchschnitt geringfügig vor den gleichaltrigen Alteingesessenen (47,8 %, n = 517).

Abbildung 3.2.6-2: Interpersonelle Varianz beim Gebrauch von plosivisch geschlossenem ng *im Wortauslaut in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*



Sowohl unter den Vertriebenen als auch unter den Alteingesessenen dieser älteren Altersgruppe finden sich jeweils zwei Personen, die die standardferne Variante in mehr als 75 % der Belegkontexte verwenden. Nur unter den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration gibt es freilich noch eine Gewährsperson, die das *ng* niemals mit plosivischem Verschluss spricht (Frau 44, 1928 V: 0 %).

Diese Zahlenverhältnisse deuten schon darauf hin, dass die Spannweiten der interpersonellen Varianz für die *ng*-Aussprache in den beiden älteren Untersuchungsgruppen beträchtlich sind. Diese breite interpersonelle Varianz widerspricht der Annahme von verbindlichen Normvorstellungen in den Sprechergruppen und deutet eher auf eine ausgeprägte Entwicklungsdynamik hin (vgl. Abb. 3.2.6-2). Unter den Angehörigen der Nachkommengeneration der Alteingesessenen und besonders der Vertriebenen variiert das Merkmal im Sprachgebrauch von Person zu Person dann deutlich weniger als noch in der vorausgehenden Generation.

Auch die Nachkommengeneration der Vertriebenen realisiert das wortauslautende *ng* dabei im Durchschnitt leicht standardferner als die gleichaltrigen Alteingesessenen. In den Interviews der nach 1950 geborenen Angehörigen von Vertriebenenfamilien tritt plosivisches [ŋk] in 42,2 % der Belegkontexte auf (n = 251), bei den Alteingesessenen derselben Generation nur in 39,2 % der 342 Belege (vgl. Abb. 3.2.6-1). Auch wenn diese Unterschiede statistisch nicht signifikant sind, muss doch unterstrichen werden, dass auch im Falle der *ng*-Aussprache ein regiolektal mecklenburgisches bzw. norddeutsches Merkmal von den Vertriebenen aus dem mittel- und oberdeutschen Raum in unerwartet starkem Maße in den eigenen Sprachgebrauch übernommen wird. Die sprachliche Advergenz an den mecklenburgischen Regiolekt tendiert auch hier zu einer leicht hyperfrequenten Merkmalsübernahme, die sich in diesem Fall auch schon in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen abzeichnet.

Abschließend ist noch auf eine auffallende Besonderheit im Gebrauch der standardabweichenden plosivischen Variante des *ng*-Auslauts hinzuweisen. Während bei anderen Merkmalen des mecklenburgischen Regiolekts, sofern eine Korrelation mit dem Urbanitätsgrad des Wohnumfelds nachweisbar ist, in der Regel die standardabweichenden Varianten in Kleinstadt und Dorf häufiger als in der Großstadt verwendet werden, liegen die Verhältnisse bei der *ng*-Aussprache offenbar anders. Die älteren Alteingesessenen aus Rostock realisieren die plosivische Variante des Auslauts mit durchschnittlich 63,4 % (n = 175) häufiger als die gleichaltrigen Alteingesessenen aus der Kleinstadt (52,5 %, n = 162) und auffallend häufiger als die alteingesessenen Dorfbewohner derselben Altersgruppe (28,3 %, n = 180).[225] Diese

225 Bei den geringen Belegzahlen in den drei Teilgruppen sind die Differenzen allerdings statistisch nicht signifikant und können nur als Hinweis auf Tendenzen

Zahlenverhältnisse zeigen sich mit weniger ausgeprägten Differenzen auch, wenn man den Sprachgebrauch aller untersuchten Großstädter (Alteingesessene und Vertriebene beider Generationen), die die standardabweichend plosivische Aussprache in 54 % der Belege wählen (n = 417), mit dem Usus im Regiolekt aller Kleinstädter (49,9 %, n = 563) und aller Dorfbewohner (32,9 %, n = 480) vergleicht. Die standardabweichende Aussprache des wortfinalen *ng* mit plosivem Auslaut kann in Mecklenburg tendenziell als ein ‚städtisches' Aussprachemerkmal gelten. Da standarddivergente Varianten bei den meisten bislang untersuchten Regiolektmerkmalen in der Großstadt vergleichsweise am seltensten auftraten, unterstreicht dieser Befund den Sonderstatus der [ŋk]-Variante und damit indirekt auch die Vermutung, dass viele Sprecherinnen und Sprecher diese Variante als standardgemäß auffassen.

3.3 Resümee: Die Entwicklung des mecklenburgischen Regiolekts im Varietätenkontakt

Die Merkmalsanalyse des mecklenburgischen Regiolekts stützt sich in dieser Untersuchung in erster Linie auf den Sprachgebrauch von ortsfesten Gewährspersonen in den Interviews, die ich mit ihnen geführt habe. Die situative Varianz der regionalen Umgangssprache wird in dieser Studie nicht betrachtet. Hier sei für die Altersgruppe der Nachkriegsgeneration beispielsweise auf den *Norddeutschen Sprachatlas* verwiesen, der sehr anschaulich belegt, dass der Gebrauch regiolektaler Merkmale in der Regel mit abnehmender Formalität der Gesprächssituation zunimmt.[226] Der Sprachgebrauch in den Interviews, auf denen meine vorangegangenen Merkmalsanalysen fußen, repräsentiert also nur einen – vergleichsweise standardnahen – Ausschnitt aus dem Sprachverhalten im regiolektalen Spektrum. Die hohe Zahl von 44 ausgewählten Gewährspersonen, deren Sprachgebrauch in der Interviewsituation miteinander verglichen wird, erbringt dafür aber dicht belegte Ergebnisse zur Merkmalsvarianz in verschiedenen sozialen Gruppen der Wohnbevölkerung von Rostock und Umgebung. Soziale Aspekte des

in den Daten interpretiert werden, die an einem größeren Korpus validiert werden müssten.

226 Vgl. Elmentaler / Rosenberg (2015 a), speziell für Vorpommern belegen die situative Varianz des Regiolekts auch Kehrein (2012) und Vorberger (2017).

Sprachgebrauchs und des Sprachwandels sind für Mecklenburg seit den 1970er Jahren nicht mehr auf breiter empirischer Basis untersucht worden. Hier haben meine Ergebnisanalysen zu ausgewählten Merkmalen des mecklenburgischen Regiolekts also ganz neue Einsichten über den aktuellen Sprachstand und jüngere sprachgeschichtliche Entwicklungen ermöglicht, zumal hier überhaupt zum ersten Mal der Sprachgebrauch in den Familien der zugewanderten Vertriebenen mitberücksichtigt wurde.

In den folgenden Abschnitten fasse ich die wichtigsten Ergebnisse der quantitativen Variablenanalyse des Regiolekts kurz zusammen. Dabei sollen die übergreifenden Tendenzen des Sprachsystemwandels und des Varietätenkontaktes herausgearbeitet werden, die in der Zusammenschau der Einzelbefunde auszumachen sind. Da sich derartige Tendenzen im Bereich der regiolektalen Phonetik am profiliertesten abzeichnen, wird in den Abschnitten 3.3.1 und 3.3.2 zunächst die Lautebene des mecklenburgischen Regiolekts auf ihren strukturellen Wandel und ihre Kontaktdynamik beleuchtet. In einem weiteren Schritt (3.3.3) wird dann danach gefragt, ob sich ähnliche merkmalübergreifende Entwicklungstendenzen auch im Bereich der regiolektalen Morphosyntax erkennen lassen.

3.3.1 Vom Regiolekt zum Standard: Überblick über die Entwicklung phonetischer Merkmale des Regiolekts bei alteingesessenen Mecklenburgern

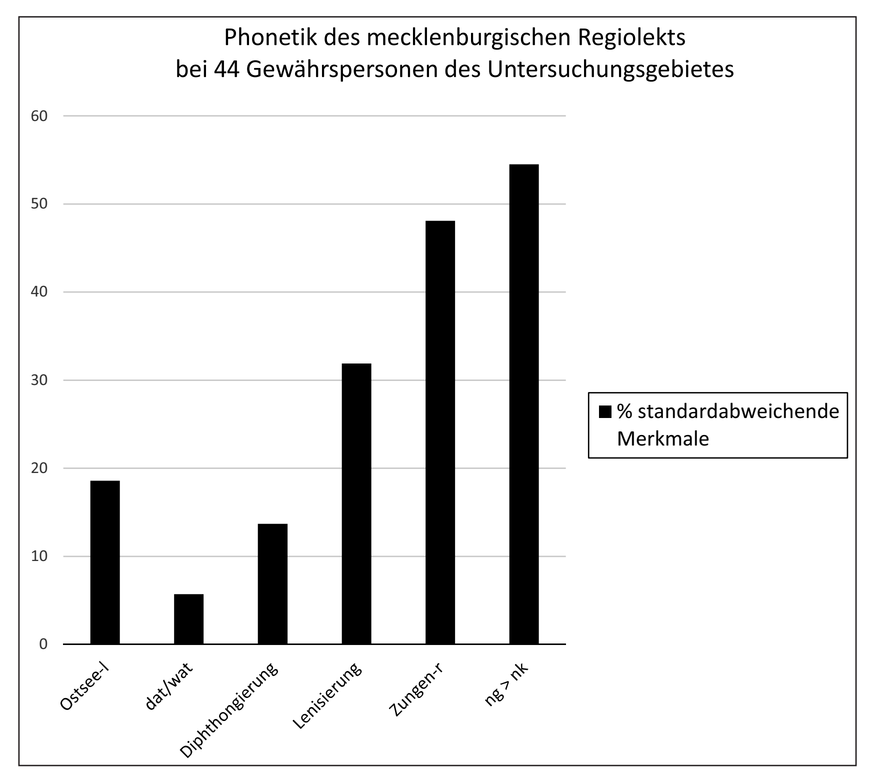
Im Bereich der Phonetik und Phonologie konzentriert sich die Variablenanalyse auf sechs standardabweichende Merkmale, die als kennzeichnend für die regionale Umgangssprache Mecklenburgs gelten können bzw. gelten konnten. Bei den ausgewählten phonetischen Variablen war daher jeweils ein lautlicher Kontrast zwischen der mecklenburgischen Lautvariante und der entsprechenden Standardvariante einerseits und in den meisten Fällen andererseits auch gegenüber der Realisierung dieser Variable in den Regiolekten der Herkunftsgebiete der nach Mecklenburg zugewanderten Vertriebenen zu erwarten. Wenn man die durchschnittlichen Gebrauchsfrequenzen der hier analysierten standardabweichenden Lautmerkmale in den Interviews aller 44 untersuchten Gewährspersonen zusammenfassend überblickt, ergibt sich für den mecklenburgischen Regiolekt das Bild eines charakteristischen Merkmalbündels (vgl. Abb. 3.3.1-1). Die einzelnen Merkmale dieses

Bündels haben dabei allerdings eine sehr unterschiedliche Prominenz in den regiolektalen Äußerungen der Befragten: An erster Stelle der durchschnittlichen Häufigkeit steht im Untersuchungskorpus demnach die Realisierung des wortauslautenden [ŋ] mit plosivischem Abschluss (54,5 %, n = 1460). Den zweithöchsten relativen Anteil erreicht im Untersuchungskorpus das sogenannte Zungenspitzen-*r*, also die apikale Aussprache des *r* vor Vokal (48,1 %, n = 2112). Sie wird in der Rangfolge der relativen Häufigkeit von der Lenisierung des *t* zwischen Kurzvokal und unbetontem Folgevokal (31,9 %, n = 1165) und schließlich vom velarisierten, sogenannten Ostsee-*l* im absoluten Wortauslaut und vor Dentalplosiv (18,6 %, n = 2903) gefolgt. Die geringsten relativen Häufigkeiten weisen in den 44 Interviews demnach die Diphthongierung der mittleren Langvokale *e*, *o*, *ö* (13,7 %, n = 3507) und der Erhalt des niederdeutschen *t* in *das*, *dass* und *was* (5,7 %, n = 3394) auf.

Einige der untersuchten Merkmale treten im Untersuchungskorpus also mit bemerkenswert hohen Frequenzen auf, die eine sehr deutliche regionale Markierung der Interviewsprache meiner Gewährspersonen belegen. Dabei erreicht aber selbst das häufigste Merkmal, die plosivische Aussprache des *–ng*, in meinem Korpus keine Vorkommensfrequenz, die auf eine verbindliche Gebrauchsnorm im Regiolekt schließen ließe. Vielmehr konkurriert regiolektales [ŋk] in den Interviews der Befragten zu nahezu gleichen Anteilen mit standardgemäßem [ŋ]. Die soziolinguistischen Untersuchungen der 1970er Jahre hatten den plosivischen Verschluss des [ŋ] dagegen noch als „obligatorisches Merkmal“[227] der Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern angesehen. Dabei ist zu bedenken, dass die Datengrundlage meiner Untersuchung in einer semiformellen Gesprächssituation erhoben wurde. Bei einer Datenerhebung in informellen Freundes- oder Familiengesprächen wären für alle untersuchten regionalen Varianten wohl merklich höhere Gebrauchsfrequenzen zu verzeichnen gewesen. Das Profilbild des mecklenburgischen Regiolekts, das die Abbildung 3.3.1-1 auf der Basis meiner Korpusbefunde veranschaulicht, vermittelt also eher einen Eindruck von der relativen Häufigkeit regiolektaler Lautmerkmale als von ihrem absoluten Frequenzniveau.

227 Vgl. Dahl (1974: 346, 348), Herrmann-Winter (1979: 141).

Abbildung 3.3.1-1: Prozentualer Anteil standardabweichender Merkmale des Regiolekts in der Interviewsprache von 44 Gewährspersonen aus Rostock, Schwaan und umliegenden Dörfern



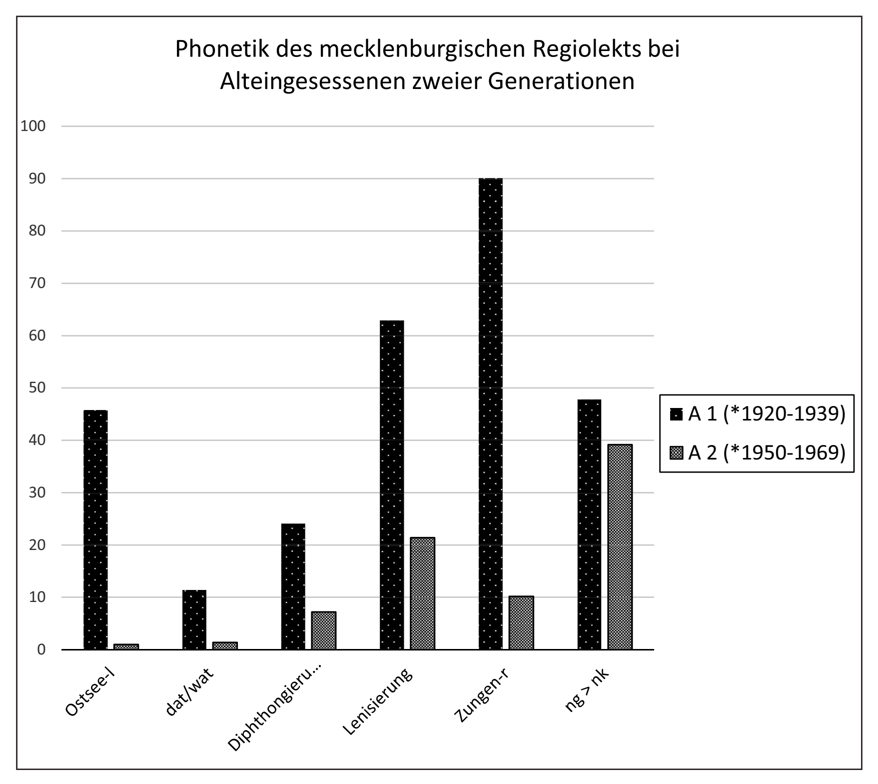
Und noch etwas ist bei der Interpretation dieses Diagramms zu bedenken: Die Werte für den prozentualen Anteil regiolektaler Merkmale bilden selbstverständlich nur die Verhältnisse im speziell ausgewählten Korpus meiner Interviews ab. Sie entsprechen daher nur bedingt den Gehörseindrücken, die man in den öffentlichen Räumen meines Untersuchungsgebietes gewinnen kann. Das im Korpus so prominente Zungenspitzen-*r* beispielsweise wird man in öffentlichen Verkehrsmitteln in Rostock oder im Bäckerei-Café in Schwaan eher selten vernehmen – nämlich nur dann, wenn ein Angehöriger der Vorkriegsgeneration spricht, die in meinem Korpus sehr stark vertreten ist. Jüngere Mecklenburgerinnen und Mecklenburger verwenden das apikale *r* nur noch äußerst selten. Beobachtungen wie diese lassen starke

Unterschiede im regiolektalen Sprachgebrauch der mecklenburgischen Bevölkerung erkennen, die sich auch in meinem Korpus abbilden. Sobald man das Interviewkorpus der 44 Befragten nämlich nach Alterskohorten oder nach Herkunftsgruppen differenziert, kann von einer einheitlichen Charakteristik des mecklenburgischen Regiolekts kaum noch die Rede sein. Der in immer gleicher Erhebungssituation aufgezeichnete standardnahe Sprachgebrauch der ausgewählten Gewährspersonen weist vielmehr eine sehr große Heterogenität auf, die sicher noch stärker hervortreten würde, wenn man auch noch jüngere Altersgruppen als die Vorkriegs- und die Nachkriegsgeneration in die Untersuchung einbeziehen würde. Schon innerhalb einer einzigen Gesprächssituation und innerhalb eines eng begrenzten Untersuchungsgebietes zeigen sich derart große Differenzen im regiolektalen Sprachgebrauch meiner alteingesessenen Interviewpartner, das von *dem* mecklenburgischen Regiolekt tunlichst nur mit Vorbehalt zu sprechen ist.

Die Heterogenität der Interviewsprache meiner Gewährsleute deutet auf eine starke Entwicklungsdynamik der mecklenburgischen regionalen Umgangssprache in meinem Untersuchungsgebiet hin. Die diachrone Dynamik des mecklenburgischen Regiolekts zeigt sich vor allem dann, wenn man den Sprachgebrauch der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen mit dem Sprachgebrauch ihrer Nachkommengeneration vergleicht (vgl. Abb. 3.3.1-2). Wie in Abschnitt 2.2.1 bereits diskutiert, kann der *apparent-time*-Vergleich des unterschiedlichen Sprachverhaltens zweier aufeinanderfolgender Generationen aus dem Blickwinkel der Gegenwart natürlich kein exaktes Abbild des Sprachwandels zwischen den Zeiten der sprachlichen Primärsozialisation der beiden Alterskohorten geben. Es ist selbstverständlich in Rechnung zu stellen, dass die Angehörigen dieser Generationen ihren Sprachgebrauch schon in der Spanne ihrer Lebenszeit verändern. So könnten sich beispielsweise die älteren Sprachteilnehmer im Laufe ihres Lebens zum Teil schon an neuere Entwicklungstrends angenähert haben, die erst in der Nachfolgegeneration neu aufgekommen sind. Während also die absolute Geschwindigkeit des Sprachwandels mit der *apparent-time*-Methode nicht verlässlich abzuschätzen ist, gibt sie aber sichere Anhaltspunkte über die generelle Richtung des Wandels (Bowie 2015: 41) und sie bietet beim Vergleich der gleichgerichteten Entwicklung mehrerer Variablen einer Varietät Hinweise auf die ‚relative Geschwindigkeit' ihres Wandels. Abbildung 3.3.1-2 kann die unterschiedlichen

Entwicklungsdynamiken für die untersuchten Lautmerkmale veranschaulichen, indem sie jeweils die Gebrauchsfrequenzen der standardabweichenden Varianten in den regiolektalen Sprachproben der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburger gegenüber stellt.

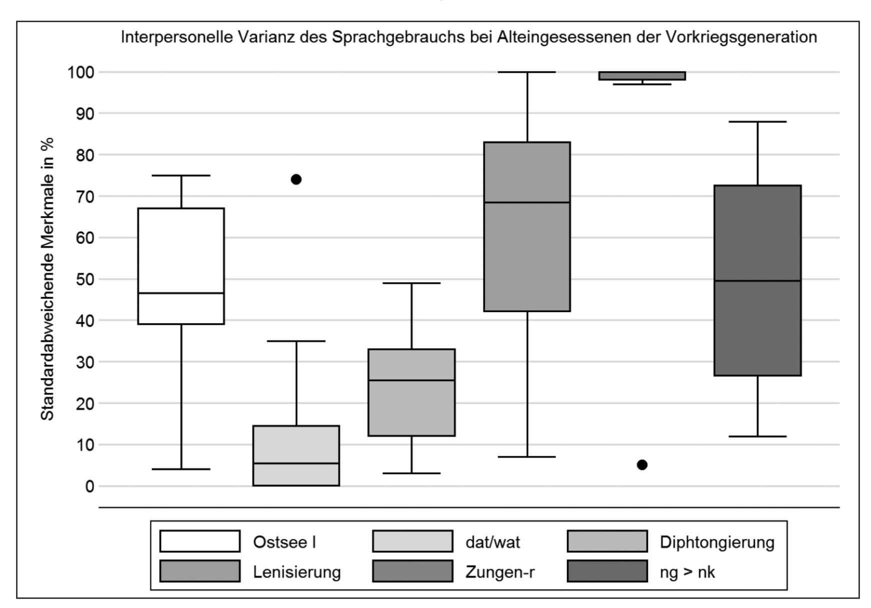
Abbildung 3.3.1-2: Phonetik des mecklenburgischen Regiolekts bei Alteingesessenen zweier Generationen (A 1, A 2) – Anteil der standardabweichenden Varianten in Prozent der Belege



Von den untersuchten sechs Variablen unterliegt im Untersuchungsgebiet eindeutig die Realisierung des prävokalischen *r* der stärksten Entwicklungsdynamik: Hier fällt der Anteil des Zungenspitzen-*r* im regiolektalen Sprachgebrauch der Nachkriegsgeneration um nahezu 80 Prozentpunkte gegenüber den Interviews der Vorkriegsgeneration zurück (vgl. Abb. 3.3.1-2). Das Zungenspitzen-*r* ist unter den Angehörigen der Nachkriegsgeneration

der Alteingesessenen heute überhaupt nur noch bei wenigen Einzelpersonen als idiolektale Besonderheit ihrer Redeweise in Gebrauch. Die Entwicklung des prävokalischen *r* zeichnet dabei nicht nur eine außerordentlich starke Dynamik, sondern auch ein außergewöhnlicher Verlauf aus: Dem nahezu vollständigen Schwund des Zungenspitzen-*r* aus dem mecklenburgischen Regiolekt der jüngeren Personen ging in der älteren Generation nämlich keine größere interpersonelle Variation voraus (vgl. Abb. 3.3.1-3, fünfter Boxplot), vielmehr schlägt hier von einer Generation zu nächsten ein sehr stabiler und einheitlicher Sprachgebrauch in einen ebenso einheitlichen, neuen um.

Abbildung 3.3.1-3: Interpersonelle Varianz des Gebrauchs phonetischer Regiolektmerkmale bei Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration (A 1) – Anteile der standardabweichenden Merkmale in Prozent



Hier bildet die einschneidende Entwicklung des Sprachgebrauchs meiner Gewährspersonen offenbar einen abrupten Wandel des Sprechstandards selbst ab, der zeitnahe durch Aussprachebücher kodifiziert wurde – was den Lautwandel beschleunigt haben dürfte. Vor allem wurden der *r*-Aussprache auch in den auditiven bzw. audiovisuellen Medien nach dem Ende des Nationalsozialismus ganz neue überregionale Vorbilder

als Orientierungspol gesetzt. Im Falle der *r*-Aussprache vollzog sich der Lautwandel offenbar nicht über die allmähliche und wechselseitige sprachliche Anpassung der Sprecher in den regionalen Kommunikationsräumen („Mesosynchronisierung“), sondern er wurde seit der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts zumindest zusätzlich über die Vorbilder und Vorgaben von Normierungsinstanzen induziert, die einen überregionalen Aussprachestandard verbreiteten („Makrosynchronisierung“)[228]. Die Entwicklung des *r* ist damit ein sehr deutliches Beispiel dafür, dass Sprachwandel durchaus nicht nur über die Variantenakkommodation in der *face-to-face*-Kommunikation erfolgt, wie Trudgill dies vorsieht, sondern: „die Zielnormen […], denen die Sprecher folgen, sind [hier] nicht materiell in der Kommunikationssituation vorhanden“. Ausschlaggebend für das Sprachverhalten und seine Änderung ist vielmehr nur „die Vorstellung, die die Sprecher von der situationell angemessenen oder erwünschten Varietät haben“ (Mattheier 1996: 45).

Bei den anderen hier untersuchten Merkmalen des mecklenburgischen Regiolekts nimmt die Entwicklung offenbar einen weniger abrupten Verlauf: In einem mittleren Bereich der Abbaudynamik sind das sogenannte Ostsee-*l* und die Lenisierung des intervokalischen *t* zu verorten. Der Anteil der standarddifferenten Velarisierung des *l* fällt im Sprachgebrauch der alteingesessenen Mecklenburger von der Vorkriegs- zur Nachkriegsgeneration um ganze 44,8 Prozentpunkte zurück. Bei der Lenisierung ist der Anteil der standardabweichenden Variante in den Interviews der Nachkriegsgeneration um 41,5 Prozentpunkte geringer als in der älteren Generation (vgl. Abb. 3.3.1-2). In beiden Fällen nehmen die Frequenzen der standardabweichenden Merkmale intergenerationell also deutlich ab, was im Falle des Ostsee-*l* bereits zum nahezu vollständigen Verstummen eines ehemals charakteristischen Merkmals der mecklenburgischen Umgangssprache führt. Abgebaut wird mit dem velaren *l* gerade ein areales Spezifikum dieses Regiolekts. Mit der Tilgung des Ostsee-*l* gleicht sich die mecklenburgische Umgangssprache den angrenzenden regionalen Umgangssprachen an. Auch mit dem fortschreitenden Abbau der Lenisierung verliert der mecklenburgische Regiolekt zunehmend seine areale Spezifik. Als charakteristisches Merkmal der küstennahen norddeutschen Umgangssprachen hatte

---

228 Zur Unterscheidung von Mesosynchronisierung und Makrosynchronisierung vgl. Schmidt / Herrgen (2011: 30–34).

die häufige Lenisierung der stimmlosen Plosive den mecklenburgischen Regiolekt von den südlich bzw. östlich angrenzenden brandenburgischen und mittelpommerschen Umgangssprachen abgehoben. In der Nachkriegsgeneration tritt diese regionale Besonderheit merklich zurück. Sowohl beim Ostsee-*l* als auch bei der Lenisierung deuten bereits die großen Spannweiten der interpersonellen Varianz bei der Verwendung der standardabweichenden Merkmale unter den Angehörigen der Vorkriegsgeneration auf die starke Entwicklungsdynamik der Variablen hin (vgl. Abb. 3.3.1-3, erster und vierter Boxplot).

Die Abbaurate fällt naturgemäß bei den standardfernen Merkmalen geringer aus, deren Frequenzen im Sprachgebrach der älteren Generation ohnehin schon vergleichsweise niedrig liegen. Die Anteile der diphthongierten Langvokale werden von der älteren zur jüngeren Generation der alteingesessenen Mecklenburger in der Interviewsituation um fast 17 Prozentpunkte abgebaut, der Gebrauch der Reliktwörter *dat* und *wat* geht hier intergenerationell um 10 Prozentpunkte zurück (vgl. Abb. 3.3.1-2). *Dat* und *wat* sind damit nahezu vollständig aus dem regiolektalen Sprachgebrauch der Nachkriegsgeneration verschwunden. Mit dieser Entwicklung verstärkt sich der West / Ost-Kontrast gegenüber den Regiolekten in Vorpommern und Mittelpommern, für die – unter berlin-brandenburgischem Einfluss – eher ein zunehmender Gebrauch von *dat* bzw. *dit* und *wat* festzustellen ist.[229] Der mecklenburgische Regiolekt kommt hier mit den Sprachverhältnissen im westlich angrenzenden Holstein und Nordniedersachsen überein. Da auch die Diphthongierung der mittleren Langvokale vor allem in küstennahen Regionen Norddeutschlands verbreitet ist, verliert sich mit dem allmählichen Abbau dieses Merkmales ein weiteres ehemaliges Abgrenzungsmerkmal des mecklenburgischen Regiolekts gegenüber der südlichen brandenburgischen Umgangssprache.

Die Entwicklung bei der Realisierung der mittleren Langvokale unterliegt einer offenbar nur relativ schwach ausgeprägten Abbaudynamik. Dem vergleichsweise moderaten Abbau der standardabweichenden Diphthongierung im Sprachgebrauch der Nachkriegsgeneration geht unter den Angehörigen der Vorkriegsgeneration eine relativ geringe interpersonelle Variation bei

229 Vgl. Ehlers (im Druck a).

der Aussprache der Langvokale voraus (vgl. Abb. 3.3.1-3, dritter Boxplot). Bei *dat* und *wat* deuten die Korpusbefunde dagegen darauf hin, dass die Endphase der Entwicklung erreicht ist. Hier folgt der fast vollständige Abbau der standardfernen Variante in den Interviews der Nachkriegsgeneration auf ein Entwicklungsstadium des Merkmals, bei dem die interpersonelle Varianz unter den Angehörigen der Vorkriegsgeneration sich bereits auf eine geringe Spannweite beschränkt. Schon in der Vorkriegsgeneration der Mecklenburger verwenden die meisten Gewährsperson kaum noch oder niemals *dat* oder *wat* im Interview und nur zwei einzelne Personen aus Kleinstadt und Dorf gebrauchen die niederdeutschen Reliktwörter noch mit Anteilen von 35 % und sogar 74,4 % der ausgewerteten Belege.[230]

Die geringste Abbautendenz zeigt trotz insgesamt recht hoher Anteile in den Interviews der plosive Abschluss von auslautendem [ŋ]. Hier gehen die Gebrauchsfrequenzen des standardabweichenden Merkmals von einer zur nächsten Generation der Alteingesessenen nur um 8,6 Prozentpunkte zurück (vgl. Abb. 3.3.1-2). Die weite interpersonelle Varianz der *ng*-Aussprache in der Vorkriegsgeneration, die freilich nicht an die Verhältnisse bei der Realisierung des intervokalischen *t* heranreicht, spricht auch bei dieser Variablen für eine längerfristig wirkende Entwicklungsdynamik, die unter den untersuchten sechs phonetischen Merkmalen allerdings die geringsten Auswirkungen für den mecklenburgischen Regiolekt hat.[231] Der nur sehr flache Abbau des plosivisch geschlossenen *ng* im Wortauslaut kann damit in Zusammenhang gebracht werden, dass viele der Gewährspersonen diese Form für die eigentlich korrekte Standardaussprache halten und sie nicht als salient wahrnehmen. Die semiformelle Aufnahmesituation dürfte die regiolektale Variante in ihrer durchschnittlichen Gebrauchsfrequenz

---

230 Vgl. in Abb. 3.3.1- 3 den zweiten Boxplot, in dem die Sprachdaten der beiden genannten Personen als ‚Ausreißer' bzw. als Endpunkt der ‚Antenne' markiert sind.

231 Vgl. Abb. 3.3.1-3, sechster Boxplot. Auer / Voeste (2012: 270) weisen darauf hin, dass „although language change is not possible without variation, variation does not necessarily result in language change". Die durchaus ausgeprägte interpersonelle Variation der *ng*-Aussprache kann demnach als eine vergleichsweise 'stabile Variation' von den 'dynamischen Variationen' ähnlicher Spannweiten etwa im Falle des Ostsee-*l* oder des regiolektalen Gebrauch von *dat* und *wat* abgegrenzt werden.

in meinem Korpus eher stabilisieren. Die bei allen untersuchten Variablen ganz offensichtlich wirkende Tendenz der Standardannäherung bringt sich bei einer Variante, die von vielen Gewährspersonen offensichtlich für standardgemäß gehalten wird, folgerichtig am wenigsten zur Geltung.

Die quantitative Variablenanalyse meines Interviewkorpus lässt erkennen, dass die Dynamik des beobachteten Sprachwandels zum Teil in einem Zusammenhang mit dem Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes der befragten Gewährspersonen steht. Bei mehreren der untersuchten phonetischen Variablen ist der Abbau der standarddifferenten Varianten in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen in der Großstadt bereits am weitesten vorangeschritten: Das Ostsee-*l*, die niederdeutschen Reliktwörter *dat* und *wat* sowie das lenisierte intervokalische *t* werden in dieser Altersgruppe von Großstädtern deutlich seltener verwendet als von Kleinstädtern und Dorfbewohnern. Die Tendenz der Standardannäherung, die sich dann im Regiolekt der Nachkriegsgeneration fortsetzt, kündigt sich bei den vor 1940 geborenen Großstädtern also früher an als bei den gleichaltrigen Dorfbewohnern. Der Sprachgebrauch der Kleinstädter nimmt im Hinblick auf seine regionale Markiertheit zum Teil eine Zwischenposition ein. Für den weiteren Abbau der regiolektalen Merkmale könnte daher der standardnähere großstädtische Sprachgebrauch Vorbild gewesen sein.

Bei der Realisierung des *r* und der mittleren Langvokale lässt sich dagegen in den Korpusbefunden keine eindeutige Korrelation mit dem Urbanitätsgrad der Wohnorte der Probanden erkennen. Umgekehrt liegen die Verhältnisse bei der Aussprache des wortauslautenden *ng*. Die Variable ist auch hier insofern ein Sonderfall, als gerade die vom kodifizierten Standard abweichende plosivische Realisierung des *ng* bei den Großstädtern am verbreitetsten ist. Im Vergleich mit den stärker ‚ländlichen' Merkmalen des Regiolekts wird diese ‚städtische' Variante in der Folgegeneration am wenigsten abgebaut. Auch in diesem relativ geringsten Abbau zeigt sich – wenngleich mit anderen Resultaten als beim Ostsee-*l*, *dat* / *wat* und dem lenisierten *t* – eine gewisse Vorbildfunktion des großstädtischen Sprachgebrauchs für die Alteingesessenen.[232]

232 „The influence of the urban vernacular or the regional standard of the white collar workers living in the new suburbs" auf den Sprachgebrauch des ehemals ländlichen Umlands ist nach Auer / Hinskens (1996: 19) typisch für die fortgeschrittene Phase der Industrialisierung und Urbanisierung in Europa.

Während sich der Urbanitätsgrad der lokalen Kommunikationsräume also teilweise durchaus als ein wirksamer Faktor in der strukturellen Entwicklung des mecklenburgischen Regiolekts zur Geltung bringt, scheint es keinen systematischen Zusammenhang zwischen dem Geschlecht der Befragten und der linguistischen Ausprägung ihres regiolektalen Sprachgebrauchs zu geben. Allenfalls bei der Lenisierung des intervokalischen *t* ergab die Korpusanalyse gewisse Indizien für eine genderabhängige Merkmalgewichtung im Regiolekt der Alteingesessenen. Ein merkmalübergreifender Zusammenhang scheint hier aber nicht zu bestehen.

Die Häufigkeit, mit der die phonetischen Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts realisiert werden, wird aber nicht nur von sozialen Faktoren wie dem Alter und der Herkunft der Sprechenden und dem Urbanitätsgrad ihres Lebensumfeldes bestimmt, sondern variiert zu einem deutlich weniger ausgeprägten Grad auch mit dem linguistischen Kontext, in dem das jeweilige Regiolektmerkmal auftritt. So scheinen die Frequenzen der Diphthongierung ebenso wie die des velarisierten *l* partiell auch von der Qualität des betroffenen Vokals bzw. von der Qualität des vorausgehenden Vokals bestimmt zu werden. Im Fall des unverschobenen *t* im Auslaut von *das* / *dass* und des plosivischen Verschlusses von [ŋ] spielen offenbar die Betonungsverhältnisse eine gewisse Rolle, in welchem quantitativen Maß die Nonstandardvarianten gewählt werden. Derartige sprachinterne Faktoren dürften dazu beitragen, dass sich der Wandel der mecklenburgischen Lautmerkmale in unterschiedlichen sprachlichen Kontexten mit unterschiedlichen ‚relativen Geschwindigkeiten' vollzieht.[233]

In merkmalübergreifender Perspektive können die beobachteten Prozesse des Lautwandels in Mecklenburg (außer bei der Entwicklung der *r*-Realisierung) in Anlehnung an Trudgill (1986: 107) als „Fokussierung"[234]

---

233 Im Bereich der regiolektalen Morphosyntax bestätigt das Beispiel des Präteritumschwunds, dass sprachinterne Faktoren (dort die Konjugationsklasse des Verbs) einen Einfluss auf die Abbaudynamik der norddeutschen Variante haben (vgl. Abschnitt 3.1.4).

234 Trudgill (1986: 107). Einen ähnlichen Ablauf des Sprachwandels wie Trudgill hatte bereits Bellmann (1983: 111–115) herausgearbeitet, der u. a. die Entwicklungsstadien einer kontaktinduzierten Variantenvermehrung („variables Stadium") und der anschließenden Reduktion der Varianten („Selektion") unterscheidet.

beschrieben werden, bei der über die zurückliegenden Jahrzehnte hinweg die phonetische Varianz im standardnahen Sprachgebrauch der alteingesessenen Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes abnimmt. Im Kontakt des regiolektalen Sprachgebrauchs mit dem überregionalen und kodifizierten Sprechstandard wird die Spannweite der interpersonellen Variation bei der Realisierung der phonetischen Variablen von der Vorkriegs- zur Nachkriegsgeneration in den meisten Fällen deutlich verengt. Dabei verschieben sich die Aussprachepräferenzen der Gewährspersonen durchweg zugunsten der standardsprachlichen Varianten. Dieser Prozess verläuft bei den untersuchten Merkmalen mit unterschiedlicher Dynamik und ist bei zwei der untersuchten Fälle (Ostsee-*l*, *dat* / *wat*) bereits bis zur nahezu vollständigen Tilgung der regiolektalen Varianten vorangeschritten. Im Fall des Zungenspitzen-*r* und der Diphthongierung der Langvokale könnte das „levelling" der regiolektalen Merkmale in naher Zukunft bevorstehen bzw. in den jüngsten Altersgruppen der Bevölkerung ebenfalls bereits vollzogen worden sein.

„Levelling" definiert Trudgill (1986: 126) als „the loss of marked and / or minority forms". Die Salienz der regiolektalen Merkmale wurde in meiner Erhebung nicht systematisch empirisch getestet.[235] Hier bietet der *Norddeutsche Sprachatlas* gewisse Anhaltspunkte, der die Salienz des Gebrauchs von *dat* / *wat*, der diphthongierten Langvokale, der Lenisierung des *t*, des Zungenspitzen-*r* und des plosivisch geschlossenen [ŋ] in einer Altersgruppe, die etwa der Nachkriegsgeneration entspricht, experimentell überprüft hat (Elmentaler / Rosenberg 2015 a). Während die Verwendung der ersten vier genannten Merkmale in mehreren norddeutschen Regionen von den Probanden als hochsalient wahrgenommen wurde, kann das plosivisch geschlossene [ŋ] als nur schwach salient gelten. Es erscheint schlüssig, dass die Dynamik der Standardadvergenz insbesondere saliente regiolektale Merkmale erfasst, während die kaum saliente plosivische Aussprache des *-ng* im Sprachgebrauch vergleichsweise stabil bleibt.

235 Die durchaus vielfältigen metasprachlichen Ausführungen der Gewährspersonen zur Wahrnehmung und zum sozialsymbolischen Wert verschiedener Redeweisen beziehen sich gelegentlich auch auf konkrete sprachliche Varianten, sind aber von mir nicht in Bezug auf derartige Varianten systematisch elizitiert worden. Auf den Wandel der Sprachwahrnehmung und -einstellung wird im zweiten Teil dieser Studie einzugehen sein.

Hatten bereits die empirischen Untersuchungen der 1970er Jahre ergeben, dass die mecklenburgische Umgangssprache „der Standardsprache sehr nahe“[236] stehe, so dürfte durch die hier beschriebenen Lautentwicklungen die Standardnähe unterdessen noch ausgeprägter geworden sein. Die Standardadvergenz des mecklenburgischen Regiolekts manifestiert sich dabei nicht nur darin, dass der Gebrauch standardabweichender Varianten in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien mehr oder weniger stark abnimmt, sondern auch darin, dass einige ehemals kennzeichnende Merkmale des Regiolekts ganz aus dem Sprachgebrauch schwinden.[237]

Die zum Teil stark wirkende Tendenz der Standardannäherung läuft bei den untersuchten regiolektalen Merkmalen zugleich auf eine fortschreitende „Entregionalisierung“ der gesprochenen Alltagssprache (Besch 2003: 24) in Mecklenburg hinaus, die auch für andere Regionen Norddeutschlands in den letzten Jahrzehnten charakteristisch ist. Die zentrale Region Mecklenburgs steht damit sprachgeschichtlich im Einklang mit den benachbarten Umgangssprachen Schleswig-Holsteins und Nordniedersachsens.[238] In lautlicher Hinsicht verliert auch der mecklenburgische Regiolekt in den zurückliegenden Jahrzehnten allmählich seine arealen Konturen. Oder mit Bezug auf die Akteure dieser Entwicklung formuliert: Im intensiven Kontakt mit

---

236 Protze (1997: 9), vgl. Schönfeld (1990: 117), beide Aussagen stützen sich auf Erhebungen der 1970er Jahre.

237 Meine Befunde bestätigen also im Wesentlichen die Prognose Dahls, die am Beginn der 1970er Jahre die zukünftigen Abbauprozesse in der Sprachschicht „Hochdeutsch mit niederdeutscher Beimischung“ in Mecklenburg-Vorpommern wie folgt skizziert: „Während die Konstanz der Sprachschicht über fast 200 Jahre bemerkenswert fest gewesen ist […], wird in der Zukunft nicht nur die Realisierungsdichte, sondern auch allmählich die Qualität der Interferenzmerkmale stärker betroffen werden.“ (Dahl 1974: 373). Anzumerken ist hier freilich, dass nicht alle Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts auf Interferenzen mit dem Niederdeutschen zurückzuführen sind (z. B. der plosivische Verschluss von [ŋ]).

238 Zu Nordniedersachsen vgl. Vorberger / Schröder (2011), zu Schleswig-Holstein Elmentaler (2008). In beiden Studien wird dabei betont, dass der Abbau regionaler Merkmale, eben die „Entregionalisierung“, durchaus nicht in einer vollständigen Standardidentität münden muss, sondern im gleichen Zeitraum standardabweichende, allgemein sprechsprachliche Merkmale erhalten bleiben oder in ihrer Frequenz sogar ausgebaut werden können, vgl. für den südwestdeutschen Raum Spiekermann (2005).

dem mündlichen überregionalen Aussprachestandard nehmen die alteingesessenen Mecklenburger von einer regional spezifischen Markierung ihrer umgangssprachlichen Redeweise – jedenfalls in semiformellen Gesprächssituationen – mehr und mehr Abstand. Dieser Prozess der Entregionalisierung ist bei der Nachkriegsgeneration allerdings auch heute noch nicht bis zu einer vollständigen lautlichen Standardangleichung fortgeschritten. Es steht allerdings nicht zu erwarten, dass die regionale Markierung des Sprechens zukünftig ganz ihre kommunikativ-pragmatische Funktionen verlieren wird. Eine vollständige Aufgabe regionalsprachlicher Formen ist recht unwahrscheinlich, solange diese für die Sprecher sozialsymbolischen und identitätsstiftenden Funktionen übernehmen können.

3.3.2 Advergenz an den mecklenburgischen Regiolekt: lautliche (Über)Anpassung in den Vertriebenenfamilien

Bei den Variablenanalysen zu Lautmerkmalen des mecklenburgischen Regiolekts zeigte sich in den Abschnitten unter 3.2 immer wieder, dass die Varietätendynamik in den Familien der Vertriebenen in bemerkenswerter Weise von den Sprachentwicklungen in den alteingesessenen Familien abweicht. Dies wird sehr deutlich, wenn man die Gebrauchsfrequenzen der regiolektalen Lautvarianten in den Interviews der älteren Vertriebenen und Alteingesessenen mit den phonetischen Verhältnissen in den Interviews ihrer jeweiligen Nachkommengeneration vergleicht. Dem intergenerationellen Strukturwandel des mecklenburgischen Regiolekts unterliegen in den Familien der Vertriebenen und der Alteingesessenen in vielen Fällen offensichtlich geradezu entgegengesetzte Entwicklungstendenzen.

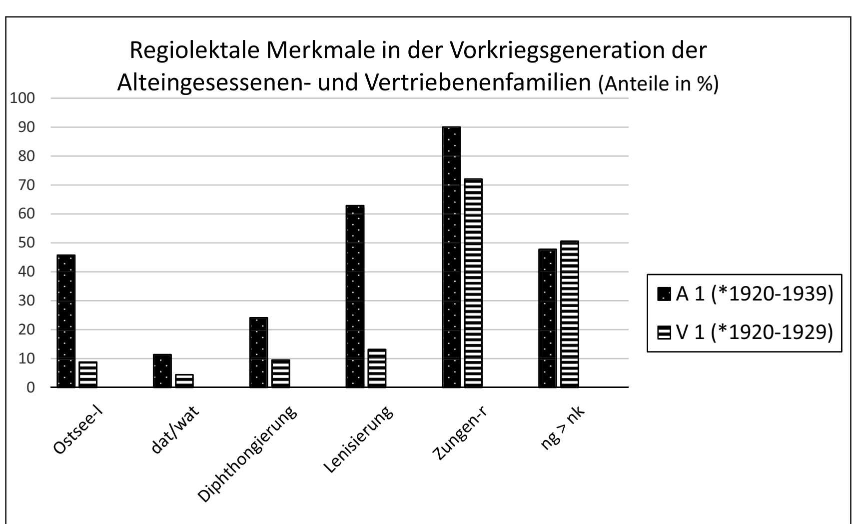
Blicken wir aber zunächst auf die merkmalübergreifenden Unterschiede im regiolektalen Sprachgebrauch jeweils der Vorkriegsgeneration beider Herkunftsgruppen, die in Abbildung 3.3.2-1 veranschaulicht werden: Bei fünf der sechs untersuchten Variablen verwenden die vor 1940 geborenen alteingesessenen Mecklenburger die mecklenburgischen Regiolektvarianten in ihren Interviews viel häufiger als die gleichaltrigen Vertriebenen, die 1945 / 1946 ins Land kamen. Besonders groß ist diese Differenz beim sogenannten Ostsee-*l* und beim lenisierten *t*, die die älteren Alteingesessenen anteilig etwa fünfmal häufiger in ihren Interviews realisieren als die zugewanderten Vertriebenen (Ostsee-*l*, Faktor 5,2; Lenisierung, Faktor 4,8).

Die Diphthongierung der Langvokale und die Reliktwörter *dat / wat* treten in den Interviews der älteren Alteingesessen immerhin noch mit zweieinhalbmal höheren Anteilen in den Interviewgesprächen der zugewanderten Vertriebenen (*dat / wat*, Faktor: 2,6; Diphthongierung, Faktor: 2,5) auf. Weniger ausgeprägt sind die Unterschiede bei der Aussprache des prävokalischen *r*, das die Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration nur 1,3-mal so häufig als Zungenspitzen-*r* sprechen wie die gleichaltrigen Vertriebenen. Nur der plosivische Abschluss des [ŋ] findet sich in den Äußerungen der Vertriebenen geringfügig häufiger als bei den Alteingesessenen (Faktor: 0,9).

Auch über 70 Jahre nach ihrer Ankunft in Mecklenburg unterscheidet sich der umgangssprachliche Usus der Zuwanderer in vielen Punkten also ganz erheblich vom regiolektalen Sprachgebrauch der gleichaltrigen Alteingesessenen. Die meisten der untersuchten Lautmerkmale des mecklenburgischen Regiolekts sind den Immigranten aus den südöstlichen deutschen Sprachregionen bis heute recht fremd geblieben. Abgesehen vom Zungenspitzen-*r* sind die hier untersuchten Lautvarianten in den Herkunftsgebieten der Vertriebenen nicht oder allenfalls dialektal eng begrenzt verbreitet gewesen. Die zum Teil noch heute feststellbaren Unterschiede im regiolektalen Sprachgebrauch von Alteingesessenen und Vertriebenen der Vorkriegsgeneration interpretiere ich daher als späte Nachklänge von Sprachkontrasten, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch stärker ausgeprägt gewesen sein dürften. Sie geben bis heute ein beredtes Zeugnis von dem vertreibungsbedingten Aufeinandertreffen der südostdeutschen und der autochthon mecklenburgischen Kontaktvarietäten in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen.

Beim apikalen *r* ist allerdings von einer großräumigen Verbreitung in den schlesischen, böhmischen und slowakischen Vertreibungsgebieten auszugehen. Hier deutet auch die hohe Frequenz des Merkmals in den Interviews der vor 1940 geborenen Vertriebenen (72,1 %) darauf hin, dass sie das prävokalische *r* bereits vor ihrer Zuwanderung in ihren Herkunftsvarietäten ganz überwiegend als Zungenspitzen-*r* realisiert, nach Mecklenburg ‚mitgebracht' und dort großenteils beibehalten haben.

Abbildung 3.3.2-1: Phonetische Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts bei Alteingesessenen und Vertriebenen der Vorkriegsgeneration – Anteile in Prozent[239]



Die vergleichsweise hohe Frequenz der plosivischen Aussprache des [ŋ] in den Interviews der Zuwanderer ist dagegen wohl nur aus einer sprachlichen Anpassung an die mecklenburgischen Sprachverhältnisse zu erklären. Die Lautvariante war nach der vorliegenden Fachliteratur in den südöstlichen Herkunftsgebieten der Vertriebenen – zumal in der hier untersuchten Position im Wortauslaut – kaum bekannt und kann demnach erst in Mecklenburg erworben worden sein. Die starke Angleichung an den Sprachgebrauch der mecklenburgischen Altersgenossen mag in diesem Fall vielleicht damit zu erklären sein, dass auch die Vertriebenen die für sie neue, plosivisch geschlossene Realisierung des [ŋ] als korrekte Standardaussprache angesehen haben. Hier fehlen aber gezielte perzeptionslinguistische Erhebungen zur Bestätigung dieser Interpretation.

Über diese bemerkenswerte Übernahme der norddeutschen Aussprache des wortauslautenden [ŋk] hinaus zeigt die Abbildung 3.3.2-1 unverkennbar

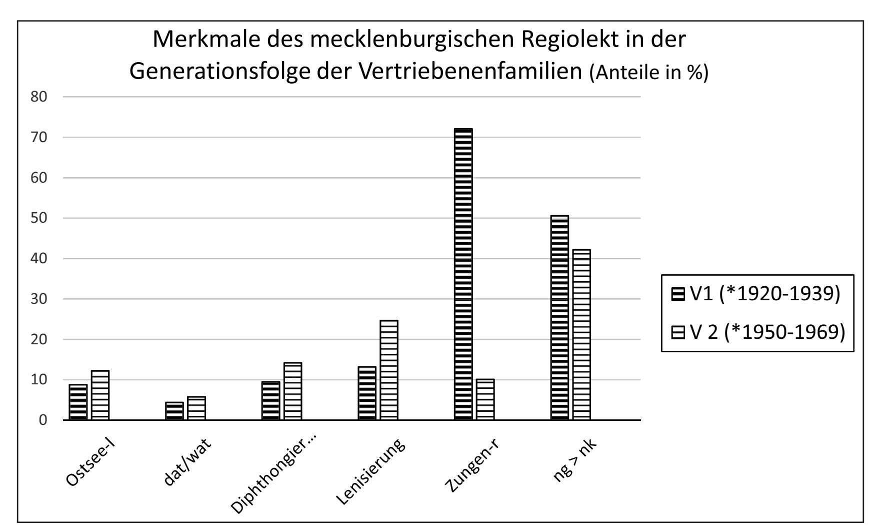
239 Ich sehe hier und bei den folgenden Diagrammen dieses Abschnitts einfachheitshalber von einer detaillierten Angabe der Prozentwerte für die einzelnen Variablen und Vergleichsgruppen ab. Sie werden in den Abschnitten unter 3.2 zur jeweiligen Variable ausführlich dargestellt und erörtert.

noch andere Spuren sprachlicher Anpassung bei den nach dem Krieg zugewanderten Vertriebenen. Auch wenn die Gebrauchsfrequenzen dabei insgesamt vergleichsweise gering bleiben, so lassen sich in der Interviewsprache dieser Zuwanderer eine ganze Reihe von weiteren phonetischen Kennzeichen des mecklenburgischen Regiolekts nachweisen: das Ostsee-*l*, die niederdeutschen Reliktwörter *dat* / *wat*, die Diphthongierung und die Lenisierung. Dabei ist hervorzuheben, dass diese charakteristischen mecklenburgischen Lautmerkmale in Gesprächen mit mir als einem ortfremden Interviewer auftreten, der die genannten Merkmale selbst nicht produziert. Die adressatenunabhängige Verwendung der mecklenburgischen Lautvarianten belegt, dass sich der regiolektale Sprachgebrauch der zugewanderten Vertriebenen über die *long-term accommodation* an ihr neues Sprachumfeld situationsübergreifend verändert und bis zu einem gewissen Grad dem mecklenburgischen Regiolekt strukturell angenähert hat.[240]

Diese Tendenz der Advergenz an den mecklenburgischen Regiolekt bringt sich in der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien dann noch stärker zur Geltung. Während in den Familien der Alteingesessenen die Verwendung mecklenburgischer Regiolektmerkmale von einer Generation zu nächsten durchweg stark abnimmt, nimmt sie in derselben Generationsfolge der Vertriebenenfamilien bei mehreren der untersuchten Merkmale deutlich zu. In den Vertriebenenfamilien sprechen die Angehörigen der Nachkriegsgeneration in mancher Hinsicht ‚mecklenburgischer' als ihre Elterngeneration. Dieser verstärkte Gebrauch regiolektaler Lautmerkmale in der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien lässt sich beim Ostsee-*l*, bei den Lexemen *dat* / *wat*, bei der Diphthongierung der Langvokale und besonders ausgeprägt bei der Lenisierung des intervokalischen *t* beobachten, bei der sich die Frequenz des standardabweichenden Merkmals in den Vertriebenenfamilien intergenerationell nahezu verdoppelt (vgl. Abb. 3.3.2-2).

240 In Anlehnung an Trudgill (1986: 40) heißt es bei Hinskens / Auer / Kerswill (2005: 45): „'When a speaker employs a new feature in the absence of speakers of the variety originally containing this feature' […] the accommodation becomes stabilised [sic]. This is a necessary condition for the diffusion of features in the contact situation."

Abbildung 3.3.2-2: Realisierung mecklenburgischer Regiolektmerkmale in der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration der Familien Vertriebener – Anteile in Prozent



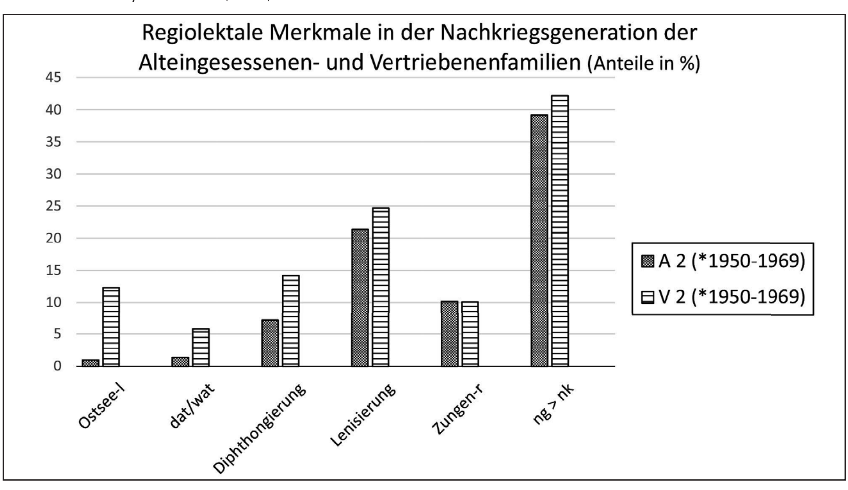
Die Zunahme standardferner Varianten im regiolektalen Sprachgebrauch der Nachkommen von Vertriebenen begrenzt sich dabei vor allem auf spezifisch mecklenburgische Regiolektmerkmale und verdankt sich nicht etwa einer – wie immer begründeten – allgemeinen Tendenz zur Standarddivergenz. Während nämlich die Gebrauchsfrequenz von vier Merkmalen, die mit den Herkunftsvarietäten kontrastieren, in den Vertriebenenfamilien intergenerationell zunimmt, wird das Zungenspitzen-*r*, das auch in ihren Herkunftsvarietäten verbreitet war, wie in den Familien der Alteingesessenen intergenerationell stark abgebaut.[241] Im Kapitel 4 wird sich zeigen, dass auch andere standardabweichende

241 Die Tatsache, dass auch der norddeutsche, plosivische Verschluss des [ŋ] in den Vertriebenenfamilien intergenerationell abgebaut wird, bestätigt, dass dieses Merkmal von vielen Vertriebenen offenbar anders wahrgenommen wird als die anderen Lautkennzeichen des mecklenburgischen Regiolekts. Es ist aber andererseits darauf hinzuweisen, dass die Abbaudynamik bei diesem Merkmal bei weitem nicht so stark wirkt wie beim Zungenspitzen-*r*, das den Vertriebenen aus den Herkunftsvarietäten geläufig war. Dies spricht dafür, dass das plosivische [ŋk] nicht ohne weiteres als Kennzeichen der eigenen Herkunftsvarietäten aufgefasst wird, obwohl es schon in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen hochfrequent in Gebrauch ist.

Kennzeichen der Herkunftsvarietäten aus dem Sprachgebrauch der Nachkommen von Vertriebenen schwinden. Der regiolektale Sprachgebrauch der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien ist also nicht einfach generell standardferner als der ihrer Eltern, sondern tatsächlich stärker durch spezifisch mecklenburgische Regiolektmerkmale markiert.

Offensichtlich orientiert sich der Sprachgebrauch in der mecklenburgischen Bevölkerung an zwei unterschiedlichen Normpolen: Während die Entwicklungsdynamik in den alteingesessenen Familien intergenerationell dem überregionalen Aussprachestandard zuneigt, orientieren sich die Angehörigen der Vertriebenenfamilien intergenerationell zunehmend am Regiolekt der älteren Alteingesessenen. Das Zusammenwirken der beiden gegenläufigen Tendenzen führt dazu, dass die jüngere Generation der Vertriebenenfamilien im Hinblick auf mehrere Lautmerkmale heute im Durchschnitt nicht nur ‚mecklenburgischer' spricht als ihre zugewanderten Eltern, sondern mecklenburgischer sogar als die gleichaltrigen Nachkommen aus den alteingesessenen Familien. Fünf der sechs untersuchten Lautvarianten des mecklenburgischen Regiolekts verwenden die Nachkommen der Zuwanderer in ihrer Interviewsprache häufiger als die gleichaltrigen Kinder von Alteingesessenen. Nur im Fall des auch in den Vertreibungsgebieten verbreiteten Zungenspitzen-*r* haben sie ihren Sprachgebrauch vollständig dem Usus in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen angeglichen (vgl. Abb. 3.3.2-3).

Abbildung 3.3.2-3: Prozentuale Anteile mecklenburgischer Regiolektmerkmale in den Interviews der Nachkriegsgeneration von alteingesessenen Familien (A 2) und Vertriebenenfamilien (V 2)



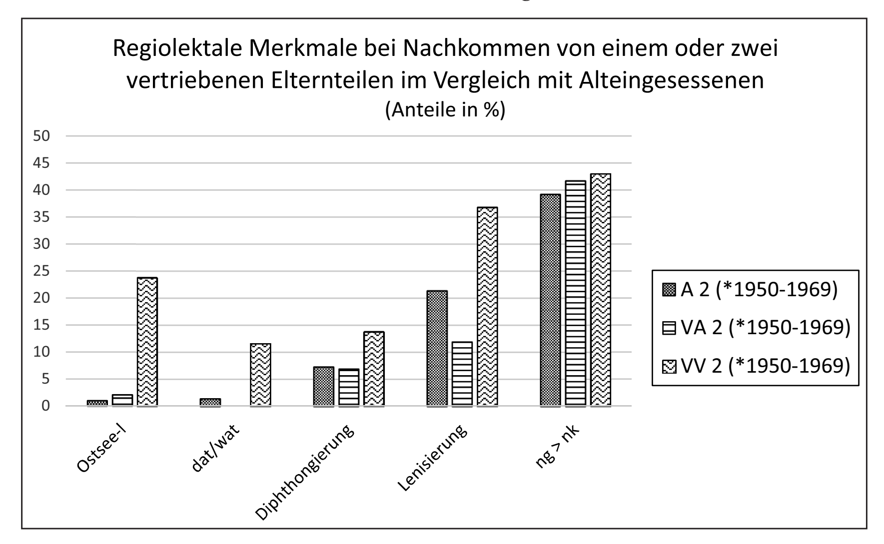
Im Vergleich mit dem Sprachgebrauch der nach 1950 geborenen Alteingesessenen fällt das Sprachverhalten der Nachkommen von Vertriebenenfamilien also durch seinen Hyperregionalismus auf. Nach Kehrein (2012: 38) werden „Hyperformen“ im Varietätenkontakt „bei dem Versuch gebildet, Elemente einer Varietät zu verwenden, die nicht Teil der individuellen System- und Registerkompetenz sind, von deren Existenz die Sprecher aber Kenntnis haben“. Beim Hyperregionalismus der jüngeren Vertriebenen besteht die „normwidrige[…] sprachliche[…] Annäherung“ (Lenz 2005: 75) der Sprecher an den Regiolekt der Alteingesessenen allerdings nicht darin, dass Formen gebildet würden, die aus der Sicht der Zielvarietät ungrammatisch wären: Normwidrig sind nicht die an den mecklenburgischen Regiolekt angeglichenen Lautmerkmale an sich, sondern allenfalls die überschießende Häufigkeit ihres Gebrauchs. Die beobachtete sprachliche Hyperadaption bei den jüngeren Angehörigen der Vertriebenenfamilien beruht also keineswegs auf unvollständiger Systemkompetenz im mecklenburgischen Regiolekt, sondern könnte allenfalls auf eine unsichere Registerkompetenz hindeuten. Insofern ist diese Überanpassung von Hyperkorrektionen bzw. Hyperdialektalismen im engeren Sinne zu unterscheiden.[242] Wie bei den letztgenannten kontaktlinguistischen Phänomenen geht es aber auch bei der Hyperadaption des mecklenburgischen Regiolekts für die Nachkommen der Vertriebenen offensichtlich darum, Merkmale eines für prestigeträchtig angesehenen Sprachgebrauchs in die eigene Redeweise zu übernehmen.

Die Dynamik der Hyperadaption des mecklenburgischen Regiolekts lässt sich noch genauer fassen, wenn man die acht Probanden aus der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien näher in den Blick nimmt, deren Interviews hier analysiert worden sind. Den hyperregionalen Sprachgebrauch weisen nämlich vor allem die Personen auf, deren beide Eltern ursprünglich nicht aus Mecklenburg stammen, sondern aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten zugewandert sind. Die Nachkommen aus exogamen Ehen, also Gewährspersonen mit einem vertriebenen und einem alteingesessenen Elternteil, zeigen diese Überanpassung nicht durchgängig bzw. nicht so ausgeprägt. Bei ihnen liegt der Anteil der regiolektal-mecklenburgischen

242 „Die Konstruktion von Hyperformen erklärt sich durch falsche Analogie, das heißt durch fehlerhafte Generalisierung abgeleiteter Korrespondenzregeln“ (Lenz 2005: 90) zwischen Ausgangs- und Zielvarietät, vgl. Trudgill (1986: 66).

Merkmale je nach Variable meist nur geringfügig über oder unter den durchschnittlichen Gebrauchsfrequenzen in der Gruppe der gleichaltrigen Alteingesessenen. Gewährspersonen, deren beide Eltern nach Mecklenburg vertrieben wurden, verwenden die mecklenburgischen Lautmerkmale dagegen durchgängig deutlich häufiger als ihre Altersgenossen mit zwei alteingesessenen Eltern (vgl. Abb. 3.3.2-4). Beim Ostsee-*l*, der Verwendung von *dat* / *wat* und der Lenisierung des *t* sind diese Hyperfrequenzen besonders auffallend. Aber auch die Diphthongierung der Langvokale und die plosivische Aussprache des [ŋ] treten bei den Nachkommen von je zwei vertriebenen Elternteilen deutlich frequenter als bei Nachkommen homogen alteingesessener Familien auf.[243]

Abbildung 3.3.2-4: Regiolektale Merkmale bei Nachkommen alteingesessener Familien (A 2) und Vertriebenenfamilien: VA 2: ein Elternteil alteingesessen, einer vertrieben; VV 2: beide Eltern als Vertriebene zugewandert



243 Da das Zungenspitzen-*r* in der Nachkriegsgeneration, wie in Abschnitt 3.2.5 gezeigt, in der Nachkriegsgeneration nur noch als idiolektale Besonderheit der Redeweise von wenigen Einzelpersonen auftritt, wird es hier aus der Betrachtung ausgeschlossen.

Die Hyperadaption mecklenburgischer Lautmerkmale in den Vertriebenenfamilien erinnert damit stark an die „charakteristische Überkreuzungs-Struktur (cross over pattern)“, die William Labov (1976 [1972]: 19) in seiner berühmten New Yorker Kaufhausstudie herausgearbeitet hat. Auch dort wurde ein phonetisches Merkmal (Realisation des *r*), das eine bestimmte gesellschaftliche Schicht neu entwickelt hatte und das allgemein als prestigeträchtiges Merkmal angesehen wurde, von den Angehörigen einer anderen Gesellschaftsgruppe, die das Merkmal selbst nicht in der sprachlichen Primärsozialisation erworben hatte, im Erwachsenenalter nachgeahmt und in gewähltem Sprechen hyperfrequent übertrieben. „Die sprachliche Unsicherheit“ (ebd.: 21) der Personen, die das Prestigemerkmal erst im Erwachsenenalter kennenlernen und nachzuahmen versuchen, führt nach Labov dazu, dass sie bei der Nachahmung des prestigeträchtigen Sprachgebrauchs „einen Schritt zu weit“ gehen (ebd.: 22).

Personen aus exogamen Familien, die den regionstypischen Sprachgebrauch schon während ihrer frühen Kindheit durch den alteingesessenen Elternteil erworben haben können, so wäre Labovs Analyse auf Mecklenburg zu übertragen, zeigen diese „sprachliche Unsicherheit“[244] bei weitem nicht in dem Maße wie Probanden mit zwei vertriebenen Eltern, die den mecklenburgischen Regiolekt erst außerhalb ihrer familiären Sprachsozialisation kennen gelernt haben. Für die Kinder zweier Zuwanderer gilt offenbar der Sprachgebrauch der älteren Alteingesessenen als Prestigevarietät, an der sie ihren eigenen Sprachgebrauch ausrichten und deren sprachlichen Merkmale sie dabei hyperfrequent nachahmen. Die hyperfrequente Adaption der Orientierungsvarietät ist damit nicht nur Effekt einer unsicheren Registerkompetenz, sondern sie muss zugleich als Ausdruck eines besonders starken (mehr oder weniger unbewussten) Bestrebens interpretiert werden, mecklenburgische Regionalität im eigenen Sprachusus zu markieren. Diese Dynamik der Hyperadvergenz wird umso deutlicher, als ja die jüngeren Alteingesessenen im gleichen Zeitraum vom prägnant regional geprägten Sprachgebrauch ihrer Elterngeneration abrücken und

244 Auch Bahl / Pyka (1995: 72) beobachten bei Nachkommen von Vertriebenen, deren „Eltern einen anderen Dialekt als das einheimische Allgäuer Schwäbisch“ ihres neuen Lebensumfeldes sprechen, „eine gewisse Unsicherheit im Sprachgebrauch“.

ihren eigenen Sprachgebrauch zunehmend am überregionalen Standard ausrichteten, der für sie ganz offensichtlich die Prestigevarietät darstellt.

Überanpassung an den mecklenburgischen Regiolekt lässt sich gelegentlich auch schon in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen feststellen, die also selbst noch als Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene nach Mecklenburg zugewandert sind. Bei diesen Personen bezieht sich die sprachliche Hyperadaption den Korpusbefunden nach aber typischerweise nur auf einzelne Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts. Diese werden dabei offenbar als eine Art Leitmerkmal der mecklenburgischen Umgangssprache wahrgenommen und dann im eigenen Sprachgebrauch in einer Häufigkeit reproduziert, die vielfach weit über das Durchschnittsmaß der gleichaltrigen Alteingesessenen hinausschießt. So verwendet beispielsweise Frau 28 (1936 V) unverschobenes *dat* und *wat* mehr als doppelt so häufig wie der Durchschnitt der gleichaltrigen Mecklenburger. Sie bleibt aber beim Gebrauch der anderen hier untersuchten phonetischen Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts unter den durchschnittlichen Frequenzen in der Gruppe der gleichaltrigen Alteingesessenen. Bei Herrn 13 (1935 V) ist es die Lenisierung des intervokalischen *t*, die weit überdurchschnittlich oft reproduziert wird, während seine Interviewsprache im Übrigen weniger stark regional mecklenburgisch markiert ist als im Gruppendurchschnitt der vor 1940 geborenen Mecklenburger.

In der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien gilt die Hyperadaption dann nicht mehr nur einzelnen Leitmerkmalen des mecklenburgischen Regiolekts, sondern hier werden ganze Ensembles von regiolektalen Merkmalen hyperfrequent in den eigenen Sprachgebrauch übernommen. Bei Herrn 57 (1965 VV) liegt der Anteil der Diphthongierung und des plosivisch realisierten [ŋ] über dem Vergleichsdurchschnitt der alteingesessenen Altersgenossen. Bei Frau 60 (1952 VV), Herrn 68 (1968 VV) und Herrn 74 (1959 VV) sind es jeweils vier der untersuchten Lautmerkmale des mecklenburgischen Regiolekts, die hyperfrequent verwendet werden. Bei Herrn 74 geht die Hyperadaption der Regiolektmerkmale sogar so weit, dass er nicht nur stärker regional markiert spricht als seine alteingesessenen Altersgenossen, sondern vier phonetische Merkmale noch häufiger verwendet als der Durchschnitt der Mecklenburger der Vorkriegsgeneration.[245]

245 Zu den (sprach)biographischen Hintergründen der Überanpassung bei den genannten Gewährspersonen vgl. Ehlers (im Druck b).

Es ist davon auszugehen, dass die Hyperadaption des mecklenburgischen Regiolekts in den Familien der Vertriebenen ein recht weit verbreitetes Phänomen ist, sowohl vereinzelt in der Vorkriegsgeneration als auch in besonderem Maße in der Nachkriegsgeneration.[246] In die mecklenburgischen Kommunikationsräume, deren Varietätendynamik nicht zuletzt durch die Tendenz der Entregionalisierung geprägt ist, trägt dieses Sprachverhalten der Zuwanderergruppe einen konservativen Zug ein. Der Tendenz der Standard*ad*vergenz, die die Entwicklungsdynamik des Regiolekts in den alteingesessenen mecklenburgischen Familien kennzeichnet, läuft in den Vertriebenenfamilien eine mindestens auf einzelne Regiolektmerkmale bezogene Tendenz der Standard*di*vergenz entgegen. Das bewusste oder unbewusste Bemühen um eine Anpassung an die regionalen Besonderheiten der Umgangssprache in den Zielorten der Vertreibung führt bei vielen Vertriebenen und ihren Nachkommen zu einem Sprachgebrauch, der stärker regional markiert ist als der der meisten gleichaltrigen Alteingesessenen.

Die germanistische Sprachwissenschaft war sich bisher weitgehend darin einig, dass die massive Immigration der Vertriebenen nicht nur die Aufgabe der Basisdialekte befördert, sondern auch zum „levelling-out of some regionalisms in Standard German“[247] beigetragen habe. Mit Bezug auf den „Massenzuzug von Umsiedlern“ im Norden der DDR konstatiert beispielsweise Schönfeld (1989:167–168): „Die umfangreiche Zuwanderung beschleunigte den Rückgang des städtischen Dialekts und lokaler sprachlicher Mittel in der Standardsprache.“ Die Befunde meiner Variablenanalysen zeigen dagegen, dass Zuwanderung der Vertriebenen in Mecklenburg durchaus nicht unmittelbar zu einer Beschleunigung der laufenden Abbauprozesse

---

246 Über ein weiteres Fallbeispiel der Hyperadaption in der Nachkriegsgeneration einer Vertriebenenfamilie aus dem vorpommerschen Gützkow berichte ich in Ehlers (2013: 110–112). Hyperadaption der zugewanderten Vertriebenen an ihr neues Lebensumfeld ist dabei offensichtlich auch in anderen soziokulturellen Bereichen auffällig. König (2014: 84) findet bei nach Thüringen zugewanderten Vertriebenen der Aufbaugeneration mitunter Anzeichen der „Hyperintegration, einer überschießenden Identifikation“ mit der DDR. Kossert (2008: 131–133) schildert den besonders starken einseitigen Anpassungsdruck, der gerade auf der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien gelastet und zu verbreiteter „Überanpassung“ im Sozialverhalten geführt habe.

247 Clyne (1984: 60), vgl. in ähnlichem Wortlaut schon Leopold (1970 [1959]: 349).

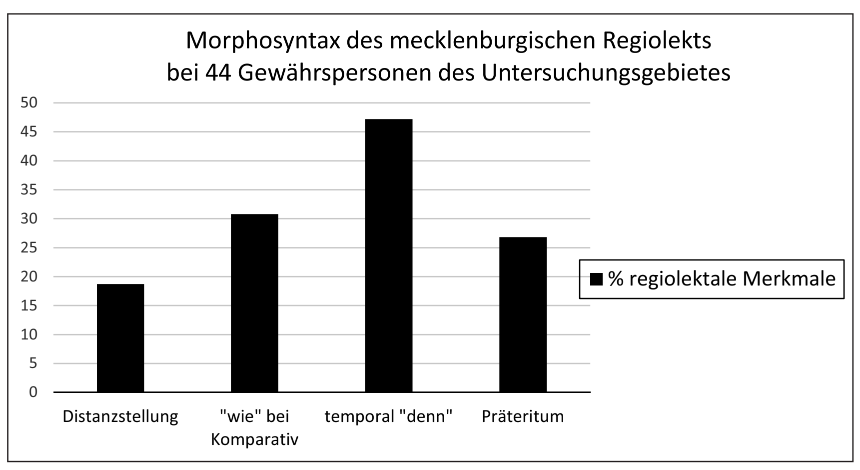
regiolektaler Spezifika geführt hat. Schon die Vorkriegsgeneration der Vertriebenen hat diese Spezifika in geringem Umfang in ihren eigenen Sprachgebrauch übernommen bzw. in Einzelfällen sogar hyperfrequent adaptiert. Vor allem die sprachlich überangepassten Nachkommen der Zuwanderer bringen aber verstärkt mecklenburgische Regionalismen in die sprachlichen Synchronisierungsprozesse vor Ort ein – und dürften damit eher zu einer Verlangsamung der laufenden Entregionalisierung des Regiolekts beigetragen haben. In der Bevölkerung meiner Untersuchungsregion sind es gerade die Nachkommen von Vertriebenen, die die stark im Abbau befindlichen Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts am stärksten bewahren.

3.3.3 Morphosyntax des Regiolekts bei Alteingesessenen und Vertriebenen

Die Morphosyntax des mecklenburgischen Regiolekts wird hier anhand von vier ausgewählten Merkmalen untersucht, die im spontansprachlichen Interviewkorpus derart häufig auftreten, dass sie einer quantitativen Analyse zugänglich sind. Wenn wir zunächst die Interviews aller 44 ortsfesten Gewährspersonen zugrunde legen, ergeben die quantitativen Analysen ein Profil der relativen Vorkommensfrequenzen für die untersuchten Merkmale, das in Abbildung 3.3.3-1 veranschaulicht wird. Wie im Bereich der Phonetik haben die regiolektalen Varianten auch auf der morphosyntaktischen Ebene in den Interviews eine recht unterschiedliche Prominenz: Von den vier regiolektalen Merkmalen erreicht das temporale *denn* in den jeweils untersuchten Kontexten mit durchschnittlich 47,2 % der Belege die vergleichsweise höchsten Gebrauchsfrequenzen (n = 1963). Selbst bei diesem sehr prominenten Merkmal wird die standardgemäße Variante des Temporaladverbs *dann* im Gebrauch aber nicht von der standardabweichenden Variante *denn* dominiert. Vielmehr verwenden meine Interviewpartner die beiden Varianten im Durchschnitt zu annähernd gleichen Anteilen. Von den vier regiolektalen Merkmalen tritt die ‚norddeutsche' Distanzstellung der Pronominaladverbien (*da halte ich nichts von*) in den Interviews meiner Gewährspersonen mit der vergleichsweise geringsten relativen Häufigkeit auf. Die Distanzstellung erreicht aber immerhin noch einen Anteil von durchschnittlich 18,7 % aller überprüften Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautender Präposition (n = 803). Schon die Analyse der

vier ausgewählten Variablen zeigt also, dass die Interviewsprache meiner Gewährspersonen recht deutlich von morphosyntaktischen Varianten geprägt ist, die als standardabweichend und regiolektal (Distanzstellung, komparatives *wie*, temporales *denn*) oder zumindest als typisch norddeutsch gelten können (Präteritum). Die morphosyntaktischen Besonderheiten des Sprachgebrauchs der Probanden haben also einen bedeutenden Anteil an der regionalen Markierung ihrer Interviewsprache.

Abbildung 3.3.3-1: Prozentualer Anteil morphosyntaktischer Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts in der Interviewsprache von 44 Gewährspersonen[248]



Freilich offenbart der regiolektale Sprachgebrauch der 44 interviewten Gewährspersonen auch im Bereich der Morphosyntax eine zum Teil erhebliche Heterogenität und interne Entwicklungsdynamik, wenn man das Untersuchungssample nach Bevölkerungs- bzw. nach Altersgruppen differenziert. Die gegenwärtigen Verhältnisse und die Entwicklungsdynamik des regiolektalen Sprachgebrauchs in der Untersuchungsregion ähneln dabei im Bereich der Morphosyntax in mehrerlei Hinsicht den Gegebenheiten im Bereich der regiolektalen Phonetik.

---

248 Auf die Angabe der genauen Prozentwerte wird in diesem Resümee der Einfachheit halber meist verzichtet, die Ergebniswerte der Variablenanalyse werden in den Abschnitten 3.1.1 – 3.1.4 ausführlich erörtert.

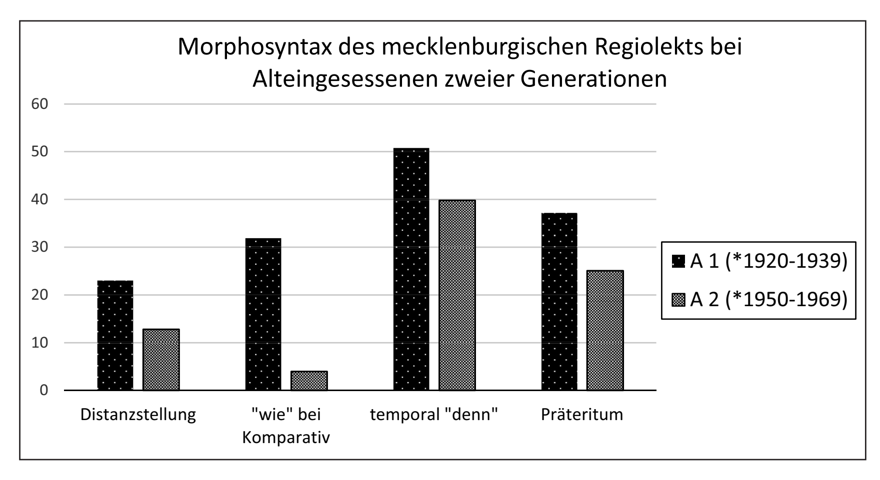
Beschränken wir uns bei der Zusammenfassung der morphosyntaktischen Variablenanalysen zunächst auf die sprachlichen Unterschiede, die sich innerhalb der alteingesessenen Familien manifestieren. Die Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen weicht in ihrem Sprachgebrauch auch in morphosyntaktischer Hinsicht zum Teil erheblich vom Sprachusus der Elterngeneration ab. Ein *apparent-time*-Vergleich der Interviews beider Alterskohorten lässt daher auf zum Teil starke diachrone Entwicklungen im Bereich der regiolektalen Morphosyntax schließen. Wie auf phonetischer Ebene zeichnet sich hier einerseits eine übergreifende Richtung des Sprachwandels über die Generationsfolge der alteingesessenen Familien ab. Andererseits wird deutlich, dass diese Entwicklung bei den untersuchten morphosyntaktischen Variablen offenbar jeweils in unterschiedlicher ‚relativer Geschwindigkeit' verläuft (vgl. 3.3.1).

Wie die Säulenpaare in Abbildung 3.3.3-2 veranschaulichen, ist bei allen vier morphosyntaktischen Variablen in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien eine Tendenz der Standardannäherung oder – um den Fall des Präteritumschwunds angemessener einzubeziehen – eine Tendenz des Abbaus charakteristisch norddeutscher Merkmale zu beobachten.[249] Dabei zeigt sich die Dynamik der Standardadvergenz bei der Wahl der Vergleichspartikel beim Komparativ mit Abstand am stärksten. Hier fallen die Gebrauchshäufigkeiten der standardabweichenden Variante *wie* (*besser wie*) in der Generationsfolge der Alteingesessenen um 27,9 Prozentpunkte von 31,9 % auf 4 % zurück (vgl. Abb. 3.3.3-2). Das unter alteingesessenen Mecklenburgern der Vorkriegsgeneration durchaus noch verbreitete Merkmal tritt unter jüngeren Sprechern überhaupt nur noch im idiolektalen Sprachgebrauch von wenigen Einzelpersonen auf und wird aus dem

249 Wegen der insgesamt geringeren Belegzahlen von morphosyntaktischen Phänomenen im Korpus und den in der Regel auch geringeren Differenzen zwischen den Ergebniswerten für die verglichenen Bevölkerungsgruppen erreichen die in diesem Abschnitt resümierend zusammengestellten Beobachtungen zur Morphosyntax keine statistische Signifikanz, sondern sind nur als Tendenzaussagen zu werten. Es ist aber hervorzuheben, dass die festgestellten Tendenzen in Charakter und Richtung den Beobachtungen im Bereich der regiolektalen Phonetik entsprechen, für die in den meisten Fällen eine signifikante empirische Grundlage gesichert werden konnte, vgl. Abschnitte unter 3.2.

mecklenburgischen Regiolekt in absehbarer Zeit wohl nahezu vollständig getilgt werden. Der diachrone Prozess der Variantenselektion ist bei dieser Variable schon in der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien weitgehend zugunsten der Standardvariante *als* abgeschlossen. Hintergrund dieser vergleichsweise sehr dynamischen Entwicklung dürfte auch in Mecklenburg die Tatsache sein, dass die Verwendung von *wie* mit Komparativ in der Wahrnehmung der norddeutschen Bevölkerung heute stark salient ist und als hochgradig stigmatisiert gilt.[250]

Abbildung 3.3.3-2: Entwicklungsdynamik morphosyntaktischer Regiolektmerkmale bei je zwölf Alteingesessenen zweier Generationen (A 1, A 2) – Anteile der Varianten in Prozent



Im Vergleich mit dem stigmatisierten Gebrauch von *wie* in Komparativkonstruktionen wird die Distanzstellung der Pronominaladverbien von norddeutschen Testpersonen deutlich seltener negativ konnotiert und als

250 Hettler (2013) untersucht Salienz und Bewertung ausgewählter morphosyntaktischer Variablen bei 80 Probanden aus Hamburg und Bremen. Für den stark salienten Stimulus „besser wie“ konstatiert sie (ebd.: 174) „eine Korrelation von Salienz und Stigmatisierung“. Der starke Abbau des komparativen *wie* in der Generationsfolge meiner alteingesessenen Gewährspersonen deutet darauf hin, dass dieser Zusammenhang auch auf meine mecklenburgische Untersuchungsregion übertragbar ist.

korrekturbedürftig bewertet.[251] Dies könnte erklären, wieso die Tendenz der Standardannäherung bei dieser morphosyntaktischen Variable deutlich moderater ausfällt als beim komparativen *wie*. Wie bei den Stellungsvarianten der Pronominaladverbien so nehmen auch bei der Bildung des Temporaladverbs und der Vergangenheitstempora die durchschnittlichen Gebrauchshäufigkeiten der regiolektalen bzw. norddeutschen Varianten unter den Alteingesessenen intergenerationell nur um Spannen von etwa zehn bis zwölf Prozentpunkten ab. Die betreffenden regionalen Merkmale bleiben damit auch bei den jüngeren Alteingesessenen mit beachtlichen Frequenzen in Gebrauch (vgl. Abb. 3.3.3-2). Dabei ist aber auch zu beobachten, dass der Gebrauch der regiolektalen Varianten in der Nachkriegsgeneration zum Teil stark von persönlichen Präferenzen der einzelnen Gewährspersonen gesteuert wird. Die großen Spannweiten in der interpersonellen Varianz des Sprachgebrauchs deuten auf noch unabgeschlossene diachrone Prozesse hin und dürften die Vorbedingungen für einen weiteren Abbau der regiolektalen Varianten in der Morphosyntax darstellen.

Anders als bei den untersuchten phonetischen Merkmalen des Regiolekts ist keines der vier analysierten morphosyntaktischen Merkmale in seiner arealen Verbreitung speziell auf Mecklenburg-Vorpommern oder gar auf Teilgebiete seiner Sprachlandschaft begrenzt. Ihre areale Reichweite erstreckt sich der vorliegenden Forschungsliteratur zufolge vielmehr auf einen gesamtnorddeutschen Regiolektraum, der die niederdeutsche Dialektlandschaft zur Gänze umspannt, und reicht verschiedentlich noch in den mitteldeutschen Raum hinein. Dennoch lässt sich die festgestellte Standardadvergenz in der Morphosyntax der Interviewsprache meiner alteingesessenen Gewährspersonen als eine Tendenz der Entregionalisierung beschreiben, denn mit ihr beginnen großräumige Nord-Süd-Differenzen in der Variantenverteilung zugunsten der überregionalen Varianten des kodifizierten Standards zu verblassen.

Einstweilen wirken derartige Nord-Süd-Differenzen in der arealen Verteilung der Varianten aber auch noch insofern nach, als sie die Unterschiede im Sprachgebrauch der alteingesessenen Mecklenburger und der zugewanderten

251 Hettler (2013: 174–175), zu einem ähnlichen Befund kommt für Mecklenburg-Vorpommern schon Herrmann-Winter (1977: 243).

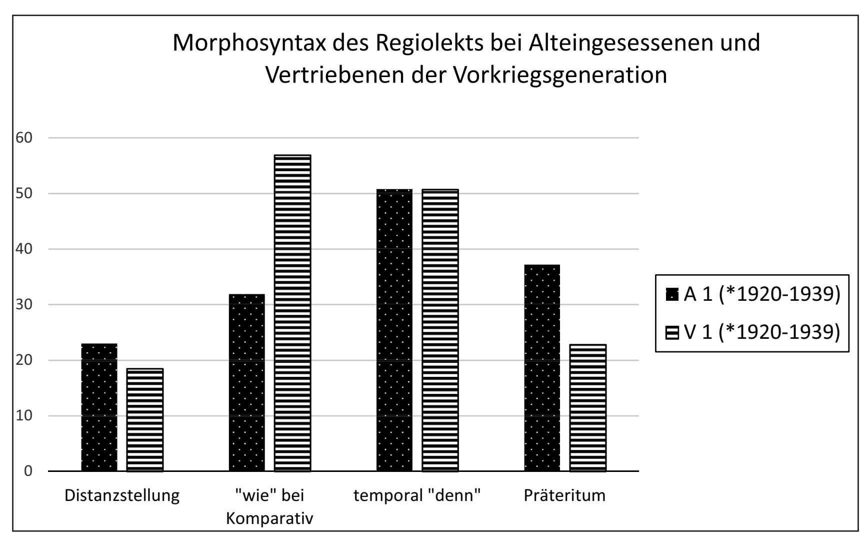
Vertriebenen aus den südöstlichen Herkunftsregionen prägen. Bei drei der vier untersuchten Variablen zeigen sich bei den Angehörigen der Vorkriegsgeneration bis heute Unterschiede in der Gebrauchshäufigkeit der regiolektalen Varianten, die auf sprachräumliche Differenzen zurückzuführen sind (vgl. Abb. 3.3.3-3). Die erzwungene Immigration der Menschen aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten hat diese sprachräumlichen Differenzen gleichsam in das Innere der mecklenburgischen Kommunikationsräume verschoben und die Heterogenität des regiolektalen Sprachgebrauchs dort bedeutend erhöht.

Dabei hat allerdings die Variante des komparativen *wie* einen Sonderstatus unter den vier untersuchten Merkmalen. Hier bestätigt meine Untersuchung zunächst die ältere Forschungsliteratur zum mecklenburgischen Regiolekt, die das Merkmal als kennzeichnend für die regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern ansieht. Komparatives *wie* wird auch von meinen alteingesessenen Interviewpartnern der Vorkriegsgeneration mit hohen Anteilen von über 30 % der Belege verwendet. Meine Ergebnisse belegen aber auch, dass das Merkmal in den Herkunftsvarietäten der Vertriebenen noch deutlich stärker verbreitet war als im mecklenburgischen Regiolekt. Die Zuwanderer der Vorkriegsgeneration verwenden es auch heute noch annähernd doppelt so häufig wie die gleichaltrigen Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.3.3-3). Im Vergleich mit den mecklenburgischen Sprachverhältnissen kann das komparative *wie* daher eher als eine ‚südostdeutsche' Variante bezeichnet werden. Auch aktuelle Erhebungen des *Atlas der deutschen Alltagssprache* (ADA) lokalisieren die Variante schwerpunktmäßig im Süden des deutschen Sprachgebietes.[252]

Die Distanzstellung der Pronominaladverbien und das Präteritum, die in den Herkunftsvarietäten der Vertriebenen nicht bzw. kaum verbreitet waren, werden dagegen von den nach dem Krieg zugewanderten Gewährspersonen bis heute im Durchschnitt seltener verwendet als von den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration (vgl. Abb. 3.3.3-3). Aber dass die Zuwanderer diese Varianten in ihrer Interviewsprache überhaupt in nennenswertem Umfang gebrauchen, dürfte auf eine sprachliche Anpassung an

252 Elspaß / Möller 2003 ff., Karte „Vergleichspartikel nach Komparativ", Frage 5a. Die teilweise uneinheitlichen Befunde der Forschungsliteratur zur arealen Verteilung der Varianten *als* und *wie* werden in 3.1.2 diskutiert.

Abbildung 3.3.3-3: Prozentuale Anteile regiolektaler morphosyntaktischer Varianten in den Interviews von je zwölf Alteingesessenen (A 1) und zwölf Vertriebenen (V 1) der Vorkriegsgeneration



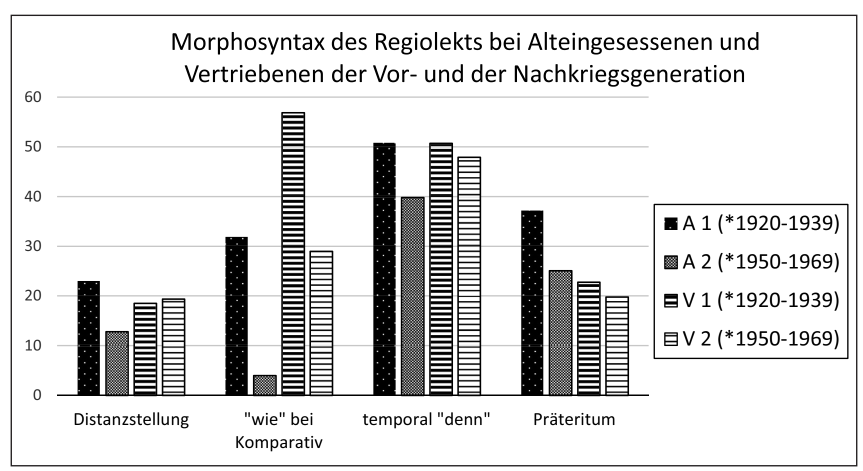
das mecklenburgische Sprachumfeld zurückzuführen sein. Der Gebrauch des temporalen *denn*, das von einigen Vertriebenen der Vorkriegsgeneration sogar hyperfrequent adaptiert wird, zeigt sehr deutlich, dass eine derartige sprachliche Anpassung an den mecklenburgischen Regiolekt in den vergangenen 70 Jahren stattgefunden hat. Die Vertriebenen der Vorkriegsgeneration dürften die standardabweichende Variante des Temporaladverbs größtenteils überhaupt erst in Mecklenburg kennen gelernt haben, sie verwenden sie aber heute im Durchschnitt ebenso häufig wie die vor 1940 geborenen Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.3.3-3). Die vollständige Angleichung des Sprachgebrauchs geht in diesem Fall wohl darauf zurück, dass hier nur ein einzelnes Lexem in den eigenen Sprachgebrauch integriert werden musste, um eine Anpassung zu erreichen.

Wie entwickelt sich der Gebrauch der morphosyntaktischen Merkmale von dieser Ausgangslage über die Generationsfolge der Vertriebenenfamilien weiter? Auf den ersten Blick scheinen die Übereinstimmungen mit den Entwicklungen in den alteingesessenen Familien zu überwiegen: Bei immerhin drei der vier untersuchten morphosyntaktischen Varianten zeigt sich auch

über die Generationsfolge der Vertriebenenfamilien eine Entwicklung der Standardadvergenz (vgl. Abb. 3.3.3-4). Allerdings bringt sich diese Tendenz nur beim Abbau des *wie* in Komparativkonstruktionen mit der gleichen, starken Dynamik zur Geltung wie bei den Alteingesessenen: In beiden Herkunftsgruppen fallen die Anteile der standardabweichenden Variante *wie* gleichermaßen um etwa 28 Prozentpunkte. Freilich findet das besonders in den Herkunftsvarietäten der Vertriebenen verbreitete Merkmal trotz dieses starken Abbaus bei den Nachkommen der Vertriebenen immer noch deutlich häufiger Verwendung als bei den gleichaltrigen Alteingesessenen, die die stigmatisierte Variante fast ganz aus ihrem Sprachgebrauch getilgt haben.

Beim temporalen *denn* und beim Präteritum fällt der Abbau der norddeutschen Varianten bei den Vertriebenen aber deutlich schwächer aus als in den alteingesessenen Familien. Verringern sich die Anteile der beiden regiolektalen Varianten in der Generationsfolge der Alteingesessenen um etwa elf bzw. zwölf Prozentpunkte, so bleibt es in den Vertriebenenfamilien bei einer Abnahme der durchschnittlichen Anteile um etwa drei Prozentpunkte von der älteren zur jüngeren Generation. Im Fall der Distanzstellung der Pronominaladverbien steht dem Abbau der Variante in den alteingesessenen Familien (um 10,2 Prozentpunkte) in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien sogar eine leichte Zunahme der Gebrauchsfrequenz entgegen (vgl. Abb. 3.3.3-4). In den Familien der Vertriebenen scheinen die typisch norddeutschen Varianten und die süddeutschen morphosyntaktischen Varianten einer je unterschiedlichen Entwicklungsdynamik zu unterliegen. Dies zeigt sich besonders deutlich an den Stellungsvarianten der Pronominaladverbien. Hier habe ich in Abschnitt 3.1.1 gezeigt, dass die süddeutsche Variante der Distanzverdopplung (*da halte ich nichts davon*) in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien abgebaut wird, während im gleichen Zeitraum der durchschnittliche Anteil der norddeutschen Distanzstellung (*da halte ich nichts von*) – gegen den Trend in den alteingesessenen Familien! – bei den Nachkommen der Vertriebenen sogar leicht zunimmt (vgl. auch Abb. 3.3.3-4).

Abbildung 3.3.3-4: Prozentuale Anteile regiolektaler morphosyntaktischer Varianten in den Interviews der Angehörigen von alteingesessenen Familien (A 1, A 2) und Vertriebenenfamilien (V 1, V 2)



Im Bereich der Morphosyntax bestätigen sich – bei insgesamt weniger stark ausgeprägten Unterschieden zwischen dem Sprachverhalten der Herkunfts- und Altersgruppen – Beobachtungen, die bereits im Bereich der regiolektalen Phonetik gemacht worden sind: Orientierungspol für die Entwicklungsdynamik im Regiolekt der Alteingesessenen ist der kodifizierte Standard und diese Dynamik weist damit auf eine allmähliche Entregionalisierung des mecklenburgischen Regiolekts voraus. Derselben Abbaudynamik unterliegen im Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien die aus den südostdeutschen Vertreibungsgebieten tradierten morphosyntaktischen Merkmale der Herkunftsregiolekte (komparatives *wie,* Distanzverdopplung bei Pronominaladverbien). Die Tendenz der Standardannäherung interferiert aber in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien offensichtlich mit der sprachlichen Orientierung am regiolektalen Sprachgebrauch der älteren Alteingesessenen, der hier zu einem zweiten, mitunter sogar dominanten Pol der sprachlichen Anpassung wird. Die Orientierung auf diesen zweiten Normhorizont des regiolektalen Sprachgebrauchs führt dazu, dass der Abbau der norddeutschen Varianten in den Vertriebenenfamilien intergenerationell langsamer erfolgt als bei Alteingesessenen (temporales *denn*, Präteritum). In einem Fall führt diese Orientierung sogar dazu, dass die

norddeutsche Variante hier durch hyperfrequente Adaption stabilisiert wird (Distanzstellung der Pronominaladverbien). Die Advergenzbestrebungen der Vertriebenen und ihrer Nachkommen dürften sich auch bei den Entwicklungen im Bereich der Morphosyntax eher retardierend auf die dominante Tendenz der Entregionalisierung innerhalb der mecklenburgischen Varietätendynamik auswirken.

4. Was bleibt von den Herkunftsvarietäten der Vertriebenen? Relikte der Herkunftsregiolekte im mecklenburgischen Sprachkontakt

Wir haben bei den Variablenanalysen des dritten Kapitels an verschiedenen Beispielen beobachten können, dass sprachliche Merkmale, die den Vertriebenen aus ihren Herkunftsvarietäten vertraut waren, in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien offenbar einer anderen Entwicklungsdynamik unterliegen als typische Varianten des mecklenburgischen Regiolekts. Während die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien typische Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts zunehmend – und zum Teil hyperfrequent – in den eigenen Sprachgebrauch integriert, reduziert sie die Verwendung von Varianten der Herkunftsvarietäten, die den Sprachgebrauch ihrer Eltern zum Teil noch markant prägen. Das Zungenspitzen-*r*, das komparative *wie* und die Distanzverdopplung bei den Pronominaladverbien boten Beispiele für diese Abbaudynamik. Um die eigentümliche Rolle der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen im Sprachkontakt der mecklenburgischen Kommunikationsräume genauer in den Blick zu bekommen, soll im folgenden Kapitel 4 der Fokus vorrangig auf die Entwicklung von sprachlichen Merkmalen gelegt werden, die ehemals für die Varietäten der Vertreibungsregionen kennzeichnend waren. Zu untersuchen ist das Ausmaß der Tradierung und des Transfers derartiger ‚Herkunfts-Varianten' im Sprachgebrauch verschiedener Bevölkerungsgruppen meines Erhebungsgebietes.

Dabei kommen Merkmale der Basisdialekte der Herkunftsregionen nur in sehr eingeschränktem Maße als Gegenstand der Untersuchung in Frage. Die starke areale „Zerklüftung"[253] der deutschen Dialekte in den Vertreibungsgebieten – insbesondere in den böhmischen Ländern und der Slowakei – würde eine sehr kleinräumige Begrenzung auf bestimmte Herkunftsgebiete notwendig machen, wenn remanente Merkmale dieser Dialekte im heutigen Sprachgebrauch der von dort vertriebenen Personen und ihrer Nachkommen aufgespürt werden sollten. Für eine quantitative Variablenanalyse im Gesamtzusammenhang meiner Untersuchungsstichprobe sind daher nur

253 Schwarz (1954: 11, vgl. Karte 1).

solche sprachlichen Merkmale in Betracht zu ziehen, die auch in den Herkunftsgebieten der Vertriebenen großräumig verbreitet waren, Merkmale also, die für eine möglichst große Vielzahl schlesischer, sudetendeutscher und karpatendeutscher Dialekte kennzeichnend waren und die Regiolekte der Herkunftsregionen großräumig charakterisierten. Derartige großräumig verbreitete Varianten der Herkunftsregiolekte werden zumindest in den ersten Jahren nach dem Krieg den standardnahen Sprachgebrauch der meisten, wenn nicht aller Zuwanderer aus dem Südosten des deutschen Sprachgebietes personenübergreifend geprägt haben. Von ihnen ist daher am ehesten zu erwarten, dass sie in den komplexen Varietätenkonstellationen der mecklenburgischen Zuwanderungsgebiete bleibende Spuren hinterlassen haben, zumal die Basisdialekte der Herkunftsgebiete in der Kommunikation mit den alteingesessenen Mecklenburgern nur eine geringe Rolle gespielt haben dürften.

In den folgenden Abschnitten soll also anhand der Interviewsprache meiner Gewährspersonen geprüft werden, ob sich sprachliche Relikte der Herkunftsregiolekte im standardnahen Sprachgebrauch der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in Mecklenburg nachweisen lassen. Dabei ist zum einen zu untersuchen, inwieweit Merkmale der Herkunftsregiolekte im Sprachgebrauch der Zuwanderer erhalten geblieben sind und gegebenenfalls über die Generationsfolge der Vertriebenenfamilien tradiert wurden. Zum anderen ist zu fragen, ob alteingesessene Mecklenburger Merkmale der allochthonen Varietäten der Immigranten in ihren eigenen Sprachgebrauch übernommen haben – z. B. von ihren Ehepartnern, Arbeitskollegen oder Nachbarn, die als Vertriebene nach dem Krieg in das Untersuchungsgebiet gekommen sind. Um die Prozesse des Sprachwandels oder der Sprachbeharrung auch hier wieder in ihrer systematischen Reichweite zu erfassen, werde ich der Frage nach remanenten Merkmalen der Herkunftsregiolekte sowohl auf der lexikalischen Ebene (im Abschnitt 4.1.1) als auch an je einem Beispiel aus dem Bereich der Morphologie (im Abschnitt 4.1.2) und der Phonetik (im Abschnitt 4.1.3) nachgehen. Zur Tradierung und zum Transfer des regiolektalen Wortschatzes der Herkunftsgebiete habe ich eine eigene Fragebogenerhebung durchgeführt, die sowohl quantitative als auch qualitative Befunde erbringt. Die Befunde zu den Entwicklungen auf der lexikalischen, morphologischen und phonetischen Sprachsystemebene werden am Schluss des Kapitels zusammengefasst und aufeinander bezogen (4.2).

4.1 Remanente Merkmale der Herkunftsregiolekte im Wortschatz, in der Morphologie und der Phonetik

4.1.1 „*Verliert sich alles*“ – zu Tradierung und Transfer des regiolektalen Wortschatzes aus den Herkunftsregionen der Vertriebenen

Eine Vertriebene aus Böhmen erzählt von ihren Verständigungsschwierigkeiten in der ersten Zeit nach der Ankunft ihrer Familie in Schwaan:

> Es gab ja auch Sachen wo wir ganz andere Ausdrücke dafür hatten. Wenn ich da dran denke ich bin in den Laden gegangen und habe gesagt „ich möchte Karfiol haben“. Hat mich natürlich keiner verstanden ne. „Haben wir nicht.“ Und ich habe gedacht die wollten mir nichts verkaufen ne.
> Und dann bin ich wieder nach Hause und habe gesagt „Mutti die verkaufen mir nichts“ ne. „Die haben es da aber die sagen die haben nichts“ ne. Und ja. Dann sagte sie „Du. Was hat … was hast du denn verlangt?“ „Ja Karfiol“. Da sagte sie „Dann sag mal du möchtest das haben“. Ne. Und ja.
> Oder Paradeiser hat ja keiner verstanden ne. Und dann anderes Mal wieder Sprossenkohl. „Sprossenkohl haben wir nicht.“ Ich sage „doch“. Ist Rosenkohl. Ja. Ja. Ja das … na ja bevor man sich da so eingebürgert hatte … . (Frau 14, 1936 V, BI: 113–116)

Die geschilderte Szene zeigt, dass in einer Atmosphäre wechselseitigen Misstrauens sprachliches Unverständnis leicht als gewollte soziale Missgunst interpretiert werden kann. Es ist dabei wohl nicht davon auszugehen, dass die Zeitzeugin ihre Anliegen in den geschilderten Einkaufsszenen durchgängig im Basisdialekt ihres böhmischen Herkunftsortes vorgetragen hat. Vielmehr bezieht sie selbst das Unverständnis des Verkaufspersonals hier ausdrücklich nur auf einzelne „Ausdrücke“. Und auch diese „Ausdrücke“ selbst sind als basisdialektale Wörter nur unzureichend zu charakterisieren. Lexeme wie *Karfiol* (‚Blumenkohl‘), *Paradeiser* (‚Tomate‘) und in gewissem Maße auch *Sprossenkohl* sind nicht nur in den verschiedenen lokalen Dialekten Schlesiens, der böhmischen Länder und der Slowakei weit verbreitet (gewesen), sondern sie sind in den südöstlichen Dialektregionen auch in „die hochdeutsche Umgangssprache, die Gemeinsprache der Gebildeten“, übergegangen. Seit Paul Kretschmer in seiner *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache* 1918 „den vollen Umfang dieser geographischen Verschiedenheit des hochdeutschen Wortschatzes“[254] herausgestellt hat, sind

254 Kretschmer (1918: 1). *Sprossenkohl* weist schon Kretschmer (ebd.: 569) für die Wiener Umgangssprache nach, der *Wortatlas der deutschen Umgangssprache*

sie als Lexik des regionalen Standards oder des nationalen österreichischen Standards immer wieder Gegenstand wortgeographischer Untersuchungen und kartographischer Unternehmen der Germanistik gewesen. Auch wenn sich die beteiligten Kommunikationspartner jeweils um eine aus ihrer Sicht standardnahe Sprechweise bemühten, konnte es zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen zu Unverständnis kommen, weil sich die regiolektale Lexik der Herkunftsgebiete und die der Zielregionen der Vertreibung zum Teil stark unterscheiden.

Gerade wegen ihres starken Kontrasts zu den Varietäten des mecklenburgischen Aufnahmegebiets eignen sich Wörter wie *Karfiol* und *Paradeiser* besonders gut, um zu untersuchen, ob und wie lange in den Familien der Vertriebenen im mecklenburgischen Kommunikationsumfeld an Lexemen aus den Herkunftsvarietäten festgehalten wurde. Die weite areale Verbreitung derartiger Lexeme in den Herkunftsgebieten ermöglicht es zudem, die Frage nach der Tradierung von Teilen des Herkunftswortschatzes nicht nur am individuellen Einzelfall, sondern unter Einbeziehung aller Vertriebenen aus diesen Gebieten zu prüfen. Auch für die Frage, ob es auf der Ebene der Lexik einen Transfer allochthoner Elemente in den Sprachgebrauch der alteingesessenen Mecklenburger gegeben hat, sind Lexeme wie *Karfiol* und *Paradeiser* besonders geeignet, weil sie als standardnaher Wortschatz, wie die eingangs geschilderten Einkaufsszenen zeigen, von den Vertriebenen anfangs gelegentlich auch außerfamiliär im Kontakt mit Fremden verwendet wurden und ihnen ein höheres Prestige beigelegt worden sein dürfte als Lexemen des lokalen Herkunftsdialekts.

Das Vorhaben, die Tradierung und den eventuellen Transfer regiolektaler Lexik aus den Herkunftsgebieten systematisch zu untersuchen, entwickelte sich erst im Verlauf meiner ersten Interviews. Erst seit meinem neunten Interview habe ich meinen Gewährspersonen dann als eigenen Teil der Erhebung einen „Fragebogen zum Gebrauch einzelner Wörter“ (Überschrift) vorgelegt. Auf dem einseitigen Bogen waren in großer Schrifttype und weitem Zeilenabstand zehn Fragen nach der Bedeutung einzelner Lexeme aufgeführt, die jeweils durch Fettdruck hervorgehoben wurden: „1. Was bedeutet das

zeigt die weite Verbreitung des Lexems in Österreich noch in späteren Jahrzehnten (Eichhoff 2000, Bd. 4: 4–50). Auf *Paradeiser* und *Karfiol* wird weiter unten in diesem Abschnitt eingegangen.

Wort „*Schmetten*"? 2. Was bedeutet das Wort „*Karfiol*"?" usw. Am Kopf des semasiologischen Fragebogens wurden – typographisch in einen Kasten eingefasst – diesen zehn Einzelfragen weitere Fragen zu den aufgelisteten Wörtern vorangestellt, die über die Semantik der Lexeme hinaus auch auf Gebrauch und Gebrauchsdomänen der betreffenden Wörter zielten:

> *Bitte beantworten Sie zu den aufgelisteten Wörtern jeweils die folgenden Fragen*:
> Was bedeutet das Wort?
> Wo haben Sie das jeweilige Wort gehört bzw. wo hören Sie es gelegentlich noch jetzt?
> Wird es in Ihrer Familie benutzt? Von wem? Benutzen Sie das Wort selbst?
> Benutzen Sie das Wort immer oder nur in bestimmten Situationen?[255]

Den Gewährspersonen wurde der Fragebogen ausgehändigt, die Fragen zur Bedeutung der Wörter nacheinander aber zusätzlich in mündlicher Form gestellt und dabei auch auf mögliche regionale Aussprachevarianten der Lexeme hingewiesen, die versuchsweise nachgeahmt wurden (z. B. Langvokal bei *Schmetten* oder Rundung des Stammvokals bei *Hader(n)*). Die Erhebung wurde auditiv aufgezeichnet. Ich konnte bei der mündlichen Durchführung der Befragung je nach Reaktion der Befragten spontan auch irreführende Synonymik klären und beispielsweise präzisieren, dass mit dem Lexem *Hader(n)* nicht ‚Zank, Streit', sondern ein Gegenstand bezeichnet sein solle und bei der Bedeutung von *Schwamm* nicht an ‚Schimmel im Gemäuer' gedacht sei.

In einem ersten Durchgang durch die zehn Bedeutungsfragen wurde zunächst noch keine Auflösung der gegebenenfalls ungeklärt bleibenden Wortbedeutungen gegeben. In einem zweiten Durchgang habe ich die Bedeutung aller noch ungeklärten Wörter dann aufgedeckt. Häufig fiel den Gewährspersonen bei diesem zweiten Gang durch den Fragebogen ein, dass sie das betreffende Wort doch kannten und sie seinen Gebrauch durchaus situieren konnten. Die Reaktionen der Gewährspersonen auf diesen zweiten Fragedurchgang wurden in die Auswertung des Sprachtests systematisch mit einbezogen, um momentane Erinnerungsschwierigkeiten gegenüber den gänzlich kontextfrei präsentierten Lexemen ansatzweise ausgleichen zu können. Außerdem stellte sich bei der Aufdeckung der Wortbedeutung im zweiten Fragebogendurchgang öfters heraus, dass den Gewährspersonen das betreffende Wort mit abweichender Phonetik aus ihren Herkunftsvarietäten

---

255 Der Fragebogen findet sich im Anhang dieses Bandes im Abschnitt 9.3.

doch vertraut war und nur die Erhebungsmethode ein sofortiges Wiedererkennen erschwert hatte (z. B. *Schmetten – Schmeta*, *Krampus – Krompus*, *Kren – Kre, heuer – huert* usw.). Auch hier konnte die Aufdeckung der unerkannten Wortbedeutungen die Nachteile der Erhebungsmethode ausgleichen. Die weiterführenden Fragen zum Gebrauch der jeweiligen Lexeme wurden in jedem Fall erst dann eigens thematisiert, wenn die Gewährsperson die Bedeutung des betreffenden Wortes erkannt hatte.

Für die Auswahl der erfragten Lexeme spielten einerseits deren areale Verbreitung und andererseits ihre Referenzbereiche eine Rolle: Es wurden erstens solche Lexeme ausgewählt, die in den deutschen Regiolekten Böhmens, Mährens, Schlesiens und der Slowakei möglichst großräumig verbreitet waren und bei denen deshalb ihre Kenntnis bei den Vertriebenen aus diesen Regionen mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen war.[256] Die areale Verbreitung dieser Lexeme sollte zugleich strikt auf den mittel- und oberdeutschen Sprachraum begrenzt und sie deshalb in Mecklenburg möglichst unbekannt und unverständlich sein. Ich habe zweitens nur Testlexeme aus häuslichen Referenzbereichen gewählt, denn es war davon auszugehen, dass es zu Tradierung und Transfer des allochthonen Wortschatzes in Mecklenburg am ehesten in der alltäglichen Nähekommunikation im engen Zusammenleben der Generationen und Herkunftsgruppen der Bevölkerung gekommen ist. Die ausgewählten Testwörter stammen daher aus den Referenzbereichen ‚Küche', ‚Haushalt', ‚Kleidung' und ‚Festbräuche'. Um zu verhindern, dass sich bei den erfragten Herkunftsangaben automatisierte Antworten einschliffen, wurden unter die acht südostdeutschen Testwörter zwei niederdeutsche bzw. norddeutsche Regiolektlexeme als ‚Test-Dummys' gemischt, die in der Auswertung nicht weiter berücksichtigt werden.

In die erste Version des semasiologischen Bogens wurden die folgenden acht Lexeme aus den Herkunftsgebieten aufgenommen: *Schmetten* (‚Sahne'), *Karfiol* (‚Blumenkohl'), *Hader(n)* (‚Lumpen', (Putz)Lappen'), *Gatehosen / Gatihosen* (‚Unterhosen'), *Kren* (‚Meerrettich'), *Kalmück* (‚Jacke'), *Paradeiser* (‚Tomate') und *Krampus* (‚Knecht Ruprecht', ‚Schreckgestalt'). Als niederdeutsche bzw. regiolektal mecklenburgische ‚Dummy-Wörter' wurden hier *Hess* (‚Hacken, Ferse') und *Puuch* (‚Bett') gewählt. Eine Testphase

256 Ich danke den Bearbeitern des *Sudetendeutschen Wörterbuchs*, die ich bei der Auswahl der Lexeme zu Rate ziehen konnte, für ihre freundlichen Auskünfte.

mit sieben Gewährsleuten zeigte allerdings, dass die Wörter *Gatehosen* und *Kalmück* einerseits und niederdeutsch *Hess* und *Puuch* andererseits kaum bekannt waren. Sie wurden daher im weiteren Verlauf der Erhebung auf einer zweiten Fragebogenversion durch südliches *heuer* (‚dieses Jahr') und *Schwamm* (‚Speisepilz') bzw. durch niederdeutsch *bannig* (‚sehr') und *Buddel* (‚Flasche') ersetzt. Anders als *Hess* und *Puuch* waren *bannig* und *Buddel* auch von Personen ohne Niederdeutschkompetenz leichter als niederdeutsch oder regiolektal norddeutsch zu erkennen und konnten deshalb im Testverlauf besser die Funktion übernehmen, Antwortroutinen nicht aufkommen zu lassen.

Die semasiologische Befragung konnte nicht in alle 90 geführten Interviews integriert werden: Zum einen ist dieser Sprachtest, wie gesagt, erst im Verlauf der Erhebungen entwickelt worden, zum anderen fehlte bei manchen besonders langen Interviews schlicht die Zeit für diesen Erhebungsteil. In die Auswertung der semasiologischen Befragung wurden zudem ausschließlich die Testergebnisse von Vertriebenen aus den mittel- und oberdeutschen Dialektregionen Schlesiens, Böhmens, Mährens, der Slowakei bzw. von Mecklenburgern mit mindestens einem Elternteil aus diesen Herkunftsgebieten einbezogen. Als Vergleichsgruppe kamen ausschließlich Alteingesessene aus der mecklenburgischen Erhebungsregion bzw. Nachkommen von dort ansässigen Personen ohne Vertreibungshintergrund und mit mindestens einem alteingesessenen Elternteil aus dieser Region in Frage. Trotz dieser Einschränkungen umfasst die Stichprobe der semasiologischen Untersuchung insgesamt 57 Personen zweier Alterskohorten, die sich in 444 Fällen zur Bedeutung und zum Gebrauch der acht Herkunfts-Lexeme *Schmetten*, *Karfiol*, *Hader(n)*, *heuer*, *Kren*, *Schwamm*, *Paradeiser* und *Krampus* äußerten.[257]

---

257 Bei Zitaten aus dem Teilkorpus der semasiologischen Befragung wird einfachheitshalber auf eine genaue Verortung in der Tonspur verzichtet. Die Tonaufnahmen der Befragung liegen für jede Gewährsperson in separaten Aufnahmen von meist nur wenigen Minuten vor, die durch den Erhebungsmodus übersichtlich strukturiert und daher bequem abzuhören sind. Transkripte aus diesem Korpus wurden nur zu ausgewählten Passagen gemacht. Die Tonaufnahmen sind durch die Sigle SE (semasiologische Befragung) gekennzeichnet. Da innerhalb dieses Abschnittes die Zitate in den allermeisten Fällen aus diesen Befragungsmitschnitten stammen, wird aber auf eine Angabe der Aufnahme-Sigle verzichtet,

Tabelle 4.1.1-1: Aufbau der Teilstichprobe der Personen, die an der Fragebogenerhebung zur Lexik aus den Herkunftsvarietäten der Vertriebenen teilgenommen haben.

	Teilnehmer an der semasiologischen Befragung	
	aus alteingesessenen Familien	**aus Familien Vertriebener**
Vorkriegsgeneration	14 Personen (A 1)	19 Personen (V 1)
Nachkriegsgeneration	14 Personen (A 2)	10 Personen (V 2)

Die weite areale Verbreitung dieser Wörter in den intern stark gegliederten Basisdialekten der Vertreibungsgebiete wird auf den Karten des *Deutschen Wortatlas* von Walther Mitzka, in den Lemmata und Wortkarten des *Schlesischen Wörterbuchs* und in den bereits vorliegenden Bänden des *Sudetendeutschen Wörterbuchs* dokumentiert.[258] Diese lexikographischen bzw. wortgeographischen Werke haben den Anspruch, den Dialektstand der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu dokumentieren. Über die ehemals großräumige Verbreitung der acht Test-Lexeme auch in den Regiolekten im süddeutschen Raum informieren einerseits Kretschmers *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache* und andererseits der *Atlas der sudetendeutschen Umgangssprache*, mit dem Franz Beranek zwischen 1946

---

um Redundanzen zu vermeiden. Eine Aufnahme-Sigle wird in diesem Abschnitt also nur dort angegeben, wo das betreffende Zitat nicht aus der semasiologischen Befragung, sondern z. B. aus den Interviews der Gewährspersonen stammt. Ich danke Martina Hasenfratz für die sorgfältige Vorstrukturierung der Auswertung der semasiologischen Befragung.

258 Vgl. *Deutscher Wortatlas*, Bd. 5 (1957): Wortkarte *Sahne*; *Dt. Wortatlas*, Bd. 16 (1968): Wortkarte 6 *dies(es) Jahr*; *Dt. Wortatlas*, Bd. 17 (1969): Wortkarte 5 *Meerrettich*; *Dt. Wortatlas*, Bd. 11 (1961): Wortkarte 7 *Pilz*; *Dt. Wortatlas*, Bd. 11 (1961): Wortkarte 11 *Tomate*. Das *Schlesische Wörterbuch* (1963–1965) verzeichnet alle acht Testwörter, allerdings mit unterschiedlich weiter Verbreitung in schlesischen Dialektgebieten, vor allem in den Anrainergebieten zu Böhmen und Mähren. Die weiteste Verbreitung hatten demnach *Hader* („in ganz Schlesien gebräuchlich" Bd. 1: 472) und *Kren*, das in Schlesien „allgemein neben Meerrettich" (Bd. 2: 733) verwendet wurde. Das *Sudetendeutsche Wörterbuch*, Bd. V weist *Hader(n)* und *heuer* mit sehr großräumiger Verbreitung über Böhmen und Mähren nach. Die bis heute großräumige Verteilung von *Paradeis(er) / Paradeisapfel* und *Schwämme* unter den in Tschechien verbliebenen deutschen Dialektsprechern dokumentiert neuerdings der *Atlas der deutschen Mundarten in Tschechien* (2014): Karte 76 und 87.

und 1952 über die systematische Befragung von Vertriebenen die areale Gliederung der regiolektalen Lexik in Böhmen, Mähren und angrenzenden Gebieten zu rekonstruieren versuchte.

Das tschechische Lehnwort *Schmetten* war demnach in ganz „Böhmen und Mähren […], in Österr. Schlesien“ (Kretschmer 1918: 401) gebräuchlich und hier lediglich in seinen Realisierungsformen mit Lang- oder Kurzvokal areal gegliedert (Beranek 1970: 125). Als Lexem der standardnahen Umgangssprache war *Karfiol* „als alleinherrschende Form in ganz Österreich und den Sudetenländern und […] einst auch in Sachsen, Preuß.-Schlesien und Posen“[259] gebräuchlich. *Hader(n)* wird von Kretschmer (1918: 321) großräumig „im Südosten“ verortet. Die Verbreitung von *heuer* lokalisiert Kretschmer (1918: 177) auf „ganz Österreich (einschließlich Siebenbürgen), Bayern und das sächsische Vogtland“, wobei daran erinnert werden muss, dass „Österreich“ für Kretschmer natürlich noch Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien einschloss. *Kren* war „in ganz Österreich, auch Vorarlb[erg], Zips und Siebenb[ürgen] der einzige Ausdruck“ (Kretschmer 1918: 333) für *Meerrettich*. Die entsprechende Wortkarte bei Beranek (1970: 73) zeigt *Kren* darüber hinaus als Konkurrenzform zu *Meerrettich* in Schlesien. Dem norddeutschen Lexem *Pilz* entspricht nach Kretschmer „im ganzen Süden“ und daher auch „in Bayern und Österreich“ regiolektales *Schwamm* (Kretschmer 1918: 372, 373). *Paradeiser* ist nach Beranek (1970: 66) „zur eigentlichen altösterreichischen und damit auch sudetenländischen Bezeichnung“ für *Tomate* geworden. Die entsprechende Wortkarte zeigt neben der regiolektalen Leitform *Paradeiser* in Böhmen und Mähren vor allem in Nordböhmen viele Belege für das Konkurrenzlexem *Paradeisapfel*.[260] Die Bezeichnung *Krampus* für den furchterregenden Begleiter des Nikolaus hatte nach Beranek von Süden ausgehend fast „den ganzen Sudetenraum erobert“ und sei „auch schon in Bayern und Oberschlesien (hier als *Grampus*) eingedrungen“.[261]

---

259 Beranek (1970: 64), vgl. Kretschmer (1918: 131).

260 Beranek (1970: 67), vgl. Kretschmer (1918: 531).

261 Beranek (1970: 178, vgl. Karte S. 179). „Der Krampus, in Österreich eine volkstümliche Gestalt, wird als Teufel mit Hörnern, heraushängender Zunge, in den Händen eine Kette und den Krampen [gekrümmter Zacken, Spitzhaue] dargestellt.“ (Kretschmer 1918: 558).

Die ehemals großräumige Verbreitung der ausgewählten Testlexeme in den Vertreibungsgebieten wird letztlich auch von meiner Untersuchung bestätigt: Von 19 befragten Vertriebenen, die in Böhmen, Mähren, Schlesien oder der Slowakei geboren wurden, kannten fünf Personen die Bedeutung aller acht Testwörter, vier weitere konnten sieben der acht vorgestellten Lexeme identifizieren. Keiner Person dieser Vorkriegsgeneration waren alle acht Wörter unbekannt. Zudem kamen einige Vertriebene, die am semasiologischen Test nicht teilnahmen, wie auch die eingangs zitierte Erzählung von Frau 14 (1936 V) zeigt, im Interview spontan auf mehrere der ausgewählten Lexeme ihrer Heimatregion zu sprechen.[262]

Betrachten wir zunächst, wie sich die Bekanntheit der acht Testwörter über die Teilgruppen der Stichprobe der semasiologischen Befragung verteilt: Die Gruppe der befragten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration, die diese Lexik aus ihren Herkunftsvarietäten mit nach Mecklenburg brachten, umfasst hier 19 Personen. Ihnen waren die Bedeutungen von 64,3 % der präsentierten Wörter (N=140) spontan bekannt. Nach der Auflösung der zunächst nicht geklärten Bedeutungsfragen gaben die Befragten dann in 71,4 % der einzeln abgefragten Lexeme an, dass sie ihnen bekannt seien. Die Gruppe der getesteten alteingesessenen Mecklenburger der Vorkriegsgeneration (14 Personen) konnten im ersten Fragebogendurchgang nur bei 29,5 % der präsentierten Wörter (n = 112) die Bedeutung angeben. Im zweiten Fragebogendurchgang stieg der Anteil der als bekannt identifizierten Lexeme auf immerhin 42 % (vgl. Abb. 4.1.1-1). Die hoch signifikante Differenz in der Wortschatzkenntnis dieser beiden Gruppen der

262 Die weiterhin ausgeprägte Nord-Süd-Gliederung des regiolektalen Wortschatzes und den fortdauernden Gebrauch einiger der Testlexeme in den unmittelbaren Anrainerregionen der Vertreibungsgebiete (Österreich, Bayern, Sachsen) dokumentieren der *Wortatlas der deutschen Umgangssprache* von Jürgen Eichhoff (Eichhoff 1977–2000, Bd. 1: Karte *dieses Jahr*, Bd. 2: Karten *Scheuertuch* und *Meerrettich*, Bd. 4: Karten 4–19). *Blumenkohl* und 4-51 *Pilz*), Helmut Protzes *Wortatlas der städtischen Umgangssprache* (Protze 1997: 222, Karte „das große feuchte Tuch zum Säubern des Fußbodens“) und neuerdings der digitale *Atlas der deutschen Alltagssprache* (Elspaß / Möller 2003 ff.: Karten *Putzlumpen* und *dieses Jahr / heuer*).

Wohnbevölkerung meines Untersuchungsgebietes ist als späte Nachwirkung ihrer unterschiedlichen Herkunft zu interpretieren.[263]

In der Nachkriegsgeneration der beiden Bevölkerungsgruppen verteilt sich die Bekanntheit der acht Testwörter wie folgt: Zehn in Mecklenburg geborene Nachkommen von Vertriebenen (ein oder zwei Elternteile vertrieben) konnten in 21,3 % der Fälle (n = 80) die Bedeutungen der vorgelegten Wörter spontan benennen und gaben im zweiten Durchgang durch die Wortliste in 28,8 % der Fälle an, die Lexeme zu kennen. Die 14 befragten Personen aus alteingesessenen Familien identifizierten im ersten Durchgang 19,6 %, im zweiten Durchgang 26,8 % der Wortbedeutungen (n = 112).

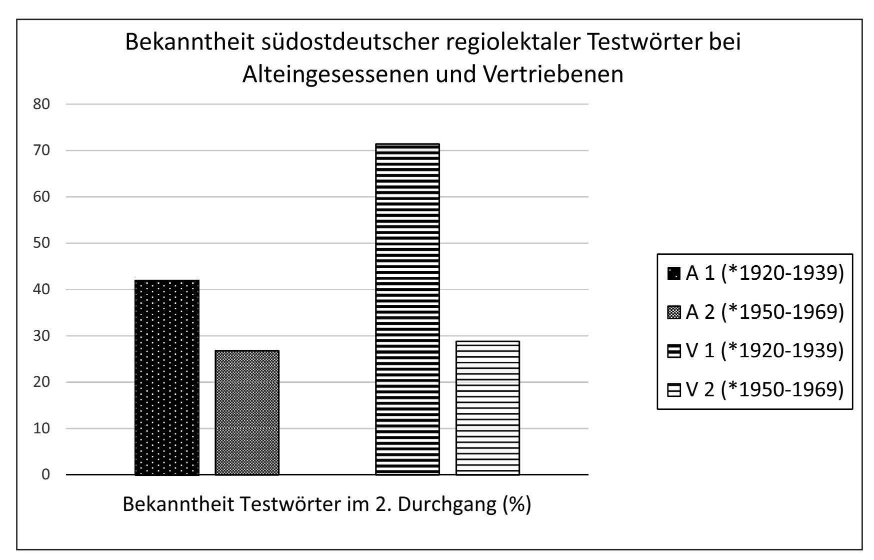
Diese Befragungsergebnisse deuten auf einen äußerst starken Wortschatzverlust in den Vertriebenenfamilien hin: Die Bekanntheit des Wortschatzes aus den Herkunftsregionen fällt von 71,4 % bekannter Lexeme unter den von der Vertreibung persönlich Betroffenen schon in der Generation ihrer Nachkommen auf nur 28,8 % der erfragten Lexeme zurück.[264] Die Nachkommen der zugewanderten Vertriebenen können also nur noch in weniger als einem Drittel der erfragten Wörter die Bedeutung angeben. Damit ist der Bekanntheitsgrad der Lexeme aus den Herkunftsregionen der Eltern in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien nur noch unwesentlich höher als in der Gruppe der gleichaltrigen Alteingesessenen, die in den 1950er und 1960er Jahren geboren wurden. Innerhalb der Vertriebenenfamilien wird der in Mecklenburg allochthone Wortschatz demnach nur in einem sehr eingeschränkten Maße intergenerationell tradiert (vgl. Abb. 4.1.1-1).

Den großen Abstand zwischen den Wortschatzkenntnissen der älteren und der jüngeren Generation der Vertriebenen veranschaulicht auch das folgende Boxplot-Diagramm zur Variationsbreite der Fragebogenbefunde zwischen den einzelnen Angehörigen der vier Alters- bzw. Bevölkerungsgruppen (vgl. Abb. 4.1.1-2). Zwischen den Angaben der Vorkriegsgeneration und der

263 Mit einem p-Wert von 0,001 ist dieser Unterschied statistisch hoch signifikant.

264 Mit einem p-Wert von 0,000 ist auch diese Differenz zwischen den Generationen der Vertriebenenfamilien hoch signifikant.

Abbildung 4.1.1-1: Bekanntheit der südostdeutschen regiolektalen Testwörter in Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – bekannte Lexeme in Prozent



Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien (V 1, V 2) gibt es demnach überhaupt nur in wenigen Ausnahmefällen Überschneidungen, im Übrigen bewegen sich die Wortschatzkenntnisse der einzelnen Angehörigen dieser Altersgruppen in völlig unterschiedlichen Größenordnungen. Das Diagramm zeigt aber auch, dass trotz sehr ähnlicher Durchschnittswerte in der Kenntnis der acht Testwörter die Vertrautheit mit diesen ‚südostdeutschen' regiolektalen Wörtern unter den jüngeren Angehörigen der Vertriebenenfamilien breiter gestreut ist als unter den gleichaltrigen Alteingesessenen. Dies mag als Hinweis gewertet werden, dass die jüngere Generation der Vertriebenen in Einzelfällen doch andere Zugänge zur Wortschatzkenntnis hatte als ihre Altersgenossen unter den Alteingesessenen.

Bis hierhin habe ich ausschließlich die quantitativen Verhältnisse im Gesamtkorpus aller 57 Personen betrachtet, die an der semasiologischen Erhebung teilgenommen haben. Da jeweils das gesamte Testgespräch bei der Abfragung des Bogens aufgezeichnet wurde, bei dem es ja nicht nur um die Bekanntheit, sondern auch um den Gebrauch der Lexeme ging, können

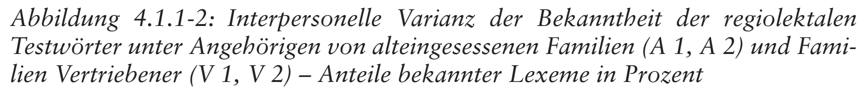
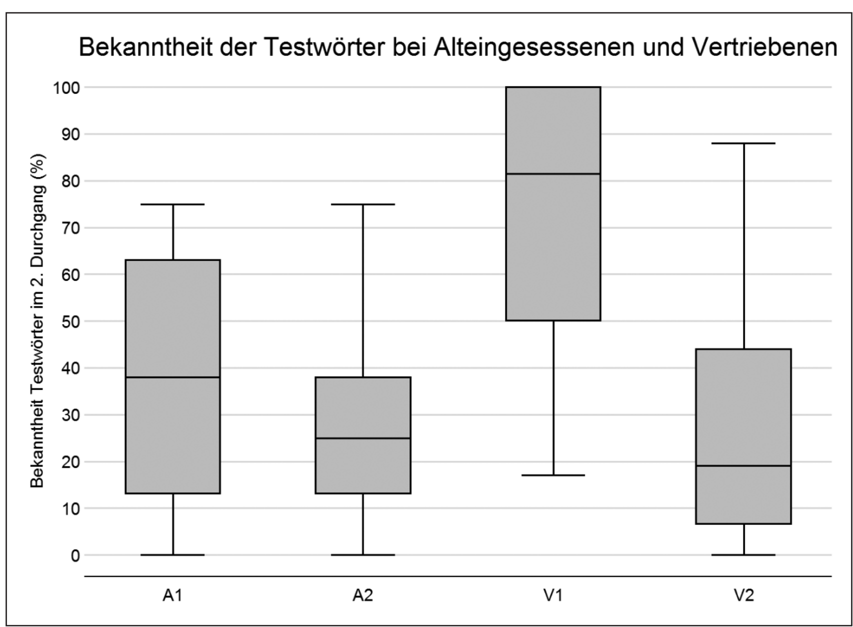


Abbildung 4.1.1-2: Interpersonelle Varianz der Bekanntheit der regiolektalen Testwörter unter Angehörigen von alteingesessenen Familien (A 1, A 2) und Familien Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile bekannter Lexeme in Prozent



die quantitativen Befunde durch inhaltliche Aussagen der Gewährspersonen qualitativ gefüllt und erklärt werden. Was erzählen die Gewährspersonen also über den Gebrauch und die Tradierung des Herkunftswortschatzes in ihren Familien?

Beginnen wir mit den Berichten der Vertriebenen der Vorkriegsgeneration: Erwartungsgemäß kennen die Personen, die noch persönlich von der Vertreibung betroffen waren, die acht Testwörter fast immer aus ihren Familien oder von „zu Hause“. Die vorgestellten Wörter werden von den meisten, die sich zur Herkunft ihres Wortschatzwissens äußern, als zum Sprachgebrauch einer Wir-Gruppe gehörig identifiziert, die in vielen Fällen über den Familienkreis hinausreicht: „Das sind ja die Ausdrücke von uns. […] Das ist unsere Sprache. Sudetengau.“ (Herr 13, 1935 V). „Das kennen wir alle. Karfiol ist Blumenkohl.“ (Herr 25, 1927 V). „Das ist ein Wort von uns.“ (Frau 39, 1932 V). Nur in drei (von 37) Fällen sind sich Befragte über die Herkunft ihrer Wortkenntnis im Unklaren. „Na ich kenne das so aus

dem Sprachgeb… irgendwie.“ (Herr 65, 1927 V). Hier spielen dann offensichtlich regionalsprachliche Differenzen eine Rolle. Zwei Gewährsfrauen, die in der eigenen Familie nur den Ausdruck *Bilze* verwendeten, antworten auf die Frage, woher sie das Wort *Schwamm* kennen, unbestimmt: „Ja das hat man so im Allgemeinen gehört.“ (Frau 28, 1936 V). „Ja irgendwo gibt es so ein Wort Schwammerl ne.“ (Frau 39, 1932 V). Die gegebenen Antworten bestätigen aber in aller Regel, dass die acht ausgewählten Testwörter in den Herkunftsregionen der befragten Vertriebenen tatsächlich weit verbreitet und gebräuchlich waren.

Ist nun dieser Herkunftswortschatz auch nach der Vertreibung zumindest im familiären Gebrauch geblieben? Beim Abhören der Testaufnahmen fällt sofort auf, dass die Zuwanderer den Gebrauch der Herkunftswörter nahezu durchgängig in die Vergangenheit verlegen: „Wir sagten Paradeisäppel.“ (Herr 27, 1929 V). „Kre haben wir gesagt zu Hause.“ (Frau 79, 1924 V). „Und bei uns wurde auch gesagt Schmeten.“ (Herr 13, 1935 V). Sehr häufig wird der Gebrauch der Wörter mit der Eltern- oder Großelterngeneration assoziiert: „Meine Mutter meine Mutter hat immer gesagt ‚da kommt noch ein bisschen Schmeten an die Soße.‘ Das hat sie immer gesagt.“ (Herr 13, 1935 V). „Ich kann mich erinnern dass meine Großeltern manchmal gesagt ‚geh mal in den Keller und hol den Schmeten‘.“ (Frau 44, 1928 V).

Befragt nach ihrem eigenen Gebrauch der ihnen bekannten Wörter entwerfen viele Vertriebene der Vorkriegsgeneration persönliche Gebrauchsgeschichten, in denen die Vertreibung eine abrupte Zäsur zwischen damals und heute bzw. dort und hier markiert: „Zu Hause haben wir Karfiol gesagt aber hier haben wir doch Blumenkohl gesagt.“ (Frau 44, 1928 V). Auf die Frage, ob das Wort *Kren* in ihrer Familie benutzt worden sei, sagt Frau 19 (1923 V) „Ja ja doch … . Im Grunde genommen sagen wir hier Meerrettich nicht Kren.“ Gefragt, ob sie selbst *Schmetten* schon einmal gebraucht habe, antwortet Frau 22 (1925 V) „zu Hause ja“. Die Nachfrage, ob sie das Wort auch in der Familie und mit ihrem mecklenburgischen Mann verwende, erbringt ein entschiedenes „Nein nein“. Insgesamt wird die Frage nach dem eigenen aktiven Gebrauch der bekannten Wörter von den meisten Befragten der Vorkriegsgeneration für die Gegenwart sehr dezidiert verneint: „Nein überhaupt nicht sage ich das.“ (Frau 19, 1923 V). Frau 37 (1933 V) gibt an, das Wort *Karfiol* nicht einmal dann zu gebrauchen, wenn sie im Alltag

mit ihren karpatendeutschen Freundinnen zusammen ist, „höchstens wenn wir nach Österreich Österreich gehen".

Die Abkehr vom Gebrauch des Herkunftswortschatzes, von dem die 1945 / 1946 zugewanderten Vertriebenen berichten, lässt sich auch in quantitativen Verhältnissen veranschaulichen: Von den 26 aufgezeichneten Äußerungen von Vertriebenen der Vorkriegsgeneration zu der Frage, ob die Gewährsperson das jeweilige Wort heute noch aktiv verwende, sind 19 Antworten negativ. Nur im Fall von sieben Wörtern gaben einzelne Probanden an, das betreffende Wort auch heute noch zu gebrauchen. Diese positiven Antworten werden aber durchweg eingeschränkt: „Manchmal sagen wir es … manchmal sagen wir noch Kren." (Frau 29, 1930 V) „Wir wir sagen Meer… Meerrettich. Nein. Aber ich sage auch … manchmal sage ich auch Kren." (Frau 21, 1925 V). Frau 31 (1936 V) benutzt das Wort *Karfiol* nur bei Gesprächen „auf Oberstübnerisch", aber nicht beim alltäglichen Kochen in ihrer karpatendeutschen Familie.

Oft werden die Wörter von den immigrierten Vertriebenen offenbar auch nur noch in metasprachlicher Funktion benutzt. So lässt Frau 44 (1928 V) gelegentlich andere Personen den fremden Wortschatz erraten: „Wenn man mal so raten oder so … ‚Karfiol? Mensch das wissen Sie nicht? Das ist Blumenkohl.'" Auch Herr 13 (1935 V) hat seiner mecklenburgischen Ehefrau schon „öfters" die Bedeutung von Wörtern wie *Karfiol* oder *Paradeiser* „erklärt". Seine Frau bestätigt im Fall von *Paradeiser*: „Doch er hat mir das schon mal gesagt aber ich kam auch nicht drauf." Frau 29 (1930 V) gibt an, das Wort *Paradeiser* in ihrer Familie auch heute „öfter so mal" zu verwenden. Ihr aus der Neumark stammender Ehemann pflichtet einschränkend bei: „Ja scherzhaft also. Daran zu erinnern dass es … um sich etwas wachzurufen." Auch Frau 39 (1932 V) fallen auf die Frage, ob sie Wörter wie *Karfiol* gelegentlich auch im Gespräch mit ihrem Mann oder ihren Kindern benutzt habe, offenbar nur metasprachliche Verwendungen ein: „Na ja es wurde mal gesagt es hieß so aber … ." Frau 17 (1935 V) erzählt im Interview, sie habe gegenüber ihren Kindern „manchmal so aus Jux so einige Begriffe" ihrer Herkunftsregion benutzt. „Und das fanden sie auch immer ganz toll."[265] Ganz offensichtlich hat der noch aus den

265 Frau 17 (1935 V, SP: 181).

Herkunftsgebieten recht gut bekannte Wortschatz gut siebzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Sprachgebrauch der älteren Vertriebenen seine kommunikative Funktion weitestgehend eingebüßt. Die Vertriebenen der Vorkriegsgeneration selbst verwenden den Wortschatz ihrer Herkunftsregiolekte heute kaum noch. Selbst für ihren vergleichsweise kompakten karpatendeutschen Bekanntenkreis in Satow beurteilt Frau 37 (1933 V) den Gebrauch des Wortes *Paradeiser* / *Paradeis* inzwischen so: „Naja es ist schon weit weg Paradeis."

Bei einigen der Befragten ist der Wortschatz ihrer ehemaligen Heimat tatsächlich so „weit weg" von ihrem gegenwärtigen sprachlichen Umfeld, dass sie ihn zu vergessen begonnen haben. Bei der Aufdeckung der zunächst unerkannten Wortbedeutungen im zweiten Durchgang der semasiologischen Befragung thematisieren einige Gewährspersonen dieses Vergessen explizit. Frau 22 (1934 V): „Der Kr… [Krampus] ja stimmt. Habe ich vergessen. Siehst du. Habe ich vergessen. Hatte ich vergessen." Frau 19 (1923 V) erzählt, sie habe das Wort *Karfiol* vollständig vergessen gehabt und sei erst neulich durch eine Kochsendung im Fernsehen plötzlich wieder daran erinnert worden. „Da habe ich mir so bei mir gedacht wie haben wir überhaupt zu Hause zu Blumenkohl gesagt? Da macht es klick." Frau 37 erzählt ganz ähnlich von einem Österreichurlaub:

> Und dann haben wir schon ein paar Wörter von Oberstuben vergessen. Das eine war da … da ist doch immer zu … ich weiß nicht zu Fasching oder oder vor vor Weihnachten da tun sie sich doch da unten alle so verkleiden in Tirol und so. Und dann kam das erste Wort der Krampus. Oh Gott das habe ich vergessen. Zu Hause in Oberstuben wurde doch auch der Krampus gesagt ne. (Frau 37, 1932 V, SP2: 306–310)

Die Isolierung vom ursprünglichen Kommunikationsumfeld der Herkunftsvarietät ist offensichtlich in vielen Fällen so strikt, dass schon Angehörige in der ersten Generation der Zuwanderer in Mecklenburg zu „Sprachvergessern" geworden sind, deren primär erworbene Sprachkompetenz inzwischen in Teilen verschüttet ist, aber mitunter noch „aufgrund geeigneter Schlüsselreize" (Wirrer 2009: 137) reaktiviert werden kann. Eine derartige „language attrition", also der Abbau der individuellen Kompetenz in der über lange Zeit kaum oder gar nicht mehr genutzten Erstsprache (L1), ist besonders deutlich an der Reduktion des mentalen Lexikons zu

beobachten.[266] Sprachvergessen dürfte der Hauptgrund dafür sein, dass auch die Gewährspersonen, die selbst noch in den Herkunftsgebieten aufgewachsenen sind, den Testwortschatz von dort nur noch zu 71,4 % in ihrer Erinnerung haben (vgl. Abb. 4.1.1-1).

Die semasiologische Befragung der Vertriebenen der Vorkriegsgeneration erbrachte auch schon aussagekräftige Hinweise zum Transfer des Wortschatzes innerhalb ihrer Familien. Hier war zum Teil sehr aufschlussreich, dass bei einigen Interviews die Ehepartner oder Familienangehörige der Folgegeneration (Tochter, Nichte) anwesend waren und in die Befragung aktiv einbezogen werden konnten. Die mecklenburgische Ehefrau von Herrn 13 (1935 V), die im Testverlauf keines der acht Testlexeme kannte, entschuldigt dies gegenüber ihrem Mann mit den Worten: „Aber so reden wir hier nicht [Vorname]!“ Ähnlich kannte der Ehemann von Frau 21 (1925 V), der zwischenzeitlich am Interview teilnahm, zur Verwunderung seiner schlesischen Frau das Wort *Kren* nicht: „Na das haben wir doch schon öfter … […]. Das ist schlesisch.“ Darauf wechselt der Mann zu seiner Rechtfertigung ins Niederdeutsche: „Na dat kann ik ja nich waiten.“ (‚Na das kann ich ja nicht wissen‘). In beiden Fällen ist der Herkunftswortschatz trotz gelegentlicher Vermittlungsversuche des zugewanderten Lebenspartners nicht in den gemeinsamen Sprachgebrauch der Familien übergegangen und wird von den mecklenburgischen Partnern bis heute als ‚fremde Rede‘ empfunden. Die anhaltende Fremdheit der Herkunftsvarietäten wird aber auch von Vertriebenen selbst expliziert. So ist sich Frau 22 (1934 V) sicher, dass ihr verstorbener mecklenburgischer Ehemann keines der Testwörter gekannt hätte: „Also unsere Ausdrücke kannte er auch nicht. Nein. Nein nein. Aber ich habe ja auch nicht im Dialekt mit ihm gesprochen.“

Nichtmecklenburgische Ehepartner von Vertriebenen, die selbst nicht aus den hier untersuchten Vertreibungsgebieten stammen, scheinen offener für die Übernahme der ‚fremden‘ Lexik zu sein. So kennt der Ehemann von Frau 29 (1930 V) die Bedeutungen der böhmischen Herkunftslexik seiner

266 Schmid (2011: 47). „This is linked to the fact that information which we have stored in memory can ‚degrade‘ if it is not called upon from time to time […]. When lexical items of the L1 have not been used for a long time, their Activation Threshold can raise to the point where they become temporarily or permanently inaccessible. In these cases, the change to the mental lexicon is due to *internal* simplification.” (ebd.: 38–39).

Frau zum größten Teil, obwohl er selbst aus der Neumark vertrieben wurde. In den aktiven Sprachgebrauch des Paares sind diese Lexeme dennoch kaum eingegangen, sondern werden allenfalls „scherzhaft“ benutzt (siehe oben). Herr 27 gibt eine detaillierte Begründung, wieso seine verstorbene Ehefrau den Wortschatz seiner böhmischen Heimat gut kannte, obwohl sie selbst aus Ostpreußen vertrieben worden war.

> Ja meine Frau wusste was Karfiol ist was Schmeten ist. Meine Mutter hat ja so gesprochen. Und meine Frau konnte als junges Mädchen nicht kochen. Von ihrer Mutter konnte sie es nicht lernen. Und wir waren sehr viel bei meiner Mutter bei meinen Eltern. Und dort hat sie kochen gelernt. Und meine Mutter hat natürlich viel solche Worte verwendet. Und das hat sie auch … sie wusste was Schmeten ist und was Karfiol ist. Oder ein Hoder. […] Das wusste sie alles. Ja. Oder Paradeiser das wusste sie. (Herr 27, 1929 V)

Zwischen den Generationen der Vertriebenenfamilien hat ein solcher Transfer des haushaltsbezogenen Wortschatzes bei gemeinsamen Tätigkeiten aber offenbar nur sehr selten stattgefunden. Die Tochter von Frau 79 (1924 V), die bei der Befragung anwesend war, sagt abschließend, sie hätte von den acht Testlexemen „fast nichts gewusst“, sie habe nur die Bedeutung von *heuer* und *Hader* gekannt. Die Frage, ob ihre Mutter die anderen Wörter nie beim gemeinsamen Kochen verwendet hätte, wird von der Tochter verneint. Auch Herr 26 (1925 V) vermutet, dass seine Tochter die meisten der acht Wörter nicht kennen würde, nur *Paradeiser* und *Karfiol*, „das habe ich ihr beigebracht.“ Die bei der Befragung anwesende Nichte von Frau 86 (1922 V) kannte ebenfalls nur zwei der präsentierten Wortbedeutungen und die Tochter von Frau 44 (1928 V) konnte während der Befragung von sich aus keine einzige Wortbedeutung angeben.

Diese bei der Befragung der älteren Generation der Vertriebenen gewonnenen Informationen zur Weitergabe des Wortschatzes an die Nachkommen können noch vertieft werden. Die semasiologische Befragung wurde auch bei zehn zwischen 1950 und 1970 geborenen Personen durchgeführt, von denen ein Elternteil oder beide Eltern aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten nach Mecklenburg immigriert sind. Der oben schon erwähnte Befund, dass in diesem Teilsample der Befragung nur 28,8 % der präsentierten Wortbedeutungen bekannt waren (vgl. Abb. 4.1.1-1), bestätigt zunächst ganz allgemein, dass Herkunftslexeme der Elterngeneration in den Vertriebenenfamilien nur in sehr geringem Maße an die Nachkommen weitergegeben wurden.

Was berichten die Angehörigen der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien nun im Einzelnen über den Gebrauch und die Weitergabe des Herkunftswortschatzes in ihren Familien? In den 20 Fällen, in denen Probanden angaben, woher sie die Bedeutung des betreffenden Testwortes kannten, wurde 13 Mal auf die Eltern oder Großeltern verwiesen. In immerhin sieben Fällen ist das jeweilige Wort aber nicht aus der Familie bekannt, sondern die Befragten sind ihm bei Reisen in Österreich oder der Slowakei (*heuer*, *Kren* und *Paradeiser*) begegnet oder sie kennen das Wort aus der Weinbauterminologie (*heuer*) bzw. vom „Hörensagen im [unter Umständen sächsisch geprägten] Umfeld" (*Hader*, Herr 49, 1954 VV). Vielfach (16 Fälle) wird meine Nachfrage, ob die Gewährsperson das betreffende Wort schon einmal von Vater, Mutter oder den Großeltern gehört habe, aber dezidiert verneint: Auf die Frage beispielsweise, ob seine slowakeideutsche Mutter in der Küche nicht gelegentlich auch das Wort *Karfiol* benutzt habe, antwortet Herr 59 (1961 VA): „Nein gar nicht. Karfiol sagt mir gar nichts der Begriff." Ebenso wenig hat die böhmische Mutter von Herrn 72 (1955 VA) das Wort seiner Erinnerung nach benutzt: „Nein. Bei uns heißt das schon immer Blumenkohl." Auch einen Satz wie *heute gibt es Schwämme* habe seine Mutter „garantiert nicht" gesagt. Frau 57 (1965 VZ) ist überrascht, von ihrem böhmischen Vater nie das ihr selbst unbekannte Lexem *Kren* gehört zu haben: „Das ist aber komisch weil mein Vater isst sehr gerne Meerrettich." Frau 70 (1954 VA), die selbst nur bei drei der acht Testwörter die Bedeutung angeben kann, vermutet, dass ihre sudetendeutsche Mutter die Wörter noch allesamt kennen würde: „Ja die wird sie alle kennen. Aber die hat sie nicht weitergegeben. Auch nicht verwendet." Auch die individuellen Aussagen der jüngeren Angehörigen von Vertriebenenfamilien bestätigen also, dass schon ihre vertriebenen Eltern die Lexik der Herkunftsgebiete in Mecklenburg nicht mehr im alltäglichen Sprachgebrauch genutzt haben und so die intergenerationelle Tradierung abgerissen ist.

Von den Befragten aus der Nachkommengeneration der Vertriebenen berichtet niemand, eines der acht Testwörter selbst zu verwenden. Selbst die beiden Gewährspersonen dieser Gruppe, die noch mit Abstand die meisten der Testwörter kannten (sieben bzw. sechs Wörter), geben an, diese Lexeme zwar aus dem Sprachgebrauch von Eltern oder Großeltern zu kennen, diese Wörter aber selbst gar nicht mehr bzw. nur in metasprachlicher Funktion zu gebrauchen. Herr 62 (1952 VV) erzählt: „Meine Oma sagte immer Paradeis. Sagte sie immer." Auf die Nachfrage, ob das Wort in seiner Familie heute noch

geläufig sei, antwortet er: „Nein nein nur als als als Gag. Nur wenn dann … . Wir haben Tomaten auf dem Tisch sage ich hier [Vorname Sohn] heute gibt es Paradeis.“ Ganz ähnlich schildert Frau 60 (1952 VV) den abnehmenden Gebrauch der Herkunftslexik über die Generationsfolge ihrer Familie:

> Meine Mutter sagt auch Schwamm. Schwämme. Aber ich wir eigentlich nicht so. […] Wenn meine Mutter sagt ne ‚habt ihr noch … wart ihr schon Schwämme suchen‘ dann weiß man was was sie meint und so aber ich ich spreche es nicht mehr. Nein.

Gegenüber ihren eigenen Kinder verwendet Frau 60 diese Wörter dann allenfalls metasprachlich: „Auch wenn die Kinder Meerrettich … dann sage ich zu meinen Kindern ‚Oma hat immer Kren gesagt‘ ne.“ In der zweiten Generation der Familien nach der Vertreibung ist der Wortschatz demnach bereits weitgehend unverständlich. So erzählt Frau 60, wie sie ihrer Tochter auf einer Österreichreise die Speisekarte erklären musste. „Da wusste meine Tochter dann auch nicht … da konnte ich … ja sage ich das ist das und das.“

In den Vertriebenenfamilien wurde der regiolektale Wortschatz der Herkunftsgebiete mehr oder weniger schnell durch entsprechende Lexeme aus dem mecklenburgischen Regiolekt ersetzt. Die schlesische Mutter von Frau 52 (1950 VA) hat offenbar stets *Feudel* und nicht *Hader* zum Wischlappen gesagt.[267] Auch in der böhmisch-mecklenburgischen Familie von Frau 70 (1954 VA) war seit ihrer Kindheit nur der mecklenburgische Ausdruck im Gebrauch: „Feudel haben wir gesagt früher immer.“ Und Frau 60 (1952 VV) kennt das Wort *Hader* noch von Großeltern und Eltern sowie aus der beruflichen Altenpflege, verwendet aber selbst nur die lexikalische Entsprechung aus dem mecklenburgischen Regiolekt: „Ja ich sage Feudel.“ Auch im Bereich des Wortschatzes lässt sich in den Familien Vertriebener die Dynamik der Advergenz an den mecklenburgischen Regiolekt beobachten, die im Kapitel 3 für die phonetische und die morphosyntaktische Ebene herausgearbeitet worden ist.

Betrachten wir die Dynamik des Wortschatzgebrauchs abschließend noch einmal aus der Perspektive der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger. Sie sind durch die Immigration der Vertriebenen unter Umständen in engen Kontakt mit den allochthonen Lexemen gekommen

---

267 Der *Wortatlas der städtischen Umgangssprache* weist *Feudel* als das dominante regiolektale Wort für „das große feuchte Tuch zum Säubern des Fußbodens“ in ganz Mecklenburg aus (Protze 1997: 222). Vgl. den digitalen *Atlas der deutschen Alltagssprache* (Elspaß / Möller 2003 ff.: Karte Putzlumpen).

und können als potentielle Empfänger bzw. Protagonisten eines lexikalischen Transfers gelten. Hier ist deshalb vor allem zu klären, woher die beiden Altersgruppen der Alteingesessenen ihr Wissen um die Lexik der Vertreibungsgebiete erlangt haben. Immerhin sind in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen 42 % der erfragten acht Wörter bekannt und in der Nachkriegsgeneration erreicht die Bekanntheit der Lexeme immerhin noch mehr als 25 % der präsentierten Testwörter (vgl. Abb. 4.1.1-1). Ist dieses Wortschatzwissen über den Kontakt mit den zugewanderten Vertriebenen oder auf anderem Wege erworben worden? Nicht bei allen Wörtern, deren Bedeutung die Befragten angeben konnten, ist im Testgespräch die Herkunft dieses Wortschatzwissens erörtert worden. Die folgenden Zahlenverhältnisse können also nur eine ungefähre Orientierung über die möglichen Vermittlungswege der Wortschatzkompetenz bieten.

Aus der Gruppe der vor 1940 geborenen Alteingesessenen liegen zu 27 bekannten Wörtern explizite Angaben zur Herkunft der Wortkenntnis vor. In mehr als der Hälfte dieser Fälle (15 Angaben) erklären diese Alteingesessenen, das betreffende Wort aus den Medien zu kennen. Besonders *Kren* und *Karfiol* sind den Probanden aus Kreuzworträtseln bekannt (fünf Angaben): Frau 47, die schon *Karfiol* aus dem Kreuzworträtsel kannte, gibt an: „Kren kenne ich auch aus aus dem aus dem Kreuzworträtsel." (Frau 47, 1930 A). Herr 9 (1939 A) verortet *Kren* als bayrisch und fügt hinzu: „Das wird ja auch oft gefragt in Kreuzworträtsel." *Heuer* scheint den Alteingesessenen vor allem aus der Literatur bekannt zu sein, sie kennen es „aus einem Gedicht oder einem Lied" (Frau 36, 1930 A) oder „vom Lesen her" (Herr 42, 1924 A) und erinnern sich mitunter an entsprechende Verse („Gefroren hat es heuer …", „heuer gehen wir zum Reigen …", Frau 47, 1930 A; Frau 34, 1932 A). Andere Wörter sind aus dem Fernsehen, aus Kochshows oder Rezepten (*Schwamm*), aus dem Internet (*Krampus*) oder einfach aus der „Allgemeinbildung" (Herr 61, 1934 A) bekannt.[268]

Gelegentlich wird die Bekanntheit mit den Wörtern auf Reiseeindrücke in Süddeutschland oder Österreich zurückgeführt (vier Angaben), zum

268 Das Lexem *Schmetten* ist unter den befragten Alteingesessenen beider Altersgruppen völlig unbekannt, es ist offenbar medial nicht präsent und kann wegen seiner ehemaligen Begrenzung auf Böhmen, Mähren und Teilregionen von Schlesien natürlich auch nicht mehr durch Reiseeindrücke kennengelernt werden.

Beispiel bei *heuer*: „Also das ist Österreichisch ne. Das höre ich weil wir in Österreich waren." (Herr 9, 1939 A). „Hört man sehr viel im Bayrischen aus dem Bayrischen." (Herr 41, 1935 A). Nur in drei Fällen sind Wörter und ihre Bedeutungen über Familienangehörige vermittelt worden. Dabei spielt aber nur in einem einzigen Fall der familiäre Kontakt mit Vertriebenen eine Rolle. Hier wird der karpatendeutsche Ehemann einer Alteingesessenen aus Satow als Quelle der Wortkenntnis benannt, in den anderen Fällen ist es aber eine Schwägerin aus Thüringen oder eine Cousine in Österreich, über die die Lexeme *Hader* und *Krampus* bekannt geworden sind. Auch außerhalb der Familien spielt der Kontakt mit Vertriebenen offenbar keine große Rolle für den Wortschatztransfer: Nur ein Zeitzeuge gibt an, das Wort *Schwamm* bei „Sudetendeutschen" aus seinem Rostocker Umfeld gehört zu haben (Herr 24, 1926 A). Eine andere alteingesessene Gewährsperson kennt mehrere der Testwörter aus dem engen Kontakt mit einer aus Böhmen stammenden Bekannten (Frau 36, 1930 A).

Die Angaben, die die jüngeren Alteingesessenen, also die Angehörigen der Nachkriegsgeneration, über die Herkunft ihrer Wortkenntnis machen, ähneln inhaltlich und in ihren quantitativen Verhältnissen sehr stark den Aussagen der älteren alteingesessenen Mecklenburger. In den insgesamt 24 Fällen, in denen sich die jüngeren Alteingesessenen zur Herkunft ihrer Wortkenntnis äußern, wird wiederum die Vermittlung durch Medien (Fernsehen und Literatur) am häufigsten angeführt (elf Nennungen). Als zweithäufigster Grund für die Kenntnis der präsentierten Wörter wird auch hier wieder berichtet, dass man dem betreffenden Wort auf Reisen nach Süddeutschland und vor allem nach Österreich begegnet sei (acht Nennungen). Eine Weitergabe des Wortschatzes innerhalb der Familie wird nur von einer Gewährsfrau angeführt, die *Hader(n)* und *Schwamm* aus der sächsischen Familie ihres Ehemannes kennt: „Dresden. Das kenne ich durch mein Mann. Ja. […] In die Schwämme gehen. Genau. Das kommt jetzt aus Dresden. Das hat die Dresdner Oma gesagt ja." (Frau 84, 1966 AA). In drei anderen Fällen wird die Kenntnis einzelner Testwörter auf sächsische Bekannte, auf Studienkommilitonen aus dem Erzgebirge bzw. auf Bekannte aus Schweinfurt zurückgeführt. In zwei weiteren Fällen schließlich wird wenig überzeugend gemutmaßt, das Wort *Hader(n)* als Kind von der mecklenburgischen Großmutter gehört zu haben oder *heuer* aus dem Englischen zu kennen.

Die alteingesessenen Mecklenburger beider Alterskohorten führen ihre Kenntnis der erfragten Wortbedeutungen also in weit überwiegendem Maße auf die Rezeption von Medien oder auf Reiseeindrücke zurück. Die unterschiedliche Vertrautheit mit den acht Testlexemen in der Vorkriegsgeneration (42 %) und in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen (26,8 %) dürfte demnach vor allem auf eine geänderte Mediennutzung oder ein anderes Reiseverhalten der jüngeren Befragten zurückzuführen sein. Der inner- und außerfamiliäre Kontakt mit Vertriebenen wird überhaupt nur bei Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration und dort nur in seltenen Einzelfällen als Grund für die Vertrautheit mit den allochthonen Wörtern angeführt. Diese wenigen Alteingesessenen sind überdies die einzigen, die den präsentierten Wortschatz überhaupt noch mit den Vertreibungsgebieten in Verbindung bringen. Alle anderen, ältere wie jüngere Mecklenburger lokalisieren die Testwörter – durchaus zutreffend – in Österreich, Bayern oder Sachsen. Diese nahezu ausschließliche Verortung der bekannten Testwörter in Österreich und den Süden der Bundesrepublik deutet aber auch darauf hin, dass die Vertreibungsgebiete als deutsche Sprachlandschaften im laienlinguistischen Sprachwissen heute kaum noch präsent sind. Ein Transfer von Wörtern aus dem Sprachgebrauch der nach Mecklenburg zugewanderten Vertriebenen wird von den Alteingesessenen also kaum, in ihrer jüngeren Generation gar nicht, in Erwägung gezogen, um zu erklären, wie sie zur Kenntnis der nichtmecklenburgischen regiolektalen Lexeme gekommen sind.

Trägt man die Aussagen der interviewten Vertriebenen zur semasiologischen Befragung zusammen, so ergibt sich für die Tradierung des Herkunftswortschatzes in den Familien der zugewanderten Vertriebenen das folgende, nach Alterskohorten gestaffelte Gesamtbild:

1. *Die Eltern der Vorkriegsgeneration*: Die Eltern der heute befragten ältesten Vertriebenen dürften in den Jahrzehnten um 1900 geboren worden sein. Sie haben nach den Aussagen ihrer Nachkommen, die mit ihnen als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene nach Mecklenburg vertrieben wurden, die Lexik ihrer Heimatregionen auch nach 1946 in der gruppen- und vor allem in der familieninternen Kommunikation mit anderen Vertriebenen der gleichen Herkunft zunächst weiter verwendet. Der Gebrauch der Lexik ist dabei im Wesentlichen auf die ältesten Angehörigen der stark vereinzelten Vertriebenenfamilien beschränkt

geblieben. Diese Sprechergeneration ist in den 1970er bis spätestens 1990er Jahren gestorben.

2. *Die Vorkriegsgeneration*: In der zwischen 1920 und 1940 geborenen Generation ihrer Nachkommen, die die Vertreibung als junge Menschen ebenfalls noch persönlich erlebt haben, sind Lexeme wie die acht präsentierten Testwörter demnach noch recht gut bekannt und werden als „Ausdrücke von uns" (Herr 13, 1935 V) aus den Regiolekten der Herkunftsgebiete identifiziert. Schon in dieser Vorkriegsgeneration der Vertriebenen wird die Lexik der Herkunftsregionen im neuen mecklenburgischen Lebensumfeld aber kaum noch in kommunikativer Funktion verwendet. Vielmehr markiert die Vertreibung in der Entwicklungsdynamik des regiolektalen Wortschatzes bei den meisten Befragten dieser vor 1940 geborenen Vorkriegsgeneration einen einschneidenden Wechsel vom aktiven alltäglichen Gebrauch zu nur noch rezeptiver Kompetenz. Bei einer Reihe von ihnen ist diese passive Wortschatzkompetenz im Laufe der folgenden Jahrzehnte teilweise in Sprachvergessen übergegangen.
3. *Die Nachkriegsgeneration*: An die zwischen 1950 und 1970 in Mecklenburg geborene Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien ist der Herkunftswortschatz daher nur in äußerst eingeschränktem Maße weitergegeben worden. Die Testwörter sind befragten Angehörigen dieser Nachkriegsgeneration schon zu weiten Teilen unbekannt. Es kann in dieser Alterskohorte der Vertriebenenfamilien nur noch von rudimentärer, passiver Wortschatzkompetenz gesprochen werden. Wer in dieser Gruppe die Lexik der Herkunftsregionen seiner vor 1940 geborenen Eltern überhaupt noch kennt, verwendet sie allenfalls sporadisch in metasprachlicher Funktion.
4. *Die Nachkommen der Nachkriegsgeneration*: Die Angehörigen der vierten Generation der Vertriebenenfamilien, also die nach 1980 geborenen Nachkommen der ersten Nachkriegsgeneration, kennen den Wortschatz dann allenfalls noch aus den Medien oder von Reisen. Die innerfamiliäre Tradition ist hier endgültig abgerissen.

Dem Sprachverhalten der Vertriebenen entspricht auf der Seite der alteingesessenen Mecklenburger, dass es einen Transfer der allochthonen Lexik in den Sprachgebrauch der Alteingesessenen offensichtlich kaum gegeben hat. Selbst die alteingesessenen Ehepartner von Vertriebenen der Vorkriegsgeneration

haben allenfalls passive Kenntnis einzelner Wörter erworben, die sie aber nie in den eigenen aktiven Sprachgebrauch umgesetzt haben. Wer von den alteingesessenen Mecklenburgern überhaupt die Bedeutung einiger Testwörter kennt, führt diese Kenntnis nur in Ausnahmefällen auf den Sprachkontakt mit ortsansässigen Vertriebenen zurück, in den meisten Fällen sind die Wortschatzkenntnisse bei Alteingesessenen über Medien und Reiseerfahrungen erworben worden. Der betreffende Wortschatz wird von Alteingesessenen in der Regel nicht einmal als Lexik aus den Herkunftsgebieten der immigrierten Bevölkerungsteile Mecklenburgs identifiziert.

Obwohl im engen Sprachkontakt ein sprachlicher Transfer zwischen den Kontaktvarietäten am ehesten im Bereich des Wortschatzes mit der punktuellen Übernahme einzelner Lexeme zu erwarten gewesen wäre,[269] hat die unter den Immigranten ehemals weit verbreitete Lexik der Herkunftsregiolekte keinen Eingang in den mecklenburgischen Regiolekt gefunden. Sie ist auch innerhalb der Familien der zugewanderten Vertriebenen rasch und mehr oder weniger restlos abgebaut worden. Diese intergenerationelle Dynamik im regiolektalen Wortgebrach deutet auf einen starken und asymmetrischen sozialen Anpassungsdruck hin: Die sprachliche „Einbürgerung", von der die Zeitzeugin der am Kapitelanfang geschilderten Einkaufsszenen sprach, ist im Bereich des Wortschatzes ganz einseitig geblieben. Das eigentlich beidseitig bestehende Verständigungsproblem im Varietätenkontakt ist unter den gegebenen soziolinguistischen Rahmenbedingungen so gelöst worden, dass nur die Vertriebenen vom Gebrauch ihrer spezifischen regiolektalen Lexik Abstand genommen haben: „Das waren eben feste Begriffe. Und die wir also hier nicht anwenden durften oder konnten weil sie keiner verstanden hat."[270] Die immigrierten Vertriebenen haben

---

269 Vgl. Riehl (2009: 92).

270 Herr 27 (1929 V, SP: 234). Mit der Sprachmanagementtheorie kann das Aufgeben der in Mecklenburg unverständlichen regiolektalen Herkunftslexik als eine Folge massenhafter einfacher Sprachmanagementakte beteiligter Individuen gesehen werden. Das einseitige Ergebnis dieses individuellen Sprachmanagements ist dem „factor of power", der Tatsache also geschuldet, dass zwischen den in Kontakt stehenden Bevölkerungsgruppen „the distribution of power …] is uneven." (Nekvapil 2006: 96). Die soziolinguistischen Rahmenbedingungen der sprachlichen Anpassungsdynamik wird der zweite Band dieser Studie im Detail darstellen.

die in Mecklenburg unverständlichen Lexeme ihrer Heimatregionen dabei zunächst im Gebrauch und fortschreitend auch in der Kompetenz durch die Mecklenburg üblichen – standardgemäßen und regiolektalen – Wörter ersetzt. Die abgebrochene innerfamiliäre Tradierung dieser Lexik und ihr unterbliebener Transfer in den Sprachgebrauch der Alteingesessenen lassen das endgültige Verblassen dieses Wortschatzes in Mecklenburg absehbar erscheinen. Frau 60 (1952 VV) formuliert es so: „Verliert sich alles. Wenn meine Mutter mal nicht mehr ist ja wer wer spricht das noch?"

4.1.2 *Bissle, Mädel* und *Franzl* – „süddeutsche" Diminutivendungen im mecklenburgischen Norden

Für die Frage, inwieweit morphologische Merkmale der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen aus Schlesien, den böhmischen Ländern und der Slowakei im mecklenburgischen Lebensumfeld bewahrt oder sogar an die Alteingesessenen weitergegeben wurden, bietet sich eine Untersuchung der verwendeten Verkleinerungsformen (Diminutivsuffixe) in meinem Interviewkorpus an. In den deutschen Dialekten ist „die Geografie der *Verkleinerungssuffixe* […] durch einen Nord-Süd-Gegensatz geprägt" (König / Elspaß / Möller 2015: 157). Die große Vielfalt der dialektalen Diminutivendungen lässt sich mit Seebold (1983:1251) auf den arealen Gegensatz vor allem zweier Bildungstypen zurückführen: Den nördlichen „*k*-Suffixen", die neben den niederdeutschen Leitformen *–ken* / *–ke* (*Stücksken* usw.) im norddeutschen Raum palatalisierte Varianten wie *–(t)je* oder *–tien* / *–zien* (*Stückje* usw.) aufweisen und die im mitteldeutschen Dialektraum durchgehend zu *–chen* / *–che* (*Stückchen* usw.) lautverschoben auftreten, stehen im oberdeutschen und ostmitteldeutschen Süden die „oberdeutschen *l*-Suffixe" mit den Hauptvarianten *–(e)l*, *–erl*, *–li*, *–le* und *–la* gegenüber (*Stückel, Stückle* usw.). Abweichungen von diesen beiden „Haupttypen" der dialektalen Diminutivbildung finden sich im mecklenburgischen *ing*-Diminutiv (*Stücking*) und in schweizerdeutschen Diminutiven auf *–i* (*–i, –li*, *–ji*, *–ti*, *–si*) (*Stückli* usw.).[271]

---

271 Eine räumlich eng begrenzte Sonderform stellt auch das aus vokalisiertem *l*-Suffix entstandene *ang*-Diminutiv in der nordschlesischen Region um Grünberg dar. Zur arealen Verteilung der Diminutivvarianten in den deutschen Dialekten vor 1940 vgl. die Übersichtskarten in Seebold (1983: 1252) und König /

In den deutschen Dialekten der schlesischen, böhmischen und slowakischen Herkunftsregionen der hier betrachteten Vertriebenen wurden die Verkleinerungsformen der Substantive also großräumig mit den *l*-Suffixen –*(e)l(e)* oder –*la* (Oberschlesien) gebildet. Eine aus Schlesien stammende Interviewpartnerin stellt das *l*-Suffix geradezu als kennzeichnendes Merkmal des Schlesischen dar:

> Meine meine Mutter die hieß nicht Mutter sondern die hieß Muddl Muttl. Das ist eben in Schlesisch ne. Alles mit den … mit hinten mit *l*. Hm. Mattl Friedl Mädl Trudel. (Frau 21, 1925 V, BI: 192)

Im Niederdeutsch des untersuchten mecklenburgischen Zielgebiets der Vertreibung weicht man bei der Diminuierung von Substantiven dagegen meistens auf analytische Formen ohne Diminutivsuffix aus (*lütt Schåp* ‚kleine Schafe‘) oder wählt die mecklenburgische Sonderform mit –*ing* (*Schåpings* ‚Schäfchen‘*)*.[272] Auf den entsprechenden Laut- und Wortkarten von Georg Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* sind in meinem Erhebungsgebiet bei Rostock für die Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts außerdem sehr vereinzelte Belege für die *k*-Suffixe –*ken* oder –*sken* nachgewiesen.[273]

Elspaß / Möller (2015: 157). Zur Raumgliederung der verschiedenen *l*-Diminutive innerhalb der heutigen österreichischen Dialekte und Umgangssprachen vgl. Wiesinger (2008: 13). Tatzreiter (1988: 87) weist darauf hin, dass im Österreich der Gegenwart die *l*-Diminuierung gegenüber hochsprachlichem –*chen* zwar allgemein als „mundartlich-umgangssprachlich“ empfunden würde, allerdings bei einer Reihe von Lexemen die *l*-Diminuierung „zum festen Bestandteil der Hochsprache in Österreich geworden“ sei.

272 Vgl. die entsprechenden Wortkarten aus Georg Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reichs*: Karte WA 381 zur Übersetzungsvorlage „Apfelbäumchen“, Karte WA 440 zu „Stückchen“, Karte WA 486 zu „Vögelchen“, Karte WA 490 zu „Mäuerchen“ und Karte WA 502 zu „Schäfchen“. All diesen Karten zufolge dominierten in Mecklenburg zur Zeit der Wenkeruntersuchung aber suffixlose Übersetzungen im Niederdeutschen, vgl. https://www.regionalsprache.de/Mapchooser/MapSearch.aspx (Stand: 22.9.2017).

273 Beispielsweise auf dem Wenkerbogen 48586 für den Ort Wilsen bei Stäbelow nahe Rostock wird *Schäfchen* im Wenkersatz 37 niederdeutsch als *Schabekn* übersetzt, vgl. die digitalisierten historischen Wenkerbögen unter https://www.regionalsprache.de/Wenkerbogen/Katalog.aspx (Stand: 22.9.2017).

Die fortschreitende Standardisierung des Deutschen ging mit einer Vereinheitlichung der Diminutivbildung einher, hier hat sich das Suffix *–chen* „in der Mitte des 18. Jahrhunderts als hochsprachliche Form völlig durchgesetzt" (Seebold 1983: 1254). In der privaten Schriftlichkeit des 19. Jahrhunderts finden sich die Diminutivvarianten *–(e)l*, *–le* und *–li* nur noch im schlesischen, alemannischen und bairischen Dialektraum. Aus der Gruppe der *l*-Suffixe ist im norddeutschen und westmitteldeutschen Raum in der geschriebenen Alltagssprache des 19. Jahrhunderts damit nur noch die Diminutivform *–lein* in Einzelbelegen nachweisbar.[274] Die deutsche Standardgrammatik des 20. Jahrhunderts, wie sie etwa von der Dudenredaktion kodifiziert wird, schreibt die Verengung der Diminutivbildungen auf die „am häufigsten gebrauchte Diminutivendung" (*Duden Grammatik* 1984: 460) *–chen* und die Nebenform *–lein* fest. Dabei ist das Suffix *–lein* in seinem Gebrauch einerseits auf archaisierende literarische Textsorten und andererseits auf Substantive begrenzt, die auf *–g* oder *–ch* auslauten (*Zwerglein*, *Bächlein*). Zunehmende Anerkennung findet in der Duden-Grammatik auch das Diminutivsuffix *–i*, „das – abgesehen vom mundartlichen Bereich […] – besonders bei der Bildung hypokoristischer (zärtlicher) Anredeformen aus Vornamen (*Fritzi*) und Gattungsbezeichnungen (*Schatzi*) und im gruppensprachlichen Bereich produktiv ist".[275]

Die regional geprägten, mündlichen Umgangssprachen des Deutschen bewahren allerdings bis in die Gegenwart eine ähnliche Nord-Süd-Gliederung wie die deutschen Dialekte. Die auf Erhebungen der 1970er Jahre zurückgehenden Karten des *Wortatlas der deutschen Umgangssprache* zu den Verkleinerungsformen in den Lexemen *Haus*, *ein bisschen* und *Hase* zeigen eine sehr klare areale Begrenzung der *l*-Suffixe (*Häusle*, *Häusla*, *Häusli, Häuserl*

274 Vgl. die Karte in Elspaß (2005: 343).

275 *Duden Grammatik* (1984: 460). In der 1937 erschienenen Erstauflage der Duden-Grammatik wird eine Diminutivendung *–i* noch gar nicht erwähnt (*Duden Grammatik* 1937: 48, 53, 176, 181). In der Nachkriegsauflage des Grammatik-Duden wird das *i*-Suffix bereits genannt, aber noch als „alte" Diminutivform bezeichnet, die „in Ruf- und Kosenamen (Rudi, Leni, Mutti) und in einigen Mundarten (aleman.: Häsi, Äugi) fort[lebe]" (*Duden Grammatik* 1966: 388). Die aktuelle Neuauflage der *Duden Grammatik* (2016: 743) führt die Suffixe *–chen*, *–lein* und *–i* ohne weitere Differenzierung als Formen der Diminuierung auf, ergänzt sie aber noch um die „regionalen Suffixe" *–el* und *–l*.

usw.) auf den (ost)mitteldeutschen und oberdeutschen Raum.[276] Nördlich der von Lexem zu Lexem leicht verschobenen Nordgrenze der *l*-Suffixe bilden die Regiolekte Verkleinerungsformen ausschließlich mit Varianten des *k*- bzw. *ch*-Suffixes. Großräumig vorherrschende Form ist dem *Wortatlas* zufolge dabei die Endung –*chen,* die sporadisch auch in den süddeutschen Umgangssprachen nachgewiesen wird. Neue Erhebungen des *Atlas der deutschen Alltagssprache* (ADA) zu Diminutivbildungen von *Haus* legen nahe, dass sich die Nordgrenze der *l*-Suffixe in den Regiolekten seit den 1970er Jahren weiter nach Süden verlagert hat und Probanden auch in der Umgangssprache im süddeutschen Raum die standardgemäße Endung –*chen* heute weit häufiger für gebräuchlich halten als noch in den 1970er Jahren.[277]

In den schlesischen, böhmischen und slowakischen Herkunftsregionen der hier untersuchten Vertriebenen dominierten *l*-Suffixe einerseits bei den dialektalen Verkleinerungsformen, andererseits wurden auch in den Regiolekten der südöstlichen Vertreibungsgebiete die Diminutive mit den Suffixen –*(e)l* oder –*la* gebildet. Thomas (2014: 82) zählt die Diminutivendung –*(e)l* zu den „weitverbreiteten, großräumigen Merkmalen" der „dialektal gefärbten Umgangssprache" in Schlesien vor 1945. Bei einer langen Reihe von regional variierenden Wörtern der „hochdeutschen Umgangssprache" weist Kretschmer (1918) den österreichischen und schlesischen Umgangssprachen in den Verkleinerungsformen *l*-Suffixe zu, wobei für ihn „Österreich", wie in 3.1.1 bereits erwähnt, selbstverständlich noch die Regionen Böhmen, Mähren, Österreichisch-Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen umfasste. Beispielsweise entspricht dem norddeutschen *Hörnchen* nach Kretschmers umfangreichen Befragungen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg „im Gebiet der Deminutivendung -*lein*" „bayr. *Hörndl*, schles. *Herndla* […], *Hörn(d)l* auch in Böhmen" (ebd.: 238), die Diminutivendung in *Dienstmädchen* lautet „natürlich" „auf bayr.-österreichischem [Gebiet] -*mädel*" (ebd.: 175) oder es ist „der allgemeinsüddeutsche Ausdruck für das kleine Boot […] das Deminutiv von *Schiff* […] bayr. öst. *Schiffl*, in Wien *Schifferl*" (ebd.: 246–247).

276 Vgl. die Karten zu den „Diminutivendungen am Beispiel von *Haus*" und zur „Verbreitung des Diminutivs *Haserl* ‚kleiner Hase'" in Eichhoff (1978 Bd. 2: 121, 122). Die Karte zu „ein bißchen" ist abgedruckt in Eichhoff (1993 Bd. 3: 54).

277 Vgl. die in der Pilotphase des ADA angefertigte Neufassung der Karte „Diminutivendungen am Beispiel von Haus" des *Wortatlas der deutschen Umgangssprache* in Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2003 ff.): „Haus- (Diminutiv)".

In den nichtstandardsprachlichen Varietäten der schlesischen, böhmischen und slowakischen Herkunftsregionen der Vertriebenen erfolgte die Bildung von Verkleinerungsformen also üblicherweise mit den Suffixen *–(e)l* und *–la*. In Mecklenburg trafen die aus dem Süden zugewanderten Vertriebenen dagegen auf eine regionale Umgangssprache, in welcher das Diminutiv entweder mit den standardgemäßen Suffixen *–chen* und *–lein* oder aber mit der aus dem Niederdeutschen stammenden Endung *–ing* gebildet wurde. Noch in den 1970er Jahren war die *ing*-Form des Diminutivs im mecklenburgischen Regiolekt eine „relativ häufige fakultative nd. [niederdeutsche] Interferenzerscheinung“[278] und auch in der Gegenwart sind in der alltäglichen Umgangssprache meines Erhebungsgebietes neben den Diminutiven auf *–chen* und *–i* gelegentlich Kosenamen auf *–ing* (*Fritzing, Greting*) oder diminuierte Grüße und Ausrufe (*Tschüssing, ach Gotting!)* von Personen zu hören, die selbst unter Umständen keine Niederdeutschkompetenz haben (Ehlers 2011 a).

Haben die Vertriebenen und ihre Nachkommen in diesem ganz anderen Diminutiv-Raum an ihren hergebrachten *l*-Suffixen festgehalten? Oder sind die süddeutschen Diminutive auf *–(e)l* und *–la* sogar von den alteingesessenen Mecklenburgern in den eigenen Sprachgebrauch übernommen worden? Um diese Fragen beantworten zu können, wurden die biographischen und die sprachbiographischen Interviews von 44 Gewährspersonen aus dem Untersuchungsgebiet nach Diminutivsuffixen in allen Flexionsformen (*der Franzl*, *Hansis Beerdigung*, *zwei Mädels*) durchsucht und nach ihren Bildungstypen klassifiziert. Lexikalisierte Diminutive des Standarddeutschen wie *Brötchen*, *Mädchen*, *bisschen*, die heute nicht mehr als Verkleinerungsformen des jeweiligen Grundwortes wahrgenommen werden (*Brot*, *Magd*, *Bissen*), wurden aus der Untersuchung ausgeschlossen. Neben den standardgemäßen Diminutivsuffixen *–chen*, *–lein* und *–i* galt das besondere Augenmerk den standardabweichenden regionalen Verkleinerungsformen, an deren Gebrauch sich die kontaktlinguistischen Effekte des Aufeinandertreffens zweier kontrastierender Diminutivparadigmen am deutlichsten abzuzeichnen versprachen.

Um die Belegzahlen für das morphologische Regiolektmerkmal zu erhöhen, wurden für die Untersuchung des Diminutivgebrauchs für jede der 44 Gewährspersonen sowohl das sprachbiographische als auch das biographische Interview ausgewertet. Dabei ergibt sich das folgende Bild: In den Interviews von sechs der betrachteten 44 Probanden finden sich leider keine Nachweise

278 Gernentz (1974: 233), vgl. Dahl (1974: 351).

für Diminutivsuffixe. Die folgenden Untersuchungen zum Diminutiv– gebrauch stützen sich also auf die biographischen und sprachbiographischen Interviews der verbleibenden 38 Personen aus meinem Untersuchungsgebiet. In den Interviews dieser Gewährspersonen konnten insgesamt 251 Diminutivsuffixe ermittelt und in die Auswertung einbezogen werden. Die angesichts der Korpusgröße vergleichsweise niedrige Belegzahl ist wahrscheinlich auch auf den halbformellen Gesprächstyp ‚Interview‘ zurückzuführen, denn „das Auftreten von Diminutiven wird […] durch die Informalität der Interaktionssituation begünstigt“ (Elmentaler 2013: 34). Die Gesamtzahl von 251 Belegen erlaubt sicher keine sehr tiefgegliederte quantitative Analyse, ermöglicht aber doch aufschlussreiche Beobachtungen zu den Gebrauchspräferenzen für einzelne Diminutivformen in den beiden Altersgruppen der Alteingesessenen und in den Familien immigrierter Vertriebener. Die Beobachtungen zu den quantitativen Verteilungen der verschiedenen Diminutivtypen in meinem Korpus sollen in der folgenden Ergebnisauswertung am Anfang stehen und im zweiten Teil zur qualitativen Interpretation der Daten überleiten.

Im Untersuchungskorpus finden sich weder Belege für das dialektale oberschlesische Suffix –*la* und das bairisch-österreichische Suffix –*erl* noch für das in Mecklenburg kaum gebräuchliche niederdeutsche *k*-Suffix. Auch das für Mecklenburg spezifische, niederdeutsche *ing*-Suffix ist im hier zugrunde gelegten Teilkorpus nur einmal nachweisbar, obwohl diese Form in Mecklenburg ansonsten gelegentlich auch in die standardnahe Redeweise übernommen wird (vgl. Ehlers 2011 a). Mit dem einen Korpusbeleg für –*ing* bezieht sich die Gewährsperson (Frau 29, 1930 V: SP 399) auf die legendäre Warnemünder Marktfrau „Min Herzing“.[279] Dieser Einzelbeleg für lexikalisiertes –*ing* wird aus der weiteren Untersuchung ausgeklammert.

Das Suffix –*lein* wird in den Interviews der betrachteten 38 Personen insgesamt nur viermal verwendet. Seine Verwendung entspricht hier recht genau der im Grammatik-Duden (1984: 460) beschriebenen Gebrauchsbegrenzung auf literarische Textsorten wie „Märchen, Lyrik, geistliche Prosa“ bzw. auf die Diminuierung von Wörtern, „die auf –*g* oder –*ch* ausgehen“. In den ersten beiden Belegen wird mit den *lein*-Suffixen ihre Zugehörigkeit zu

279 Diese Marktfrau pflegte bis in die 1970er Jahre ihre Kunden mit der hybrid niederdeutsch-hochdeutschen Anredeform *Min Herzing* (‚mein Herzchen‘) anzusprechen. Sie wurde später selbst mit dieser Anredeform bezeichnet und zur Figur eines Rostocker Originals stilisiert.

„einem altertümlichen oder altertümelnden (archaisierenden) literarischen Stil“[280] ironisch ins Spiel gebracht:

> [Das Radio] hat aber nicht immer gedudelt. Ich weiß dass eher bei uns Fenster auf waren und die Vöglein sangen. (Frau 54, 1968 AA, BI: 80)

> Unser Pfarrer hätte es ja am liebsten gehabt dass er die Schäflein alle zusammenhält. (Herr 10, 1939 V, BI: 251)

Bei den beiden anderen Belegen handelt es sich um die Diminuierung von Lexemen mit Auslaut *–g* oder *–ch*, deren Diminutiv standardgemäß mit *–lein* gebildet wird: „so kleine Büchlein“ (Frau 53, 1950 AA, SP2: 101), „so ein kleines Zicklein“ (Herr 13, 1935 V: BI: 80). Da die Endung *–lein* als einzige aus der Gruppe der *l*-Suffixe nicht regional auf den süddeutschen Raum begrenzt ist, ist ihr Gebrauch für die Frage des Varietätenkontakts zwischen Vertriebenen und Alteingesessenen kaum aussagekräftig. Die wenigen Belege für *–lein* werden daher ebenfalls aus der folgenden Betrachtung ausgeklammert.

Die verbleibenden 246 Diminutivformen im Korpus verteilen sich zu 56,5 % auf den Typ *–i*, zu 23,6 % auf den Typ *–chen*, zu 19,5 % auf den Typ *–(e)l* und zu 0,4 % auf den Typ *–le* (= ein Beleg). Diese Zahlenverhältnisse bestätigen einerseits, dass auch für die mecklenburgische Umgangssprache heute die Diminutivbildung mit den Suffixen *–i* und *–chen* „der produktivste Konstruktionstyp“ ist (Wiese 2006: 460). Sie scheinen aber auch zu belegen, dass die eigentlich ‚süddeutschen‘ *l*-Suffixe in einem bemerkenswert großen Umfang Eingang in den regiolektalen Sprachgebrauch des hohen Nordens gefunden haben.

Die prozentualen Anteile der *l*-Suffixe an den insgesamt realisierten Diminutivformen unterscheiden sich allerdings in den untersuchten Bevölkerungsgruppen recht stark (vgl. Abb. 4.1.2-1). Dieser Anteil ist erwartungsgemäß im Sprachgebrauch der 1945 / 1946 nach Mecklenburg vertriebenen Personen besonders hoch (57,6 %, n = 59). Die gleichaltrigen Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration verwenden *l*-Suffixe dagegen nur in durchschnittlich 23,3 % der Diminutivbelege (n = 43). Der Gebrauch der *l*-Diminutive ist außerdem sehr stark vom Alter der Gewährspersonen

280 Seibicke (1972: 35), das „Duden-Taschenbuch“ zu den „landschaftlichen Unterschieden im deutschen Wortgebrauch“ gibt ebd. außerdem an, das Suffix *–lein* sei „fast nur in der Schriftsprache anzutreffen“.

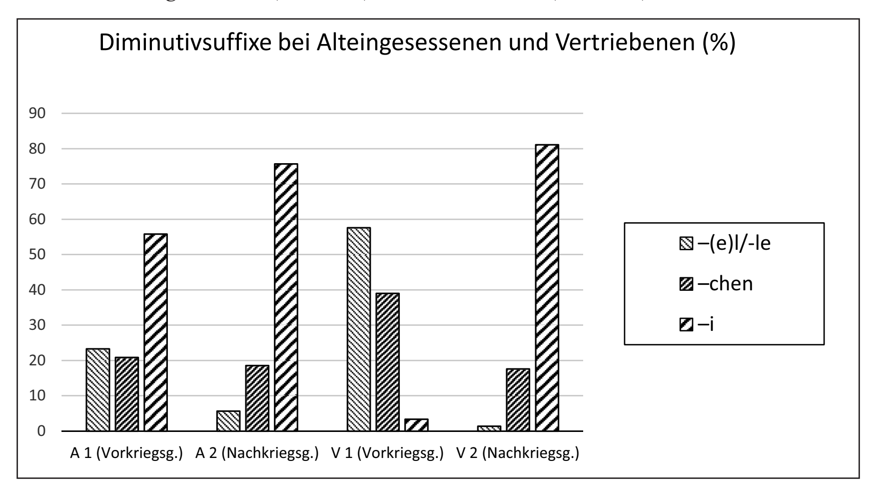
abhängig. Sowohl in den Familien der Vertriebenen als auch der Alteingesessenen fällt der Gebrauch der *l*-Diminutive in der Nachkriegsgeneration demnach drastisch zurück: auf 5,7 % (n = 70) bei den Alteingesessen und auf nur noch 1,4 % bei den Nachkommen von Vertriebenen (n = 74).[281] Von den 1950 und später geborenen Mecklenburgern werden die Suffixe *–(e)l* und *–le* heute also kaum noch gebraucht.

Der einfache quantitative Abgleich der verwendeten Suffixe kann allerdings nur einen groben Anhaltspunkt für den Diminutivgebrauch in den betrachteten Bevölkerungsgruppen bieten, denn hier machen sich zum Teil große Unterschiede in der Themensetzung und -entfaltung der individuellen Interviews geltend. Herr 74 (1959 VV, BI) berichtet beispielsweise detaillierter über das „Häuschen" seiner Großeltern und gebraucht dabei in kurzer Folge fünfmal das Wort „Häuschen". In einem Extremfall verwendet eine andere Gewährsperson (Frau 57, 1965 VV, BI2) in ausführlichen Berichten über ihre Mutter 48 Mal das Wort „Mutti". Um derartige Auswirkungen der spezifischen Themenentfaltung auf den Diminutivgebrauch in der quantitativen Auswertung auszugleichen, wurde in einer zweiten Auszählung nicht die absolute Zahl der verschiedenen Suffixe, sondern die Zahl der verschiedenen Lexeme zugrunde gelegt, die von einer Gewährsperson mit einem der drei Suffixtypen (*l*-Suffix, *–chen*, *–i*) modifiziert werden. Dividiert man die Summe der pro Person diminuierten, verschiedenen Lexeme durch die Gesamtzahl der Personen der jeweils betrachteten Bevölkerungsgruppe, so erhält man einen Faktor, der die Produktivität der drei Diminutivtypen in der betreffenden Gruppe veranschaulichen kann. In Abbildung 4.1.2-2 besagt beispielsweise der Faktor 1,2 für das *l*-Suffix bei Vertriebenen der Vorkriegsgeneration, dass in dieser Gruppe jede Person durchschnittlich 1,2 verschiedene Lexeme mit *–(e)l* oder *–le* modifiziert. Dieser Wert fällt in der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien auf den Faktor 0,12, also genau auf ein Zehntel, zurück. In der Nachkriegsgeneration der Vertriebenen werden also pro Person durchschnittlich nur noch 0,12 verschiedene Wörter mit dem *l*-Suffix diminuiert. Auch die lexembezogene Faktorenanalyse bestätigt also, dass der Gebrauch der *l*-Diminutive in den

281 Vgl. Abbildung 4.1.2-1. In den Familien der Vertriebenen ist dieser Unterschied im Gebrauch des *l*-Diminutivs zwischen den untersuchten Generationen mit einem p-Wert von 0,024 signifikant.

Familien der Vertriebenen in der Generationsfolge drastisch abnimmt. Die Abbildungen 4.1.2-1 und 4.1.2-2 veranschaulichen sehr deutlich, dass sich die aus den Herkunftsvarietäten der Vertreibungsgebiete vertrauten Diminutivbildungen zwar auch 70 Jahre nach der Vertreibung noch im Sprachgebrauch der damals Zugewanderten manifestieren, dass dieser Diminutivgebrauch in den Vertriebenenfamilien aber kaum weitergegeben wird. Hier reißt die Tradierung von einem kennzeichnenden Element der Herkunftsvarietäten der Zuwanderer schon in der Folgegeneration ihrer Familien nahezu vollständig ab.

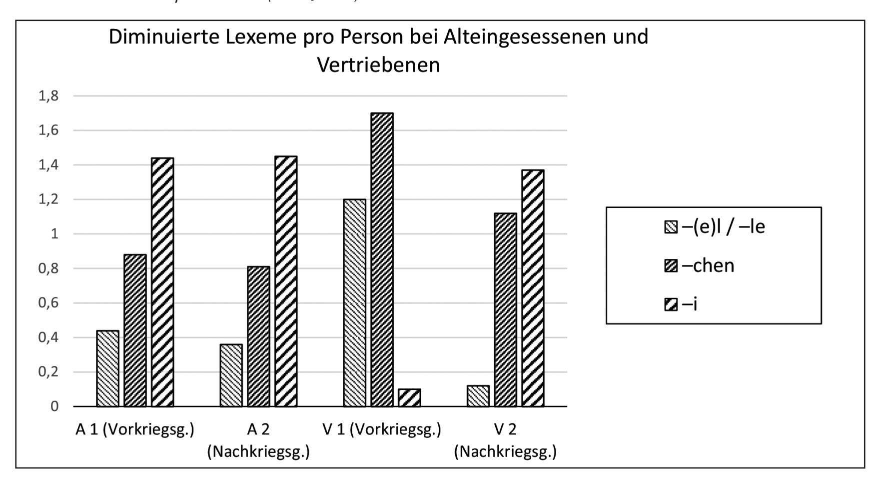
Abbildung 4.1.2-1: Gebrauch der Diminutivsuffixe –(e)l / –le, –chen *und* –i *in den Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent*



Beide Abbildungen lassen außerdem erkennen, dass der Abbau der *l*-Diminutive in der Generationenfolge der Vertriebenenfamilien mit einer sehr starken Zunahme der *i*-Suffixe im Sprachgebrauch der Nachkommen der Vertriebenen einhergeht. Verkleinerungsformen auf *–i* sind offenbar unter den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration noch kaum gebräuchlich. Ihr prozentualer Anteil liegt bis heute nur bei 3,4 % (n = 59), die untersuchten Angehörigen dieser Altersgruppe bilden durchschnittlich nur 0,1 verschiedene Lexeme mit dieser Diminutivendung. Die Nachkommen dieser Vertriebenen verwenden dagegen sehr häufig Diminutivformen auf *–i*, der Anteil der *i*-Diminutive liegt in ihren Interviews sogar noch etwas höher als

bei den Alteingesessenen derselben Altersgruppe.[282] Auch die Produktivität dieser Verkleinerungsform nähert sich bei der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien eng an die gleichbleibend hohen Werte der beiden Altersgruppen der Alteingesessenen an (vgl. Abb. 4.1.2-2). Hier ist also im regiolektalen Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien in der Generationenfolge eine starke Advergenz an den spezifischen Diminutivgebrauch der alteingesessenen Mecklenburger zu beobachten, der den älteren Vertriebenen bis heute recht fremd geblieben ist.

Abbildung 4.1.2-2: Durchschnittliche Anzahl verschiedener diminuierte Lexeme auf –(e)l / –le, –chen *und* –i *pro Gewährsperson bei Alteingesessenen (A 1, A 2) und in Vertriebenenfamilien (V 1, V2)*



Wenden wir uns nun eher qualitativen bzw. funktionalen Aspekten des Diminutivgebrauchs in den verglichenen Bevölkerungsgruppen in Mecklenburg zu: Die Wahl der Diminutivendungen *–chen*, *–i* und *–(e)l / –le* ist im untersuchten Interviewkorpus nämlich prototypisch mit verschiedenen Bedeutungsaspekten der ‚Verkleinerung' verbunden. Von den insgesamt 31 verschiedenen Lexemen, die in den untersuchten Interviews mit der Endung *–chen* modifiziert werden, bezeichnen mit Abstand die meisten – nämlich 26 – Gegenstände,

282 Vgl. Abbildung 4.1.2-1. Die intergenerationelle Zunahme des Gebrauchs von *i*-Diminutiven in den Vertriebenenfamilien ist mit einem p-Wert von 0,011 signifikant.

Phänomene oder Lebewesen, die durch das Diminutiv als (vergleichsweise) klein gekennzeichnet werden: *Brandplätzchen*, *Händchen*, *Holzstäbchen*, *Kälbchen, Wartehäuschen* usw. Hier kommt in der semantischen Modifikation der Substantive die Grundbedeutung der Diminutivsuffixe zum Tragen, die man nach Dressler / Barbaresi (1994: 116) mit dem „basic concept of dimensional smallness, which relates to the prototypical standards of dimensions and objects", oder mit dem Begriff der „Reduktion" (Zollna 2005: 298) umschreiben kann. Häufig wird die „dimensional smallness", die dem diminuierten Substantiv zugeschrieben wird, durch zusätzliche sprachliche Mittel im Äußerungskontext unterstützt: „so ein kleines Heftchen" (Herr 78, 1934 A: SP: 563), „also der Kleine der Urenkelchen hier" (Frau 44, 1928 V, SP: 206), „kaum ein Wörtchen Hochdeutsch" (Herr 10, 1939 V, SP1: 44), „so ein kleines Ding mit Türmchen dran" (Frau 73, 1962 AA, BI: 131).

Bei fünf verbleibenden mit *–chen* diminuierten Lexemen, *Völkchen*, *Bierchen*, *Leutchen*, *Annchen* und *Ömchen*, modifiziert das Diminutivsuffix die Bedeutung des Grundwortes allerdings nicht um den Aspekt der relativen Kleinheit oder Reduziertheit. Vielmehr ist es im jeweiligen Äußerungskontext unwahrscheinlich bzw. sogar explizit ausgeschlossen, dass mit den diminuierten Lexemen ein ‚kleines Volk', ein ‚kleines Bier' oder ‚kleine bzw. junge Menschen' bezeichnet werden sollten. In derartigen mit dem „concept of dimensional smallness" unvereinbaren Kontexten tritt unter Umständen der „eigentliche semantische Beitrag [des Suffixes] ‚Reduktion' massiv zurück[…]" (Wiese 2006: 471) und die Verwendung des Diminutivs übernimmt stattdessen vielfältige pragmatische Funktionen, die aus der Interaktion der diminutiven Grundbedeutung mit dem jeweiligen Äußerungskontext oder der Kommunikationssituation zu erklären sind. Die ‚verkleinernde' Grundbedeutung des Morphems *–chen* wird in dieser Interaktion mit dem Kontext von der denotativen Semantik verschoben auf „die relationellen Beziehungen Sprecher-Hörer, Sprecher-Referent und Sprecher-Sprechakt" und modifiziert hier „vor allem den Aspekt von Nähe und Distanz in diesen Beziehungen".[283] In Kontexten, in denen die Größendimension des Bezeichneten irrelevant ist, gewinnen Diminutivsuffixe

283 Zollna (2005: 304–305). Für Dressler / Barbaresi (1994: 144, 153) ergibt sich aus dieser metaphorischen Übertragung der Grundbedeutung der Diminutivsuffixe („smallness") auf die verschiedenen Aspekte der Kommunikationssituation,

allgemein eine expressive Bedeutung und drücken eine „verniedlichende, wohlwollend-ironisierende Bewertung" (*Duden Grammatik* 2016: 743) des Referenzgegenstandes oder des Sprechaktes durch den Sprecher aus und werden deshalb zum Beispiel häufig zur Bildung von Kosenamen genutzt.

Bei allen fünf genannten Lexemen mit dem *chen*-Suffix haben wir es mit einer solchen Verschiebung seiner Grundbedeutung auf die pragmatische Ebene zu tun. „Die Sachsen" beispielsweise, die im betreffenden Belegkontext als „ein Völkchen für sich" bezeichnet werden, sind bekanntermaßen recht zahlreich als Arbeitsmigranten nach Mecklenburg zugewandert, wären in Größendimensionen also eher als ‚großes Volk' zu bezeichnen. Die Gewährsfrau denotiert mit der Diminuierung *Völkchen* dementsprechend nicht die relative Kleinheit der Gruppe, sondern verleiht vielmehr ihrer besonders geringen Distanz und positiven Einstellung zur bezeichneten Gruppe Ausdruck: „Aber wir sind genauso solche lustige Menschen" (Frau 57, 1965 VV, SP: 312). Mit dem „Bierchen" ist im betreffenden Äußerungskontext sogar ein für mecklenburgische Verhältnisse außergewöhnlich großes Bier, nämlich eine bayrische *Maß*, gemeint, die die Gewährsperson auf dem Münchner Oktoberfest getrunken hat (Frau 67, 1964 AA, BI: 315). Die Diminutivbedeutung wird hier kontextuell verschoben zu einer Betonung des harmlos spaßhaften Charakters des geschilderten Alkoholgenusses. Ähnlich zeigt schon der kurze Beleg-Kontext „Annchens Tochter" (Frau 83, 1954 VA, BI: 414), dass die *Annchen* genannte Person selbst kein Kind mehr und mithin nicht mehr vergleichsweise klein ist. Die Diminuierung markiert in diesem Kontext die positive Einstellung und emotionale Nähe der Sprecherin zu der bezeichneten Person. Bei den *chen*-Diminutiven in meinem Interviewkorpus ist die pragmatisch wertende Funktion allerdings eher die Ausnahme, sie werden hier in weit überwiegendem Maße in ihrer semantisch denotativen Funktion zur Bezeichnung relativ kleiner Objekte und Lebewesen verwendet.

Dagegen bringen die Gewährspersonen mit *l*- und *i*-Suffixen in den jeweiligen Kontexten der Interviews nahezu ausnahmslos pragmatische

„that the general morphopragmatic meaning of DIM is [non-serious]" „which is attached, via diminutive formation, to the speech act / or the speech situation".

Funktionen ins Spiel.[284] In der großen Mehrzahl der Fälle modifizieren die Gewährspersonen mit den Endungen *–(e)l* und *–i* Namen und Verwandtschaftsbezeichnungen zu Kosenamen, mit denen sie im Interview auf ihnen nahestehende Personen referieren: „So und mein Vati der ist von der Ausbildung Automechaniker gewesen."[285] Hier zeichnet sich nun in den Familien der Alteingesessenen und der Vertriebenen ein bemerkenswerter Unterschied im Kosenamengebrauch ab, der in der Generationsfolge dann eine wesentliche Verschiebung erfährt.

Die Vertriebenen der Vorkriegsgeneration verwenden nämlich fast ausschließlich Kosenamen mit *l*-Suffix: z. B. *Liesel*, *Gretel*, *Grußel* (‚Großmutter'). Die Alteingesessen der Vorkriegsgeneration bilden Kosenamen dagegen fast ausschließlich auf *–i*: z. B. *Hansi*, *Mutti*, *Papi Krell* (Spitzname für einen beliebten Lehrer). Nur diejenigen Alteingesessenen verwenden neben *i*-Kosenamen gelegentlich auch solche auf *–l*, die nach dem Zweiten Weltkrieg eine Vertriebene oder einen Vertriebenen geheiratet haben. In den der Herkunft nach gemischten Familien kommt es offenbar dadurch, dass zum Teil an den hergebrachten Kosenamen der betreffenden Personen auch in der neu eingegangenen familiären Bindung festgehalten wird, zu einer Verschränkung kontrastierender Anredekonventionen. Ein Alteingesessener berichtet über ein befreundetes Ehepaar: „Trudel kam aus Schlesien und Rudi war hier und die haben neunzehnhundertfünfzig geheiratet." (Herr 4, 1928 A, BI2: 148). Hier verweisen die verschiedenen Diminutivsuffixe in der Personenbezeichnung bzw. in der Anrede eindeutig auf die regionale Herkunft der betreffenden Person. Eine Vertriebene, die in eine alteingesessene Familie eingeheiratet hat, beschreibt die Koexistenz zweier Bildungstypen von Kosenamen in ihrer Familie wie folgt:

---

284 Eine ähnliche ‚Aufgabenteilung' zwischen überwiegend semantischen *chen*-Diminutiven und dominant pragmatischen *i*-Diminutiven lässt sich auch am Korpus der norddeutschen Tischgespräche im Freundes- und Familienkreis feststellen, das 2004 bis 2008 im Zusammenhang des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)" aufgezeichnet worden ist, Ehlers (2011 a: 88).

285 Frau 84 (1966 AA, BI: 155), Berufsbezeichnung geändert. Die diminutive Grundbedeutung von *–(e)l* steht ausnahmsweise einmal im Vordergrund, wenn Herr 10 (1939 V, BI: 121) wilde Brombeeren beschreibt: „Ich ka… Hausbrombeeren sind ja noch mal so groß. Aber diese Brombeeren das sind ja kleine Muckel".

> Bei unseren Verwandten muss ich ehrlich sagen auch verschiedene sagen Trudi die anderen sagen manche sagen auch Trudel aber Trudi sagen die Meisten. Das ist eben mecklenburgisch ne.[286]

In den Kosenamengebrauch der älteren Mecklenburger, in dem im Übrigen das *i*-Suffix deutlich dominiert, werden sporadisch dann Formen auf *–(e)l* übernommen, wenn zugewanderte Vertriebene aus der Familie und dem Freundeskreis angeredet und bezeichnet werden. Der in Abbildung 4.1.2-1 nachgewiesene Anteil von *l*-Suffixen im Sprachgebrauch der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration (23,3 %) geht vollständig auf die Bildung von Kosenamen in den Familien zurück, die auf Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Zuwanderern und Alteingesessenen beruhen.

Schon in der folgenden Generation der mecklenburgischen Familien werden Kosenamen aber nicht mehr mit *–(e)l* gebildet. Von den hier betrachteten Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration verwendet niemand mehr einen Kosenamen mit *l*-Suffix. Und auch in den Interviews der Nachkommen von Vertriebenen bezeichnet der einzige belegte Kosename auf *–(e)l* gerade eine Person aus der älteren Generation („Tante Friedel“). Der starke Rückgang in der Verwendung von *l*-Diminutiven in der Nachkriegsgeneration erklärt sich also in erster Linie daraus, dass das *l*-Suffix hier die ehemalige Hauptdomäne seiner Anwendung – die Bildung von Kosenamen – verliert. Die aus den Vertreibungsgebieten ‚mitgebrachten' Kosenamen auf *–(e)l* werden im neuen mecklenburgischen Lebensumfeld von den Zugewanderten zunächst noch beibehalten und in den der Herkunft nach gemischten Familien und Freundeskreisen zum Teil auch von den Alteingesessenen übernommen. Die Nachkriegsgeneration sowohl der Alteingesessenen als auch der Vertriebenen geht dann aber (wieder) vollständig zur überkommenen mecklenburgischen Bildungsform von Kosenamen auf *–i* über. Die tradierten *l*-Kosenamen der Zugewanderten werden daher auf lange Sicht im mecklenburgischen Regiolekt keine Spuren hinterlassen.

Schließlich sollen noch zwei Lexeme angesprochen werden, die nicht zur Gruppe der Kosenamen gehören und dennoch des Öfteren mit dem *l*-Suffix modifiziert werden: *bissel* / *bissle* und *Mädel(s)*. Fünf der zehn hier betrachteten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration verwenden diese diminuierten Lexeme in ihren Interviews. Dabei bleibt es bei keiner dieser fünf Personen

---

286 Frau X, V, SP: 348, Personenangaben hier reduziert, um Anonymität der Gewährsperson zu wahren.

bei einer einmaligen Verwendung, sondern im Interview jeder dieser Personen lassen sich jeweils gleich mehrere Belege für *bissel* / *bissle* und / oder *Mädel* finden. Gerade das wiederholte Auftreten im Sprachgebrauch einiger Probanden scheint darauf hinzudeuten, dass es hier weniger um punktuell kontextualisierte und markierte Diminutivverwendungen geht, sondern eher um den relikthaft fortgesetzten Gebrauch von Diminutivformen, die – ähnlich wie *bisschen* und *Mädchen* im Standarddeutschen – in den Herkunftsvarietäten als lexikalisierte Ausdrücke für ‚ein wenig' und ‚weibliches Kind' üblich waren.

> Jungs auf jeden Fall. Also Mädels nicht. (Herr 10, 1939 V, SP2: 91)

> Sie hat eine Tochter die ist wohl so zwölf. Ich meine die spricht einwandfreies Deutsch dieses Kind ne. Und auch Russisch spricht … kann das Mädel. (Frau 28, 1936 V, BI: 413.

> Da hört sich das auch schon ein bissel besser an wenn der was sagt. (Frau 44, 1928 V, SP: 208).

> Die kochen ja doch ein bissel anders. (Frau 39, 1932 V, BI: 184)

Das Festhalten an derartigen Reliktwörtern der Herkunftsvarietäten in einem Interview mit einem Norddeutschen kann natürlich darüber hinaus dazu beitragen, die Gesprächssituation insgesamt als eher informell zu markieren oder die Herkunftsidentität der Gewährsperson zu unterstreichen, die spezifische Diminutivbedeutung von *Mädel* und *bissel* spielt für diese generellen pragmatischen Effekte aber keine Rolle. Der Reliktcharakter der lexikalisierten Diminutive *bissel* und *Mädel* wird auch durch die Tatsache unterstrichen, dass die Nachkommen der Vertriebenen sie gar nicht mehr verwenden.

Auch die Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration übernehmen die Wörter *Mädel* und *bissel* nicht in ihren Sprachgebrauch. In den Interviews der jüngeren Alteingesessenen finden sich aber vier vereinzelte Belege für *Mädel* bzw. *bissel*, die hier noch kurz angesprochen werden sollen, weil in ihnen punktuell die in den Herkunftsvarietäten lexikalisierte Diminutivbedeutung reaktiviert und in eine pragmatische Interaktion mit dem Äußerungskontext gebracht wird. Eine Zeitzeugin berichtet, dass ihr der Gebrauch des Niederdeutschen in ihrem Lebensumfeld in Kindheit und Jugend gar nicht bewusst war und sie deshalb „überhaupt nicht in Erinnerung" hat, in welchem Umfang sie damals selbst niederdeutsch gesprochen habe:

> Das ist mir später erst zu Bewusstsein gekommen. Man … die … eben ich verstehe die Leute oder habe die verstanden und habe vielleicht auch mit denen ein bissel Platt mit mit reingestreut die Platt gesprochen haben. (Frau 51, 1954 AA, SP: 210)

Der punktuelle Transfer des ‚fremden‘ und damit markierten Diminutivsuffixes in den mecklenburgisch regiolektalen Kontext unterstreicht hier den – auch durch das Modalwort *vielleicht* relativierten – reduzierten Geltungsanspruch der Satzaussage. Eine andere Alteingesessene der Nachkriegsgeneration erzählt vom Scheitern ihrer Ehe und vom erfolglosen Versuch, die Beziehung zu ihrem Partner doch noch zu retten:

> Tja wir haben uns dann scheiden lassen haben es dann aber wieder versucht nachher nochmal ein bissel. Es hat aber nicht funktioniert. Bloß meine Tochter ist geboren. (Frau X, SP1: 66)[287]

Der sicherlich mit großen Hoffnungen und hoher emotionaler Beteiligung verbundene Versuch wird hier in der Darstellung für den unbekannten Interviewer durch die Verwendung des auffallend ‚fremden‘ Diminutivs bagatellisiert und so eine „Entdramatisierung“ (Zollna 2005: 303) des Berichts bewirkt.

Auch wenn die alteingesessenen Mecklenburger *Mädel* statt *Mädchen* sagen, geht es vor allem um pragmatische Effekte der Diminuierung. Frau 51 (1954 AA, SP: 97) verwendet das süddeutsche *l*-Suffix in einer Erzählung über eine Freundin ihrer Kinderzeit:

> Da im … ich habe … war da näher befreundet mit einem einem Mädel da der Vater fuhr zur See.

Da die Sprecherin hier über eine damals etwa gleichalte Person erzählt, kann die Bedeutung des ungewöhnlichen Diminutivs nicht darin bestehen, die relative Kleinheit der Bezeichneten herauszustreichen, vielmehr dürfte in diesem Kontext derselbe pragmatische Mechanismus wirken, der auch der Bildung von diminuierten Kosenamen zugrunde liegt, mit denen die soziale und emotionale Nähe zur so bezeichneten Person ausgedrückt wird. Ganz ähnlich spricht auch Frau 1953 (1950 AA, BI: 111) von Nachbarskindern im Haus, mit denen sie aufgewachsen ist: „Das eine Mädel ist nachher nach England gegangen.“

---

287 Die Personenangaben der Sprecherin werden hier reduziert, um die Anonymität zu sichern.

Einen ähnlichen Beleg enthalten schon die 1961 aufgezeichneten Interviews des Pfeffer-Korpus aus meinem Untersuchungsgebiet. Der Interviewer und eine 13jährige Schülerin aus Rostock sprechen hier über deren bevorstehenden Wechsel an eine höhere Schule:

(S1) Denn lernst du nu ja ganz Neue kennen, oder seid ihr noch mehr, die da hinkommen?

(S2) Ja, ich geh noch mit zwei andren Mädels aus der Klasse zusammen.[288]

Gerade die Pluralform *Mädels* scheint sich in der letzten Zeit in Norddeutschland auszubreiten. Die Karte zum „Plural bei ‚Mädchen'" des *Atlas der deutschen Alltagssprache* weist für die Gegenwart jedenfalls Streubelege für den Gebrauch des süddeutschen Diminutivs *Mädels* auch im ganzen norddeutschen Raum nach.[289] Das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* kennzeichnet *Mädel* bereits in den 1970er Jahren als allgemein umgangssprachlich und bestimmt die Pluralform *Mädels* als norddeutsch.[290] Nach meinen Befunden zum starken Abbau der *l*-Suffixe im Sprachgebrauch mecklenburgischer Familien kann freilich bezweifelt werden, dass die in die norddeutschen Regiolekte transferierten Lexeme *bissel* und *Mädel* von Vertriebenen übernommen wurden, die in Norddeutschland angesiedelt worden sind. Hier scheint eher eine zeitlich länger zurückreichende und überregionale, bis heute auch medial gestützte Diskurstradition vorzuliegen.[291] In jedem Fall werden durch die Ersetzung zweier im Standarddeutschen weitgehend

288 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD): Pfeffer-Korpus (PF), Personensigle PF335, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

289 Elspaß / Möller 2003 ff., Karte „Plural von ‚Mädchen'", Frage 5e.

290 *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (Bd. 4, 1977: 2419). Das *Duden. Universalwörterbuch* (2001: 1041) kennzeichnet *Mädel* und *Mädels* ohne regionale Eingrenzung als umgangssprachlich. Als „bayr., österr." wird dort nur die Pluralform auf *–n* charakterisiert.

291 Zu erinnern wäre daran, dass beispielsweise schon im Nationalsozialismus im diskursiven Umfeld des BDM das Lexem *Mädel* überregional und inflationär verwendet wurde. Arendt Mihm verdanke ich den Hinweis, dass gegenwärtig zum Beispiel die Modefirma Hollister Kleidung für *Jungs* und *Mädels* anbietet (vgl. https://www.hollisterco.com/shop/eu-de/mädels-angebote, Stand: 23.9.2017). Mihm schlägt vor, Phänomene wie die überregionale Verwendung von *Mädel* mit dem Begriff eines „überregionalen Nonstandardsuperstrats" zu fassen, ich danke ihm herzlich für den persönlichen Austausch hierzu.

lexikalisierter Diminutivbildungen (*Mädchen*, *bisschen*) durch die süddeutsch diminuierten Lexeme *Mädel(s)* und *bissel* die Suffixe jeweils semantisch remotiviert und für eine pragmatische Interaktion mit dem Äußerungskontext zugänglich gemacht. Die regionalen Diminutivsuffixe des Südens bilden hier eine Ressource für pragmatische Effekte.

Abschließend sollen die vielfältigen Beobachtungen dieses Abschnitts noch einmal in ihren Zusammenhang gestellt werden: In dem hier betrachteten Interviewkorpus dominieren (abgesehen von den sehr seltenen Diminutiven auf *–ing* und *–lein*) drei Typen von Diminutivbildungen: In der Abfolge ihrer Vorkommenshäufigkeit sind dies das Suffix *–i*, das Suffix *–chen* und die Suffixe *–(e)l* und *–le*. Das standardgemäße Suffix *–chen* wird von Alteingesessenen wie Vertriebenen ganz überwiegend im Sinne seiner Grundbedeutung verwendet, um die relative Kleinheit oder Reduziertheit der bezeichneten Objekte, Phänomene und Lebewesen auszudrücken. Abgesehen von wenigen Ausnahmen kontextueller Pragmatisierungen ist die dominante Funktion des *chen*-Diminutivs im Korpus also eine semantische. Zumindest bei den Alteingesessen unterliegt die Verwendung dieses Suffixes keiner nennenswerten intergenerationellen Variation. Im Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien zeichnen sich ein zurückgehender Anteil der *chen*-Diminutive und eine Abnahme ihrer Produktivität über die Generationenfolge ab (vgl. Abb. 4.1.2-1 und 4.1.2-2).

Als prototypisch ‚pragmatische‘ Diminutive stehen sich im Korpus die Suffixe *–i* und *–(e)l* bzw. *–le* gegenüber. Sie werden von Alteingesessenen wie von Vertriebenen fast ausschließlich dazu genutzt, um Koseanreden zu bilden, mit denen auch auf die betreffenden Personen referiert wird. Beide Diminutivtypen sind in ihrem Gebrauch aber deutlich regional gebunden. Dies gilt auf der einen Seite für die aus den südlichen Herkunftsgebieten tradierten *l*-Diminutive der älteren Vertriebenen. Es gilt andererseits aber auch für das heute als standardsprachlich geltende Suffix *–i*, dessen Gebrauch in der Vorkriegsgeneration meiner Probanden noch ausschließlich auf alteingesessenen Mecklenburger beschränkt ist und von den älteren Vertriebenen kaum benutzt wird. Kosenamen auf *–i* lösen in der Nachkriegsgeneration die von den Zuwanderern zunächst noch beibehaltenen und teilweise sogar von Alteingesessenen übernommenen Kosenamen auf *–l* vollständig ab. Die Tradierung des Kosenamengebrauchs aus den südlichen Herkunftsgebieten kommt in den Vertriebenenfamilien schon in einer

Generationsfolge an ihr Ende und wird im mecklenburgischen Regiolekt absehbar keine langfristigen Spuren hinterlassen.

Als Reliktformen der Herkunftsvarietäten treten im Sprachgebrauch einiger 1945 / 1946 zugewanderter Vertriebener gelegentlich noch die lexikalisierten Diminutivformen *Mädel* und *bissel / le* auf. Auch hier ist eine generationsübergreifende Tradierung im Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien aber nicht erkennbar. Allerdings werden die beiden diminuierten Lexeme mitunter von jüngeren Alteingesessenen aufgegriffen, um in salienter Abweichung von den standardgemäßen Lexemen *Mädchen* und *bisschen* aus der Interaktion der markierten Diminutivbedeutung und dem Äußerungskontext pragmatische Effekte zu erzielen. Hier fungieren also – in sehr begrenztem Ausmaß[292] – süddeutsche Diminutivbildungen als Ressourcen für die stilistische Variation innerhalb des mecklenburgischen Regiolekts. Es erscheint aber kaum wahrscheinlich, dass die beiden diminuierten Lexeme unmittelbar aus dem Sprachgebrauch der zugewanderten Vertriebenen übernommen wurden. Vielmehr dürften hier überregionale und medial gestützte Diskurstraditionen das sprachliche Vorbild abgeben.

4.1.3 *„Die können das Ü nicht aussprechen"* – entrundete Vordervokale als Relikte der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen

In einem dritten Untersuchungsschritt soll der Frage nach Tradierung und Transfer von Merkmalen der Herkunftsvarietäten an einem Beispiel aus dem Bereich der Phonetik nachgegangen werden, an dem sich die Herkunftsregiolekte der Vertriebenen und der Regiolekt ihres mecklenburgischen Zuwanderungsgebietes besonders deutlich unterscheiden: In der Artikulation der Vordervokale *i*, *e*, *ü*, *ö* und zum Teil auch der Diphthonge *eu / ei* zeigen sich in den deutschen Dialekten und Regiolekten starke areale

292 Im regiolektalen Korpus freier Tischgespräche im Familien- und Freundeskreis, das zwischen 2004 und 2008 im Rahmen des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)" im ganzen norddeutschen Raum aufgezeichnet worden ist, findet sich unter 21.195 Wörtern kein einziger Beleg für ein *l*-Diminutiv, vgl. Ehlers (2011 a: 88).

Kontraste. Diese räumliche Gliederung ist sprachgeschichtlich auf den Prozess der „Entrundung“ mittelhochdeutscher gerundeter Vokale zurückzuführen, der seit dem 13. Jahrhundert von Süden ausgehend „in den meisten hochdeutschen Mundarten“ (König / Elspaß / Möller 2015: 149) zu einer Aufgabe der Lippenrundung bei der Artikulation der Vordervokale bzw. zu einem lautlichen Zusammenfall von kurzem und langem *ü*, *ö* und *eu* / *äu* mit *i*, *e* und *ei* / *ai* entsprechender Länge führte.[293] „Namentlich oberdeutsche und ostmitteldeutsche“ Mundarten kennen in Folge dieser Entwicklung mitunter „überhaupt keine gerundeten Laute, sie sprechen *grien*, *beese*, *heite* statt *grün*, *böse*, *heute*“ (Siebs 1957: 28).

Die niederdeutschen Dialekte blieben von diesem Lautwandel weitgehend unberührt, „im Gegenteil, dort gab es zusätzlich eine Anzahl von Rundungsvorgängen“ (König / Elspaß / Möller 2015: 149). In den deutschen Dialekten stehen sich also ein niederdeutsches Gebiet, in dem abgesehen von kleinen Teilarealen die Rundung der Vordervokale durchgehend erhalten geblieben bzw. sogar ausgebaut worden ist,[294] und ein mittel- und oberdeutscher Dialektraum gegenüber, in dem abgesehen von einer ostfränkischen und alemannischen Teilregion die Rundung durchgängig aufgegeben wurde. Entsprechend liegt mein mecklenburgisches Untersuchungsgebiet nach der kartographischen Darstellung Wiesingers (1983 b: 1103) in einer bis südlich von Berlin reichenden Dialektlandschaft, in der mittelhochdeutsches bzw. mittelniederdeutsches *ü* großräumig erhalten ist. Die schlesischen, böhmischen, mährischen und slowakischen Herkunftsregionen der hier

293 /yː/ > /iː/ (*fühle* > *fiele*), /ʏ/ > /ɪ/ (*Fülle* > *Fille*), /øː/ > /eː/ (*Söhne* > *Sehne*), /œ/ > /ɛ/ (*Götter* > *Getter*), /ɔ͜y/ > /a͜ɪ/ (*heute* > *haite*). Vgl. zur Entrundung Barbour / Stevenson (1990: 91–93), die auch eine Karte zur arealen Verteilung gerundeter und ungerundeter Vordervokale im deutschen Sprachgebiet bringen, die die Nord-Südgliederung des Phänomens deutlich zeigt.

294 Für Mecklenburg verweist Teuchert (1957 / 58: 89) auf Entrundungsphänomene, die als „sprachliches Strandgut“ über die Seefahrt in das Niederdeutsche der Hafenstädte eingetragen worden seien und sich ehemals „am meisten ausgeprägt in Warnemünde“ manifestiert hätten. In den 1920er Jahren habe er selbst „noch einige Reste“ der Entrundung feststellen können, geht aber davon aus, dass sie sich bereits in den 1950er Jahren „nirgends mehr gehalten“ habe. Vgl. auch Beckmann (1960: 128–128).

untersuchten Vertriebenen befinden sich dagegen mit Ausnahme einzelner mittelslowakischer Ortschaften in einem weiten Areal durchgängiger Vokalentrundung.[295]

Die Entrundung der Vordervokale hat zwar abgesehen von einigen Einzelwörtern (z. B. *Küssen* > *Kissen*, *sprützen* > *spritzen*) keinen Eingang in die hochdeutsche Schreibkonvention gefunden. Die Entrundungstendenz zeigte sich aber nicht nur in den Dialekten, sondern auch in den dialektal beeinflussten regionalen mündlichen Umgangssprachen:

> Diese Erscheinung hatte sowohl in den Mundarten als auch in der Umgangssprache fast das ganze Gebiet des Hochdeutschen erfaßt, ist aber durch die schriftsprachliche Norm rückgängig gemacht worden. (Schirmunski 2010 [1961]: 227)

Trotz der vor allem im 19. Jahrhundert voran getriebenen Normierung der Standardaussprache[296] hat sich die Entrundung der Vordervokale in mittel- und süddeutschen Regiolekten zum Teil kennzeichnend erhalten. Die „Entrundung der Umlaute [ʃeːn, friː, na͜ɪn] ‚schön', ‚früh', ‚neun'" gehört nach Mihm (2000: 2118) zu den charakteristischen Merkmalen der obersächsischen Umgangssprachen „im Großraum zwischen Saale und Neiße". Auch in den bayrischen und österreichischen Umgangssprachen ist die Entrundung „so weit verbreitet", dass Mihm (2000: 2120) sie zu den „allgemein sdt. [süddeutschen] Erscheinungen" zählt. Die Regiolekte der

---

295 Vgl. die Karte in König / Elspaß / Möller (2015: 148), die für die Entsprechung des Lexems *müd-e* in den Dialekten des ehemaligen deutschen Sprachgebietes eine weitgehend übereinstimmende Raumgliederung zeigt, wobei hier die Entrundungsisoglosse im Osten nördlich von Berlin verläuft.

296 Nach König / Elspaß / Möller (2015: 149) waren „im 17., 18. Jh. und noch im 19. Jh. […] in der gesprochenen Sprache die entrundeten Formen erlaubt". Als Beispiel für die institutionelle Normierung der Vokal-Aussprache im 19. Jahrhundert sei hier nur auf die „zunächst für Schulen" bearbeitete Grammatik von Heyse (1826: 16–17) verwiesen, die vorschreibt: „Das *ü* muß wohl unterschieden werden von *i* und *ie*." Heyse warnt auch, dass das *ö* „oft fehlerhaft mit *e* verwechselt wird", und mahnt an, dass die Diphthonge in Wörtern wie „*Häuser* und *heiser*, *heulen* und *heilen*, *Mäuse* und *Meisen*, *Feuer* und *Feier*" „in der Aussprache genau von einander unterschieden werden" müssten. Der entsprechenden Passage seiner Schulgrammatik fügt er eine Reihe von „Übungsaufgaben zur Berichtigung der Aussprache aller einfachen und doppelten Vocale" an (ebd.).

süddeutschen Anrainerregionen zu den ehemaligen Vertreibungsgebieten sind demnach bis heute stark durch die Entrundung der Vokale *ö*, *ü* und *eu* / *äu* geprägt.[297]

Demgegenüber ist für die Regiolekte im norddeutschen Raum nicht nur eine standardgemäße Bewahrung der gerundeten Vordervokale kennzeichnend, sondern hier bringt sich unter der Wirkung niederdeutscher Interferenzen eine gegenläufige Tendenz zur Rundung der in der Standardaussprache ungerundeten Vokale *i*, *e* und *ei* zur Geltung. Die flächendeckenden Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* zeigen, dass die Rundung von kurzem *i* (*bün*, *Mülch*, *Tüsch;* ‚bin, Milch, Tisch') in bestimmten phonetischen Kontexten „in allen Regionen östlich der Weser weit verbreitet" ist und bei „einem geringen Grad an Salienz" im Vergleich von Aufnahmesituationen unterschiedlicher Förmlichkeit nur schwach variiert.[298] Dabei tritt das regiolektale Merkmal in den Erhebungsorten in Mecklenburg und Vorpommern vereinzelt mit Frequenzen zwischen 5 % und über 20 % der einschlägigen Belegkontexte auf.[299] Für den Raum Rostock hatte schon Dahl (1974: 349) auf die „Bewahrung des niederdeutschen Vokalismus in Fällen wie *ümmer* ‚immer' […]; *verheuratet*" hingewiesen, die „an einzelne Wörter gebunden, aber in diesen häufig" auftrete. Ebenfalls in den 1970er Jahren verzeichnet Herrmann-Winter (1979: 167) bei zehn Probanden aus dem Raum Greifswald „in etwa 15 Wörtern œ-Varianten anstelle von kurzem e": „So realisieren zwei Sprecher […] z. B. elf als [œlf] […]."

Zwischen den dialektalen und regiolektalen Varietäten der südöstlichen Vertreibungsgebiete und denen der Zielgebiete der Vertreibung in Mecklenburg-Vorpommern kann also bei der Artikulation der Vordervokale ein

---

297 In der Vorleseaussprache des Schriftdeutschen waren bei Studenten auch im Süden der alten Bundesrepublik allerdings in den 1980er Jahren keine nennenswerten Belege mehr für entrundete *ö*, *ü* und *eu* zu verzeichnen (König 1989 Bd. 1: 47, 52, 60). Nach Wiesinger (2008: 50) wird die Umlautentrundung, die in den österreichischen Dialekten durchgängig vorherrsche, auch in der heutigen österreichischen Umgangssprache und Standardaussprache „als ‚primäres' Dialektmerkmal streng gemieden".

298 Elmentaler (2015 c: 166–167), dort auf S. 156–157 ein knapper Forschungsbericht zur Rundung von kurzem *i* in den norddeutschen Regiolekten.

299 Elmentaler (2015 c: 163, Karte V7.4). „Eine (tendenzielle) Rundung der standarddeutschen *i*-Laute" belegen auch aktuelle Erhebungen von Kehrein (2012: 309) und Vorberger (2017: 155) für den Regiolekt in Vorpommern.

gleichsam doppelter Kontrast erwartet werden: Der Tendenz zur standardabweichenden Entrundung im Süden steht im Norden die Tendenz zu einer standardabweichenden Vokal-Rundung entgegen. Es stellt sich damit die Frage, inwieweit sich diese gegenläufigen Artikulationstendenzen in den Varietätenkontakten der mecklenburgischen Zuwanderungsgebiete der Vertreibung zur Geltung bringen.

Im Folgenden soll besonderes Augenmerk darauf gelegt werden, ob und in welchem Grad sich das Merkmal der Entrundung von *ü*, *ö*, *eu* / *äu* im regiolektalen Sprachgebrauch der Familien zugewanderter Vertriebener in ihrem neuen mecklenburgischen Sprachumfeld erhalten hat. Hierzu wurden in den transkribierten Interviews der ausgewählten 44 Gewährspersonen alle Belege für *ü*, *ö*, *eu* oder *äu* aufgesucht und in der Tonspur abgehört. Belege mit deutlich hörbarer Entrundung der Lippen haben wir als standardabweichend codiert und den standardgemäßen Realisierungen der Variable quantitativ gegenübergestellt. Dabei wurden Kontexte vor *r* (*würgen*, *hört*) nicht in die Auswertung einbezogen, weil hier die in Norddeutschland erwartbare *r*-Vokalisierung Rückwirkungen auf die Artikulation des vorangehenden Vokals haben könnte. Pro Gewährsperson wurde die Überprüfung von 80 Belegen angestrebt, was in Einzelfällen wegen der unterschiedlichen Länge der Interviews nicht ganz erreicht werden konnte. Es konnten aber dennoch insgesamt 3340 Korpusbelege in die Analyse einbezogen werden.

Die Codierung dieser Belegstellen ergab die folgenden Befunde: Der Anteil entrundet realisierter *ö*, *ü* und *eu* / *äu* ist im untersuchten Korpus der Interviews von 44 Gewährspersonen beider Altersgruppen außerordentlich gering. Unter den 3340 Belegen finden sich überhaupt nur 25 Fälle mit rundungsloser Artikulation (0,75 %). Die Spuren des Lautmerkmals der Herkunftsvarietäten sind im Korpus heute also nur sehr dünn. Erwartungsgemäß treten die bei weitem meisten standardabweichenden Realisierungen in den Interviews von Vertriebenen der Vorkriegsgeneration auf, hier liegt der Anteil bei 2,52 % (n = 872). Die Vertriebenen dieser Altersgruppe entrunden dabei nur die Vordervokale *ü* und *ö*, die Korpusbelege für *eu* und *äu* werden ausnahmslos standardgemäß artikuliert. Dass es sich bei diesem insgesamt nur schwach ausgeprägten Merkmal um ein Relikt des Sprachgebrauchs aus der Zeit vor der Vertreibung handelt, wird offenkundig, wenn man die Interviews der alteingesessenen Mecklenburger der

Vorkriegsgeneration zum Vergleich heranzieht (vgl. Abb. 4.1.3-1): Hier findet sich unter 904 Belegen für *ö*, *ü*, *eu / äu* nur eine einzige entrundete Realisierung (0,11 %). Bei diesem Beleg handelt es sich zudem eindeutig um eine punktuelle Aussprachevariation ohne systematische Relevanz, denn die Gewährsperson, Herr 78 (1934 A, SP: 218), realisiert nur an einer Stelle seines Interviews das Lexem *Plattdeutscher* entrundet als *Plattdaitscher*. Alle anderen 35 Belege für *eu / äu* in seinen Gesprächsbeiträgen, darunter auch zahlreiche Komposita mit *-deutsch* (*Plattdeutsch*, *Hochdeutsch*), spricht Herr 78 durchweg standardgemäß gerundet aus.

Auch wenn die Frequenz der entrundeten Vordervokale in den Interviews der Zugewanderten insgesamt sehr niedrig erscheint, handelt es sich hier doch nicht um ein singuläres Merkmal, das nur im Sprachgebrauch von Einzelpersonen auftritt. Von zwölf hier untersuchten älteren Vertriebenen sprechen immerhin fünf Gewährspersonen die runden Vordervokale gelegentlich entrundet aus. Herr 26 (1925 V), der im nordböhmischen Kreis Teplitz (Teplice) aufgewachsen ist und mit einem Anteil von 12,8 % unter den hier betrachteten Vertriebenen am häufigsten standardabweichende Vokalrealisierungen zeigt,[300] sieht in der Vokalentrundung nicht nur ein kennzeichnendes Charakteristikum seiner eigenen Umgangssprache, sondern betrachtet sie gleichsam als Schibboleth böhmischer Herkunft. Sein eigenes „Hochdeutsch" ist seiner Selbsteinschätzung nach bis heute hörbar sudetendeutsch gefärbt. Er charakterisiert dieses Hochdeutsch wie folgt: „Da ist noch ein bisschen was drin. Ja. Wie zum Beispiel Küche ne. Ich sage Kiche." (Herr 26, SP: 97). Der Dialekt seiner böhmischen Heimat sei damals als „Behmakeln" (*Böhmakeln*) bezeichnet worden. Selbst der Lehrer in seiner Grundschulzeit habe „gebehmakelt" (Herr 26, SP: 119, 149). Die Frage, ob er bei hochdeutschen Gesprächen mit Unbekannten heute noch heraushören könne, wer ehemaliger Zuwanderer sei, bejaht er: „Also wenn es ein Sudetendeutscher ist dann weiß ich es. Die können das Ü nicht aussprechen." (Herr 26 1925 V, SP: 494). Auch er selbst werde von Vertriebenen aus Böhmen an seiner normalen umgangssprachlichen Redeweise immer noch als Sudetendeutscher erkannt:

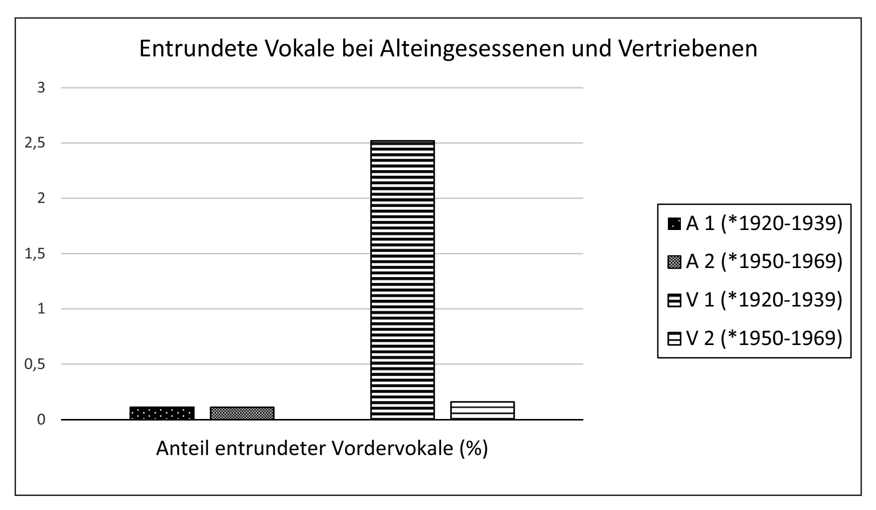
---

300 Herr 26 entrundet *ö* und *ü* gelegentlich auch in den hier nicht in die Auswertung einbezogenen Kontexten vor *r*: z. B. *Werter* (‚Wörter'), *Birgerschule* (‚Bürgerschule').

> Also mein Arzt zum Beispiel […] ne. Ich habe bloß paar F… Wörter gesprochen. „Wo kommen Sie her?“ Ich sage „ja aus [Rostock-] Lichtenhagen.“ „Nein“ sagt „wo Sie geboren sind.“ „Im Sudetenland.“ […] „Na dann sind wir Landsleute.“ (Herr 26 (1925 V, SP: 504–507)

Dabei habe, so erzählt Herr 26, der Arzt seinerseits *Landsleute* als *Landslaite* ausgesprochen.

Abbildung 4.1.3-1: Gebrauch entrundeter Vordervokale in Familien Alteingesessener (A 1, A 2) und Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent



Für die Frage, wieso der offenbar sehr saliente böhmische Regionalmarker im Sprachgebrauch der Vertriebenen heute nur mit derart niedrigen Frequenzen auftritt, bietet eine Erzählung von Frau 29 (1930 V, SP: 165) aus ihrer Schulzeit in Böhmen einen ersten Erklärungsansatz:

> Ich hatte eine Schul… einen Schulfreund. Und wenn der Gedichte aufsagen musste dann hat er gesagt „der Kenig“ hat er immer gesagt statt König. Und das musste er dann x-mal sagen ne.

Da der Lehrer, der aus demselben Schulort stammte, „ganz viel“ Wert auf eine korrekte Aussprache gelegt habe, musste der Schulfreund die Rundung der Vordervokale regelrecht einüben. Offensichtlich ist bei der schulischen Vermittlung der Standardaussprache in den Vertreibungsgebieten schon vor 1945 gerade an der Tilgung des regionaltypischen Merkmals der Entrundung

korrigierend gearbeitet worden. Auch die „für das Sudetenland, Böhmen und Mähren“ ausgelegte *Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten* verfügt 1935 für die „über den Mundarten stehende Einheitsaussprache“ auf der Bühne und bei Vorträgen in Öffentlichkeit, Theater, Kirche und Schule: „ö, eu (äu) sind mit Lippenrundung zu sprechen (Möhre : Meere; Küste : Kiste; heulen : heilen)“ (Schmidt-Voigt / Sandmann 1935: 23).

Auch in ihrem neuen Sprachumfeld nach der Vertreibung dürfte die standardabweichende Vokalentrundung im Sprachgebrauch der Vertriebenen mit schulischen Bestrebungen einer hochsprachlichen Aussprachenormierung in Konflikt geraten sein. Das *Wörterbuch der deutschen Aussprache* der DDR verzeichnet die „zu geringe Rundung und fehlende Stülpung der Lippen“ bei *ü* und *ö* 1964 jedenfalls als einen „Bildungsfehler“ (Krech et al. 1964: 39, 40). Eine starke Motivation zum Abbau dieses Merkmals der Herkunftsvarietäten dürfte aber in Mecklenburg vor allem gewesen sein, dass man mit der Vokalentrundung nicht nur allgemein als Zugewanderter auffallen musste, sondern dass dieses Merkmal speziell mit dem sächsischen Regiolekt in Verbindung gebracht werden konnte, dessen Sprecher in Mecklenburg extrem negativ bewertet werden. Wegen der starken Binnenmigration insbesondere von Führungskräften aus dem Süden der DDR und des raumgreifenden Badetourismus sind Sachsen in Mecklenburg vielfach als „fünfte Besatzungsmacht“ (Herr 33, 1923 A, SP: 59) empfunden worden. Anklänge an den sächsischen Dialekt waren entsprechend „verpönt“ (Herr 88, 1966 AZ, SP: 196): „Aber es wurde sich oft mokiert dass die Sachsen dann kamen und gleich nach oben wollten. Und und wenn sie dann sprachen dann hatten sie schon ganz ausgeschissen.“ (Frau 47, 1930 A, SP: 168). Die Verwendung entrundeter Vokale, die auch für den sächsischen Regiolekt typisch sind, brachte für die zugewanderten Vertriebenen in Mecklenburg unter Umständen die Gefahr einer sozialen Stigmatisierung mit sich.[301] Die geringen Vorkommensfrequenzen der Vokalentrundung in den heutigen Interviews der vor 1940 geborenen Zuwanderer dürfte wohl nicht zuletzt das Ergebnis einer jahrzehntelangen sprachlichen Anpassung an das mecklenburgische Lebensumfeld sein.

301 Auf die in den Interviews meiner Gewährsleute häufig zum Ausdruck kommende „Sachsenfeindlichkeit“ (Frau 51, 1954 AA BI: 119) wird im zweiten Band meiner Studie noch im Detail einzugehen sein.

In der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien in Mecklenburg ist das lautliche Merkmal der Herkunftsvarietäten heute jedenfalls vollständig aus dem regiolektalen Sprachgebrauch verschwunden (vgl. Abb. 4.1.3-1). Von den 631 Belegen für *ö*, *ü*, *eu / äu*, die sich in den untersuchten Interviews von Nachkommen Vertriebener finden, wird überhaupt nur ein Vokal entrundet (0,16 %): Frau 60 (1952 VV, SP: 115) artikuliert im Satz „Da haben wir uns drüber amüsiert“ das Verb *amüsiert* entrundet als *amisiert*. Die entrundete Realisierung von *amüsieren* ist zugleich das einzige Belegwort, das in den Interviews der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger standardabweichend ausgesprochen wird. Ganz ähnlich wie Frau 60 spricht auch Frau 51 (1954, AA, SP: 139) im Belegkontext *amüsieren* mit entrundetem Vordervokal aus: „Und dann amisiert man sich da mehr oder weniger auch drüber.“ Auch in den Interviews der nach 1950 geborenen Alteingesessenen ist der Anteil standardabweichender Entrundungen mit diesem einen standardabweichenden Beleg verschwindend gering (0,11 %, n = 933). Es ist dabei zu bezweifeln, dass es sich bei entrundetem *amisieren* um ein Relikt der Herkunftsvarietäten der Immigranten handelt. Vielmehr dürfte es sich bei der Entrundung des *ü* in *amüsieren* um eine phonetische Kontaktassimilation mit dem langen Folgevokal *i* handeln. Einer solchen Kontaktassimilation steht bei dem Fremdwort *amüsieren* im Sprachwissen der Interviewpartner wahrscheinlich kein sicheres Schriftbild entgegen, das eine Unterscheidung der beiden Vokale *ü* und *i* graphematisch stützen würde.

Von der mittel- und oberdeutschen Entrundung der Vordervokale bleiben also schon im Sprachgebrauch der vor 70 Jahren nach Mecklenburg eingewanderten Vertriebenen nur äußerst geringe Spuren. Und bereits in der Generation ihrer Nachkommen verlieren sich diese Relikte ihrer Herkunftsvarietäten ganz. Die alteingesessenen Mecklenburger haben die Entrundung von *ü*, *ö* und *eu / äu* ihrerseits zu keiner Zeit von den Zugewanderten übernommen. Mit dem Ableben der letzten Angehörigen der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen wird das schwache Relikt ihrer Herkunftsregiolekte daher in Mecklenburg gar nicht mehr zu hören sein.

4.2 Resümee zu Tradierung und Transfer von Elementen der Herkunftsvarietäten: durchgreifender Abbau nichtmecklenburgischer Varianten

Die Frage nach der Bewahrung von Merkmalen der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen und die Frage, ob die Alteingesessenen, mit denen sie in den Zielgebieten der Vertreibung in engen Kontakt kamen, derartige Merkmale ihrerseits in ihren Sprachgebrauch übernommen haben, wurden wegen der extremen Heterogenität der Herkunftsvarietäten hier nur an dialektübergreifenden Kennzeichen der Regiolekte der Herkunftsgebiete untersucht. Im Sprachgebrauch von 44 ausgewählten Gewährspersonen wurde dafür auf drei Ebenen exemplarisch nach Spuren derartiger regiolektaler Merkmale gefahndet: auf der Ebene des Wortschatzes, der Morphologie und der Phonetik / Phonologie. Auf allen drei Ebenen lassen meine Korpusbefunde strukturelle Entwicklungen erkennen, die in ihrer Richtung, ihrer großen Dynamik und ihrer durchgreifenden Wirkung übereinstimmen.

Im Bereich des regiolektalen Wortschatzes bildet die punktuelle wechselseitige Unverständlichkeit eine starke Motivation für eine Synchronisierung des Sprachgebrauchs von zugewanderten Vertriebenen und Alteingesessenen.[302] Meine Befragung zu Kenntnis und Gebrauch ausgewählter Testlexeme zeigt deutlich, dass der Ausgleich der Varietätendifferenzen hier mehr oder weniger ausschließlich darin bestand, dass die Zuwanderer ihren spezifischen regiolektalen Herkunftswortschatz einseitig aufgaben und durch standardsprachliche bzw. regiolektal mecklenburgische Lexik (z. B. *Feudel*) ersetzten.[303] Schon in der Generation der als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene zugewanderten Vertriebenen büßte der Herkunftswortschatz – abgesehen

302 Vgl. die Zeitzeugenerzählung am Anfang von Abschnitt 4.1.1. Insofern weichen die Verhältnisse auf der Ebene des Wortschatzes partiell von der prototypischen Situation der „dialects in contact“ ab, bei denen wechselseitige Verständlichkeit der Kontaktvarietäten grundsätzlich gewahrt ist und Konvergenzprozesse eher durch sozialpsychologische Motivationen angetrieben werden (Trudgill 1986: 1–2). Vgl. speziell für den Varietätenkontakt in Deutschland nach 1945 / 1946 Leopold (1970 [1959]: 347).

303 Craig (1997: 262) wertet derartige Prozesse der „relexification“ als Anzeichen für einen bevorstehenden Sprachtod: „Relexification has been much discussed in the context of creolization and decreolization, but it is also found in instances of language shift, which lead to the death of a minority language […].”

von innerfamiliären Gesprächen mit Eltern und Großeltern – seine kommunikative Funktion nach der Vertreibung weitgehend ein. 70 Jahre nach der Ankunft in Mecklenburg ist in dieser Vorkriegsgeneration der Vertriebenen sogar die rezeptive Kompetenz des regiolektalen Herkunftswortschatzes vielfach eingeschränkt. Bei einer Reihe von Gewährspersonen hat offenkundig der Prozess der „language attrition“ eingesetzt, bei der insbesondere auf der Ebene des Wortschatzes Elemente der kindlichen Erst- bzw. Zweitsprache nicht mehr oder nur noch schwierig erinnert werden, weil sie über lange Zeit nicht mehr gebraucht worden sind (Schmid 2011: 38–39). Aus ehemals vollkompetenten Sprechern der Herkunftsvarietäten sind heute oftmals partielle „Sprachvergesser” (Wirrer 2009: 137) oder „rememberers“ (Craig 1997: 259) geworden, die Schlüsselreize benötigen, um sich an ihren Herkunftswortschatz zu erinnern. Innerhalb der Vertriebenenfamilien ist der Wortschatz unter diesen Bedingungen nicht weiter tradiert worden. Schon die nach 1949 in Mecklenburg geborenen Nachkommen der Zuwanderer verfügen nur noch über rudimentäre rezeptive Kompetenz im Herkunftswortschatz ihrer Eltern. Während allgemein davon ausgegangen wird, das der Prozess des Sprachwechsels bei Migrantengruppen in einem neuen Sprachumfeld „at least three generations“ (Brenzinger 1997: 282) überspannt, ist die Abkehr vom regiolektalen Wortschatz der Herkunftsregionen in den Vertriebenenfamilien in Mecklenburg bereits in der ersten Nachkriegsgeneration weitgehend abgeschlossen.

Obwohl gerade im Bereich der Lexik am ehesten eine Übernahme zwischen den allochthonen und autochthonen Kontaktvarietäten zu erwarten gewesen wäre (Trudgill 1986: 25), haben die Alteingesessenen die regiolektalen Herkunftslexeme der Vertriebenen offenbar nie in ihren aktiven Sprachgebrauch integriert.[304] Dies gilt für die Vorkriegs- wie für die Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburger gleichermaßen. Die insgesamt nur geringen rezeptiven Kenntnisse, die die Alteingesessenen von Lexemen der südostdeutschen Regiolekte haben, stammen weit überwiegend aus den Medien oder von Reiseerfahrungen und kaum einmal aus

304 Hier widersprechen meine Ergebnisse dem Befund Erdmanns (1992: 50), die im Bezirk Lüneburg beobachtet, dass in exogamen Ehen vereinzelt Lexeme schlesischer und westpreußischer Herkunft von Alteingesessenen aktiv übernommen wurden.

kommunikativen Kontakten mit immigrierten Vertriebenen. Ein Transfer der regiolektalen Herkunftslexik der Zuwanderer in die regionale Umgangssprache der alteingesessenen Bevölkerung Mecklenburgs hat insgesamt nicht stattgefunden.

Ein ähnlich rascher und durchgreifender Abbau sprachlicher Relikte der Herkunftsvarietäten lässt sich auf der Ebene der Morphologie am Beispiel der Diminutivbildung nachweisen. Anders als beim regiolektalen Herkunftswortschatz halten die zugewanderten Vertriebenen am Gebrauch der südostdeutschen *l*-Diminutive zwar bis heute fest, die aktive Verwendung dieser Formen ist aber bereits in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen ausschließlich auf den engen pragmatischen Kontext der Kosenamenbildung und auf wenige Reliktlexeme (*Mädel*, *bissl*) begrenzt. Die unter den zugewanderten Vertriebenen bewahrten Kosenamen mit *l*-Suffix werden dabei zum Teil von gleichaltrigen Freunden und Familienangehörigen unter den Alteingesessenen in den eigenen Sprachgebrauch übernommen. Aber selbst im Bereich der Kosenamenbildung büßt das *l*-Suffix schon in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien seine Produktivität vollständig ein und wird durch das überkommene mecklenburgische *i*-Suffix abgelöst. Wie der Herkunftswortschatz wird auch die Diminutivbildung der Herkunftsregiolekte in den Vertriebenenfamilien intergenerationell nicht tradiert und infolgedessen auch nicht von jüngeren Alteingesessenen adaptiert. Die auch in den Vertreibungsgebieten ehemals usuellen Diminutivbildungen *bissl* und *Mädel* werden von jüngeren Alteingesessenen zwar gelegentlich in die eigene Rede integriert, um punktuell pragmatische Effekte zu erzielen. Es kann aber bezweifelt werden, dass es sich dabei um eine umwertende „reallocation“[305] von überkommenen Varianten der Vertriebenenvarietäten handelt, denn diese Formen scheinen sich eher über

305 Trudgill (1986: 110) beschreibt den Erhalt und die Umwertung einzelner älterer Formen nach erfolgtem Varietätenausgleich wie folgt: „The new dialect has thus retained some of the regional variants present in the early mixture, but these have been *reallocated* to a stylistic function. This suggests a general principle: forms that are not removed during koinéization, as part of the focusing associated with new-dialect formation, will tend to be reassigned according to certain patterns. One of these patterns is that retained variants may acquire different degrees of formality and be reallocated the function of stylistic variants.”

überregionale Diskurstraditionen oder mediale Kontakte mit süddeutschem Regiolekten in ganz Norddeutschland zu verbreiten.

Auf der Ebene der Phonetik ergibt sich ein ähnliches Bild einer schnellen und konsequenten Aufgabe von Merkmalen der Regiolekte der Vertreibungsgebiete. Am Beispiel der Entrundung von *ö* und *ü* ist zu beobachten, dass schon im Sprachgebrauch der 1945 / 1946 zugewanderten Vertriebenen nur noch geringe Nachklänge dieses regiolektalen Merkmals bis heute vernehmbar sind. Entrundete Vokale kennzeichnen zwar noch den Sprachgebrauch einiger Einzelpersonen aus dieser Bevölkerungsgruppe bis in die Gegenwart markant. Aber schon in den Interviews mit der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien sind keine Belege mehr für die Vokalentrundung zu finden, die intergenerationelle Tradierung ist vollständig abgerissen. Auch von einer Adaption des Merkmals durch ältere wie jüngere Alteingesessene kann keine Rede sein.

Bereits bei den Variablenanalysen in Kapitel 3 waren wir bei einigen Varianten des mecklenburgischen Regiolekts auf eine ähnliche Dynamik aufmerksam geworden, und zwar speziell bei solchen mecklenburgischen Regiolektmerkmalen, die in den Regiolekten der Vertriebenen ebenfalls mit hohen Frequenzen in Gebrauch waren (apikales *r*, *wie* in Komparativkonstruktionen). Auch diese Varianten der Herkunftsregiolekte werden, obwohl sie im mecklenburgischen Regiolekt ebenfalls verbreitet sind, in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien abgebaut.[306] Die Übereinstimmungen

---

306 Ein weiteres Beispiel, das diese Tendenz – in allerdings schwacher quantitativer Ausprägung – veranschaulichen kann, ist die Realisierung von *s* im Wortanlaut vor Vokal (*Suppe*, *sehen*). Die stimmlose Artikulation des *s* [s] kann mit Mihm (2000: 2120) als allgemeines Merkmal der süddeutschen Umgangssprachen angesehen werden, dem „im Norden" (König / Elspaß / Möller 2015: 245, Karte auf S. 244) die stimmhafte, ‚weiche' Aussprache des *s* [z] gegenüber steht. Letztere gilt für den genannten Lautkontext am Wortanfang zugleich als Standardlautung (*Duden Aussprachwörterbuch* 2005: 98). Neuere Erhebungen des *Norddeutschen Sprachatlas* belegen allerdings, dass stimmlose Anlautvarianten auch in den norddeutschen Umgangssprachen bei Sprecherinnen der mittleren Generation in breiter arealer Streuung auftreten, in der großen Mehrzahl der überprüften Gesprächssituationen allerdings Frequenzen von 5 % nicht weit überschreiten (Andresen 2015: 331, Karte K13). In meinem Interviewkorpus sind Nachwirkungen dieses Süd-Nord-Gegensatzes in der Vorkriegsgeneration durchaus noch zu einem geringen Grad nachzuweisen: Die zugewanderten

mit den Beobachtungen des vorliegenden vierten Kapitels lassen sich wie folgt verallgemeinern: Sprachliche Merkmale, die (auch) für die Herkunftsregiolekte der Zuwanderer kennzeichnend sind, unterliegen in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien einer Abbaudynamik, die vor allem bei exklusiv südostdeutschen Varianten stark zur Geltung kommt. Der strukturelle Prozess des *dialect-levelling*,[307] bei dem die immigrationsbedingt große Variantenvielfalt im regiolektalen Sprachgebrauch reduziert wird, erfolgt im mecklenburgischen Varietätenkontakt ganz einseitig zuungunsten der Varianten der südöstlichen Herkunftsregiolekte.

Die Tilgung der Merkmale der Herkunftsregiolekte beginnt dabei teilweise schon in der Generation der Zuwanderer und ist bereits in der Generation ihrer Nachkommen weitgehend abgeschlossen. Wolf-Beranek (1976: 161) verlegt das „Verklingen" der „sudetendeutschen Umgangssprache" zeitlich sogar schon in die 1950er Jahre. Insbesondere das „lexikalisch oberdeutsch-österreichische[…] Gepräge" dieses Regiolekts habe für seine Sprecher in den Zuwanderungsgebieten Verständigungsschwierigkeiten mit sich gebracht:

> Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, waren sie gezwungen, sich so rasch wie möglich die Umgangssprache des Gastlandes anzueignen. Darin liegt der Grund, daß die sudetendeutsche Umgangssprache, da sie ihres Zweckes, Verständigungsmittel in einem größeren Raum zu sein, beraubt war, so rasch zum Verklingen kam.

Vertriebenen artikulieren das *s* im Anlaut noch zu durchschnittlich 8,5 % der abgehörten Belege stimmlos (n = 941). Bei drei Personen dieser Gruppe liegen die Anteile sogar zwischen 25 % und 40,2 % der Belege. Die gleichaltrigen Alteingesessenen realisieren das Anlaut-*s* dagegen nur zu durchschnittlich 3 % stimmlos (n = 910). In der Nachkriegsgeneration der beiden Herkunftsgruppen kommt es dann zu einem annähernden Sprachausgleich auf dem Niveau, das für diese Altersgruppe in ganz Norddeutschland üblich ist: Der Anteil der stimmlosen Realisierungen sinkt in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien auf 6,5 % (n = 645) (nur in einem Ausnahmefall erreicht er hier noch 21,3 %), bei den Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration liegt er bei durchschnittlich 5,1 %. Bei der Aussprache des *s* im Wortanlaut lassen sich heute also noch vor allem bei Einzelpersonen aus der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen Relikte der stimmlosen Artikulation feststellen, von denen aber die Nachkriegsgeneration der Vertriebenen weitgehend Abstand nimmt, indem sie sich dem Sprachgebrauch der Alteingesessenen annähert.

307 Hinskens / Auer / Kerswill (2005: 11): „*Dialect levelling*, the process which reduces variation both within and between dialects, is structural *dialect loss*."

> 1956 hätte eine Aufnahme dieser Sprachebene nicht mehr durchgeführt werden können, da die Gewährsleute bereits unsicher geworden und eindeutige Antworten nicht mehr zu bekommen waren.[308]

Der rasche Abbau von Merkmalen der Herkunftsregiolekte dürfte sich freilich nicht nur aus deren eingeschränkter kommunikativer Reichweite im mecklenburgischen Kontext erklären, sondern auch als Indiz für ihr sehr geringes Prestige im dortigen Umfeld zu interpretieren sein.[309]

Es hat dementsprechend, so können meine Variablenanalysen ebenfalls zeigen, auch keinen nachhaltigen Transfer von Elementen der Herkunftsregiolekte in die regionale Umgangssprache der Aufnahmegesellschaft gegeben. So ist resümierend festzuhalten, dass die massive Zuwanderung südostdeutscher Sprecherinnen und Sprecher nach dem Zweiten Weltkrieg letztlich ohne dauerhafte Nachwirkungen auf den mecklenburgischen Regiolekt bleiben wird. Relikte der südostdeutschen Umgangssprachen der Vertriebenen, die sich heute noch gelegentlich in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen vernehmen lassen, werden nach dem Ableben der Zuwanderergeneration endgültig zum Verklingen kommen: „Complete dialect loss, i.e. the disappearance of a dialect without leaving any traces behind, resembles language death." (Hinskens / Auer / Kerswill 2005: 11). Im mecklenburgischen Varietätenkontakt steht der Abbau von Strukturen der Herkunftsregiolekte der Zuwanderer kurz vor dem endgültigen Abschluss.

---

308 Wolf-Beranek (1976: 161), gegenüber dem rasch abgelegten Regiolekt haben sich die „sudetendeutschen Mundarten" demnach sogar länger erhalten, weil man sie „als Vermächtnis der Heimat pflegte".

309 „Prestige und Geltungsareal sind wohl auch die wichtigsten Faktoren, die sich im Zusammenhang mit der kontaktinduzierten Variantenwahl ausdrücken." (Mattheier 1996: 50). Die soziolinguistischen und perzeptionslinguistischen Rahmenbedingungen des hier beschriebenen sprachlichen Strukturwandels werden im zweiten Band der Studie zu analysieren sein.

5. Strukturwandel des mecklenburgischen Niederdeutsch im Varietätenkontakt seit dem 19. Jahrhundert

Der dritte Analyseschnitt durch das Varietätengefüge der mecklenburgischen Kommunikationsräume gilt dem niederdeutschen Basisdialekt. Datenbasis der Untersuchung sind dabei die niederdeutschen Wenkerübersetzungen der dialektkompetentesten Gewährspersonen der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration. Historische Sprachdokumente verschiedener Zeitstufen werden zusätzlich herangezogen, um die Entwicklung des Niederdeutschen auch in *real-time*-Vergleichen zu rekonstruieren. Mit der Auswertung historischer Wenkerbögen und der Landschaftsgrammatiken aus der Region kann die Entwicklung des Dialekts bis in das 19. Jahrhundert zurückverfolgt werden (vgl. Abschnitt 2.2.2). Die Vorgabe standardisierter Übersetzungsvorlagen ermöglicht es, die Variation im Bereich der niederdeutschen Lexik systematisch und in vielen Details herauszuarbeiten (Abschnitte unter 5.1). Andererseits bietet sich die Datengrundlage nur für wenige Variablen aus der morphosyntaktischen Ebene für eine quantitative Analyse an, da diese im Übersetzungskorpus meist nur in geringen Belegzahlen vertreten sind. Ich beschränke die Untersuchung hier deshalb auf zwei morphosyntaktische Variablen (Abschnitte unter 5.2). Die Variation im lautlichen Bereich ist dagegen an einer Reihe von Merkmalen des mecklenburgischen Niederdeutsch gut zu dokumentieren (Abschnitte unter 5.3). Im Abschnitt 5.4 werden die zum Teil unterschiedlichen Entwicklungsdynamiken all dieser Variablen in den Generationsfolgen der alteingesessenen Familien und der Vertriebenenfamilien in übergreifender Perspektive beschrieben.

5.1 Entwicklungen im Wortschatz des mecklenburgischen Niederdeutsch

„There is no doubt that the greatest amount of change within the Low German language takes place within the field of vocabulary." (Goltz 2010: 268). Dieser Befund, dem für das Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern

schon die soziolinguistische Forschung der DDR der 1970er Jahre vorgreift,[310] wird unabhängig vom spezifischen Fall des Niederdeutschen allgemein darin begründet, dass das offenere System des Wortschatzes einer Sprache grundsätzlich stärkeren Veränderungen unterworfen ist als ihre geschlossenen grammatischen Strukturen.[311] Insbesondere ist der Wortschatz einer Sprache bzw. einer Varietät zugänglich für Wechselwirkungen mit anderen Sprachen bzw. Varietäten. Nach übereinstimmenden Befunden der kontaktlinguistischen Forschung schlägt sich beginnender Sprachkontakt als Erstes in der Entlehnung von Wörtern der betreffenden Kontaktvarietät nieder (Riehl 2009: 34–35). Trudgill (1986: 25) gibt in einer schon klassischen Formulierung die Begründung dafür, „that it is the lexical level that accomodation begins first“:

> Lexical differences are highly salient, and are readily apparent to all speakers of the varieties concerned without any linguistic training or analysis. They are also (mostly) non-systematic, and susceptible to being learned one at a time. Crucially, they can also cause severe, and obvious, comprehension difficulties. (ebd.)

Neben dem Aspekt der sprachinternen Strukturiertheit („mostly non-systematic“) tragen demnach vor allem auch externe Faktoren – auf perzeptiver, kognitiver und kommunikativ-funktionaler Ebene – dazu bei, dass sich Sprachkontakt im Sprachgebrauch der betroffenen Sprecher mit hoher Priorität in Anpassungsprozessen in ihrem Wortschatz manifestiert. Auch der tiefgreifende Wandel des niederdeutschen Wortschatzes wird insbesondere durch den jahrhundertelangen engen Kontakt mit den zunehmend dominierenden hochdeutschen Varietäten Regiolekt und Standard vorangetrieben. In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verdichtet sich dieser Varietätenkontakt darin, dass die verbliebenen Sprecher des Niederdeutschen nahezu ausnahmslos bilingual hochdeutsch-niederdeutsch sind und sich der Gebrauchsbereich des Niederdeutschen inzwischen auf engste Bereiche der Nähesprache und einige mediale und kulturelle Felder beschränkt.

---

310 Vgl. Gernentz (1974: 229). Wegen seiner besonderen Flexibilität wird die Untersuchung des Wortschatzes nach Herrmann-Winter (1979: 132) zum herausragenden Gegenstand der Soziolinguistik: „Die Analyse lexikalischer Varianten […] bildet einen Schwerpunkt unserer soziolinguistischen Studien, da sich die gesellschaftliche Determination sprachlicher Erscheinungen bekanntlich am sichtbarsten im Wortschatz widerspiegelt.“

311 Vgl. beispielsweise Schmid (2011: 54), Wells (2012: 256).

In den folgenden Abschnitten zur Entwicklung des niederdeutschen Wortschatzes (Kapitel 5.1) soll an ausgewählten Beispielen geprüft werden, wie sich der enge Kontakt mit dem standardsprachlichen Wortgut im dialektalen Wortgebrauch heutiger niederdeutschkompetenter Gewährspersonen niederschlägt. Auch hier werden wieder die Entwicklungen innerhalb der Familien Alteingesessener und Vertriebener gegenüber gestellt. Exemplarisch untersucht wird der Gebrauch exklusiv niederdeutscher Lexik (Abschnitt 5.1.1), ein Fallbeispiel zum Fortbestand differenter semantischer Strukturen im Niederdeutschen und Hochdeutschen sowie ein Beispiel zur Bildung einer standardabweichenden Komparation bei einem Einzellexem (Abschnitt 5.1.2). Schließlich wird am Wort *Fernsehen* beispielhaft die Integration hochdeutscher Lexik aus dem Bereich der modernen Alltagskultur in das Gefüge des niederdeutschen Wortschatzes beleuchtet (Abschnitt 5.1.3).

5.1.1 *Buddel Win, lege Tiden, dot bläben* – zum Gebrauch exklusiv niederdeutscher Lexeme

Der niederdeutsche Wortschatz lässt sich in Anlehnung an Ruge (2015: 359) hinsichtlich seiner Beziehung zum hochdeutschen Wortgut in verschiedene Gruppen gliedern: Ein kleiner Teil des niederdeutschen Lexikons ist identisch („isomorph“) mit den jeweils bedeutungsgleichen Lexemen im Standarddeutschen (z. B. *in*, *Geld*, *mit*). Der weitaus größte Teil des niederdeutschen Wortschatzes umfasst Wörter, „die eine lautlich ableitbare Entsprechung im Hochdeutschen besitzen“. Diese Wörter stehen mit ihren bedeutungsgleichen Äquivalenten im Hochdeutschen über Lautkorrespondenzregeln in einer formalen (und sprachhistorischen) Beziehung – vor allem über die der sogenannten hochdeutschen Lautverschiebung und der neuhochdeutschen Diphthongierung (z. B. *ik* > *ich*, *Piirt* > *Pferd*, *Hus* > *Haus*). Ein wiederum kleiner Bereich „exklusiv niederdeutscher Lexeme“ hat im Hochdeutschen semantische Äquivalente, die in keinerlei formalen Beziehung zum Niederdeutschen stehen, mit diesen also nicht über Lautkorrespondenzen verbunden sind.[312]

312 Vgl. zur Wortschatzgliederung auch Ruge (2016), der auf der Basis dieser Einteilung ein lexikalisches Messverfahren zur Bestimmung der Dialekttiefe spontansprachlicher Äußerungen entwickelt.

Für die Frage nach den Auswirkungen des niederdeutsch-hochdeutschen Varietätenkontaktes auf den niederdeutschen Wortschatz bieten die isomorphen Lexeme beider Varietäten naturgemäß keine Anknüpfungspunkte. Im Bereich der „lautlich ableitbaren Entsprechungen“ zwischen niederdeutschem und hochdeutschem Wortschatz ist dagegen zu beobachten, dass Sprecher im Niederdeutschen mitunter „hybride“ (Ruge 2015: 359) Wortformen verwenden, die partiell – unter Umständen über mehrere Anpassungsstufen – der hochdeutschen Phonologie und Phonetik angenähert sind. Diese hybriden Zwischenformen bilden ein Variationsfeld standardnaher Wortvarianten, die noch als niederdeutsche Lexeme aufgefasst werden, weil sie trotz partieller Assimilation noch keine standardidentische Lautform haben (z. B. *woväl* > *wiväl*, *wovil* ‚wieviel‘; *sülben* > *sülwst*, *sülbst*, *selwst* ‚selbst‘).

Im Bereich des exklusiven niederdeutschen Wortschatzes ist eine graduelle phonetische Assimilation der Lexeme an das jeweilige standarddeutsche Äquivalent dagegen nicht möglich. Derartige exklusiv niederdeutsche Lexeme sind nur über einen ‚lexikalischen Sprung‘, also durch die vollständige Ersetzung des Wortmaterials, d. h. über die Entlehnung des entsprechenden hochdeutschen Grundmorphems dem Standarddeutschen anzunähern. So wird etwa das exklusive Lexem *al* im Niederdeutschen durch standardidentisches *schon* oder exklusives *likers* durch entlehntes *trotzdem* ersetzt. Auch bei einer derartigen lexikalischen Substitution eines exklusiv niederdeutschen Lexems durch ein hochdeutsches Äquivalent werden allerdings häufig Wortformen gebildet, „die sich nur partiell an das Hochdeutsche angeglichen haben und daher von den Sprechern selbst noch als niederdeutsche Formen akzeptiert werden können“ (Elmentaler 2008: 69). So wird das exklusive *Buddel* im Niederdeutschen vielfach durch standardnahes, aber nicht standardidentisches *Flasch* ersetzt. Anstelle des lautlich intransparenten *leg* sind als standardnähere Varianten beispielsweise *slicht*, *schlicht* oder *slecht* in Gebrauch. Der exklusiv niederdeutsche Wortschatz steht im heutigen Niederdeutsch also häufig in Konkurrenz zu standardnahen bzw. standardidentischen Synonymen.

Diese „synonymous situation in which one of the items is supported by a Standard German form and the other not“ (Goltz 2010: 269) bietet auf lexikalischer Ebene ein fruchtbares Beobachtungsfeld, auf dem sich die diachronen Folgen des niederdeutsch-hochdeutschen Varietätenkontaktes erwartungsgemäß mit besonderer Deutlichkeit abzeichnen dürften. Der

exklusiv niederdeutsche Wortschatz markiert im Lexikon der Varietät zudem eine viel stärker profilierte Systemgrenze zum Standarddeutschen als die Lexeme, die eine lautlich ableitbare Entsprechung mit dem Standarddeutschen haben. Die Frage, inwieweit die Niederdeutschsprecher am exklusiven niederdeutschen Wortschatz festhalten oder ihn durch standardnähere oder standardidentische Synonyme ersetzen, kann Hinweise erbringen, ob und wo im Bereich des Wortschatzes „Transfergrenzen" (Hansen-Jaax 1995: 163) bestehen, die die Stabilität des lexikalischen Systems der Varietät gewährleisten. Für die zugewanderten Vertriebenen, die von Hause aus in hochdeutschen Basisdialekten und / oder einem standardnahen hochdeutschen Regiolekt sozialisiert waren, mussten die aus hochdeutscher Perspektive lautlich gänzlich intransparenten niederdeutschen Wörter ein besonderes Verständnis- und Spracherwerbsproblem darstellen. Auch für ihr spontan erworbenes Niederdeutsch und seine Rolle in der polyglotten Kontaktsituation der mecklenburgischen Kommunikationsräume ist eine Untersuchung des Gebrauchs der exklusiv niederdeutschen Wörter daher von besonderer Aussagekraft.

Der Bereich des exklusiv niederdeutschen Wortschatzes wird hier auf der Basis der Wenkerübersetzungen analysiert. In den hochdeutschen Übersetzungsvorlagen der historischen Wenkerbögen bieten sich die folgenden elf Wörter als Testlexeme an, da sie neben eventuell standardnäheren Übersetzungsvarianten jeweils auch eine lautlich nicht ableitbare lexikalische Entsprechung im mecklenburgischen Niederdeutsch haben:[313]

gestorben (> *dot bläben*) – Wenkersatz 5 „Er ist vor vier oder sechs Wochen gestorben."
schlechte (> *lege*) – WS 13 „Das sind schlechte Zeiten."
Flasche (> *Buddel*) – WS 16: „[…] um eine Flasche Wein allein auszutrinken […]."
wer (> *wecker*) – WS 19: „Wer hat mir meinen Korb mit Fleisch gestohlen?"
wem (> *wecken*) – WS 21: „Wem hat er denn die neue Geschichte erzählt?"
schon (> *al*) – WS 24 „[…] da lagen die anderen schon im Bett […]."
hinter (> *achter*) – WS 26: „Hinter unserem Haus stehen drei schöne Apfelbäume […]."
warten (> *töben*) – WS 27: „Könnt ihr nicht noch einen Augenblick auf uns warten?"

313 Im *Neuen hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum*, das den Anspruch hat, „gegenwärtiges Niederdeutsch" (Herrmann-Winter 2003: 5) zu dokumentieren, werden für alle elf hochdeutschen Testwörter jeweils sowohl exklusiv niederdeutsche als auch standardnahe oder standardidentische Synonyme als Übersetzungsvarianten angeführt.

sprechen (> *schnacken*) – WS 31: „[…] ihr müsst ein bisschen lauter sprechen […].“
nur (> *man*) – WS 39: „Geh’ nur, der braune Hund tut dir nichts.“
hinten (> *achtern*) – WS 40: „Ich bin […] da hinten über die Wiese ins Korn gefahren.“[314]

Die drei Lexeme *warten*, *nur* und *schon* habe ich je ein weiteres Mal in meine erweiterte Version der Übersetzungsvorlage aufgenommen,[315] um wenigstens ansatzweise prüfen zu können, ob die Übersetzungen der Lexeme bei ein und derselben Gewährsperson in unterschiedlichen Kontexten variieren. Als ein zusätzliches Wort, das im Niederdeutschen eine lautlich nicht ableitbare Entsprechung hat, wurde das Konnektoradverb *trotzdem* (> *likers*) aufgenommen. Die obigen elf Testfälle aus den historischen Wenkerbögen werden also um weitere vier auf 15 erhöht:

wartet (> *töwt*) – WS 41: „Wartet nur, die Kerle werden euch übers Ohr hauen!“
nur (> *man*) – WS 41: „Wartet nur, die Kerle werden euch übers Ohr hauen!“
schon (> *al*) – WS 43: „Die Blumen blühen schon längst […].“
trotzdem (> *likers*) – WS 43 „[…] und trotzdem fing es gestern wieder an zu schneien.“

Als exklusiv niederdeutsch werden in der Auswertung des Übersetzungskorpus ausschließlich Schreib- oder Aussprachevarianten von Lexemen codiert, die im hochdeutschen Wortschatz keine semantischen Äquivalente aufweisen, die über lautliche Korrespondenzregeln aus dem niederdeutschen Wort ableitbar sind: z. B. exklusiv niederdeutsches *snacken*, *schnacken* gegenüber hochdeutsch *sprechen* oder exklusiv niederdeutsches *läge*, *leige* gegenüber hochdeutschem *schlechte*. Dagegen werden direkt lautlich ableitbare Varianten wie *sprecken* und *schpräken* oder wie *schlichte* oder *slechte* als standardnahe niederdeutsche Übersetzungsvarianten von *sprechen* bzw. *schlechte* gewertet. Als standardnahe niederdeutsche Übersetzungen der Testwörter werden auch lautlich korrespondierende Äquivalente zu hochdeutschen Synonymen des betreffenden Testwortes gerechnet: so *räden* (> *reden*) als Übersetzung von *sprechen* oder *blots* (> *bloß*) als Übersetzung von *nur*.

Kommt es bei den mündlichen Übersetzungen der Wenkersätze zu Reformulierungen, so wird jeweils nur die letzte angegebene Variante in die

314 Das ebenfalls grundsätzlich geeignete *sehr* (> *bannig, dull*) wurde außer Betracht gelassen, weil es in den Übersetzungen der Probanden häufig ganz ausgespart wird und daher die quantitative Vergleichbarkeit beeinträchtigt ist.

315 Die Satzvorlagen für die Wenkerübersetzungen sind vollständig im Anhang 9.4 abgedruckt.

Auswertung einbezogen, da sie von der Gewährsperson offensichtlich für die treffendste gehalten wird. So formuliert Frau 7 (1936, A) bei der Übersetzung von Wenkersatz 39 zunächst „ga nur" (‚gehe nur') und korrigiert sich dann selbst zu „ga man". Nur die letzte, exklusiv niederdeutsche Variante wird hier in die Auswertung einbezogen. Gelegentlich haben einzelne Gewährspersonen bei der Wenkerübersetzung die Satzvorlagen lückenhaft übersetzt, sodass die tatsächliche Gesamtzahl der übertragen Testwörter geringfügig unter der maximal möglichen Zahl der Korpusbelege liegt.

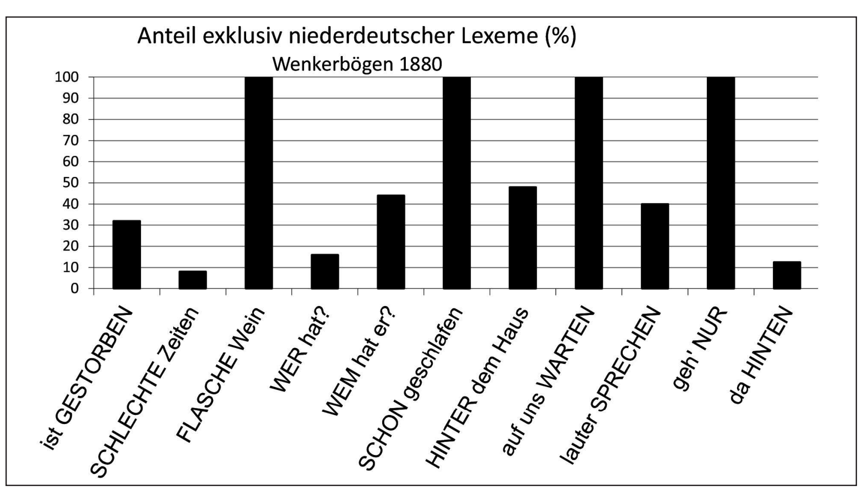
Werfen wir als Erstes einen Blick auf die 25 historischen Wenkerbögen aus der Untersuchungsregion: Schon in den historischen Wenkerübersetzungen aus meiner Untersuchungsregion werden bemerkenswert häufig standardnahe oder standardidentische Übersetzungsvarianten der elf Testwörter gewählt. Der Anteil der exklusiv niederdeutschen Lexik beträgt in den 25 untersuchten Bögen nur 54,6 %, umfasst also nur etwas mehr als die Hälfte der 273 historischen Übersetzungsbelege (vgl. Tab. 5.1.1-1). In der niederdeutschen Lexik, die Georg Wenkers Gewährspersonen für ortstypisch hielten, wurden also bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert neben exklusiv niederdeutschen Wörtern in großem Ausmaße Varianten angeführt, die eine mehr oder weniger starke lautliche Äquivalenz zu den entsprechenden hochdeutschen Wörtern aufweisen.

Ein Blick auf die Übersetzungen der einzelnen betrachteten Lexeme zeigt allerdings, dass die Präferenzen bei den elf Einzellexemen sehr stark schwanken (vgl. Abb. 5.1.1-1). *Flasche*, *schon*, *warten* und *nur* werden auch zur Zeit der Wenkererhebung in der Region noch ausnahmslos mit Schreibvarianten von *Buddel*, *al*, *töben* und *man* übersetzt. Die entsprechenden Wortkarten von Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* zeigen Mecklenburg-Vorpommern als Teil großräumiger wortgeographischer Gebiete mit den Leitformen *Buddel*, *al* und *man*, die im Westen weit in den nordniedersächsischen Bereich hinüberreichen und im Osten mit Ausnahme von *Buddel* mindestens auch die mittelpommersche Dialektregion umfassen.[316] Auf der anderen Seite finden sich unter den elf Testwörtern der Wenkerbögen drei Lexeme, die nur noch in weniger als 20 % der Belegfälle mit lautlich nicht transparenten niederdeutschen Entsprechungen übersetzt werden. *Schlechte* wird 1880 auf der untersuchten 25 Bögen nur in 8 % der Fälle mit Schreibvarianten von

316 Vgl. www.regionalsprache.de/SprachGiS/Map/aspx Wortkarte WA 222 (*Flasche*), WA 351 (*schon*), WA 528 (*nur*) (Stand: 16.11.2017). Für *warten* gibt es keine entsprechende Wortschatzkarte im digitalen Wenkeratlas, hier bringen König / Elspaß / Möller (2015: 178) zwei verschiedene Karten, die auf Materialien des *Deutschen Wortatlas* und des *Deutschen Sprachatlas* beruhen.

lege übersetzt. Beim Fragepronomen *wer* wird nur in 16 % der Belege auf standarddivergentes *wecker* und beim Adverb *hinten* nur in 12,5 % der Übersetzungen auf *achtern* zurückgegriffen.[317] Bei diesen Lexemen hatte sich die lexikalische Variation also schon am Ende des ausgehenden 19. Jahrhundert eindeutig zugunsten der standardnahen (*schlicht* ‚schlecht', *hinnen* ‚hinten') oder standardidentischen Varianten (*wer*) eingependelt. Diese Entwicklung war seinerzeit keineswegs auf Mecklenburg-Vorpommern beschränkt, sondern hatte weite Regionen des nordniederdeutschen Raumes (*wer* und *schlicht / schlecht*) bzw. des ostniederdeutschen Raumes (*hinnen*) erfasst.[318]

Abbildung 5.1.1-1: Prozentualer Anteil exklusiv niederdeutscher Lexeme in den Übersetzungen von hochdeutschen Testwörtern (durch Versalien gekennzeichnet) in historischen Wenkerbögen des Untersuchungsgebietes



317 Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte Mussaeus (1829: 82) noch festgestellt, die standardnahen Formen „*hinner* und *hinnen* [seien] weniger gebräuchlich als achter".

318 Vgl. die entsprechenden Wortkarten WA 171 (*schlecht*), WA 545 (*hinten*), WA 284 (*wer*) im digitalisierten Sprachatlas Wenkers, die bereits jeweils standardnahe Leitformen für mein Untersuchungsgebiet ausweisen, www.regionalsprache.de/SprachGiS/Map/aspx (Stand: 16.11.2017). Die usuelle Ersetzung von *achtern* durch *hinnen* hat sich offenbar bis zum Ende des 20. Jahrhundert in Schleswig-Holstein nicht durchgesetzt: Hansen-Jaax (1995: 168) zählt das Lexem zu einer kleinen Gruppe von Adverbien, die von L1-Sprechern dort „konstant niederdeutsch", d. h. auf lautlich intransparenter Wortbasis gebildet werden.

Die Tendenz zur Bevorzugung standardnaher bzw. standardidentischer Übersetzungsvarianten nimmt in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen meines Untersuchungsgebietes noch deutlich zu. In die Betrachtung werden nun über die elf Testlexeme der historischen Wenkerbögen hinaus auch vier zusätzliche Testwörter aus den erweiterten Übersetzungsvorlagen meines Projekts einbezogen: je ein zweiter Beleg der schon von Wenker vorgegebenen Wörter *warten*, *nur* und *schon* sowie als erstmals getestetes Lexem das Konnektoradverb *trotzdem*.[319] Diese nun insgesamt 15 hochdeutschen Testwörter werden von den 24 dialektkompetentesten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration nur noch in durchschnittlich 32,2 % der 323 Belege mit lautlich intransparenten Übersetzungsvarianten ins intendierte Niederdeutsch übertragen. Gegenüber den historischen Wenkerbögen aus der Region sinkt der Anteil der idiosynkratischen Wörter des Niederdeutschen im intendierten Niederdeutsch der älteren Alteingesessenen also um über 20 Prozentpunkte (vgl. Tab. 5.1.1-1). Die Alteingesessenen verwenden im Übersetzungstest damit hoch signifikant häufiger standardnahe oder standardidentische Wörter als noch die Gewährspersonen der Wenker-Erhebung von 1880.[320]

Zudem nimmt im Zeitvergleich die Spannweite der Variation in den Übersetzungen zwischen den einzelnen Gewährspersonen ganz erheblich zu. Während der durchschnittliche Anteil lautlich intransparenter Lexeme in den einzelnen historischen Wenkerbögen nur zwischen mindestens 36,4 % und maximal 72,7 % schwankt, verwenden aus der Gruppe der 24 vor 1940 geborenen Alteingesessenen schon drei Personen gar keine exklusiv niederdeutschen Lexeme mehr (0 %), und andererseits übertragen zwei Personen dieser Altersgruppe noch 57,1 % und sogar 86,7 % der Testlexeme mit lautlich intransparenten Wörtern. Die Wahl standarddivergenter oder

319 Mit der Hinzuziehung dieser Testlexeme wird also vor allem die *token*-Zahl im Übersetzungskorpus erhöht, als neues Testlexem kommt nur *trotzdem* hinzu. Die Untersuchungsgrundlage ist also gegenüber den historischen Wenkerbögen nur geringfügig verändert worden, sodass umfassende Vergleiche der prozentualen Anteile exklusiver Wortformen möglich erscheinen.

320 Der p-Wert der Differenz zwischen dem Anteil exklusiv niederdeutscher Lexeme in den historischen Wenkerbögen und dem in den Übersetzungen der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration beträgt 0,0000.

standardkonvergenter Wörter im Niederdeutschen ist also in dieser Altersgruppe sehr stark von individuellen Präferenzen abhängig. Die Gebrauchsnorm der Lexik hat sich also gegenüber der Zeit der Wenker-Erhebung weiter gelockert.

Die beschriebene Entwicklung in der Lexik war offenbar bereits am Beginn der 1960er Jahre recht weit vorangeschritten. Die Übersetzungsvorlagen, die in meinem Untersuchungsgebiet im Rahmen der Dialektaufnahmen zum Korpus „Deutsche Mundarten – DDR“ 1962 verwendet worden sind, enthalten als unmittelbar vergleichbare Testlexeme nur *schlecht* und *schon*, wobei *schon* in insgesamt vier Sätzen des sogenannten „festen Textes“ auftritt.[321] Drei in den Dörfern Retschow und Letschow geborene Probanden, deren Geburtsjahre 1929, 1930 und 1940 ungefähr der von mir untersuchten Altersgruppe der Vorkriegsgeneration entsprechen, realisieren die beiden Testwörter *schon* und *schlecht* 1962 nur in 38,5 % der insgesamt 13 Belegkontexte mit lautlich nicht ableitbaren Lexemen (*al* und *leg*).[322] Auch 1962 verwendet einer der drei Probanden schon ausschließlich standardidentische Testlexeme im Niederdeutschen, die beiden anderen wechseln während des Übersetzungstests zwischen *al* und *schon*.

Schauen wir nun wieder auf das zwischen 2010 und 2015 aufgezeichnete niederdeutsche Teilkorpus der von mir untersuchten 24 Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration: Auch hier lohnt es sich, die Befunde für die Übersetzung der – nun 15 – Testwörter nach den Einzelwörtern zu differenzieren. Von den 1880 noch unangefochten dominierenden Varianten *Buddel*, *al*, *töben* und *man* wird im intendierten Niederdeutsch der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen nur noch das Verb *töben* (*toiben*, *töwen*) sehr deutlich den standardnäheren Varianten von *warten* vorgezogen. *Töben* behält für beide Kontexte der Übersetzungsvorlage (WS 27 und WS 41) einen sehr

321 Vgl. die Übersetzungsvorlagen des „festen Textes“ Gundlach (1967: 189): Fester Text 4: […] *er darf schon bald wieder laufen*; FT 8: *Jetzt geht es ihr aber schon wieder besser*; FT 9: […] *da lagen die anderen schon im Bett* […]; FT 10: *Es war schon recht spät*; FT 11: *Ein schlechtes Wetter hatten wir auf dem Heimweg*!

322 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR): Siglen DR928 (*1930), DR932 (*1940), DR934 (*1929), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.217).

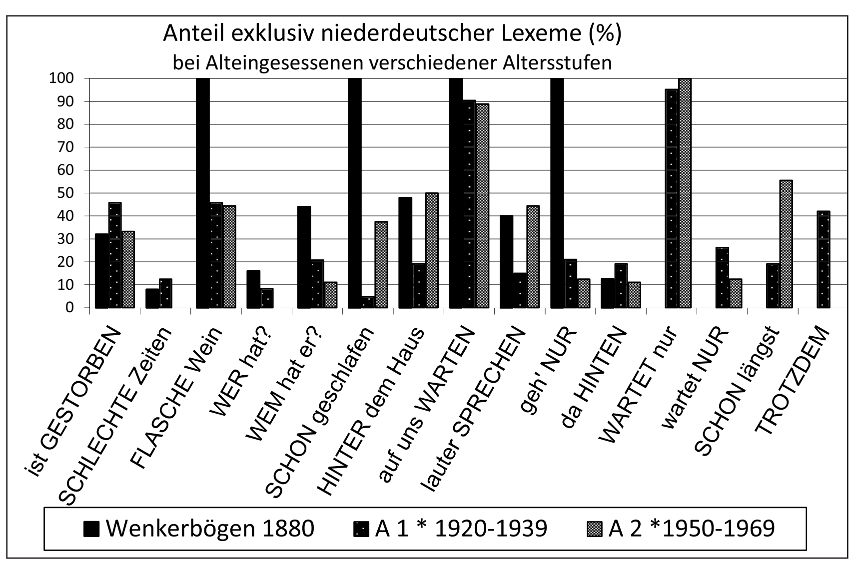
stabilen Anteil von über 90 % in den niederdeutschen Übersetzungen der älteren Alteingesessenen. Bei den Testwörtern *Flasche*, *wer*, *wem*, *schon*, *hinter*, *sprechen* und *nur* fallen die Anteile der jeweiligen, lautlich nicht ableitbaren Formen in den niederdeutschen Übersetzungen gegenüber den historischen Wenkerbögen zum Teil stark zurück (vgl. Abb. 5.1.1-2). Besonders deutlich ist diese lexikalische Annäherung an das Standarddeutsche bei *schon* und *nur*, die 1880 noch durchgängig mit *al* und *man* übersetzt wurden, von der Vorkriegsgeneration in den jeweils zwei vorgegebenen Kontexten aber nur noch mit Anteilen von unter 30 % (*nur*) bzw. sogar unter 20 % (*schon*) mit diesen exklusiv niederdeutschen Lexemen übertragen werden. Auch bei der Übersetzung von *Flasche*, das in den historischen Wenkerbögen noch ausschließlich als *Buddel* übersetzt wurde, wählen die Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration in mehr als der Hälfte der Fälle die standardnähere Variante *Flasch* oder sogar standardidentisches *Flasche*. Auch hier büßt also im Zeitvergleich ein ehemals absolut vorherrschendes idiosynkratisches Lexem des Niederdeutschen seine frühere Dominanz gegenüber standardnäheren lexikalischen Varianten ein.[323]

Nur bei den drei Testwörtern *gestorben*, *schlechte* und *hinten* liegen die Anteile der stark standarddivergenten Übersetzungen *dot bläben*, *lege* und *achtern* in den Übersetzungen der Vorkriegsgeneration Alteingesessener geringfügig über den Prozentwerten der entsprechenden Formen in den historischen Wenkersätzen. Wegen der geringen Differenzen und der niedrigen absoluten Belegzahlen ist hier aber eine weitergehende Interpretation kaum sinnvoll.

---

323 Vgl. die sehr ähnlichen diachronischen Ergebnisse von Hansen (2009: 105–107) für die Lexeme *Buddel* und *al* auf der Insel Rügen. Dort hatte das Wort *Buddel* allerdings schon nach den Befunden der historischen Wenker-Erhebung eine gewisse Konkurrenz durch *Flasch* erfahren. Für das Niederdeutsch auf Rügen verzeichnet Herrmann-Winter (2013: 80–81) kartographisch auch für *achter* eine diachrone Ablösung durch lautlich transparentes *hinner*. Sie bringt diese Entwicklung bei der Präposition *achter* mit dem „Sprachwechsel“ des niederdeutschen Lexems in die Seemannssprache und in den norddeutschen Regiolekt in Verbindung.

Abbildung 5.1.1-2: Prozentualer Anteil exklusiv niederdeutscher Lexeme in den Übersetzungen von hochdeutschen Testwörtern (durch Versalien gekennzeichnet) bei Alteingesessenen verschiedener Altersstufen (25 Wenkerbögen; A 1: 24 Personen; A 2: 9 Personen)



Die erweiterten Wenkersatzvorlagen meiner Untersuchung ermöglichen es, die Übersetzungen der doppelt vertretenen Testwörter *schon*, *warten* und *nur* im Kontext je zweier Vorlagesätze zu vergleichen. Die Übersetzungen dieser Wörter variieren in den unterschiedlichen Kontexten nur sehr geringfügig. Im Falle von *nur* legt die sehr ähnliche Funktion als Abtönungspartikel in den beiden Imperativsätzen (WS 39: *Geh‘ nur, […]* und WS 41: *Wartet nur, […]*) ähnliche niederdeutsche Übertragungen nahe. Die Anteile der standarddivergenten Übersetzungen mit *man* liegen in der Tat mit 21,1 % und 26,3 % (n = 19) in beiden Kontexten nahe beieinander. Aber auch im Falle von *warten*, das in den beiden Vorlagesätzen mit unterschiedlichem Modus und extrem unterschiedlicher Position im Satz auftritt (WS 27: *Könnt ihr nicht noch einen Augenblick auf uns warten?*; WS 41: *Wartet nur, die Kerle werden euch übers Ohr hauen!*), unterscheiden sich die Realisierungen im intendierten Niederdeutsch kaum. In 90,5 % bzw. in 95,2 % der 21 Belege wird hier mit standarddivergentem *töben* übersetzt. Allenfalls bei *schon*, das einmal als freies Adverb (WS 24: […] *da lagen die*

anderen schon im Bett […]) und einmal als abhängiges Element einer Adverbialphrase vorgegeben wird (WS 43: *Die Blumen blühen schon längst* […]), differieren die Übersetzungen der beiden Testwörter etwas stärker. Als freies Adverb wird *schon* nur in 4,8 % der 21 Fälle mit lautlich nicht ableitbarem *al* übersetzt. Als Element der Adverbialphrase *schon längst*, bei der sich einige Probanden offenbar auf die formelhafte niederdeutsche Wendung *al lang* stützen, liegt der Anteil der standarddivergenten Übersetzungen bei 19,1 % (n = 21).[324]

Tabelle 5.1.1-1: Prozentualer Anteil exklusiv niederdeutscher Lexik (11 bzw. 15 Testwörter) in den Wenkerübersetzungen der Angehörigen verschiedener Alters- bzw. Herkunftsgruppen

Anteil exklusiv niederdeutscher Lexeme bei	Wenkerbögen 1880	geb. 1920–1939	geb. 1950–1969
Alteingesessenen	54,6 % (n = 273)	32,2 % (A 1, n = 323)	33,9 % (A 2, n = 127)
Vertriebenen + Nachkommen		32,3 % (V 1, n = 189)	33,8 % (V 2, n = 68)

In der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen scheint die Tendenz zum Abbau der exklusiv niederdeutschen Lexik auf den ersten Blick abzuebben. Gegenüber der Gebrauchshäufigkeit dieser Lexik bei der vor 1940 geborenen Vorgängergeneration (32,2 %) bleibt der Anteil der exklusiven Wörter im intendierten Niederdeutsch der nach 1950 geborenen Alteingesessenen im Gesamtdurchschnitt etwa auf dem gleichen Niveau (33,9 %, vgl. Tab. 5.1.1-1). Auch hier ist aber zu beachten, dass sich die Entwicklungsdynamik von Lexem zu Lexem zum Teil stark unterscheidet. So wählen die Angehörigen der Nachkriegsgeneration bei der Übersetzung der Testwörter *sterben*, *schlecht*, *Flasche*, *wer*, *wem*, *nur* (in beiden Kontexten), *hinten* und *trotzdem* seltener lautlich intransparente Entsprechungen im Niederdeutschen als die Vorgängergeneration. Bei der Mehrzahl der

---

324 Alle Übersetzungen mit *al* wählen im WS 43 stets die Konstruktion *al lang*, keine der Gewährspersonen übersetzt hier mit **al längst*. Bei den Übersetzungen mit *schon* dominieren dagegen die Kombinationen *schon längst* deutlich vor *schon lang*.

Testwörter ist in der untersuchten Generationsfolge im 20. Jahrhundert also eine Tendenz zum Abbau der exklusiv niederdeutschen Übersetzungsvarianten zu beobachten und diese Tendenz reicht bei den meisten der Wörter schon bis auf die Zeit der Wenker-Befragung 1880 zurück (vgl. Abb. 5.1.1-2).

Bei den niederdeutschen Entsprechungen von *schlecht*, *wer* und *trotzdem* ist diese Abbautendenz bereits an ihr Ende gekommen: Die exklusiv niederdeutschen Lexeme *leg*, *wecker* und *likers* sind offensichtlich aus dem niederdeutschen Wortschatz der dialektkompetentesten Sprecher der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen vollends getilgt. Ihren Platz haben stattdessen standardnahe oder standardidentische Lexeme eingenommen. Das einzige der überprüften Lexeme, bei dem über alle drei Zeitstufen bzw. Altersstufen seit 1880 hinweg sehr stabil an der exklusiv niederdeutschen Form festgehalten wird, ist *töben* (‚warten').

Der insgesamt vorherrschenden Abbautendenz exklusiv niederdeutscher Lexik steht aber nicht nur die diachrone Stabilität von *töben* entgegen, sondern auch die auffallende Entwicklungsumkehr bei den niederdeutschen Entsprechungen von *schon*, *hinter* und *sprechen*. In allen drei Fällen weist das intendierte Niederdeutsch der jüngeren Alteingesessenen wieder deutlich größere Anteile der lautlich intransparenten Lexeme auf als bei der Elterngeneration.[325] Die Varianten *al*, *achter* und *schnacken / snacken*, die im Niederdeutsch der Vorkriegsgeneration bereits auf Anteile von unter 20 % zurückgefallen waren, werden von der Nachkommengeneration bei der Wenkerübersetzung wieder häufiger gewählt. Ähnliche Befunde bei Niederdeutschsprechern aus Schleswig-Holstein interpretiert Wilcken (2013: 25) als „Ausdruck einer grundsätzlichen Unsicherheit bei der Übersetzungsaufgabe", die sich gerade bei den weniger dialektkompetenten Angehörigen der jüngeren Sprechergeneration zeige. Die partielle Rückkehr zu exklusiv niederdeutschen Lexemen kann auch unter den 1950 und später geborenen alteingesessenen Mecklenburgern wohl auf das „Bemühen um eine möglichst korrekte Umsetzung ins Niederdeutsche und eine maximale

325 Hansen (2009: 106–107) weist für *al* im Rügener Niederdeutsch dagegen eine über verschiedene Zeitstufen kontinuierlich zunehmende Ersetzung durch standardidentisches *schon* nach, eine gegenläufige Entwicklung ist dort offenbar nicht auszumachen.

Dissimilation vom Hochdeutschen“ (Elmentaler 2009: 352) zurückgeführt werden.[326] Vor dem Hintergrund der bereits weit vorangeschrittenen Abbauprozesse in Mecklenburg kann die wieder zunehmende Verwendung von *al*, *achter* und *schnacken* jedenfalls als lexikalischer Archaismus oder „Hyperdialektalismus“[327] gewertet werden.

Festzuhalten ist dabei allerdings, dass das Bemühen um maximale Standarddivergenz nur eine Minderzahl von einigen wenigen Lexemen erfasst, die von vielen meiner jüngeren dialektkompetenten Gewährspersonen offensichtlich mit recht großer Übereinstimmung als lexikalische „Niederdeutschmarker“ (Hansen-Jaax 1995: 163) aufgefasst und eingesetzt werden. Ob diese Entwicklung die drei Lexeme *al*, *achter* und *schnacken* auf längere Sicht zu einer derart dominanten Stellung im mecklenburgischen Wortschatz führen wird, wie sie das Wort *töben* hier kontinuierlich behalten hat, bleibt abzuwarten. Einstweilen hat im mecklenburgischen Niederdeutsch der autochthonen Bevölkerung auf der lexikalischen Ebene von den ausgewählten Testwörtern allenfalls *töben* den Status eines „obligatorischen Niederdeutsch-Markers“.[328]

Diese besondere Bewertung von *töben* teilen bemerkenswerterweise auch die zugewanderten Vertriebenen und ihre Nachkommen. Sie übersetzen das hochdeutsche *warten* von allen vorgegebenen 15 Testwörtern mit Anteilen von über 92 % bis 100 % ebenfalls bei weitem am häufigsten

326 Goltz (2010: 270) beobachtet, dass „the finding of a distant form“ gerade auch im schriftlichen und im medial verbreiteten Niederdeutsch die Wortwahl und die Präferenz für „a number of old lexical items“ bestimmt.

327 Der von Lenz (2005: 89) geprägte Begriff wäre hier allerdings insofern zu erweitern, als die „Intention, eine bestimmte Varietät zu erreichen“, hier nicht auf die Bildung von ‚fehlerhaften‘ Hyperformen hinausläuft, die es in der Zielvarietät, also im Niederdeutschen, gar nicht gibt. ‚Hyperdialektal‘ ist die Verwendung der intransparenten Lexeme hier nur insofern, als ungebräuchlichere, aber ‚korrekte‘ Varianten des Dialekts in ungewöhnlich hoher Frequenz verwendet werden.

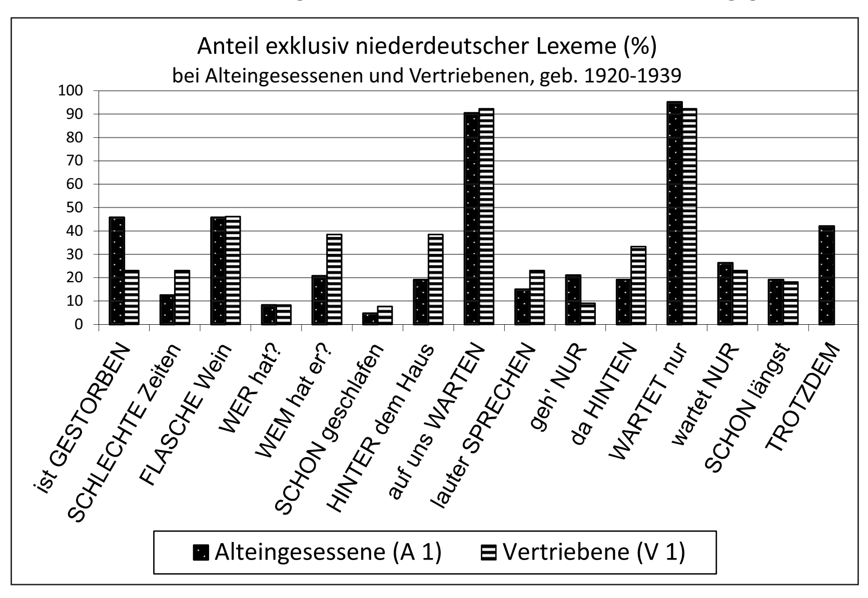
328 Hansen-Jaax (1995: 167). Hier scheint sich das mecklenburgische Niederdeutsch stark vom Niederdeutsch in Schleswig Holstein zu unterscheiden, für das Hansen-Jaax (ebd.: 168) eine sehr lange Reihe von Lexemen auflistet, die einen „stabilen Grundstock an niederdeutschen ‚Kennformen‘“ darstellten, der von ihren Probanden konstant in der exklusiv niederdeutschen Form realisiert werde. Hierzu gehören in Schleswig-Holstein demnach neben *töwen* beispielsweise auch *achter*, *Buddel*, *achtern* (vgl. ebd.: 163–168), die bereits im Niederdeutsch der mecklenburgischen Vorkriegsgeneration keinen obligatorischen Stellenwert haben.

mit dem exklusiv niederdeutschen Lexem (vgl. Abb. 5.1.1-3). Auch in der Gesamtschau auf die niederdeutschen Übertragungen aller Testwörter decken sich die Befunde für die beiden Generationen der Vertriebenenfamilien weitgehend mit denen der entsprechenden Altersgruppen Alteingesessener (vgl. Tab. 5.1.1-1). Und wie bei den Alteingesessenen zeichnet sich auch in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien insgesamt keine nennenswerte Entwicklung des Wortgebrauchs im intendierten Niederdeutsch ab. Hier wie dort greifen die Gewährspersonen beider Generationen durchschnittlich in etwa einem Drittel der vorgegebenen Übersetzungsvorlagen auf ein exklusives Lexem des Niederdeutschen zurück. Diese Übereinstimmung mit dem Wortgebrauch der Alteingesessenen ist ein durchaus bemerkenswerter Befund, denn die lautlich nicht aus dem Standarddeutschen ableitbaren Lexeme dürften für den spontanen Niederdeutscherwerb der Vertriebenen und ihrer Nachkommen ein besonderes Lernproblem dargestellt haben. Es hätte durchaus nahe gelegen, dass sie im Niederdeutschen häufiger als die autochthonen Mecklenburger auf standardnähere Formen zurückgreifen würden. Stattdessen scheinen sie sich im Bestreben eines möglichst korrekten Fremdsprachenerwerbs gerade die markant standarddivergenten Formen angeeignet zu haben.

Bei der differenzierten Betrachtung der untersuchten Einzelwörter zeigt sich freilich erwartungsgemäß auch im intendierten Niederdeutsch der Vertriebenen ein komplexeres Bild. Bei den folgenden Betrachtungen sollen vor allem die zahlenmäßig besser repräsentierten Altersgruppen der Vorkriegsgeneration von Vertriebenen und Alteingesessenen im Vordergrund stehen. Bei einer Reihe von Testwörtern erstrecken sich die Übereinstimmungen im Wortgebrauch der älteren Alteingesessenen und der älteren Vertriebenen auch auf das jeweilige Einzellexem: *Flasche*, *wer*, *schon* und *warten* werden von den 24 Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration etwa genauso selten bzw. häufig mit *Buddel*, *wecker*, *al* und *töben* übersetzt wie von den 13 untersuchten dialektkompetentesten Vertriebenen der gleichen Altersgruppe (vgl. Abb. 5.1.1-3). Im Falle von *gestorben* und *trotzdem* greifen die Vertriebenen allerdings deutlich seltener zu den exklusiv niederdeutschen Formen *dot bläben* und *likers*. In beiden Fällen dürfte es sich um Wörter handeln, die im alltäglich gesprochenen Niederdeutsch, mit dem die Zuwanderer nach 1945 in Kontakt kamen, nur selten zu hören waren. Dies gilt insbesondere für das Konnektoradverb *likers*, das den Vertriebenen

offenbar gänzlich fremd geblieben ist und das übrigens auch von der Nachkriegsgeneration der Vertriebenen (ebenso wie der der Alteingesessenen) gar nicht mehr gebraucht wird.

Abbildung 5.1.1-3: Prozentualer Anteil exklusiver Lexeme im intendierten Niederdeutsch von 24 Alteingesessenen und 13 Vertriebenen der Vorkriegsgeneration



Dagegen ziehen die zugewanderten Vertriebenen bei der Übersetzung von *schlecht*, *wem*, *hinter*, *sprechen* und *hinten* sogar häufiger als die gleichaltrigen Alteingesessenen lautlich nicht ableitbare Varianten vor. Die Anteile der exklusiv niederdeutschen Lexeme liegen bei der Übersetzung all dieser Wörtern freilich nur in einer Spanne von 8,1 % (*sprechen*) bis maximal 19,1 % (*hinter*) über den durchschnittlichen Gebrauchshäufigkeiten der betreffenden Wörter bei den Alteingesessenen. Es ist aber festzuhalten, dass die stärkere Bevorzugung lautlich nicht ableitbarer niederdeutscher Wörter bei den zugewanderten Vertriebenen kein Einzelfall bleibt.

Dieser unerwartete Befund ist außerdem auch bei den Nachkommen der Vertriebenen zu konstatieren. Auch sie verwenden in einer Reihe von Fällen die idiosynkratisch niederdeutschen Lexemvarianten nicht nur häufiger als ihre Altersgenossen aus den alteingesessenen Familien, sondern übertreffen

in ihrer Bevorzugung exklusiver niederdeutscher Lexeme mitunter sogar noch den Wortgebrauch der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration. Im Fall von *wer*, *schon* und *nur* greifen die Nachkommen von Vertriebenen zum Teil wieder sehr viel häufiger auf die intransparenten Varianten *wecker*, *al* und *man* zurück, die bei den vor 1940 geborenen Mecklenburgern bereits weitgehend außer Gebrauch gekommen waren. Die Anteile dieser drei Lexeme liegen im intendierten Niederdeutsch der Nachkommen von Vertriebenen in den verschiedenen Kontexten um mehr als 23 % bis zu 55 % höher als bei den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration. Der Gebrauch des exklusiv niederdeutschen Wortschatzes ähnelt bei dialektkompetenten Vertriebenen und ihren Nachkommen nicht nur über weite Strecken bemerkenswert weitgehend dem Wortgebrauch der Alteingesessenen, sondern er zeichnet sich bei einzelnen Testwörtern darüber hinaus durch eine stärkere Präferenz für die altdialektalen Varianten aus als bei gleichaltrigen und sogar bei älteren autochthonen Niederdeutschsprecher. Sie verwenden also ein lexikalisch zum Teil deutlich ‚archaischeres' Niederdeutsch als die alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger.

Im intendierten Niederdeutsch der beiden Vertriebenengenerationen begegnet wieder, was wir schon bei der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen beobachtet hatten: Offenbar im Bemühen um ein authentisches Niederdeutsch verlegen sich die dialektkompetentesten Angehörigen der Vertriebenenfamilien beim Übersetzungstest in einer Reihe von Fällen wieder stärker auf den Gebrauch der standarddivergenten Lexeme, von denen die autochthonen Mecklenburger der Vorkriegsgeneration weitgehend abgerückt sind. Entgegen der bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Abbautendenz wird so der exklusiv niederdeutsche Wortschatz in Teilen graduell revitalisiert. Dies betrifft keineswegs alle der untersuchten Testwörter, sondern es sind bei den jüngeren Alteingesessenen wie bei den Angehörigen der Vertriebenenfamilien vor allem die Wörter *al*, *achter*, *achtern* und *schnacken*, für die ein zunehmender Gebrauch in Mecklenburg festzustellen ist. Bei den sechs untersuchten Vertriebenen der Nachkriegsgeneration kommt noch eine verstärkte Präferenz für *wecker* und *man* hinzu. Die genannten lautlich intransparenten Lexeme werden in den Wenkerübersetzungen offenbar noch am ehesten als Kennwörter eines echten Niederdeutsch aufgefasst.

Bei all diesen Wörtern – mit Ausnahme von *man* (‚nur') bei den Nachkommen der Vertriebenen – bleibt der Anteil im intendierten Niederdeutsch

der Probanden allerdings meist deutlich unter 50 % der Übersetzungsbelege. Es dominieren also auch weiterhin bei allen befragten niederdeutschkompetenten Sprechern aus Mecklenburg heute die standardnäheren Lexemvarianten gegenüber den exklusiv niederdeutschen lexikalischen Alternativen. Trotz der jüngeren Revitalisierungstendenzen bei einzelnen Lexemen bleibt es insgesamt bei dem Befund, den bereits Gernentz (1980: 145) formuliert und der sich auch in neueren empirischen Untersuchungen zu Mecklenburg-Vorpommern bestätigt hat: „Falls das Nd. [Niederdeutsche] Synonyme besitzt, wird meistens das Wort gewählt, das dem Hd. [Hochdeutschen] möglichst nahesteht.“[329] Einzig das standardferne Wort *töben* kann auch bei den Angehörigen der Vertriebenenfamilien als obligatorischer Niederdeutsch-Marker gelten. Unter allen betrachteten Wörtern markiert allein *töben* eine stabile lexikalische „Transfergrenze“ (Hansen-Jaax 1995: 163), während die anderen exklusiven Lexeme des Niederdeutschen in Mecklenburg von standardnäheren und standardidentischen Lexemvarianten weit marginalisiert worden sind.

5.1.2 *Am miirsten liirt* – zwei lexikalische Besonderheiten des Niederdeutschen in ihrer Entwicklung

In vielen niederdeutschen Übersetzungen des ersten Halbsatzes von Wenkersatz 15 (*Du hast heute am meisten gelernt […] > Du hest hüt am miirsten liirt […]*)[330] werden mit *miirsten* (‚meisten‘) und *liirt* (‚gelernt‘) zwei spezifisch niederdeutsche Wortformen gewählt, die – abgesehen von der mecklenburgischen Vokalerhöhung in beiden Wörtern (vgl. Abschnitt 5.3.1) – einerseits in ihrer Flexion und andererseits in ihrer Semantik stark

329 Vgl. schon Beckmann (1954 / 55: 129–130), Gundlach (1988: 430) oder neuerlich Köhncke (2006: 179): „Es scheint sich dasjenige Lexem durchzusetzen, das eine gewisse Lautähnlichkeit zu seinem standarddeutschen Pendant aufweist.“ Auch die Untersuchungen von Hansen (2009: 105–107) zu Rügen bestätigen diesen Befund. Dass diese Entwicklungstendenz auch in anderen niederdeutschen Regionen zu beobachten ist, zeigt etwa Ruge (2015: 371) an zwei Familien aus dem Hamburger Stadtteil Altenwerder, bei denen der Gebrauch exklusiv niederdeutscher Lexeme in freien niederdeutschen Monologen über eine Folge von drei Generationen kontinuierlich abnimmt.

330 Der vollständige Wenkersatz 15 lautet: „Du hast heute am meisten gelernt und bist artig gewesen, du darfst früher nach Hause gehen als die anderen.“ Vgl. Anhang 9.4.

von der hochdeutschen Übersetzungsvorlage abweichen. Die Frage nach den Auswirkungen der Varietätenkontakte auf das Lexikon des Niederdeutschen kann am Beispiel dieser besonderen Wortformen exemplarisch auch auf Phänomene lexemgebundener Flexion und auf die in Teilen standardabweichende semantische Struktur des niederdeutschen Wortschatzes ausgeweitet werden. Wie im vorangegangenen Abschnitt sollen auch hier vor allem die Wenkerübersetzungen verschiedener Zeitstufen bzw. verschiedener Altersgruppen die empirische Grundlage bieten, um Indizien für sprachkontaktbedingte diachrone Verschiebungen an der Systemgrenze des niederdeutschen Wortschatzes zu gewinnen.

Betrachten wir zunächst die Bildung der Superlativform *miirsten*. Wie im Standarddeutschen werden auch im Niederdeutschen bei einer kleinen Gruppe besonders frequenter Adjektive die Steigerungsformen unregelmäßig durch Ersetzung des Wortstammes der jeweiligen Grundform, also auf dem Wege der sogenannten Suppletion gebildet.[331] Während etwa im Fall von *gaut – bäder – besten* die niederdeutschen Steigerungsstufen einfache lautgesetzliche Äquivalenzen zu den standarddeutschen Flexionsformen darstellen (*gut – besser – besten*), fallen bei *väl – mir – miirsten* im mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch wie in anderen niederdeutschen Dialekten die Suppletivstämme des Komparativs und des Superlativs zusammen und weichen damit von der standarddeutschen Komparation des äquivalenten hochdeutschen Lexems *viel* (*viel – mehr – meisten)* ab.[332] Eine direkte lautgesetzliche Umsetzung der niederdeutschen Superlativform ergäbe im Standarddeutschen eine salient ungrammatische Form (**mehrsten*). Hier liegt also punktuell ein ausgeprägter lexikalischer Systemkontrast vor, der nicht über reguläre Lautkorrespondenzen überbrückt werden kann und beim Erwerb des Niederdeutschen eigens berücksichtigt werden muss.

In den 25 betrachteten historischen Wenkerbögen aus der Untersuchungsregion werden 1880 noch zu 62,5 % (n = 25) niederdeutsche Übersetzungen von *am meisten* gewählt, bei denen der Stamm der Superlativform mit der des Komparativs zusammenfällt. Die Schreibvarianten von *miirsten* dominie-

331 *Duden-Grammatik* (2016: 145, 329).

332 Lindow et al. (1998: 193), dort werden auch regionale Varianten der niederdeutschen Komparation aufgeführt. Die *Plattdeutsche Grammatik* von Thies (2011: 194) führt kommentarlos „mehrst / meist“ als alternative Superlativformen an.

ren im intendierten Niederdeutsch der Gewährspersonen Wenkers bei der Bildung des Superlativs von *väl* zwar noch deutlich, sie haben aber bereits um 1880 starke Konkurrenz von Schreibvarianten des standardidentischen *maisten* erhalten. In den Wenkerübertragungen der vor 1940 geborenen Alteingesessenen ist die ehemals dominierende Flexionsform *miirsten* dann schon weitgehend getilgt. Der Anteil der spezifisch niederdeutschen Superlativform *miirsten* fällt in den mündlichen Übersetzungen der 24 Gewährspersonen aus dieser Bevölkerungsgruppe auf nur noch 9,5 % zurück (n = 24).

Dieser einschneidende Wandel in der Superlativbildung deutet sich auch in älteren Tondokumenten frühzeitig an. So führen die frühen mecklenburgischen Grammatiken von Mussaeus (1829: 31) und Wiggers (1857: 40) die Wortformen „mierst" / „mihrst" und „meist" schon 1829 bzw. 1857 als Konkurrenzformen für den Superlativ von *väl* an. Die regional vergleichende Grammatik von Grimme (1910: 71) gibt für den ostmecklenburgischen Ort Stavenhagen gut fünfzig Jahre nach Wiggers schon ausschließlich die standardnahe Form „ma^{i}st" an, während sie für das münsterländische Ostbevern noch „mē^{r}ste" nachweist. Der „feste Text", der als Übersetzungsvorlage für die Tonaufnahmen der mecklenburgischen Mundart am Anfang der 1960er Jahre diente (vgl. 2.2.2), enthält leider keine Superlativform, die einen direkten Vergleich mit den älteren Wenker-Erhebungen erlauben würde. Wohl aber finden sich in den spontansprachlichen Erzählungen bzw. Interviewbeiträgen von drei zwischen 1929 und 1940 geborenen Gewährspersonen, die 1962 im Rahmen der Dialektdokumentation in meinem Untersuchungsgebiet aufgenommen worden sind, eine Reihe von niederdeutschen Superlativbildungen zu *väl* bzw. *mir.*[333] Hier ist ein zweifacher Beleg für die Kombination des Superlativs mit *am* (*Tja un dröppt man sich am iirs… maisten op n Danzsål ne. Dor dröppt man sich am maisten*)[334] zu verzeichnen. Daneben tritt die Form in den Aufnahmen nominalisiert als *de Maisten* (‚die Meisten') und häufig adverbial als *maistens* auf. Bei

333 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR): Siglen DR928 (*1930), DR932 (*1940), DR934 (*1929), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

334 ‚Tja und trifft man sich am ehest… meisten im Tanzsaal ne. Da trifft man sich am meisten.' (IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR): Sigle DR934, *1929, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

allen zwölf Belegen aus diesen spontansprachlichen Aufnahmen wird der standardgemäße Suppletivstamm *maist* verwendet. Während komparatives *mir* (‚mehr') von den drei Sprechern aus Retschow und Letschow durchaus häufig gebraucht wird, sind Superlativbildungen mit *miirst* in den freien Sprachaufnahmen von 1962 schon nicht mehr zu hören.

Die Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen verwendet die niederdeutsche Sonderform des Superlativs dann auch in den Wenkerübertragungen gar nicht mehr. In den Übersetzungen dieser Alterskohorte wird die hochdeutsche Vorlage im Niederdeutschen durchgängig mit *am maisten* wiedergegeben (vgl. Tab. 5.1.2-1).

Tabelle 5.1.2-1: Prozentualer Anteil der Superlativform miirst- *in den Wenkerübersetzungen der Angehörigen verschiedener Alters- bzw. Herkunftsgruppen*

Anteil *miirsten*	**Wenkerbögen 1880**	**geb. 1920–1939**	**geb. 1950–1969**
Alteingesessene	62,5 % (n = 25)	9,5 % (A 1, n = 24)	0 % (A 2, n = 9)
Vertriebene + Nachkommen		0 % (V 1, n = 13)	0 % (V 2, n = 6)

Offensichtlich ist die standardabweichende Superlativform von *väl* unter den alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch derart selten in Gebrauch gewesen, dass sie von den zugewanderten Vertriebenen gar nicht mehr erworben worden ist. Die 13 niederdeutschkompetenten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration und sechs niederdeutschkompetente Angehörige ihrer Nachkommengeneration verwenden den Superlativstamm *miirst* in ihren Wenkerübersetzungen nie. Die steil fallenden Prozentwerte aus Tabelle 5.1.2-1 veranschaulichen also einen rasch fortschreitenden Abbau der niederdeutschen Sonderform in den alteingesessenen Familien, dessen letzte Endphase von den Zuwanderern schon nicht mehr mitvollzogen wurde. Die Zuwanderer haben die bereits sehr stark abgebaute Form bei ihrem Niederdeutscherwerb nicht übernommen.

Eine gewissermaßen zeitverschobene diachrone Dynamik unterliegt dem zweiten lexikalischen Sonderfall, auf den die niederdeutschen Übersetzungen von *Du hast heute am meisten gelernt* im Wenkersatz 15 verweisen. Im Standarddeutschen stehen die beiden Lexeme *lernen* (‚sich Kenntnisse / Fertigkeiten aneignen') und *lehren* (‚jemandem Kenntnisse / Fertigkeiten

vermitteln') für einen Bedeutungsunterschied,[335] der im Niederdeutschen nicht lexikalisch markiert wird. Im mecklenburgisch-vorpommerschen Verb *liren* ist die semantische Opposition zwischen den hochdeutschen Lexemen *lehren* und *lernen* aufgehoben.[336] Das niederdeutsche Wort kann nämlich sowohl ‚jemandem Kenntnisse vermitteln' als auch ‚sich Kenntnisse aneignen' bedeuten. Die Übertragung der hochdeutschen Übersetzungsvorgabe *gelernt* mit niederdeutschem *liirt* verweist also auf einen spezifischen Unterschied in der lexematischen Struktur der beiden Varietäten.

Von den 25 handschriftlichen Wenkerbögen aus meiner Untersuchungsregion bringt nur ein Bogen eine Übersetzungsvariante für *gelernt*, die am ehesten als *lent* zu entziffern ist,[337] alle anderen Bögen von 1880 bringen Übersetzungen, die recht eindeutig als Schreibvarianten von *liirt* zu identifizieren sind. Die Bedeutung ‚sich Kenntnisse / Fertigkeiten aneignen' wird in Mecklenburg im ausgehenden 19. Jahrhundert demnach noch nahezu ausnahmslos mit dem Verb *liren* wiedergegeben. Und noch die 24 untersuchten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration halten die Wortform *liirt* durchgängig für die angemessene niederdeutsche Übersetzung von *gelernt* (vgl. Abb. 5.1.2-1). Der spezifische Wortgebrauch ist nach dem Zweiten Weltkrieg offenbar im Niederdeutschen noch so fest verankert gewesen, dass er bis in die 1970er Jahre auch im niederdeutsch geprägten Regiolekt in Mecklenburg gelegentlich die interferenzbedingte Bedeutungsverschiebung von standarddeutschem *lernen* zu ‚lehren' bewirkte: In den regiolektalen Tonaufnahmen von Dahl (1974: 354, 382) findet sich beispielsweise der spontansprachliche Beleg eines 76-jährigen Probanden: „Das war'n Schlossermeister, nich? … der uns das alles lernte und beibrachte."

Mündliche Übersetzungen von *gelernt*, bei denen auch im Niederdeutschen ein Nasal zu hören ist (*liirnt*), realisieren erst die neun nach 1950 geborenen

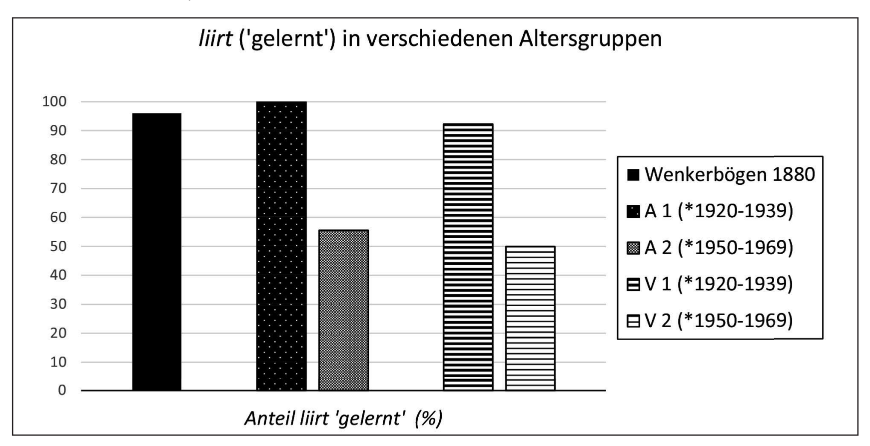
335 Vgl. *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (Bd. 3, 1977: 2337, 2354). Zur gemeinsamen etymologischen Wurzel der beiden standarddeutschen Lexeme vgl. Kluge (1975: 432–436).

336 Vgl. *Mecklenburgisches Wörterbuch* (Bd. 4, 1963: 927) und das auf neueren Erhebungen beruhende *Plattdeutsch-hochdeutsche Wörterbuch* von Herrmann-Winter (1999: 180).

337 Der Wenkerbogen aus Niendorf bei Schwaan, Nr. 48764. Vgl. Wenkerbogen-Katalog unter https://www.regionalsprache.de/Wenkerbogen/Katalog.aspx. (16.11.2017).

alteingesessenen Gewährspersonen.[338] Die standardnahe Variante *liirnt* wird im intendierten Niederdeutsch dieser Altersgruppe sogar so häufig gewählt, dass auf die altdialektale Form *liirt* durchschnittlich nur noch ein Anteil von 55,6 % entfällt (vgl. Abb. 5.1.2-1). Zugleich halten die jüngeren Alteingesessenen aber bei der Übersetzung von *Lehrling* aus Satz 44 der erweiterten Wenkersatzvorlage am niederdeutschen Wortstamm *Lir-* fest (*Liirling*).[339] Im Niederdeutsch nahezu der Hälfte der untersuchten dialektkompetenten Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration hat sich also eine Differenzierung zweier Wortstämme, *lir-* und *liirn-*, durchgesetzt, die der lexematischen Struktur des Standarddeutschen entspricht (vgl. Abb. 5.1.2-1).[340]

Abbildung 5.1.2-1: Prozentualer Anteil der Wortform liirt *(‚gelernt') in den historischen Wenkerbögen und in den Wenkerübersetzungen verschiedener Altersgruppen bzw. Herkunftsgruppen (A 1, A 2: Alteingesessene; V 1, V 2: Angehörige von Vertriebenenfamilien)*



338 Die Frage, ob vor dem wortschließenden Plosiv ein Nasal deutlich zu hören ist oder nicht, war bei der Auswertung der Aufnahmen das Kriterium der Codierung der Belegstellen.

339 Der ergänzte Satz 44 lautet: „Zu Mittag setzte sich der Lehrling gern auf den Stuhl bei der Tür und aß sein Brot mit Blutwurst."

340 Hansen-Jaax (1995: 148) beobachtet bei jüngeren L1- und L2-Sprechern des Niederdeutschen in Schleswig-Holstein beim Verb *leert* ebenfalls „eine semantische Differenzierung nach hochdeutschem Vorbild" und die Entwicklung einer zusätzlichen niederdeutschen Variante *leernt*.

Inwieweit hat nun die lexematische Besonderheit bei *liren* Eingang in das intendierte Niederdeutsch der Vertriebenenfamilien gefunden? Die Entwicklungsdynamik im spontan erworbenen Niederdeutsch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen folgt bei diesem Verb bemerkenswert genau den diachronen Veränderungen im Niederdeutsch der Alteingesessenen. Der Gebrauch von *liren* in der umfassenden Bedeutung von ‚jemandem Kenntnisse / Fertigkeiten vermitteln oder selbst erwerben' war im mecklenburgischen Niederdeutsch, mit dem die Zuwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg in Kontakt kamen, offensichtlich noch derart weit verbreitet, dass sie diese standardferne Verwendung nahezu ausnahmslos in ihr Lerner-Niederdeutsch übernahmen. Die Variante *lüirt* wird in ihren Wenkerübersetzungen mit dem sehr großen Anteil von durchschnittlich 92,3 % der 13 Belege als Übersetzung von *gelernt* gewählt. Erst die Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien folgt dann recht genau der Abbautendenz, die der Sprachgebrauch der jüngeren Alteingesessenen aufweist. Die altdialektale Form *lüirt* wird in den Wenkerübersetzungen der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien nur noch in 50 % (n = 6) der Fälle gebraucht und liegt damit nur unwesentlich unter den Gebrauchshäufigkeiten bei den gleichaltrigen Alteingesessenen (vgl. Abb. 5.1.2-1).

Beide in diesem Abschnitt betrachteten lexikalischen Besonderheiten des Niederdeutschen werden im Untersuchungszeitraum fortschreitend abgebaut. Diese Entwicklung war bei der Superlativbildung von *väl* allerdings bereits im 19. Jahrhundert weit vorangeschritten, während sie bei der Semantik von *liren* ganz offensichtlich erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts einsetzt. Im Falle der Steigerung von *väl* hat die ‚neue' Superlativvariante *maist* das ehemals dominierende *müirst* bei den jüngeren Niederdeutschsprechern inzwischen vollständig abgelöst. Ob die Entwicklung im Falle von *liren* letztendlich dazu führen wird, dass die niederdeutsche Semantik des Wortes dem Standarddeutschen entsprechend ganz auf ‚jemandem Kenntnisse / Fertigkeiten vermitteln' verengt wird, bleibt abzuwarten. Sowohl bei der Sonderform *müirst* als auch bei der spezifischen Bedeutung von *liren* folgt die Entwicklung im Lerner-Niederdeutsch der Vertriebenenfamilien mit großer Übereinstimmung den Entwicklungsverläufen im Niederdeutschen der Alteingesessenen.

Die Richtung der diachronen Dynamik ist in beiden Fallbeispielen die einer fortschreitenden Annäherung bzw. vollständigen Angleichung an das Standarddeutsche. Exklusiv niederdeutsche Sonderformen in der Flexion

oder der Semantik von Einzellexemen werden dabei abgebaut. Die strukturelle Angleichung an die Regularitäten des Standarddeutschen erfolgt beide Male gewissermaßen gegen das Ökonomieprinzip fortschreitender struktureller Vereinfachung. Die zunächst identischen Suppletivstämme für den Komparativ und den Superlativ von *väl* werden morphologisch differenziert und die umfassende Wortbedeutung von *liren* wird semantisch ausdifferenziert, indem eine Teilbedeutung auf ein analog zum Standarddeutschen neu gebildetes Lexem *liirnen* übergeht. In beiden Fällen ist die Advergenz an das Standarddeutsche also mit einer jedenfalls punktuell zunehmenden Differenzierung flexivischer Formen oder semantischer Strukturen im Niederdeutschen verbunden. Unter der kommunikativen Dominanz der standarddeutschen Kontaktvarietät stellt diese strukturelle Ausdifferenzierung des Niederdeutschen freilich eine diasystematische Vereinfachung für die bilingual niederdeutsch-hochdeutschen Sprecher dar. Die partiellen Systemkontraste der Kontaktvarietäten werden unter Angleichung ans Hochdeutsche aufgehoben.

5.1.3 *Fiirnsain*, *Feernsain*, *Feernkiken*, *Fiirnkiken*, *Feernseen* – zur Integration standarddeutscher Lexeme ins Niederdeutsche am Beispiel von *Fernsehen*

Einer der fünf zusätzlichen Testsätze, mit denen ich die historischen Übersetzungsvorlagen Georg Wenkers für meine Untersuchung ergänzt habe, lautet: „‘Fernsehen ist eine gute Sache‘, hat meine liebe Oma immer gesagt.“[341] Er enthält mit dem standarddeutschen Wort *fernsehen* ein Lexem aus dem Bereich der modernen Sachkultur, für den es im Niederdeutschen keine altdialektale Entsprechung geben kann. Die niederdeutsche Übersetzung dieses Lexems kann also Hinweise darauf geben, wie niederdeutschkompetente Gewährspersonen aus meinem Untersuchungsgebiet standarddeutsches Wortgut aus ihrem alltäglichen Lebensumfeld in ihr Niederdeutsch integrieren.

Das zweibändige hochdeutsch-niederdeutsche Wörterbuch „für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum“ von Herrmann-Winter (2003: 83–84) gibt als niederdeutsche Entsprechungen für hochdeutsch

341 Satz 42, vgl. die vollständigen Satzvorlagen für die Wenkerübersetzung im Anhang 9.4.

„fernsehen" „*Fiernseh kieken* ♦ Syn[onym] *Billerradio kieken*, *wietkieken*" an. Hier werden geradezu bemüht standardferne Übersetzungen auf überwiegend niederdeutscher Wortbasis vorgeschlagen (*kieken* ‚sehen', *wiet* ‚weit', *Biller* ‚Bilder').[342] Wo dabei Elemente des hochdeutschen Ausgangskompositums ins Niederdeutsche übernommen werden, sind sie dem mecklenburgischen Basisdialekt partiell lautlich angepasst worden: *fernseh-* > *fiernseh-*. Im niederdeutsch-hochdeutschen Teilband des Wörterbuchs ist diese phonetische Adaption noch konsequenter durchgeführt: Hier ist im entsprechenden niederdeutschen Worteintrag gegenüber der hochdeutschen Entsprechung nicht nur die mecklenburgische Vokalhebung vor *r*, sondern auch die Diphthongierung des Langvokals durchgeführt: „*Fiernseihen*" (Herrmann-Winter 1999: 86).[343] Folgte man dem populären Wörterbuch von Herrmann-Winter, dann wären auch bei meinen Gewährspersonen Lehnübersetzungen auf niederdeutscher Lexembasis oder phonetische Adaptionen als die üblichen Verfahren zu erwarten, mit denen das standarddeutsche Wort *fernsehen* dem Niederdeutschen in der Übersetzung integriert wird. Diese Erwartung wird von den Korpusbefunden jedoch nicht bestätigt.

Die Wenkerübersetzungen meiner Gewährspersonen bieten vielmehr ein ganz anderes Bild: Von insgesamt 47 niederdeutschkompetenten Gewährspersonen konnte ich spontane niederdeutsche Übersetzungen der standarddeutschen Satzvorlage aufzeichnen, die das Testwort *fernsehen* enthält.[344] Die Gewährspersonen entstammen dabei sowohl der Vorkriegsgeneration als auch der Nachkriegsgeneration von alteingesessenen Familien und von Familien Vertriebener. Diese 47 Probanden übertragen das hochdeutsche Wort *fernsehen* zu 74,5 % völlig standardidentisch bzw. mit leicht regiolektaler Lautlichkeit (z. B. *fäänsen*) in das intendierte Niederdeutsch. Nur zwölf der 47 Gewährspersonen (25,5 %) übertragen *fernsehen* mit

342 Ähnlich bringt das Wörterbuch für „Fernsehapparat" die niederdeutschen Entsprechungen „*Fiernseher* m. […] *Syn Kiekschapp* n., *Flimmerkist* f., *Rühr* [‚Röhre'] f., *Glotz* f." (Herrmann-Winter 2003: 83).

343 Auch Herrmann-Winters *Hör- und Lernbuch für das Plattdeutsche* Mecklenburg-Vorpommerns führt im anhängenden „Grundwortschatz des Plattdeutschen" das Lemma „*Fiernseihen* n. Fernsehen" auf (Herrmann-Winter 2006: 219).

344 Fünf Personen aus der Teilstichprobe der hier untersuchten 52 niederdeutschkompetentesten Personen meines Samples haben den Satz nicht oder nicht vollständig übersetzt, vgl. Abschnitt 2.2.2.

stark standarddivergenten Wortvarianten ins Niederdeutsche: *feern(se) kiken* (4x), *feernsain* (4x), *fiirnkiken* (2x), *fiirnsain* (2x). Selbst die Gruppe alteingesessener Mecklenburger der Vorkriegsgeneration, deren Niederdeutsch sicher noch als besonders gefestigt angesehen werden kann, übernimmt *fernsehen* zu durchschnittlich 71,4 % (n = 21) gänzlich unverändert in ihre niederdeutschen Übersetzungen. Anders als das Wörterbuch von Herrmann-Winter nahelegt, ist also die lautidentische Übernahme aus dem Standarddeutschen (bzw. aus dem Regiolekt) das bei weitem üblichste Verfahren, das hochdeutsche Wort ins Niederdeutsche zu integrieren.

Eine Übersetzung des hochdeutschen Ausgangswortes auf niederdeutscher Lexembasis wird insgesamt nur von sechs der 47 Gewährspersonen gewählt (12,8 %). Als niederdeutsche Entsprechung für *sehen* wird hier durchgängig *kiken* verwendet und das Bestimmungswort *fern-* bzw. *fernseh-* dabei zum Teil dem mecklenburgischen Niederdeutsch lautlich angepasst (*fiirnkiken*) oder aber ohne phonetische Anpassung aus dem Hochdeutschen transferiert (*feernsekiken*). Die hochdeutsche Wortkomponente *fern-* wird von keiner der Gewährspersonen mit einer Lehnübersetzung – wie etwa *wit* (‚weit‘) – niederdeutsch übertragen, hier wird also durchgängig das hochdeutsche Lexem ins Niederdeutsche transferiert.

Eine lautliche Adaption des hochdeutschen Ausgangswortes wird am häufigsten durch die Diphthongierung des Langvokals in *sehen* durchgeführt (*feernsain, fiirnsain;* insgesamt sechsmal, 12,8 %). Nur vier der Probanden, die die Satzvorlage übersetzten, passen das Lexem auch durch die Hebung des Vokals in *fern* dem Mecklenburgischen an (8,5 %).[345] Diese Variante wurde aber ausschließlich in Kombination entweder mit der Diphthongierung im Grundwort (*fiirnsain*) oder mit einer lexikalischen Umsetzung gewählt (*fiirnkiken*). Eine solche vollständige phonetische oder lexikalische Integration des Ausgangswortes in das mecklenburgische Niederdeutsch wurde damit überhaupt nur in vier Übersetzungen umgesetzt (8,5 %, je zweimal *fiirnsain* und *fiirnkiken*).

Ein alteingesessener Zeitzeuge, der das Testwort standardidentisch als *fernsehen* ins Niederdeutsche übertrug, sprach nach der Übertragung von Satz 42 von sich aus die Übersetzungsproblematik an: „Das Wort Fernsehen

---

345 Zur mecklenburgischen Vokalhebung in Kontexten vor *r* vgl. Abschnitt 5.3.1.

kann ich eben nicht in Platt übersetzen." Als ich ihm daraufhin die Übersetzungsvariante *fiirnsain* vorschlug, wandte er ein:

> ‚Fiirnsain'. Ja aber das ist ein Begriff den man … der im Plattdeutschen nicht auf … nicht aus dem Plattdeutschen stammt. Das ist Un((sinn?)). Ich kann es … . Ich … . Es liegt mir nicht auf der Zunge, dass ich jetzt ‚Fiirnsain' sage. (Herr 4, 1928 A, WS 42)

Der Zeitzeuge, der Hochdeutsch erst in der Schule lernte, empfindet eine lautliche Assimilierung von *fernsehen* offensichtlich nicht als authentisch niederdeutsche Wortform.[346]

Die Fälle lautlicher Adaption einerseits und der lexikalischen Umsetzung andererseits sind in den Übersetzungen meines Korpus insgesamt derart selten, dass es nicht sinnvoll ist, die Gruppe der teilnehmenden Probanden nach Alter und Herkunft weiter zu differenzieren, um hier etwa gruppenspezifische Präferenzen zu ermitteln. Es sei nur erwähnt, dass beide Übersetzungsvarianten sowohl von den Alteingesessenen als auch von den Angehörigen der Vertriebenenfamilien in beiden Altersgruppen sporadisch gewählt werden.

Schon Dahl (1974: 361) hat ausgeführt, dass „hochdeutsche Neuwörter" mitunter durch lautliche Adaption „verniederdeutscht" würden. Sie hatte dabei auch auf den Fall von „fiernseihn" verwiesen, schon seinerzeit aber festgestellt, dass bei *fernsehen* „die hochdeutschen Lautformen schon häufiger" seien. Ebenso spricht Gernentz (1980: 144) einerseits solchen lexikalischen „Augenblicksbildungen" wie „*Fernkieker* für ‚Fernsehgerät,

346 Entsprechend wählen drei der prominenten Niederdeutschsprecher, die Herrmann-Winter (1989) zum Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern interviewt, spontan gerade die niederdeutschen Adaptionen und Übersetzungen wie „Fiernsehen", „Televischion", „Kiekschapp" oder „Kieker" als Beispiele für unauthentisches, konstruiertes „Neuniederdeutsch", dessen Gebrauch sie ablehnen: „Wohrschienlich is et bäder, wenn wi die Dinge, de uns nu œwer't Hochdütsche bekannt worden sünd, ok hochdütsch verwennen un nu nich mit Mäuh un Anstrengung dorför plattdütsche Vokabeln utsöken." (Jo Jastram, geb. 1928 in Rostock, in Herrmann-Winter (1989: 40). „Diese ganzen Versöke mit dat Oewersetten, so as taun'n Biespiel dat ‚Kiekschapp', dat licht mi nich. […] Wat up platt nich geiht, kann man ok hochdütsch seggen." (Heinz Gundlach, geb. 1936 in Rostock, in Herrmann-Winter (1989: 102). „Kein Mensch auf dem Dorf sagt ‚Kiekschapp', sie sagen alle ‚Fernseher'. Das verstehe ich unter ‚aufgemotzten' Platt. […] aus ‚Fernsehen' wurde nie ‚Kieker' oder ‚Kiekschapp', was sich die Neuniederdeutschen dafür ausgedacht haben." (Egon Richter, geboren 1932 in Bansin (Usedom), in Herrmann-Winter (1989: 166–167).

Fernseher“ keine Aussicht auf dauerhafte Etablierung im Niederdeutschen zu und verlegt andererseits auch „die lautliche Angleichung“ standardsprachlicher Lexeme eher in die „Vergangenheit“. Vielmehr nehme der Anteil der „integrierten hd. [hochdeutschen] Lexik“, bei der „literatursprachliche Wörter in unveränderter Lautgestalt und auch ohne semantische Veränderung in die mundartliche Rede übernommen werden“, in Mecklenburg beständig zu.

Meine kleine Stichprobe zur Übersetzung von *fernsehen* bestätigt exemplarisch, dass standarddeutsche Bezeichnungen der modernen Sachkultur heute überwiegend direkt in das Niederdeutsche transferiert werden und offensichtlich ohne lautliche Angleichung oder gar lexikalische Umsetzung als adäquater niederdeutscher Wortschatz empfunden werden. Möglichkeiten eines produktiven Ausbaus des lexikalischen Systems des Niederdeutschen werden von heutigen Sprecherinnen und Sprechern des mecklenburgischen Niederdeutsch also selbst im Wortschatzbereich der modernen Alltagskultur offenbar kaum noch genutzt, stattdessen der direkte Transfer standarddeutscher Wörter ins Niederdeutsche präferiert.[347] Die kleine Übersetzungsstichprobe bestätigt, dass der niederdeutsche Wortschatz nicht nur in den fachsprachlichen Sektoren der Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Politik unzureichend ausgebaut ist, „sondern teilweise auch in Bezug auf die Kerndomäne des Niederdeutschen, die Alltagskommunikation“ (Elmentaler 2008: 74–75).

5.2 Morphosyntax: ausgewählte Variablen

5.2.1 *Können ji* oder *könnt ji*? – Verlust des ostniederdeutschen Einheitsplurals der Verben

Die Pluralbildung der Verben im Präsens Indikativ gilt traditionell als das wichtigste Unterscheidungskriterium der westniederdeutschen und der ostniederdeutschen Dialekte. Dieser areale Unterschied in der Verbmorphologie

347 Vgl. Niebaum (2004: 174), der feststellt, dass im Niederdeutschen „die in der heutigen Zeit notwendige ständige Integration neuen Wortschatzes aus den Bereichen der Technik sowie des modernen politisch-gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens nahezu ausschließlich durch völlige oder partielle Transferenz standardsprachlicher Formen erreicht wird.“

wird in den Darstellungen zu den niederdeutschen Dialekten dabei durchgängig mit der spätmittelalterlichen Kolonisierung des zuvor slawischsprachigen Raums östlich der Elbe in Verbindung gebracht:

> Das Ostnd. [-niederdeutsche] erwuchs auf Siedelboden. Die Grenze zwischen nd. Alt- und Neusiedelland (zwischen dem Sächsischen und dem Slawischen) markieren Elbe und Saale, von Lübeck bis Merseburg. Hier trennt ein morphologischer Gegensatz im Verbalbereich (die Einheitsformen in der 1.–3. Person Präsens Plural) den nd. Westen (*-et*) vom Osten (*-en*). (Stellmacher 1980: 464)

Im Anschluss an die klassischen Darstellungen von Teuchert (1942: VIII) und Foerste (1954: Sp. 1959, 2042) gilt der ostniederdeutsche Einheitsplural, bei dem die Pluralformen von Vollverben und Modalverben[348] in allen drei Personen auf *–(e)n* gebildet werden (*wi hål-en*, *ji hål-en*, *sei hål-en* ‚wir/ihr/sie holen/holt'), bis in neuere Publikationen hinein als zentrales Charakteristikum auch des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch.[349] Die Dialektkartographie nutzt entsprechend – zunächst auf der Basis von Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* später in Anlehnung an Wiesingers „Einteilung der deutschen Dialekte" (Wiesinger 1983 a: 882) – bis in neuere Veröffentlichungen den Einheitsplural, um das mecklenburgisch-vorpommersche ebenso wie das brandenburgische Niederdeutsch nach Westen hin abzugrenzen. Die für neuniederdeutsche Verhältnisse kartographisch veranschaulichte Isoglosse für die Formen des Einheitsplurals verläuft im mecklenburgischen Bereich mit nur geringfügigen Variationen von Kartenentwurf zu Kartenentwurf von der Ostseeküste in mehr oder weniger steil nordsüdlicher Richtung ungefähr deckungsgleich mit der westlichen Landesgrenze des ehemaligen Herzogtums Mecklenburg bzw. mit der ehemaligen DDR-Grenze.[350]

---

348 „Die im Mnd. [Mittelniederdeutschen] noch vorhandene Sonderstellung der Präterito-Präsentien hinsichtlich ihrer Endungen im Präs. Pl. ist in den nd. Maa [Mundarten] überall beseitigt worden, so daß nun in allen Verbklassen im Präs. Pl. die gleichen Endungen herrschen." (Niebaum 1983: 168).

349 Zum Beispiel Schönfeld (1990: 98), Schröder (2004: 58), Kehrein (2012: 298).

350 Vgl. zum Beispiel die Karten in Foerste (1954: Sp. 2039–2040), Wiesinger (1983 a: 882), Gundlach (1988: 427), König / Elspaß / Möller (2015: 158) und die Dialekteinteilung im *Norddeutschen Sprachatlas* Elmentaler / Rosenberg (2015 a: 89). Von einer historischen Verschiebung der Isoglosse nach Osten geht Sanders (1982: 74) aus: „Die *-(e)t* / *-en*-Grenze, die nach Ausweis der mittelniederdeutschen Schreibsprache ehemals westlich des ja gleichfalls auf Siedelboden gelegenen Lübeck anzusetzen sein wird, verläuft jetzt als nordniederdeutsc

Auch gegenüber den mittel- und oberdeutschen Dialekten kann der niederdeutsche Einheitsplural als Abgrenzungsmerkmal gelten. Abgesehen vom alemannischen Raum stehen dem niederdeutschen Einheitsplural auf westlich *–(e)t* bzw. östlich *–(e)n* in den mittel- und oberdeutschen Mundarten Pluralbildungen gegenüber, bei denen übereinstimmend mit dem Standarddeutschen die erste und dritte Person auf *–(e)n* und die zweite Person Pl. auf *–(e)t* gebildet werden.[351] Auch zwischen den Dialekten der hier untersuchten südostdeutschen Vertreibungsgebiete und der mecklenburgischen Zielregion der Vertreibung besteht also ein starker morphologischer Kontrast, der sich insbesondere in der Bildung der zweiten Person Plural Präsens manifestiert.

Die kanonische Annahme einer strikten arealen Westabgrenzung des ostniederdeutschen Einheitsplurals wird in der Fachliteratur allerdings gelegentlich relativiert. Schon Foerste (1954: Sp. 1993) hatte darauf hingewiesen, dass „an den Berührungszonen der *–et* und *–en*-Gebiete in Westmecklenburg […] die Bekanntschaft beider Endungen zu einer Differenzierung nach hd. [hochdeutscher] Art geführt [habe]: 1. 3. Pl. *–en*, 2. Pl. *–et*". Gundlach (1967: 180), der in den 1960er Jahren an den systematischen Tonaufzeichnungen des mecklenburgischen Dialekts beteiligt war, konstatiert für die westlichen Grenzgebiete ebenfalls „eine zunehmende sprachliche Unsicherheit", die zu einer Konkurrenz der Endungen *–en* und *–et* in der morphologischen Markierung der zweiten Person Plural führe. Köhncke (2010: 311) zeigt neuerdings anhand von vielfältigen, auch historischen Sprachdokumenten ebenfalls, dass es „keine starre Grenze zwischen den beiden Formen" der Pluralbildung gibt, sondern sich entlang der Westgrenze Mecklenburgs ein Übergangsgebiet konkurrierender Formenbildungen erstreckt.[352]

Irritierender sind freilich einige Literaturbefunde, die sich nicht nur auf die engere Kontaktzone des ostniederdeutschen und des westniederdeutschen Einheitsplurals im äußersten Westen Mecklenburgs beziehen. So gehen Dialektgrammatiken des 19. Jahrhunderts für das mecklenburgisch-vorpommersche Niederdeutsch mitunter noch grundsätzlich von einem

h-mecklenburgische Dialektscheide ein gutes Stück weiter östlich (etwa westlich Grevesmühlen – östlich Ratzeburg und Boitzenburg zur Elbe)."

351 König / Elspaß / Möller (2015: 158, Karte „Pluralendungen der 1., 2. und 3. Person des Verbs im ehemaligen deutschen Sprachgebiet").

352 In diesem Übergangsgebiet beginnen schon östlich von Möllin (westl. von Gadebusch) oder Pritzier (westl. von Hagenow) Pluralbildungen auf *–en* deutlich zu dominieren (Köhncke (2010: 311).

„Nebeneinandergehen der Endungen *en* und *et*“[353] aus. Und Grimme (1910: 20) beobachtet in der weit im Osten Mecklenburgs gelegenen Kleinstadt Stavenhagen „die Durchbrechung der altnd. Eigentümlichkeit, die drei Formen des Verbalplurals gleich zu bilden“. Jahrzehnte später bestätigt Schönfeld (1990: 114–115) für den Ortsdialekt Stavenhagens erneut, dass hier der verbale Plural analog zum Standarddeutschen in der 1. und 3. Person auf –*(e)n* bzw. Nasalsuffix *–m* (*wi gripm* ‚wir greifen‘) und in der 2. Person Plural auf *–(e)t* gebildet werde (*ji gript* ‚ihr greift‘). Generell konstatiert Schönfeld: „In East Low German the High German pattern of a differentiated plural verb morphology is found in some areas.” (ebd.: 94). Teuchert (1964: 118) vermutet dementsprechend schon in den 1960er Jahren, dass die Flexionsendung *–et* nicht nur im äußersten Westen Mecklenburgs vorkomme, sondern „diese Endung in der 2. Plur., nach hd. Brauch, wohl durch das ganze Land Mecklenburg“ verbreitet sei. Gundlach (1988: 426) stellt schließlich dem westlichen Einheitsplural auf *–t* „im Mecklenburgischen *–en* für die 1. und 3. Person gegenüber, also westlichem *wi, ji, se loopt* mecklenburgisches *wi lopen*, *ji loopt* (gelegentlich auch *ji lopen*), *sei lopen* (‚wir laufen‘ usw.)“. Die von der großen Mehrheit der Fachpublikationen angenommene Geltung der ostniederdeutschen Einheitsendung *–(e)n* auch für die zweite Person Plural stellt für Gundlach in Mecklenburg in der jüngeren Vergangenheit demnach lediglich eine Ausnahme dar.

Was lässt sich aus der Sicht historischer und neu erhobener Daten aus meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet zu diesen widersprüchlichen Befunden sagen? Betrachten wir zunächst die historischen Wenkerübertragungen von 1880: In den hochdeutschen Übersetzungsvorlagen Georg Wenkers finden sich nur vier Verben in der zweiten Person Präsens Plural, an denen sich der Kontrast zum Standarddeutschen ebenso wie zu den mittel- und oberdeutschen Dialekten der Vertreibungsgebiete deutlich abzeichnet:

---

353 Nerger (1869: 67). Während Ritter (1832: 84–100) und Wiggers (1857: 55–70) für das Mecklenburgisch-Vorpommersche gar keinen Einheitsplurals zugrunde legen und in ihren Konjugationsparadigmen im Präsens Plural zwischen *–en* (1., 3. Person) und *–(e)t* (2. Person Plural) alternieren, geht Nerger offenbar von einer Konkurrenz beider Einheitspluralbildungen im neueren Mecklenburgisch aus (Nerger 1869: 66, 77). Jellinghaus (1884: 46) legt dann ungeachtet der zuwiderlaufenden Aussagen früherer Landschaftsgrammatiken in seinem gesamtniederdeutschen Überblick für die „meklenburgisch – vorpommersch – märkischen Mundarten“ fest: „Der Plural des Praesens endigt nur auf –en.“

Wenkersatz 27: „Könnt ihr […]?"
Wenkersatz 28: „Ihr dürft nicht […]"
Wenkersatz 30: „Wieviel […] wollt ihr […]?"
Wenkersatz 32 „Habt ihr […]?"[354]

In den 25 ausgewerteten Wenkerbögen aus dem Erhebungsgebiet bei Rostock werden die insgesamt 98 Belege dieser Verbformen zu 75,5 % mit der Flexionsendung –*(e)n* ins Niederdeutsche übersetzt. Im zentralmecklenburgischen Untersuchungsgebiet dominiert im ausgehenden 19. Jahrhundert also tatsächlich noch sehr deutlich die ostniederdeutsche Verbflexion. Allerdings deutet der Prozentwert von 75,5 % auch darauf hin, dass hier im intendierten Niederdeutsch der Gewährspersonen die ostniederdeutsche Form bereits in einer Konkurrenz zur Endung –*et* stand, die eher im Westniederdeutschen oder im Standarddeutschen zu erwarten gewesen wäre. Die verbale Flexionsmorphologie wies also im ausgehenden 19. Jahrhundert bereits eine beträchtliche Variation auf.

Dabei wird in den Wenkerbögen von den vier Testlexemen das Modalverb *können* in der zweiten Person Plural am seltensten mit einer ostniederdeutschen *(e)n*-Endung übersetzt (60 %, n = 25, gegenüber 72 % bei *haben*, 78,3 % bei *dürfen* und 92 % bei *wollen*). Hier mag eine Rolle spielen, dass bei diesem Lexem bei einer Übertragung mit Flexionsendung –*(e)t* im Niederdeutschen am ehesten eine Form erreicht wird, die mit der standarddeutschen Entsprechung übereinstimmt. Der Wenkerbogen 48763 aus Schwaan übersetzt beispielsweise wie folgt: *könnt* > nd. *könnt*; *dürft* > nd. *dörb'n*; *wollt* > nd. *will'n*; *habt* > nd. *hem'n*.[355]

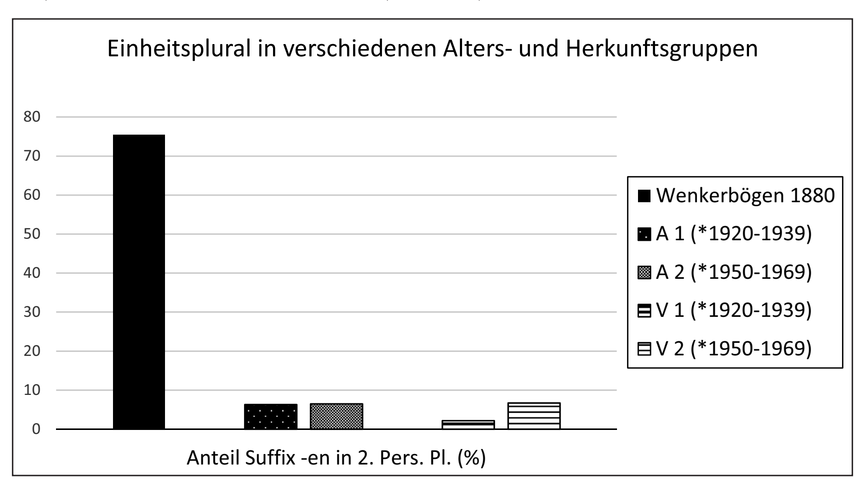
Die weitere Entwicklung des Niederdeutschen im 20. Jahrhundert bringt in meinem Untersuchungsgebiet offenbar tiefgreifende Veränderungen der

354 Die vollständigen Vorlagesätze finden sich im Anhang 9.4. Die Verbform „ihr müsst" aus Wenkersatz 31 wird nicht in die Auswertung einbezogen, weil hier der Verbstamm im Niederdeutschen auf *t* auslautet, sodass in den mündlichen Übersetzungen bei Apokope der Flexionsendung Missverständnisse auftreten können. Außerdem folgt in der Übersetzungsvorlage auf „ihr müsst" unmittelbar „ein bisschen", das im Niederdeutschen häufig zu „'n bäten" verschliffen wird. Hier stoßen also die beiden Erkennungslaute *t* und *n* unmittelbar aufeinander und sind unter Umständen auditiv nicht zu diskriminieren.

355 Vgl. den digitalen Wenkerbogen-Katalog unter www.regionalsprache.de/ Wenkerbogen/Katalog.aspx (Stand: 16.11.2017).

Flexionsmorphologie mit sich: Im intendierten Niederdeutsch der Vorkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburger ist von der ehemals recht ausgeprägten Dominanz der *(e)n*-Suffixe, die die Wenkerbögen aus der Untersuchungsregion noch zeigten, kaum noch eine Spur zu finden. Der Anteil der ostniederdeutschen Verbalendung in der zweiten Person Plural fällt in den mündlichen Wenkerübertragungen dieser Altersgruppe auf nur noch 6,3 % zurück (n = 79, vgl. Abb. 5.2.1-1).[356] Nur drei der untersuchten 24 niederdeutschkompetenten Gewährspersonen, die vor 1940 in Rostock und Umgebung geboren wurden, verwenden den ostniederdeutschen Einheitsplural überhaupt noch. Und keiner dieser drei Personen wählt bei den vier Testlexemen im Niederdeutschen mehr als zweimal die Flexionsendung *–(e)n* (bzw. in Verschleifungen *–m*).[357]

Abbildung 5.2.1-1: Prozentualer Anteil des ostniederdeutschen Verbalsuffix –en *für die zweite Person Plural Präsens Indikativ in den historischen Wenkerbögen und in den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)*



356 Die Differenz zwischen dem Anteil der Verben mit Einheitsplural in den historischen Wenkerbögen und in den Wenkerübersetzungen der vor 1940 geborenen Alteingesessenen ist mit einem p-Wert von 0,000 hoch signifikant.

357 Es lässt sich bei den schon in der Vorkriegsgeneration erreichten niedrigen Prozentwerten aus den Daten kein eindeutiger Zusammenhang des Pluralgebrauchs mit der Wohnortgröße der Gewährspersonen erkennen.

Der radikale Umbruch in der Bildung des niederdeutschen Verbalplurals deutet sich auch schon in einigen historischen Tonaufnahmen aus meinem Erhebungsgebiet an. In den mündlichen Wenkerübersetzungen, die 1990 in Jürgenshagen mit zwei Angehörigen der Vorkriegsgeneration aufgezeichnet worden sind, werden bereits fünf von sechs Belegen für Verbformen in der 2. Person Plural mit Suffix *–t* gebildet.[358] In der freien Erzählung eines 1940 geborenen Bauern aus Retschow, die 1962 aufgenommen wurde, bildet die Gewährsperson im einzigen Belegkontext für die 2. Person Plural die Verbformen analog zum Standarddeutschen zweimal mit *t*-Suffix: „wat ji infüürt und mait ganz verschiden" (‚[je nachdem] was ihr einfahrt und mäht ganz verschieden').[359] Das *Lautdenkmal der reichsdeutschen Mundarten* bringt in einer gestellten Gesprächsaufnahme aus Warnemünde 1936 allerdings noch den alten ostniederdeutschen *en*-Plural „Wat krigen ji denn woll so ungefir ruter dårbi bi jeden Fang?" (‚Was kriegt ihr denn wohl so ungefähr dabei raus bei jedem Fang?').[360]

Auch in der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburger ist die alte ostniederdeutsche Pluralform kaum noch geläufig. In den mündlichen Wenkerübersetzungen der neun untersuchten dialektkompetentesten Gewährspersonen dieser Altersgruppe tritt die Endung *–(e)n* bzw. ihre Verschleifung als *–m* nur mit einem Anteil von durchschnittlich 6,5 % in der zweiten Person Plural auf (n = 31). Hier zeichnet sich also gegenüber der Vorkriegsgeneration keine nennenswerte Veränderung ab. Der ostniederdeutsche Einheitsplural wird hier wie dort in den Übersetzungen nur in seltenen Ausnahmefällen gewählt (vgl. Abb. 5.2.1-1).

Schauen wir nun noch auf die Korpusbefunde zum intendierten Niederdeutsch in den Vertriebenenfamilien: Die nach dem Krieg aus dem Südosten

358 Korpus: MR PAD, Siglen WEG55AW1 und WEG 56AW2, Aufnahmejahr 1990. Vgl. Audio-Katalog unter https://www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx. (Stand: 16.11.2017).

359 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR), Sigle DR932, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 16.11.2017). Leider enthält die standarddeutsche Übersetzungsvorlage der damaligen Erhebung keinen Beleg für Verben in der 2. Pers. Pl. In weiteren 1962 aufgezeichneten freien Erzählungen aus der Untersuchungsregion wurden ebenfalls keine Verben in 2. Pers. Pl. verwendet.

360 *Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten*, Aufnahmenummer: LD60109/ND096, Aufnahme 7.12.1936, Warnemünde. Sprecher geboren 1882.

zugewanderten Vertriebenen, denen eine Flexionsendung –*(e)n* für die 2. Person Plural im Präsens der Verben aus der Sicht ihrer Herkunftsvarietäten ungrammatisch erscheinen musste, übernehmen die Form kaum jemals in ihr gelerntes mecklenburgisches Niederdeutsch. In den Wenkerübersetzungen der 13 untersuchten Gewährspersonen aus dieser Gruppe der Zuwanderer findet sich nur ein einziger Beleg für einen Verbalplural auf –*(e)n*. Der durchschnittliche Anteil dieser Form an den 45 Verbbelegen für die 2. Person Plural beträgt deshalb nur 2,2 %. In der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien liegt der durchschnittliche Anteil für die ostniederdeutsche Verbalendung in den Wenkersatz-Übersetzungen von sechs niederdeutschkompetenten Personen etwas höher bei 6,7 % (n = 15). Damit hat sich das intendierte Niederdeutsch der jüngeren Angehörigen von Vertriebenenfamilien, soweit sich dies auf der Basis der geringen Belegzahlen abschätzen lässt, vollends dem Niederdeutsch der beiden Altersgruppen der Alteingesessenen angeglichen.

Nach Befunden in Schleswig-Holstein kann die Bildung des verbalen Einheitsplurals unter die „konstitutive[n] Kernmerkmale des Niederdeutschen“ gerechnet werden, die „bei kompetenten Sprechern niemals“ dem hochdeutschen Standard angeglichen werden (Elmentaler 2008: 69). Ähnlich zieht Hansen-Jaax aus ihrer empirischen Analyse von niederdeutschen Sprachaufnahmen in Schleswig, die auch die Bildung des verbalen Plurals berücksichtigt, den Schluss, „daß bei jugendlichen L1-Sprecherinnen und –Sprechern praktisch kein hochdeutscher Einfluß im Bereich der Verbalflexion nachzuweisen ist“ (Hansen-Jaax 1995: 149). Selbst bei den untersuchten Gewährspersonen, die das Niederdeutsche erst als Zweitsprache gelernt haben, sei demnach in der niederdeutschen Verbmorphologie „keinerlei systematische Verwendung hochdeutscher Flexionsmerkmale zu beobachten“ (ebd.: 151). In meinem Untersuchungsgebiet ist das überkommene System der ostniederdeutschen Verbalmorphologie dagegen nahezu restlos zusammengebrochen.[361] Selbst die vor 1940 geborenen alteingesessenen Mecklenburger, die das Niederdeutsche zum großen Teil noch als Erstsprache erworben haben und durchweg mit sehr hoher Kompetenz beherrschen, verwenden den ostniederdeutschen Einheitsplural heute kaum noch. Ebenso wie ihre

361 Alle untersuchten Vergleichsgruppen niederdeutschkompetenter Gewährspersonen meines Korpus verwenden den Einheitsplural der Verben hoch signifikant seltener als die Probanden der Wenkererhebung von 1880 (p-Werte 0,0000).

dialektkompetenten Nachkommen alternieren sie bei der Bildung des niederdeutschen Verbalplurals im Präsens regelmäßig zwischen dem Suffix *–(e)n* in der ersten und dritten Person und dem *t*-Suffix in der zweiten Person. Die Ersetzung der *en*-Variante durch die *t*-Variante in der zweiten Person Plural folgt also keineswegs dem westniederdeutschen Vorbild mit dem Einheitsplural auf *–t*, dessen Kontaktwirkung bei der Lage meines Untersuchungsgebietes im Zentrum Mecklenburgs ohnehin auszuschließen wäre.[362] Vielmehr ist diese Ersetzung Folge einer vollendeten Advergenz an das standarddeutsche Verbalparadigma. Das mecklenburgische Niederdeutsch hat – jedenfalls im regionalen Umfeld von Rostock – nicht nur ein markantes räumliches Merkmal seiner Morphologie eingebüßt, sondern es ist in der Verbflexion gewissermaßen selbst zum Hochdeutschen übergegangen.

5.2.2 Von *et* zu *dat* und wieder zurück? – Die Realisierung des Pronomens der dritten Person Singular Neutrum im mecklenburgischen Niederdeutsch

Bei dem zweiten morphosyntaktischen Merkmal des Niederdeutschen, das hier untersucht werden soll, besteht die areale Gliederung innerhalb des niederdeutschen Gebietes im Wesentlichen in einer nord-südlichen Raumstruktur. Auf der Grundlage von Georg Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* stellt Foerste (1954: Sp. 1985) fest, dass bei der Realisierung des Pronomens der dritten Person Singular Neutrum seit dem Mittelniederdeutschen die folgende diachrone Veränderung eingetreten sei:

> *Et* ‚es' ist im Nordsächs[ischen] (mit Ausnahme des Ostfries[ischen]), im Mecklenburgischen, Pommerschen, Westpreußischen, Altmärkischen und Nordbrandenburgischen durch *dat* bzw. *det* ersetzt worden.

Die beigefügte Karte veranschaulicht eindrucksvoll den arealen Gegensatz zwischen einer nördlichen *dat-* / *det*-Region und einem südlichen *et*-Gebiet. Fleischer (2011: 86) bestätigt neuerdings in einer Analyse von 2000 historischen Wenkerbögen aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet diese

362 Eine Kontaktwirkung auf horizontaler Ebene könnte hier allenfalls über die mediale Beeinflussung durch das in den audiovisuellen Medien stark vertretene Nordniedersächsische vermittelt werden. Die Tatsache, dass die Gewährspersonen das standarddeutsche und nicht das westniederdeutsche Verbalparadigma übernehmen, zeigt aber, dass ein solcher medialer Einfluss keine Rolle spielt.

Raumstruktur. Die Übersetzung des Pronomens *es* aus dem Wenkersatz 9 („[…] und habe es ihr gesagt […]“) durch eine dialektale Entsprechung des Demonstrativpronomens *das* sei „in erster Linie ein Merkmal des (nördlichen) Niederdeutschen von Schleswig-Holstein bis Preußen, außerdem finden sich einige Belege südlich von Ostfriesland“. Im gesamten südlich davon gelegenen deutschen Dialektgebiet – und damit auch in den südostdeutschen Vertreibungsgebieten – ist diese Realisierung des Pronomens der dritten Person Singular Neutrum durch dialektale Entsprechungen von hochdeutschem *das* (abgesehen von zwei vereinzelten Ausnahmen) nicht nachweisbar.[363]

Die Ersetzung von älterem *et* durch *dat* im nördlichen Niederdeutsch ist eine vergleichsweise junge diachrone Entwicklung. Wie Elmentaler (2015 a: 320) in einer breit angelegten Korpusanalyse belegt, galt „bis etwa 1800 […] *it* bzw. später *et* in ganz Schleswig-Holstein als normale, unmarkierte Entsprechung des hochdeutschen *es*“. Erst im 19. Jahrhundert setzte sich demnach der Gebrauch von *dat* für *es* allmählich zunächst in Holstein durch, um sich im 20. Jahrhundert dann auch nach Norden auf Schleswig auszubreiten. In Mecklenburg-Vorpommern nahm die Entwicklung zeitlich offenbar einen ähnlichen Verlauf. Hier wurde *et* ebenfalls „seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts allmählich durch *dat* verdrängt“ (*Mecklenburgisches Wörterbuch* 1957 Bd. 2: 764). Die mecklenburgischen Dialektgrammatiken des 19. Jahrhunderts sprechen diesen Verdrängungsvorgang allesamt an: Schon Mussaeus (1829: 48) stellt fest, dass „man gerne *dat* für *et*“ setze. Nach Ritter (1832: 80) ist *et* in phonetischer Vollform bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts gar nicht mehr zu hören gewesen: „Das Neutrum Sing. ett kommt so ausgesprochen nie vor, nur apostrophirt ‘t; bei nothwendiger voller Aussprache, z. B. im Anfange, steht dafür datt.“ Wiggers (1857: 43) führt als reguläre Form des Pronomens der 3. Person Neutrum entsprechend nur noch „*dat* (‘*t*)“ an. Nerger (1869: 190) relativiert diese ausschließende Festlegungen geringfügig, „die volle Form *et* [sei] äußerst selten“, das Pronomen werde „gewöhnlich“ nur durch ein an vorangehendes Verb angelehntes „bloßes *t*“ realisiert oder dort, „wo die Satzstellung Hochton erfordert“, durch *dat* ersetzt. Die auf der Basis verschiedener Wenkersätze gezeichneten Wortkarten des *Sprachatlas des Deutschen Reiches* weisen als Entsprechungen für hochdeutsches *es* in

363 Vgl. Karte 7 in Fleischer (2011: 99), die Karte weist je einen lokalen Einzelbefund für dialektale Entsprechungen für *das* in Nordmähren und in der Steiermark nach.

Mecklenburg-Vorpommern in verschiedenen Satzpositionen 1880 als regionale Leitformen entweder *dat* oder klitisiertes '*t* nach.[364]

Mangels neuerer dialektgeographischer Untersuchungen zur Thematik ist es nach Elmentaler (2015 a: 301–302) unklar, ob die aus dem 19. Jahrhunderts stammenden „Aussagen zur arealen Verbreitung von *dat* vs. *et* heute noch Gültigkeit haben und wie groß das *dat*-Gebiet in den rezenten niederdeutschen Dialekten heute tatsächlich ist". Am Anfang des 20. Jahrhunderts kommt Grimme (1910: 73) bei einem Vergleich von vier Ortsdialekten verschiedener niederdeutscher Regionen immerhin zu dem punktuellen Befund, dass das Pronomen der 3. Person Singular Neutrum im südwestfälischen Assinghausen und im münsterländischen Ostbevern *ięt* bzw. *et (-t)* laute, im dithmarsischen Heide und im mecklenburgischen Stavenhagen dagegen *dat (-t)* verwendet werde. Während Grimme damit noch einmal frühere Erkenntnisse bestätigt, kann Hansen (2009: 108–110) für die Insel Rügen erstmals Entwicklungen im Verhältnis von *dat* und *et* nachweisen, die bis an die Gegenwart heranreichen. Demnach nehmen die Anteile der Umsetzungen des Pronomens mit der „altdialektalen Variante" *dat* über die betrachteten Zeitstufen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert kontinuierlich ab. Jüngere Altersgruppen verwenden demnach im intendierten vorpommerschen Niederdeutsch in beachtlichem Umfang stattdessen auch die Varianten *et*, *es* und *det*, wobei insbesondere *et* zunehmend präferiert wird. Hansen (2009: 109) führt die bemerkenswerte „Variantenzunahme" auf einen „Abbau in der dialektalen Sprachkompetenz" seiner Gewährspersonen und auf den starken Einfluss des Hochdeutschen zurück.

Meine Erhebungen ermöglichen vergleichbare Untersuchungen am intendierten Niederdeutsch auch für den zentralmecklenburgischen Raum um Rostock. Untersuchungsgrundlage sind dabei sechs Belege für *es* in den historischen Wenkersätzen, die in meiner erweiterten Übersetzungsvorlage um einen siebten Belegkontext ergänzt werden. Das *es* tritt in den hochdeutschen Testsätzen teils in Subjekt-, teils in Objektfunktion auf und steht satzeinleitend oder nach dem finiten Verb.[365] Da sich bei klitisierten

364 Vgl. www.regionalsprache.de/SprachGis/Map.aspx: Wortkarten WA 136, WA 145, WA 169 und WA 274 (Stand: 16.11.2017)

365 Erfasst wurden die niederdeutschen Übersetzungen von *es* in den folgenden Kontexten: Wenkersatz 2: „Es hört gleich auf zu schneien […]"; WS 9: „[…] und habe es ihr gesagt […]"; WS 9: „[…] sie sagte, sie wolle es auch ihrer Tochter sagen"; WS 10: „Ich will es auch nicht mehr wieder tun."; WS 18: „[…] dann wäre es anders gekommen […]"; WS 20: „[…] sie haben es aber selbst getan";

Formen des Pronomens (z. B. *wiir't* ‚war es'; *füng't* ‚fing es') im Niederdeutschen nicht entscheiden lässt, ob *et* oder *dat* die zugrundeliegende Form ist, werden entsprechende Belege aus der Auswertung ausgeschlossen.[366]

Welche Entwicklung nahm die Realisierung des Pronomens also in meiner zentralmecklenburgischen Untersuchungsregion? Sämtliche untersuchten Belege für hochdeutsches Pronomen *es* werden in den 25 historischen Wenkerbögen meines Erhebungsgebietes noch mit *dat* ins Niederdeutsche übersetzt. Die Variante *dat* ist im ausgehenden 19. Jahrhundert damit ausschließlich vorherrschende Form des Pronomens der 3. Person Singular Neutrum (n = 119). Eine Variation des Sprachgebrauchs ist dann erst in den Wenkerübersetzungen der 24 dialektkompetentesten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration zu beobachten (vgl. Abb. 5.2.2-1). Der Anteil des zuvor mit 100 % ausnahmslos vorherrschenden *dat* fällt hier auf 81,1 % (n = 132) zurück und zugleich treten mitunter die Varianten *et* und *es* an seine Stelle. Die Variantenwahl wird dabei offenbar nicht von der Position des *es* im jeweiligen Vorlagensatz (Vorfeldstellung oder Position nach finitem Verb) beeinflusst.

Die Korpusbefunde geben aber gewisse Indizien dafür, dass der Abbau des *dat* unter den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration mit der Größe des Wohnorts der Probanden korreliert. Der Anteil von altdialektalem *dat* ist im intendierten Niederdeutsch von lebenslang ortsfesten Rostockern mit nur 71,9 % (5 Personen, n = 32) niedriger als bei ortstreuen Bewohnern der Kleinstadt Schwaan (80,8 %, 6 Personen, n = 26) und bei Dorfbewohnern (83,3 %, 5 Personen, n = 30). Im städtischen Milieu sind der Abbau des *dat* und das Aufkommen neuer Varianten des Pronomens offenbar weiter vorangeschritten als im ländlichen Raum.

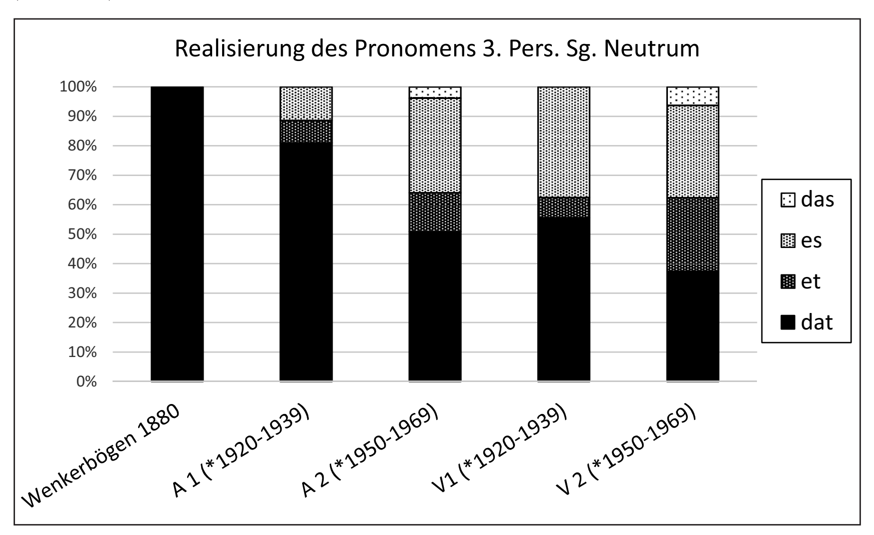
Die Dialekterhebung von 1962 in der DDR scheint dafür zu sprechen, dass die Variabilisierung der Pronomenwahl jedenfalls auf dem Land erst in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt hat. Bei der damaligen Erhebung wurde den Gewährspersonen ähnlich wie bei der

ergänzter WS 43 „[…] fing es wieder an zu schneien". Der zweite Halbsatz von WS 18 („[…] und es täte besser um ihn stehen") wurde aus der Betrachtung ausgeschlossen, weil die Gewährspersonen hier regelmäßig großes Schwierigkeiten hatten, adäquate niederdeutsche Umsetzungen zu finden. Wenkersatz 13 („Das / es sind schlechte Zeiten") wurde ebenfalls nicht berücksichtigt, weil hier schon in der Vorlage teilweise *das* auftritt und so die Übersetzung beeinflusst haben könnte.

366 Die Abfolge des direkten und indirekten Objektes im Satz, die mit der Klitisierung des Pronomens korreliert, spielt für meine Untersuchung keine Rolle, vgl. Köhncke (2010: 503) und Fleischer (2011).

Untersuchung Wenkers eine hochdeutsche Übersetzungsvorlage zur Übertragung ins Niederdeutsche ausgehändigt. In diesem sogenannten „festen Text“ finden sich in insgesamt sieben Sätzen Belege für das Pronomen *es*, die ins Niederdeutsche übersetzt wurden.[367] Ebenso wie zwei ältere Probanden, die 1890 und 1900 geboren wurden, übersetzen drei weitere Männer aus den Dörfern Retschow und Letschow, die der Vorkriegsgeneration zuzurechnen sind (geboren 1929, 1939, 1940), das hochdeutsche *es* der Vorlage in allen syntaktischen Positionen durchgängig mit *dat* (100 %, n = 32). Zu Beginn der 1960er Jahre ist demnach in Dörfern meines Untersuchungsgebiets noch kein Abrücken von dem vorherrschenden *dat* zu erkennen.

Abbildung 5.2.2-1: Varianten des Pronomens der dritten Person Singular Neutrum in den historischen Wenkerbögen und den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2) – Anteile in Prozent



In den Übersetzungen der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen sinkt der durchschnittliche Anteil für die ehemals vorherrschende Form *dat* dann

367 Satz 5: „Es muß ihm doch sehr weh getan haben“; S 8: „Jetzt geht es ihr aber schon wieder besser“; S 10: „Es war schon sehr spät“; S 12: „Es hat geschneit“; S 14: „Am Tage taut es noch […]“; S 15: „Aber es wird wohl einen harten Winter geben“; S 24: „Wir können es ihr ja dann noch einmal sagen.“

aber gegenüber der Vorkriegsgeneration mit verstärkter Dynamik weiter auf nur noch 50,9 % (n = 53). Die Gebrauchshäufigkeit von *dat* hat sich also seit der Wenkerzeit recht genau halbiert. Zugleich erhöht sich die Zahl der Übersetzungsvarianten des Pronomens *es* auf vier konkurrierende Lexeme. Mit einem Anteil von 32,1 % ist das standardidentische Wort *es* zweithäufigste Variante in den Übertragungen, die hier das Funktionswort einfach unverändert aus dem Standarddeutschen ins Niederdeutsche übernehmen. Die Variante *et* mit einem Anteil von 13,2 % kann als spontane Lehnübersetzung aus dem Hochdeutschen interpretiert werden, bei der unter Berücksichtigung der regulären hochdeutsch-niederdeutschen Lautkorrespondenzen eine standardnahe Dialektvariante gebildet wird. Mit dieser Lehnübersetzung wird gewissermaßen eine Form revitalisiert, die vor der Ausbreitung des *dat* im 19. Jahrhundert dominant im Gebrauch gewesen ist. Da dieser diachrone Hintergrund heutigen Niederdeutschsprechern in aller Regel unbekannt sein dürfte, kann die Wahl der Variante *et* nicht als gewollter Archaismus gewertet werden, sondern die Bildung des *et* ist – ebenso wie die der Variante *es* – wohl aus der Orientierung am hochdeutschen Standard zu erklären.[368] In den vorläufig sehr seltenen Fällen der Übersetzung des *es* durch *das* (3,8 %) ist dagegen der mecklenburgisch-vorpommersche Regiolekt der sprachliche Orientierungspol, in dem unter niederdeutschem Einfluss „sehr häufig *das* (*dat*) für *es* verwendet" wird (Herrmann-Winter 1979: 200) (z. B. „Wie geht dir das?"). Sowohl *et* als auch *das* sind also zwar standardnahe, aber nicht standardidentische Äquivalente für *es*, die im intendierten Niederdeutsch noch eine Varietätengrenze gegenüber dem hochdeutschen Standard markieren können.

Bei den Angehörigen der Vertriebenenfamilien nimmt die Entwicklung der niederdeutschen Äquivalente für das Pronomen *es* – bei insgesamt geringeren Anteilen für die altdialektale Form *dat* – einen ähnlichen Verlauf wie bei den Alteingesessenen (vgl. Abb. 5.2.2-1): Die nach dem Zweiten Weltkrieg zugewanderten Vertriebenen übernehmen die ihnen aus den Herkunftsdialekten unbekannte Ersetzung des Pronomens *es* durch dialektale Entsprechungen des Demonstrativums *das* immerhin so weit, dass auch

368 Nach Reershemius (2004: 102) integrieren auch Sprecher des ostfriesischen Niederdeutsch „das standarddeutsche ‚es' phonologisch [als *et*] ins Niederdeutsche".

in ihrem intendierten Niederdeutsch das Lexem *dat* schwach dominiert (55,6 %, n = 72). Wie ihre Altersgenossen unter den Alteingesessenen weichen auch sie im Übersetzungstest zum Teil auf ‚lautgesetzlich korrektes' *et* aus, präferieren aber stärker als die Alteingesessenen die standardidentische Variante *es* (37,5 %). Auch im Niederdeutschgebrauch der Vertriebenenfamilien fällt der durchschnittliche Anteil der alten Form *dat* dann intergenerationell weiter ab (37,5 %, n = 32) und als neue Übersetzungsvariante wird in der Nachkriegsgeneration auch hier gelegentlich die am mecklenburgischen Regiolekt orientierte, standardnahe Form *das* gewählt (6,3 %).

Die diachrone Dynamik im Gebrauch des Pronomens der 3. Person Singular Neutrum entspricht in meinem zentralmecklenburgischen Untersuchungsgebiet recht genau der Entwicklung, die Hansen (2009: 108–110) unter seinen alteingesessenen Gewährspersonen auf Rügen nachweisen kann. Hier wie dort wird das ehemals absolut vorherrschende Lexem *dat* fortschreitend abgebaut und an seine Stelle treten mehr und mehr neue Übersetzungsvarianten. Neben *et* und *es*, auf die die Probanden in beiden Regionen ausweichen, findet auf Rügen in geringem Maße auch *det* Verwendung, das von mecklenburgischen Gewährspersonen nicht genutzt wird. Diese Form scheint auf nordbrandenburgischen Einfluss hinzudeuten, dem Vorpommern ja generell viel stärker unterliegt als der mecklenburgische Westen.[369] Andererseits greifen nur die Mecklenburger gelegentlich auf regiolektales *das* als Äquivalent für *es* zurück. Die Form dürfte sich in Hansens Rügener Korpus wohl deshalb nicht finden, weil *das* als Satzglied im vorpommerschen Regiolekt sehr häufig mit unverschobenem niederdeutschen Lautstand als *dat* realisiert wird (Ehlers 2015 a: 201, Karte K2.2 B) und hier also regiolektale und altdialektale Äquivalente von *es* häufig in der Form *dat* zusammenfallen. Da die regional exklusiven Varianten *das* (Mecklenburg) und *det* (Rügen) jeweils nur mit sehr niedrigen Anteilen Verwendung finden, bleiben die Unterschiede in der Entwicklung des niederdeutschen Pronomens der 3. Person Singular Neutrum zwischen meinem zentralmecklenburgischen Untersuchungsgebiet und dem vorpommerschen Rügen aber insgesamt minimal. Mit dem Abbau der ehemals nur auf das nördliche Niederdeutsch begrenzten Form *dat* verliert dagegen der früher stark ausgeprägte Gegensatz zwischen nördlichen und

369 Vgl. Rosenberg (2017: 31) und Ehlers (im Druck a).

südlichen Varianten des niederdeutschen Personalpronomens der 3. Person Singular Neutrum zunehmend seine arealen Konturen. Mit dem Abbau des morphosyntaktischen Merkmals verblasst der spezifisch nordniederdeutsche Charakter des Mecklenburgischen.

5.3 Phonetik / Phonologie: ausgewählte Variablen

5.3.1 „Das Hauptkennzeichen der mecklenburgischen Mundart" – zur neueren Entwicklung der Vokalhebung vor *r*

Am Beginn der Untersuchungen zur Phonetik des niederdeutschen Basisdialekts im Umkreis von Rostock soll ein lautliches Merkmal stehen, mit dem sich das Mecklenburgisch-Vorpommersche markant von seinen niederdeutschen Nachbardialekten abhebt. Die Erhöhung der mittleren Langvokale *e:*, *o:* und *ö:* zu *i:*, *u:* und *ü:* in der Position vor *r* „kann als das Hauptkennzeichen der mecklenburgischen Mundart im Verhältnis zu ihren Nachbarmundarten angesehen werden" (Gundlach 1988: 425). Als Beispiele für diese Erhöhung der mittleren Langvokale können die mecklenburgisch-vorpommerschen Wörter *Piirt* (‚Pferd'), *Kuurn* (‚Korn') und *hüüren* (‚hören') dienen. Die Vokalhebung geht auf einen vergleichsweise jungen Lautwandel zurück, für den es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts frühe schriftliche Belege gibt, der aber „am Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht allgemein durchgeführt war" (ebd.). Erfasst wurden von diesem Wandel im Kontext vor *r* die mittleren Langvokale des Mittelniederdeutschen, die ihrerseits zum Teil auf gedehnte ältere Kurzvokale zurückgingen.[370]

Mit kleinräumigen Ausnahmen (Fischland, Eldewinkel im Südwesten Mecklenburgs) hat sich die Vokalhebung spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert flächendeckend über ganz Mecklenburg und Vorpommern ausgebreitet und hebt die Dialektlandschaft trotz gewisser Übergangsgebiete zu den Nachbardialekten „eindrucksvoll von den angrenzenden Mundarträumen ab" (Foerste 1954: Sp. 2041). Im Westen verläuft die Grenze der arealen Verbreitung des Merkmals etwa parallel zur alten Landesgrenze,[371]

---

370 Vgl. Teuchert (1959: 220): „Gehoben worden ist auch *âr*, *ar* vor stimmhaften Dentalen und im Auslaut."

371 Gundlach (1988: 425). Teuchert (1942: VII) verzeichnet den Verlauf der Isoglosse für die Vokalhebung auf einer Karte, die in ähnliche Karten bei Gundlach (1988: 427) und bei Herrmann-Winter (2006: 186) übernommen wird.

die Vokalhebung vor *r* ist aber auch in Ostholstein „weit verbreitet“ (ebd.). Im Süden reicht die Vokalhebung bei einigen Lexemen in den Norden Brandenburgs hinüber, während sie bei anderen Wörtern auf Mecklenburg-Vorpommern begrenzt ist.[372] Im Bereich der Ostprignitz markiert die Hebung der Langvokale gegenüber Nordbrandenburg allerdings eine recht klare Dialektgrenze (Dost 1991: 247). Auch gegenüber dem östlich benachbarten mittelpommerschen Niederdeutsch, für welches die Bewahrung der nicht gehobenen mittleren Langvokale ein „Leitcharakteristikum“ (Niebaum 1986: 30) ist, stellt das phonetische Kennzeichen ein areales Abgrenzungsmerkmal dar. Als dialektgeographisch deutlich eingrenzbare, lautgeschichtliche Sonderentwicklung gilt die Vokalhebung vor *r* schon bei Teuchert als eines der „Hauptmerkmale“ (Teuchert 1942: VII) oder gar als „stärkstes Merkmal“ (Teuchert 1959: 235) des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch. Auch die auf Teuchert und Foerste folgenden Fachpublikationen zum (Ost-) Niederdeutschen nennen das Merkmal bis in die jüngste Vergangenheit regelmäßig als eines der „Hauptkennzeichen“ (Stellmacher 1980: 466) oder eines der „typical features“ (Schönfeld 1990: 97) der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart.[373]

Erste Auswertungen der niederdeutschen Sprachaufnahmen und schriftlichen niederdeutschen Übersetzungen standarddeutscher Testsätze, die in den Jahre 1962 und 1963 in ganz Mecklenburg-Vorpommern systematisch durchgeführt wurden, bestätigten im Wesentlichen die früheren Befunde zur mecklenburgischen Vokalhebung, die noch auf die älteren Erhebungen zu Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* und zum *Mecklenburgischen Wörterbuch* zurückgingen. Gundlach (1967: 178) stellte nach Abschluss der Aufnahmen fest, die Vokalhebung sei „bis heute eines der Hauptkennzeichen des Mecklenburgischen geblieben“. Abgesehen davon, dass sich das Merkmal unterdessen auch auf Fischland durchgesetzt hatte, konnte Gundlach 1967 außerdem konstatieren, „daß auch die Grenze dieser Lauterscheinung fest geblieben“ sei (ebd.).

---

372 Vgl. z. B. die Wortkarten *Ohren* (WA 159), *hört* (WA 13), *sehr* (WA 409) aus dem digitalisierten *Sprachatlas des Deutschen Reiches* Georg Wenkers von 1880, https://www.regionalsprache.de/SprachGIS/Map.aspx (Stand: 16.11.2017).

373 Vgl. Sanders (1982: 89), Schröder (2004: 49–50).

Aktuelle Erhebungen zum *Norddeutschen Sprachatlas* legen dagegen nahe, dass nun auch das Hauptkennzeichen der mecklenburgischen Mundart diachronen Veränderungen unterliegt:[374] Im Vergleich mit historischen Wenkerbögen zeigen die aktuellen Wenkerübersetzungen von elf Gewährsfrauen mittleren Alters aus Mecklenburg, Vorpommern und Mittelpommern eine deutliche Zunahme ungehobener Vokalvarianten. Die Realisierung der Langvokale vor *r* variiert überdies zwischen den einzelnen Gewährspersonen des *Norddeutschen Sprachatlas* recht stark. Dabei beginnt sich auch eine Nivellierung der arealen Unterschiede der Merkmalsausprägung zwischen Mecklenburg-Vorpommern und Mittelpommern abzuzeichnen, die in den historischen Wenkersätzen noch scharf konturiert waren. Die weiterhin beträchtlichen Gebrauchsfrequenzen der Vokalhebung im intendierten Niederdeutsch der Probandinnen lassen aber gerechtfertigt erscheinen, das Merkmal noch heute als charakteristisches Kennzeichen des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch zu werten, mit dem sich dieser Dialekt auch vom benachbarten Mittelpommerschen noch deutlich abhebt: Dem Anteil von 69,4 % (n = 49) gehobener Vokale in den mecklenburgisch-vorpommerschen Aufnahmen des *Norddeutschen Sprachatlasses* stehen in den mittelpommerschen Tonaufzeichnungen nur 18,2 % gehobene Vokalrealisierungen gegenüber (n = 33).

Meine eigenen Spracherhebungen können diese Befunde zum Teil weiter ausdifferenzieren. Die seit 2010 aufgezeichneten mündlichen Wenkerübersetzungen meiner Gewährspersonen ermöglichen es, die Entwicklungsdynamik des Merkmals auf breiterer empirischer Basis und mit dem regionalen Fokus auf die Umgebung von Rostock in den Blick zu nehmen. Als historischer Bezugspunkt der heutigen Aufnahmen dienen auch hier vor allem 25 ausgewählte Wenkerbögen, die in der Untersuchungsregion um 1880 für den *Sprachatlas des Deutschen Reiches* ausgefüllt wurden. Als Testlexeme für die niederdeutsche Realisierung der Langvokale kommen in der hochdeutschen Wenkersatz-Vorlage die folgenden acht Wörter bzw. Wortformen in Frage: *hört* (Wenkersatz 2), *Pferd* (WS 4), *sehr* (WS 8 und WS 29), *mehr* (WS 10), *Ohren* (WS 11), *erst* (WS 16) und *Korn* (WS 40). Meine erweiterte Übersetzungsvorlage enthält neben den klassischen Wenkersätzen

374 Vgl. Ehlers (im Druck c).

fünf zusätzliche Sätze mit sechs weiteren geeigneten Belegwörtern: *Kerle* (Satz 41), *Ohr* (S 44), *Lehrling* (S 44), *gern* (S 44), *stört* (S45) und *sehr* (S 45).[375] Grundlage der quantitativen Analyse sind also 14 Testkontexte in der hochdeutschen Vorlage mit 12 verschiedenen Lexemen. Die Gradpartikel *sehr* ist in den Übersetzungsvorlagen damit bis zu dreimal vertreten, wird aber in den niederdeutschen Übersetzungen häufig mit *dull*, *bannig* oder *rächt* übersetzt oder aber ganz ausgespart und in diesen Fällen natürlich nicht mit ausgewertet.[376] Das quantitative Übergewicht von *sehr* in der Stichprobe ist also nicht nennenswert. Alle niederdeutschen Realisierungen, bei denen eine Vokalerhöhung auditiv deutlich festzustellen war, wurden entsprechend codiert und mit den Belegkontexten für die ungehobene Vokalrealisierung vor *r* in ein quantitatives Verhältnis gesetzt. In den historischen Wenkerübersetzungen der Belegwörter geben die gewählten Grapheme <i>, <u> und <ü> recht eindeutige Hinweise, dass in der schriftlichen Übersetzung eine lautliche Vokalhebung wiedergegeben werden soll.

Aus den 25 historischen Wenkerbögen der Untersuchungsregion bei Rostock konnten insgesamt 169 niederdeutsche Belegwörter in die Auswertung einbezogen werden. Die damaligen Gewährspersonen übersetzen die entsprechenden Testlexeme zu durchschnittlich 97,6 % mit gehobenen Langvokalen. Die gehobene Realisierung der Vokale war in der Position vor *r* im ausgehenden 19. Jahrhundert also noch absolut vorherrschend. Eine nennenswerte Variation des Sprachgebrauchs setzt – mit allerdings mäßiger Dynamik – erst in der zwischen 1920 und 1940 geborenen Generation der Alteingesessenen ein: Die 24 untersuchten Angehörigen

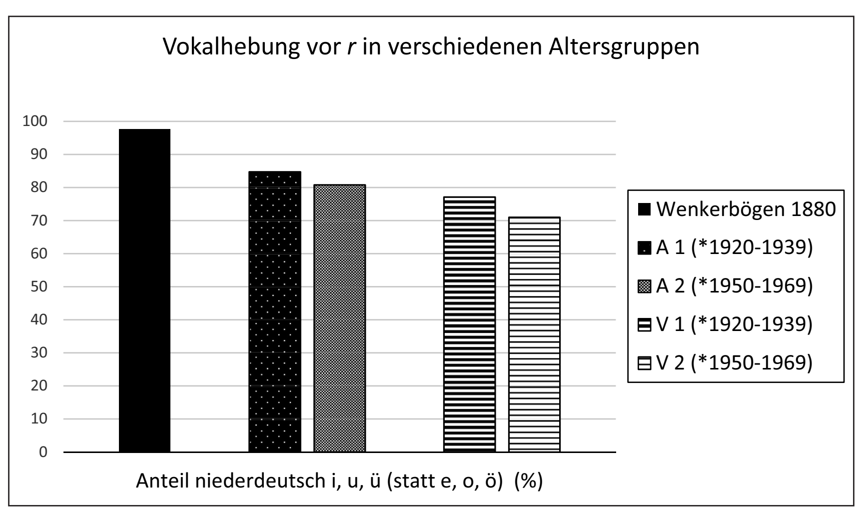
---

375 Vgl. die Übersetzungsvorlagen im Anhang 9.4. Die zusätzlichen Testwörter wurden in die Untersuchung einbezogen, um die Entwicklungen nach der Wenker-Zeit auf breiterer Belegbasis beobachten zu können. Der dabei aufgewiesene Entwicklungsverlauf (vgl. Abb. 5.3.1-1) zeichnet sich freilich nahezu identisch auch unter Beschränkung auf die acht Testwörter der historischen Wenkervorlage ab: Bezogen auf diese acht Belegkontexte fällt der Anteil der gehobenen Vokalrealisierungen vor *r* von den historischen Wenkerbögen (97,6 %, n = 169) auf durchschnittlich 82,4 % (n = 136) in den Wenkerübersetzungen der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen und weiter auf 78 % (n = 50) bei deren Nachkommen ab.

376 Die Wortform *hört* wird in einigen historischen Wenkerbögen, gelegentlich aber auch von meinen älteren Gewährspersonen, als *hölt* übersetzt. Da hier der phonetische Kontext für die Vokalhebung nicht mehr gegeben ist, werden diese Belegstellen aus der Auswertung ausgeschlossen.

dieser Vorkriegsgeneration übertragen die einschlägigen Belegwörter heute nur noch zu 84,7 % (n = 255) und damit hoch signifikant seltener mit gehobenen Vokalen als die Gewährsleute Georg Wenkers (vgl. Abb. 5.3.1-1).[377]

Abbildung 5.3.1-1: Prozentualer Anteil gehobener Vokale i, u *und* ü *vor* r *in historischen Wenkerbögen und in den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)*



Der Abbau der Vokalhebung ist dabei in der Großstadt Rostock offenbar am weitesten vorangeschritten und zeigt in den dörflichen Wohnorten der Gewährspersonen die geringsten Auswirkungen. Der Vergleich der Wenkerübersetzungen von fünf lebenslang ortsfesten Rostockern mit je sechs ebenso ortsfesten Personen aus der Kleinstadt Schwaan und den westlich davon gelegenen Dörfern lässt – bei insgesamt geringen Differenzen – die folgende Abstufung des Sprachverhaltens erkennen: Die gehobene Realisierung der Langvokale vor *r* ist unter den älteren Dorfbewohnern bis heute mehr oder weniger obligatorisch (92,8 %, n = 69). Der Anteil der gehobenen Vokale nimmt in den niederdeutschen Übersetzungen der gleichaltrigen Kleinstädter recht deutlich ab auf durchschnittlich 81,8 % (n = 55) und erreicht schließlich bei den Bewohnern Rostocks mit 78,9 %

377 Der p-Wert der Differenz beträgt hier 0,0003.

den niedrigsten Häufigkeitswert (n = 57). Entsprechend korreliert auch die Variationsbreite des Sprachgebrauchs zwischen den einzelnen Angehörigen der Vorkriegsgeneration mit dem Urbanitätsgrad ihres Lebensumfeldes. Die maximale Spannweite der interpersonellen Varianz erstreckt sich bei den Dorfbewohnern nur im Raum zwischen 100 % und 80 % gehobener Vokale. In der Kleinstadt variieren die Anteile der Vokalhebung interpersonell zwischen 100 % und 60 %, während in Rostock diese Anteile bereits zwischen den Extremwerten von 100 % und nur noch 50 % liegen.

Die angesprochenen Stadt-Land-Unterschiede bringen sich auch in historischen Tonaufnahmen zur Geltung, die seinerzeit ausschließlich in Dörfern aufgezeichnet wurden. In den Übersetzungstests mit sechs Gewährspersonen unterschiedlichen Alters, die 1962 / 1963 unter Mitwirkung von Jürgen Gundlach in meinem Untersuchungsgebiet in den Dörfern Retschow und Letschow aufgenommen worden sind, weisen die einschlägigen Belegwörter noch zu 100 % eine gehobene Vokalrealisierung auf (n = 14).[378] In zwei späteren Aufnahmen von 1990 sind es auch im Dorf Jürgenshagen nur noch 90,9 % (n = 11) gehobener Vokale im intendierten Niederdeutsch zweier Angehöriger der Vorkriegsgeneration.[379]

In meinem eigenen Untersuchungskorpus fällt hinsichtlich der gehobenen Vokale auf, dass im intendierten Niederdeutsch der vor 1940 geborenen Alteingesessenen vor allem die beiden Funktionswörter *mir* (‚mehr') und *sir* (‚sehr') vom Abbau der Vokalhebung betroffen sind und daher häufig schon in standardidentischer Lautform als *mehr* und *sehr* in die niederdeutschen Übersetzungen eingehen. Wenn das Testlexem *mehr* im Kontext *nicht mehr wieder* (Wenkersatz 10) von den Angehörigen der Vorkriegsgeneration überhaupt ins Niederdeutsche übersetzt wird, dann geschieht dies heute nur noch in der Hälfte der Fälle (n = 12) mit gehobenem Vokal (*nich mir wedder)*. In den drei Belegkontexten der Gradpartikel *sehr* (*sehr weh*, *sehr hoch*, *stört sehr*) beträgt der Anteil der Realisierungen mit Vokalhebung in dieser

378 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR): Siglen DR927 (*1944), DR928 (*1930), DR931 (*1900), DR932 (*1940), DR933 (*1890), DR934 (*1929), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

379 Korpus: MR PAD, Siglen WEG55AW1 und WEG 56AW2, Aufnahmejahr 1990. Vgl. Audiokatalog unter https://www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx (Stand: 16.11.2017).

Altersgruppe zusammengefasst immerhin noch 67,7 % (n = 34). Bei allen übrigen Testlexemen liegen die Anteile für die gehobenen Vokalrealisierungen aber durchweg bei über 80 % der jeweiligen Belege.

Die in der Vorkriegsgeneration begonnene Entwicklung setzt sich im intendierten Niederdeutsch der nach 1950 geborenen Alteingesessenen verstärkt fort. Die Anteile der gehobenen Vokalrealisierungen fallen in den Übersetzungen des Testlexems *mehr* auf nur noch 25 % und bei den Belegkontexten für *sehr* auf durchschnittlich 38,5 % zurück. Beide Lexeme treten im Niederdeutsch der jüngeren Alteingesessenen also weit überwiegend in standardsprachlicher Lautform auf. In den Übersetzungen der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen sinkt erstmals auch bei der Gradpartikel *erst* der Anteil der Varianten mit gehobenem Vokal (*iirst*) auf 75 %, während alle anderen Testlexeme – Substantive, Verbformen und das Adverb *gern* – durchweg weiterhin in über 80 % der jeweiligen Belege mit Vokalhebung realisiert werden.

„Das Hauptkennzeichen der mecklenburgischen Mundart“ wird in der Generationsfolge der Alteingesessenen also vorläufig nur bei einzelnen Funktionswörtern stark abgebaut, während die Vokalhebung bei autosemantischen Lexemen des Niederdeutschen seit der Wenker-Zeit bis heute recht stabil bewahrt wird.[380] In zusammenfassender Betrachtung aller zwölf verschiedenen Testlexeme ist also wohl ein intergenerationeller Abbau der Vokalhebung zu beobachten. Mit einem Rückgang der gehobenen Vokalrealisierungen von durchschnittlich 84,7 % der Belege bei den älteren Gewährspersonen auf durchschnittlich 80,8 % (n = 99) in der Nachkommengeneration der Alteingesessenen bleibt diese Entwicklung jedoch eher verhalten (vgl. Abb. 5.3.1-1) – eben weil sie sich bisher vor allem auf einzelne Funktionswörter beschränkt. Mit Gebrauchshäufigkeiten von knapp über 80 % der Belegkontexte kann die Vokalhebung in meiner Untersuchungsregion bis heute durchaus noch zu den „typical features“ (Schönfeld 1990: 97) des mecklenburgischen Niederdeutsch gerechnet werden.

380 Dass gerade bei den Lexemen *sehr*, *mehr* und *erst* im Niederdeutschen häufig nicht gehobene Vokalrealisierungen gewählt werden, bestätigt Köhncke (2006: 165) auch für seine Gewährspersonen aus dem ländlichen zentralmecklenburgischen Raum südlich von Sternberg.

Auch hier sollen abschließend die Vertriebenenfamilien in die Betrachtung einbezogen werden: Offensichtlich trägt der hochfrequente Gebrauch der Vokalhebung bei den Alteingesessenen dazu bei, dass sie auch von den Vertriebenen aus den südöstlichen deutschen Sprachgebieten als typisches Merkmal des Basisdialekts ihres mecklenburgischen Zuwanderungsgebietes aufgefasst worden ist. Die Zuwanderer übernehmen das Merkmal beim ungesteuerten Erwerb dieses Dialekts jedenfalls in bemerkenswertem Umfang. Die Angehörigen der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen realisieren die Vokalhebung vor *r* in immerhin 77,1 % der Belegfälle (n = 153). Wie die Alteingesessenen übersetzen aber auch sie gerade die Funktionswörter *mehr*, *sehr* und *erst* am häufigsten von allen Testwörtern mit bewahrtem Langvokal *e:* und damit in einer Lautform, die der Standardaussprache entspricht.[381] Die niederdeutschkompetenten Nachkommen der Vertriebenen realisieren die Vokalhebung mit 71 % (n = 58) dann etwas seltener als die Elterngeneration (vgl. Abb. 5.3.1-1). Im Niederdeutsch beider Altersgruppen der Vertriebenenfamilien erreichen die Anteile der gehobenen Vokale mit über 70 % aber hohe Werte, auch sie reproduzieren also das „typical feature" des mecklenburgischen Niederdeutsch in einem Ausmaß, das der Verbreitung des Merkmals bei den Alteingesessenen durchaus nahe kommt.

Sowohl in der Generationsfolge der Alteingesessenen als auch in der der Vertriebenenfamilien ist also ein leichter Abbau der mecklenburgischen Vokalhebung zu verzeichnen. Da bei den untersuchten Testlexemen durch den Abbau der Vokalhebung eine standardnähere, und in den meisten Fällen sogar eine standardidentische Lautform erreicht wird (*Liirling* > *Lehrling*; *Ur* > *Ohr*; *hüürt* > *hört*), kann die Entwicklung als eine – freilich nur schwach wirkende – Tendenz der Standardadvergenz beschrieben werden. Diese Tendenz bringt sich im Fall dieses Merkmals vor allem dadurch zur Geltung, dass Funktionswörter wie *sehr*, *mehr* und *erst* vermehrt in standardidentischer Form in das intendierte Niederdeutsch transferiert werden. Offensichtlich werden die Lautformen *sehr*, *mehr* und *erst* besonders von Angehörigen der jüngeren Generation bereits mehrheitlich

381 Im Niederdeutsch der älteren Vertriebenen beträgt der Anteil der Vokalhebung bei der Übersetzung von *sehr* durchschnittlich nur 47,6 %, bei *mehr* 50 % und bei *erst* 53,9 %. Bei allen anderen Testwörtern liegen die Anteile der Vokalhebungen in dieser Gruppe bei über 75 % bis zu 100 %.

für niederdeutsch gehalten. Bei autosemantischen Wörtern ist dieser Prozess weit weniger stark ausgeprägt. Das Testlexem *Pferd* wird als einziges sogar seit der Wenker-Zeit bis heute von sämtlichen Gewährspersonen durchweg als *Piirt* übersetzt. Die besondere Stabilität dieser Wortform mag darin begründet sein, dass das Ergebnis einer Aufgabe der Vokalhebung (*Piirt* > **Peert*) hier weder vor dem Hintergrund der Gebrauchsnorm des mecklenburgischen Niederdeutsch noch vor dem der kodifizierten Standardaussprache akzeptabel erscheint.

5.3.2 „*meihen, meiden* W, *meigen* O mähen" – Varianten der Hiattilgung im mecklenburgischen Niederdeutsch[382]

In der Grammatik der „Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart" von Julius Wiggers hieß es 1857:

> Wenn von zwei Silben die erste auf einen langen Vocal auslautet, die zweite mit kurzem oder stillen [sic] e beginnt, so tritt gewöhnlich zwischen beide ein die Stelle eines Hauchlautes (h, ch, w) vertretendes g. (Wiggers 1857: 5)

An die Stelle eines Frikativs in *buhen* oder *buwen* (‚bauen') trat nach Wiggers also „das vocaltrennende g" (*bugen*). Schon die mecklenburgische Grammatik von Ritter (1832: 60–61) hatte die „ganz eigenthümlich[e]" Ablösung des sprachgeschichtlich früheren intervokalischen *w* durch ein plosiv artikuliertes *g* an vielen niederdeutschen Wortbeispielen demonstriert und die Funktion dieses *g*-Einschubs in der „Vermeidung der Häufung von Vocalen" (ebd.: 61) gesehen. Nur zwölf Jahre nach Wiggers wies die mecklenburgische Grammatik von Karl Nerger (1869) dann auf eine weitere Form des Konsonanteneinschubs im Vokal-Hiat (= Hiattilgung) hin, von der weder bei Ritter noch bei Wiggers die Rede gewesen war und die Nerger ausdrücklich als eine neue Entwicklung betrachtete: „In jüngster Zeit wird neben g ein schwaches d häufig als Vertreter der Fricativen gebraucht, z. B. *teiden* decem, *neiden* suere u. a. m."[383]

---

382 Dieser Abschnitt ist eine leicht überarbeitete Fassung von Ehlers (2017), die sich auch in der empirischen Grundlage (Anzahl der Gewährspersonen) geringfügig von der älteren Textversion unterscheidet.

383 Nerger (1869: 151). Teuchert (1959: 226) bestätigt „das verschiedene Alter dieser beiden Übergangslaute" und führt sie auf Lautentwicklungen im Wortkontext zurück: „Es dürfte sich *-g-* als ein hiattilgender Laut zwischen Vokalen erklären,

Die noch einmal gut zehn Jahre später erfolgende Fragebogenerhebung Georg Wenkers von 1880 ergab für die Region Mecklenburg-Vorpommern eine recht deutliche areale Verteilung der beiden Varianten der Hiattilgung. Dies lässt sich beispielsweise an der Wortschatzkarte für *nähen* des *Sprachatlas des Deutschen Reiches* ablesen:[384] Im Westen Mecklenburgs wird als Entsprechung für *nähen* die niederdeutsche Leitform *neid-en* verzeichnet, bei welcher ein *d* im Vokalhiat auftritt. Für Südostmecklenburg und Vorpommern verzeichnet Wenkers Sprachatlas dagegen eine Leitform mit *g* (*neig-en*). Die eingezeichnete Isoglosse für die jeweilige Leitform ergibt also eine west-östliche Zweiteilung Mecklenburg-Vorpommerns entlang einer stark mäandernden Grenze vom Darß im Norden zum Gebiet östlich des Müritzsees im Süden. Diese setzt sich auch ins östlich benachbarte mittelpommersche Dialektgebiet fort (dort ohne Diphthongierung: *näg-en* ‚nähen'), während im äußersten Südwesten Mecklenburgs und den angrenzenden Dialektregionen Holstein und Brandenburg keine Hiattilgung kartiert wird.

---

das gälte auch vor der Endung *-en*, dagegen wäre *-d-* erst nötig geworden, nachdem der Vokal der Endung *-en* geschwunden war. Der Erstbeleg *bett Teiden* ‚bis zehn Uhr' stammt […] aus dem Jahr 1790 […] aber *teigen* ist schon 1734 […] belegt." Über den (historischen) Ursprung der Hiattilgung sind sich Nerger und Wiggers uneins; während Wiggers den Ursprung des „vocaltrennenden g" eher in kontaktphonetische Bedingungen legt, führt Nerger die Hiattilgung bis auf wenige Ausnahmefälle „auf älterer [sic] Fricativa" zurück (Nerger 1869: 151 und 138–139). Auf die frühe Sprachgeschichte der Hiattilgung und ihren allgemein angenommenen Import über Siedler aus Westfalen in das ostniederdeutsche Kolonialgebiet soll hier nicht eingegangen werden, vgl. dazu Ehlers (im Druck d). Ich beschränke die Betrachtung hier nur auf die mecklenburgischen Verhältnisse seit 1880.

384 Vgl. digitaler Wenker-Atlas: www.regionalsprache.de/SprachGiS/Map/aspx, Lautkarte / Wortschatzkarte WA 260 (Stand: 16.11.2017). Der Rostocker Studienrat Paul Beckmann (1954 / 1955: 131–132) datiert die Ausbreitung der Hiattilgung auf *d* in meinem Untersuchungsgebiet aus eigener Anschauung deutlich später. Demnach habe sich „vom nördlichen Westen her […] etwa seit 1890 der Gleitlaut d durchzusetzen" begonnen, aber bis 1920 Rostock kaum erreicht und erst nach dem Zweiten Weltkrieg dort „vor allem in der jungen Generation" das „Übergewicht" über den *g*-Klusil gewonnen. Bemerkenswert bleibt an diesen subjektiven Einschätzungen, dass ältere Sprachteilnehmer aus der Großstadt Rostock die Hiattilgung auf *d* offenbar noch in den 1920er Jahren als ‚neue' und ‚von außen kommende' Entwicklung empfunden haben.

Schon Teuchert (1942: IX) sieht in der unterschiedlichen Realisierung der Hiattilgung eines der wenigen lautlichen Merkmale, die die ansonsten dialektal sehr homogene Großregion Mecklenburg-Vorpommern in einen mecklenburgischen und einen vorpommerschen Bereich teilen. Sein *Mecklenburgisches Wörterbuch* weist allerdings für eine Reihe von Lexemen mit Vokalhiat drei Realisierungsformen nach, z. B. „*meihen, meiden* W, *meigen* O mähen“, „*schrien* (lautl. *šrīən*), schriden, schrigen schreien“. Neben den beiden Varianten mit konsonantischer Hiattilgung verzeichnet das *Mecklenburgische Wörterbuch* also auch Formen, bei denen der Vokal-Hiat gar nicht durch einen Konsonanteneinschub getrennt ist. Dabei kennzeichnen die Wörterbuchartikel zu einzelnen Lemmata den Einschubkonsonanten *g* als östliches, eingeschobenes *d* dagegen als westliches Merkmal. Die fehlende Hiattilgung wird offenbar nicht eindeutig areal begrenzt wie im Lemma: „snien, -g-, -d- schneien; neben snien gilt snigen im Osten, sniden im Westen“.[385]

Auch die spätere Fachliteratur nutzt im Gefolge von Teuchert und Foerste (1954: Sp. 2042) die unterschiedlichen Realisierungsformen des Vokalhiats mit großer Übereinstimmung als ein Leitmerkmal für die interne areale Gliederung des ostniederdeutschen Dialekts. Nach Stellmacher (1980: 466)

> unterscheidet sich das Vp. [Vorpommersche] vom M. [Mecklenburgischen] durch die Bewahrung eines im Hiat entwickelten Klusils: m. *mei(d)en* wird von vp. *meigen* durch eine Linie getrennt, die vom Darß über Malchin, Stavenhagen bis Penzlin verläuft.

Eine beigegebene Karte veranschaulicht diese Isoglosse zwischen *mei(d)en* und *meigen* mit dem ausdrücklichen Zeitbezug „Stand 1979“.[386] Auch

---

385 *Mecklenburgisches Wörterbuch* 6 (1976: 466), vgl. etwa zu *Krähen* (Plur.): „die westl. Form *Kreiden* reicht bis in die Rostocker Heide“ (*Mecklenburgisches Wörterbuch* 4 (1965: 648).

386 Stellmacher (1980: 465). Die ausdrücklich für den „Stand: 1979“ gezeichnete Isoglosse der Hiatrealisierung bei Stellmacher unterscheidet sich in ihrem Verlauf allerdings kaum von der *maigen* / *maiden*-Isoglosse, die schon Foerste auf der Basis von Wenkers Sprachatlas kartiert (vgl. Foerste 1954: Sp. 2039–2040). Teepe bringt später eine Karte zur Realisierung des Hiats in den niederdeutschen Entsprechungen für *neue*, auf welcher bei ganz ähnlichem Isoglossenverlauf die getilgte Form *nīg-* in Vorpommern einer mecklenburgischen Form *nī-* gegenübersteht (Teepe 1983: Kartenanhang VIII).

Gernentz, Schönfeld und Schröder führen die Hiattilgung auf *g* und auf *d* als regionale Kennzeichen an, anhand derer der vorpommersche vom mecklenburgischen Dialektraum abzugrenzen sei.[387] Gundlach (1988: 427) kommt unter Einbeziehung der Formen ohne Hiattilgung zu einer Dreiteilung der Dialektregion. Demnach

> steht mecklenburgisches *sniden* (‚schneien') vorpommerschem *schnigen* gegenüber, wobei die vorpommersche Form auch noch im Osten und Südosten Mecklenburgs einschließlich Stavenhagen gilt. […] Der äußerste Südwesten des Landes hat keinen Hiateinschub. Es staffelt sich also von Südwesten nach Osten *meien* / *meiden* / *meigen*.

Die grundlegende West-Ost-Gliederung der Dialektlandschaft wäre aber auch nach Gundlach nur im „äußersten Südwesten" feiner auszudifferenzieren.

Allerdings finden sich in der Fachliteratur auch gelegentlich Hinweise, die Zweifel an einer (noch) fest abgegrenzten arealen Verteilung des ‚mecklenburgischen' *d* und des ‚vorpommerschen' *g* aufkommen lassen. Schon Herrmann-Winter (1974: 174) konstatiert, die Lautgrenze „schnigen / schniden zwischen Vorpommern und Mecklenburg [sei] heute nicht mehr fest". Auch nach Gernentz (1974: 223) treten hier „an die Stelle ehemals fester Lautgrenzen […] heute breite Übergangszonen". Expansionsbewegungen in beide Richtungen werden festgestellt: So setzten sich nach Gernentz (1980: 89) als Folge der Verbreitung der Schriften Fritz Reuters „in neuerer Zeit auch im Westen des Mundartgebietes die g-Formen durch". Gegenläufig dazu breite sich nach Gundlach (1988: 427) „der d-Einschub neuerdings immer mehr nach Osten hin aus". Gernentz (1974: 226) beobachtet andererseits auch „das Fortlassen des erst im 19. Jahrhundert aufgekommenen ‚Gleitlauts' –g– (oder –d–) zwischen Vokalen". Diese Gebrauchsveränderung sei derart häufig, „dass man den Beginn eines allgemeinen Lautwandels erwägen muß" (ebd.). Herrmann-Winter (2003: 198) bezieht dieses „Fortlassen" offenbar vor allem auf den Plosiveinschub *d*: „Da in den konjugierten Formen dieser Lautunterschied [zwischen *schniegen* und *schnieden*] weitgehend aufgehoben ist, gilt heute weiträumig schnien und schniegen." Auch hier wird der Bestand der „ursprünglich" durch den *d*- / *g*-Gegensatz markierten sprachlichen „Grenze zwischen Mecklenburg und Vorpommern" fraglich (ebd.).

387 Gernentz (1980: 89), Schönfeld (1990: 98), Schröder (2004: 50).

Die Aussagen der Forschungsliteratur zur Hiattilgung in der mecklenburgisch-vorpommerschen Dialektlandschaft lassen sich demnach wie folgt zusammenfassen: Die verschiedenen Autorinnen und Autoren sind sich sehr weitgehend einig, dass es zumindest ehemals eine recht klare areale Verteilung der unterschiedlichen Realisierungsformen des Vokalhiats im mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch gegeben habe. Für die jüngere Vergangenheit gehen die Aussagen zur bestehenden Stabilität dieser arealen Struktur bzw. die Befunde über eine einsetzende Entwicklungsdynamik und auch über die Richtung dieser Entwicklung aber zum Teil weit auseinander.

Lässt sich nun wenigstens für mein räumlich eng begrenztes Untersuchungsgebiet südwestlich von Rostock ein klares Bild der Verhältnisse gewinnen? Ich möchte in diesem Abschnitt die verbreitete Annahme einer klaren arealen Verteilung der Varianten der Hiattilgung einmal empirisch überprüfen und versuchen, in der Zusammenführung verschiedener Sprachdaten aus meiner Erhebungsregion ein detailliertes Profil von Gebrauch und Entwicklung der Hiattilgung herauszuarbeiten.

Ein Blick auf die 25 historischen Wenkerbögen aus der Umgebung von Rostock lässt erkennen, dass die arealen Abgrenzungen schon im ausgehenden 19. Jahrhundert keineswegs so eindeutig waren, wie die Forschungsliteratur großenteils nahelegt. Die historischen Satzvorlagen Wenkers enthalten jeweils neun Wörter, bei deren Übertragung ins Niederdeutsche ein Vokalhiat bzw. dessen Tilgung auftreten kann: *schneien*, *nähen*, *rein*, *neue* (2x vertreten), *schreien*, *Kindereien*, *bauen*, *mähen*.[388] Statt der erwartbar deutlichen Dominanz einer ‚zentralmecklenburgischen' Tilgungsvariante auf Plosiv *d* sind die Zahlenverhältnisse bei der niederdeutschen Übertragung dieser neun überprüften Belegwörter in der schriftlichen Erhebung Georg Wenkers in meinem Untersuchungsgebiet nahezu ausgewogen: Nur 29,8 % der insgesamt gewerteten 178 Belege wurden mit intermittiertem *d* übersetzt, 27 % mit einer Hiattilgung auf *g* (vgl. Abb. 5.3.2-1).

388 Kontexte in den historischen Wenkersätzen: WS 2: „hört auf zu schneien"; WS 17 „Kleider […] fertig nähen"; WS 17: „mit der Bürste rein machen"; WS 21: „die neue Geschichte erzählt"; WS 22: „Man muss laut schreien"; WS 28: „solche Kindereien treiben"; WS 33: „schöne neue Häuser"; WS 33: „Häuser in euren Garten bauen"; WS 38: „Die Leute sind draußen […] und mähen". Vgl. die vollständigen Wenkersätze im Anhang 9.4.

Schon im ausgehenden 19. Jahrhundert finden sich also weit westlich der allgemein angenommenen *schniden / schnigen*-Isoglosse zahlreiche Belege für die mutmaßlich ‚vorpommersche' Form der Hiattilgung. An keinem der überprüften Wenker-Orte meines Untersuchungsgebietes wurde dabei auf dem historischen Bogen ausschließlich eine einzige Hiattilgungsform favorisiert. Auf allen Bögen aus der Region wurde vielmehr auf mindestens zwei der drei möglichen Hiatrealisierungen (*g*, *d*, ohne Tilgung) zurückgegriffen. Auf der Hälfte aller historischen Bögen der Schulorte wird jeweils sogar zwischen allen drei Varianten der Hiatrealisierung alterniert, gewählt werden sowohl Tilgungen auf *d* als auch solche auf *g* neben Testwörtern mit nichtgetilgtem Hiat.

Die beiden konsonantischen Varianten sind also in der historischen Sprachlandschaft Zentralmecklenburgs nebeneinander nachweisbar. Und die Dominanz der von Wenker als areale Leitform gewählten Hiattilgung auf *d* war in meinem Untersuchungsgebiet um 1880 allenfalls schwach ausgeprägt. Bemerkenswert ist auch, wie oft die Gewährsleute Wenkers die Belege mit Vokalhiat im Niederdeutschen ohne Tilgung belassen. Ganze 43,3 % der historischen Wenkerübersetzungen lassen den jeweiligen Vokalhiat ganz ohne Konsonanteneinschub (vgl. Abb. 5.3.2-1). Abgesehen von *bauen*, das ausschließlich als *bugen, bug'n* o. ä. übertragen wurde (100 %, n = 25), erreichen die Häufigkeiten für eine der beiden konsonantischen Tilgungsvarianten bei den einzelnen Testwörtern damit kaum jemals mehr als 50 % der Belege. Auch dieser Befund muss angesichts der Forschungsliteratur überraschen, die Formen ohne Hiattilgung ja ursprünglich vor allem im „äußersten Südwesten des Landes" erwarten lässt.

Soweit der Stand der schriftlichen Erhebung Georg Wenkers. Wie stellen sich die Verhältnisse nun im rezenten Dialekt des Untersuchungsgebietes dar? Hier soll zunächst das intendierte Niederdeutsch meiner älteren Gewährspersonen betrachtet werden, die in den 1920er und 1930er Jahren, also 40 bis spätestens 60 Jahre nach der Wenkererhebung in meinem Untersuchungsgebiet geboren wurden: Überraschenderweise ist die Frequenz der Hiattilgungen in den spontanen und mündlichen Übersetzungen der Wenker-Vorlage durch die 24 Angehörigen der Vorkriegsgeneration alteingesessener Mecklenburger viel höher als auf den schriftlichen Wenkerbögen von 1880. Diese Zunahme könnte einerseits auf seit 1880 fortschreitende Veränderungen im Sprachgebrauch hindeuten, in dem sich nach

Berichten von Zeitzeugen um 1920 besonders die Hiattilgung auf *d* als neue Entwicklung in meinem Untersuchungsgebiet ausbreitete.[389] Freilich mögen die Zahlendifferenzen zu guten Teilen auch der schriftlichen und indirekten Erhebungsmethode des *Sprachatlas des Deutschen Reiches* geschuldet sein. Die Lehrer, die Wenkers historische Fragebögen stellvertretend ausgefüllt haben, könnten einen intervokalischen Übergangslaut vielfach ‚überhört' bzw. für irrelevant gehalten haben. Die starke Norm-Nähe der Schriftsprache wird die Tendenz zu einer standardnäheren, also tilgungslosen Schreibweise in ihren Wenkerübersetzungen zusätzlich bestärkt haben.[390]

Jedenfalls wählen die älteren Probanden aus alteingesessenen Familien in den aktuellen akustischen Aufzeichnungen nicht nur insgesamt häufiger eine konsonantische Hiattilgung als die Gewährsleute Wenkers, sondern gerade auch die Hiattilgungen auf *d* treten in den aktuellen Aufnahmen deutlich häufiger auf. Von 164 Belegen für die oben angegebenen neun Testwörter werden von der Vorkriegsgeneration 48,8 % mit Hiattilgung auf *d*, 34,2 % mit einer Tilgung auf Plosiv *g* und nur noch 17,1 % ohne konsonantische Tilgung ins intendierte Niederdeutsch übertragen.[391] Von einer ausschließlichen Dominanz eines ‚mecklenburgischen' *d* kann allerdings auch bei diesen viel höheren Frequenzen plosivischer Tilgung kaum gesprochen werden. Die Häufigkeiten der Tilgungen auf *g* bleiben auch in

---

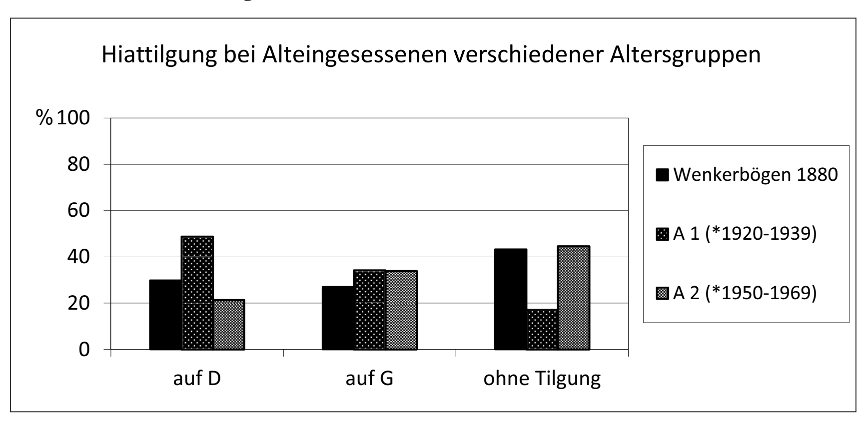
389 Vgl. Beckmann (1954 / 55: 131–132), sein Befund wird oben in Fußnote 384 ausschnittsweise zitiert.

390 Dies zeigt sich etwa bei der Übertragung des Testwortes *Kindereien*, das eine Reihe von Gewährsleuten des mündlichen Übersetzungstests offenbar nicht als direkt ins Niederdeutsche umlautbar empfunden hat und durch Ersatzlexeme (*Kinnerkråm* o. ä.) substituiert. Wo die schriftlichen Wenkerübersetzungen dennoch eine wörtliche Übertragung ins Niederdeutsche vornehmen, orientieren sie sich meist strikt an der hochdeutschen Vorlage und übertragen sie dann zu 95 % (n = 20) standardnah ohne Hiattilgung als *Kinneri-en, Kinnerin* o. ä.

391 Für den diachronischen Vergleich werden dieselben neun Testwörter zugrunde gelegt, die auch in der historischen Wenkervorlage verwendet wurden. In den schriftlichen Übersetzungen der historischen Bögen kann natürlich nicht mit Sicherheit entschieden werden, ob der geschriebene Tilgungskonsonant *g* plosivisch oder spirantisch gesprochen wurde. In den aktuellen Aufnahmen meines Erhebungsgebiets wird die Hiattilgung auf *g* fast ausschließlich plosivisch realisiert. Die äußerst seltenen spirantischen Tilgungen sind aus der Auswertung ausgeschlossen worden.

den Übersetzungstests der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen mit mehr als einem Drittel aller Belege erheblich. Es ist für mein Untersuchungsgebiet also auch in der Gegenwart eher ein Nebeneinander beider Varianten zu konstatieren, wobei die alteingesessenen Probanden der Vorkriegsgeneration freilich mit recht deutlicher Präferenz Formen auf *d* wählen.[392]

Abbildung 5.3.2-1: Prozentualer Anteil der Varianten der Hiatrealisierung bei Alteingesessenen verschiedener Altersgruppen (historische Wenkerbögen und mündliche Wenkerübersetzungen A 1, A 2)



Wie sind nun die Befunde für die Hiatrealisierung in den Wenkerübersetzungen der jüngeren Generation der Alteingesessenen? Die neun niederdeutschkompetentesten Alteingesessenen, die in den Jahren zwischen 1950 bis 1969 geboren wurden, realisieren im Übersetzungstest der neun Testwörter die

392 Ein Nebeneinander beider Tilgungsvarianten findet sich auch in den 1990 aufgezeichneten Wenkerübersetzungen von zwei Angehörigen derselben Altersgruppe aus Jürgenshagen. Dort war bei insgesamt geringer Belegzahl die Präferenz für den Tilgungskonsonanten *d* etwas ausgeprägter: Von den nur 13 Belegen wurden 61,5 % Tilgungen auf *d*, 30,8 % Tilgungen auf *g* gewählt, 7,7 % der Belege blieben ohne plosivische Hiattilgung, vgl. Korpus: Phonetischer Atlas von Deutschland (MR PAD), Siglen WEG 55AW1, WEG 56AW1, Aufnahmejahr 1990, vgl. Audiokatalog: https://www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx (Stand: 16.11.2017). Die sechs historischen Übersetzungs-Aufnahmen aus dem IDS-Korpus „Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR)“ aus Letschow und Retschow enthalten leider keine geeigneten Belegwörter, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

plosivischen Hiattilgungen viel seltener als die Angehörigen ihrer Elterngeneration. In nahezu der Hälfte der 56 niederdeutschen Belege mit Vokalhiat belässt es diese Gruppe bei Realisierungen ohne Hiattilgung (44,6 %). Der durchschnittliche Anteil für intermittiertes *d* liegt dabei sogar unter dem für intermittiertes *g*: 21,4 % Varianten mit *d* stehen 33,9 % Varianten mit *g* gegenüber. Da die Übersetzungsdaten in den beiden Altersgruppen dialektkompetenter Alteingesessener identisch erhoben worden sind, deuten die Unterschiede im intendierten Niederdeutsch beider Probandengruppen auf Entwicklungen im regionalen Niederdeutsch hin. Demnach gibt es deutliche Anzeichen dafür, dass sich auch im Kontext des Vokalhiats eine Tendenz zur Annäherung an das Standarddeutsche geltend macht und das typisch mecklenburgische Merkmal sich insgesamt im Abbau befindet. Bemerkenswert ist dabei, dass offenbar gerade die Hiattilgung auf *d* besonders stark in diesen Prozess gerät, während die Verwendung der Hiattilgung auf *g* recht stabil bleibt (vgl. Abb. 5.3.2-1).

Diese Beobachtungen bleiben unscharf, solange alle neun Testwörter der historischen Wenkerbögen gemeinsam betrachtet werden. Ein differenzierender Blick auf die einzelnen Testwörter lässt nämlich erkennen, dass offenbar auch der phonetische Kontext einen Einfluss auf die bevorzugte Variante der Hiattilgung hat. In der neueren Forschung ist es erst Köhncke, der darauf hinweist, dass die Hiatrealisierung nicht allein mit arealen Faktoren korreliert, sondern mitunter auch „lexemabhängig“[393] bzw. kontextbezogen gebildet wird. Um die Belegzahlen zu erhöhen, wurden in die folgenden Untersuchungen zusätzliche Lexeme aus der erweiterten Wenkersatz-Vorlage einbezogen, die ich meinen Gewährspersonen zur mündlichen Übersetzung ins Niederdeutsche vorgelegt habe. Es handelt sich in der erweiterten Übersetzungsvorlage insgesamt um die folgenden zehn bzw. zwölf Testwörter: *schneien* (2x vertreten), *schreien*, *Kindereien*, *nähen*, *mähen*, *das Krähen*, *blühen*, *bauen*, *hauen*, *neue* (2x vertreten).[394]

393 Köhncke (2006: 171). Im Zusammenhang seiner Überlegungen zur Entstehung der beiden plosivischen Formen erörtert allerdings schon Teuchert (1959: 223–226) die Abhängigkeit des Merkmals von verschiedenen Lautkontexten.

394 Die Kontexte der zusätzlichen Testwörter in der erweiterten Wenkersatzvorlage sind: Wenkersatz 41: „[…] übers Ohr hauen“; WS 43: „Die Blumen blühen […]“; WS 43: „[…] fing es wieder an zu schneien“; WS 45: „Das Krähen von eurem Hahn […]“; WS 45: „[…] stört die müden Frauen […]“. Das mögliche Testwort

Anhand dieser Testwörter wurde überprüft, ob die Hiattilgung in bestimmten phonetischen Umgebungen oder bei einzelnen Lexemen besonders häufig auftritt. Die niederdeutschen Übersetzungen dieser Wörter lassen sich zu den folgenden Lautkontexten im Hiat gruppieren:

[iː-ən] (*schni-en*, *schri-en*, *Kinneri-en*),
[a͜e-ən] (*nai-en*, *mai-en*, *dat Krai-en*),
[ɔ͜ø-ən] (*bloi-en*),
[uː-ən] (*bu-en*),
[a͜o-ən] (*hau-en*) und
[iː-ə#] (*ni-e*).

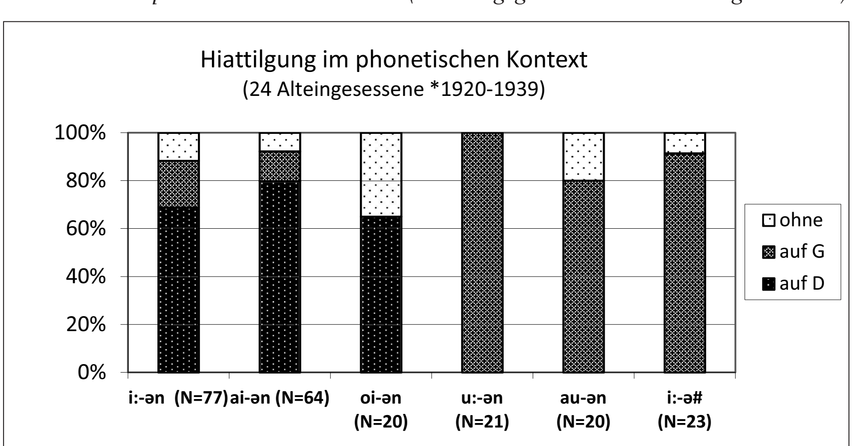
Das folgende Diagramm (Abb. 5.3.2-2) veranschaulicht, dass von den niederdeutschkompetenten Angehörigen der Vorkriegsgeneration aus meiner Erhebungsregion je nach Lautkontext im Hiat unterschiedliche Tilgungskonsonanten präferiert werden:[395] Für die auf *-en* bzw. bei Schwa-Ausfall auf bloßen Nasal auslautenden Testwörter (z. B. *mai-n*) scheint diese Präferenz mit der Qualität des Erstvokals im Hiat zusammenzuhängen. Nach Vordervokal – sei es monophthongisch als Langvokal [iː] oder sei es im *upglide* des vorangehenden Diphthongs [a͜e] und [ɔ͜ø] – schließen die Probanden aus der Erhebungsregion in den weitaus meisten Fällen mit dem vorderen Plosiv *d* an. Vor demselben Folgekontext *-(e)n* wählen sie ausschließlich den hinteren Plosiv *g* als Tilgungselement, wenn schon der voraufgehende Vokal bzw. die zweite Diphthongphase hinten artikuliert wird ([uː], [a͜o]). Das oben beobachtete areale Nebeneinander des ‚vorpommerschen' *g*-Einschubs und des ‚mecklenburgischen' *d*-Einschubs im zentralmecklenburgischen Erhebungsgebiet ist also weitgehend an bestimmte Lexemgruppen gebunden und lässt sich wohl in vielen Fällen auf Koartikulationsphänomene zurückführen.

---

rein (*rai-en*) wurde aus der Betrachtung ausgeschlossen, weil es im Kontext der Vorlage (*mit der Bürste rein machen*) offenbar als nicht wörtlich ins Niederdeutsche umsetzbar empfunden wurde, vielfach durch Ersatzbildungen (*sauwer måken, affbösten*) übertragen und außerdem in den mündlichen Übersetzungen fast nie mit plosivischer Hiattilgung gebildet wurde und so die im Übrigen sehr kohärenten Ergebnisse für den Lautkontext [a͜e-ən] stark verzerrt hätte.

395 In den folgenden Diagrammen wird der Gegensatz der beiden Lautkontexte durch eine vereinfachte Verschriftlichung der Diphthonge hervorgehoben: Vordervokal vor Hiat (iː, ai, oi) versus Hintervokal vor Hiat (uː, au).

Abbildung 5.3.2-2: Prozentualer Anteil der Varianten der Hiatrealisierung in verschiedenen phonetischen Kontexten (Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen)



Anders als in den Testwörtern mit Folgekontext *-(e)n* fällt die Hiatrealisierung im niederdeutschen Adjektiv *ni-e* (‚neue') aus, das auf Schwa auslautet.[396] Hier wählen die Probanden der Altersgruppe ausschließlich den hinteren Einschubkonsonanten *g*, obwohl ein langer Vordervokal vorangeht. Köhncke (2006: 170) kommt bei Aufnahmen in seinem weiter südlich gelegenen mecklenburgischen Untersuchungsgebiet (Dörfer südlich von Sternberg) zu ähnlichen Distributionsverhältnissen für die beiden plosivischen Hiattilgungen:

> Über die Distribution beider Konsonanten lässt sich nur so viel sagen, dass *d* im Untersuchungsgebiet häufiger ist. *g* hingegen kommt nur bei bestimmten Wörtern vor, zudem ist es auf *u* und *i* beschränkt. […] Dagegen ist mir kein Fall bekannt, bei dem das *d* dem *u* als Hiatustilger folgt. Bei *i* können […] beide Konsonanten auftreten. Es gibt also Tendenzen, wann welcher Laut favorisiert wird, dennoch ist die Verteilung nicht eindeutig und nicht immer vom vorangehenden Vokal abhängig.

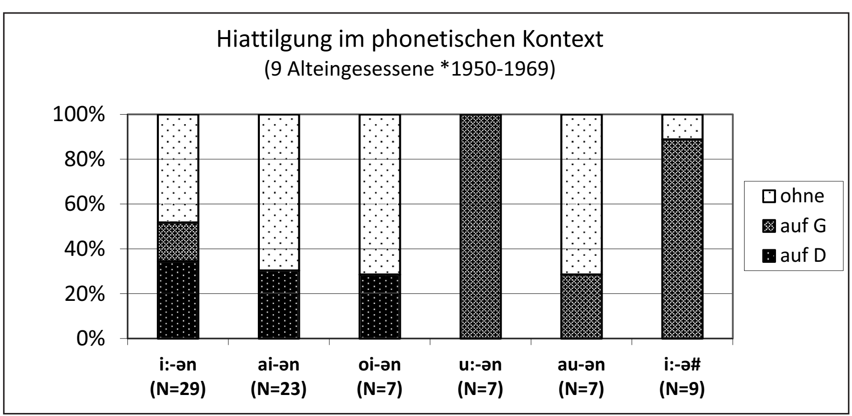
---

396 Obwohl das Testwort *neue* zweimal in der Übersetzungsvorlage vorkam (WS 21: „neue Häuser"; WS 33: „die neue Geschichte"), bleibt die Gesamtbelegzahl vergleichsweise gering, weil die Probanden hier vor Anlaut *g* im Folgewort *Geschichte* meist suffixlos übersetzen (*de ni Geschicht* vs. *nige Hüser*) und dieser Kontext daher nicht als Beleg für den Hiat gewertet werden konnte. Auch die mehrfach elizitierte Übersetzungsvariante *de niich Geschicht* wurde hier nicht als Hiattilgung gewertet, zu derartigen Formenbildungen siehe unten.

Zu ergänzen wäre, dass das *d* offensichtlich auch insofern distributionsbeschränkt ist, als es weder in den 25 historischen Wenkerbögen meiner Erhebungsregion noch in den mündlichen Übersetzungsaufzeichnungen jemals im Kontext [iː-ə#] auftritt. „Neue“ wird hier ausschließlich mit Hiattilgung auf *g* übersetzt (*nige;* nie **nide*). Die ‚vorpommersche' Tilgung auf *g* ist also breiter distribuierbar als das ‚mecklenburgische' *d*.

Die Bindung der Hiatrealisierung an bestimmte Lautkontexte bestätigt sich auch bei den niederdeutschen Übersetzungen der Belegwörter durch die Nachkriegsgeneration alteingesessener Mecklenburger. Auch bei diesen neun niederdeutschkompetenten Probanden ist das Nebeneinander der Formen auf verschiedene Lautkontexte bzw. Lexemgruppen verteilt (vgl. Abb. 5.3.2-3). Sie präferieren wiederum nach Vordervokal und vor *–en* den vorderen Plosiv *d* und zwischen hinten artikuliertem Vokal und Schwa im Wortauslaut den velaren Plosiv *g*. Auch in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen wird der Hiat zwischen langem *i* und Schwa im Wortauslaut (*ni-e*) nur durch den Klusil *g* getrennt oder aber ungetilgt belassen.

Abbildung 5.3.2-3: Prozentualer Anteil der Varianten der Hiatrealisierung in verschiedenen phonetischen Kontexten (Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen)



Im Vergleich zur Elterngeneration der Alteingesessenen ist dabei zugleich ein deutlich häufigeres „Fortlassen des erst im 19. Jahrhundert aufgekommenen ‚Gleitlauts' *-g-* (oder *-d-*) zwischen Vokalen“ zu bemerken, das schon Gernentz (1974: 226) beobachtet hatte. Dieser zurückgehende Gebrauch

im intendierten Niederdeutsch der jüngeren Generation betrifft, wie schon gesagt, in besonderem Maße die Hiattilgung auf *d*, die in ihren angestammten Lautkontexten auf Realisierungsanteile von ca. 30 % der Belege zurückfällt. In den Übersetzungen derselben Testwörter durch die Elterngeneration hatten die Anteile noch zwischen 79,7 % und 65 % der Belegkontexte gelegen (vgl. Abb. 5.3.2-2). Auch der Rückgang im Gebrauch des *g*-Einschubs ist für einen der Kontexte drastisch (*hauen*),[397] die Realisierung der Hiattilgung bleibt aber im Falle von *bugen* und *nige* bemerkenswert stabil. *Bugen* ist sogar über alle untersuchten Zeitstufen seit der historischen Wenker-Befragung von 1880 hinweg überhaupt die einzige gewählte Übertragung für die standarddeutsche Übersetzungsvorlage *bauen*. Hier hat sich offenbar eine feste Lexembindung der Hiattilgung auf *g* etabliert, die keine Variation zulässt.

Wenn man die erheblichen Unterschiede in den niederdeutschen Übersetzungen der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen und der kleinen, zwischen 1950 und 1969 geborenen Probandengruppe als weiteres Indiz für „den Beginn eines allgemeinen Lautwandels“[398] interpretieren möchte, so dürften die Formen der plosiven Hiattilgung in Zukunft wohl weiter abgebaut werden. Nur der *g*-Einschub scheint sich mit zunehmend ausschließlicher Bindung an einzelne Lexeme dauerhaft zu erhalten.

Die mehr oder weniger ausgeprägte Präferenz für eine der Varianten der Hiatrealisierung ist in meinem Erhebungsgebiet offenbar aber nicht nur durch den phonetischen Kontext, sondern auch durch außersprachliche Faktoren bedingt. Mein zentralmecklenburgisches Untersuchungsgebiet, das ja nur einen Durchmesser von etwa 30 Kilometern umspannt, ist wohl zu klein, als dass sich dort deutliche areale Binnengliederungen abzeichnen dürften. In den Aufnahmen aus diesem Gebiet deuten sich aber doch Binnendifferenzierungen an, die allerdings eher sozial als areal zu werten wären. Vergleicht man nämlich die Wenkerübersetzungen von ortsfesten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration aus Rostock mit denen von entsprechenden Gewährsleuten aus der Kleinstadt Schwaan und den Dörfern Satow und Jürgenshagen, so deutet sich eine Korrelation zwischen der

---

397 Für den besonders raschen Abbau der Hiattilgung in *haugen* könnte eine Rolle spielen, dass das Lexem anders als *bugen* ohne die konsonantische Hiattilgung völlig standardidentisch klingt (*haugen* > *hauen; bugen* > *buen*).

398 Herrmann-Winter (2003: 198).

Variation der Hiatrealisierung und der Wohnortgröße an (vgl. Tab. 5.3.2-1). Die fünf Gewährspersonen, die ihr Leben ohne größere Unterbrechung in der Großstadt Rostock bzw. seiner damals noch nicht eingemeindeten unmittelbaren Umgebung (Dierkow, Biestow, Papendorf) verbracht haben, tendieren eher zu Hiattilgungen auf *g* als ortsfeste Kleinstädter aus Schwaan. Und die Schwaaner Gewährspersonen dieser Altersgruppe realisieren die Hiattilgung auf *g* ihrerseits insgesamt häufiger als ortsfeste Bewohner der Dörfer Satow, Jürgenshagen und unmittelbarer Nachbarorte (Püschow). Die Frequenz der Hiattilgungen auf *g* nimmt also (ebenso wie die Zahl der tilgungslosen Realisierungen) mit steigender Wohnortgröße im intendierten Niederdeutsch der alteingesessenen Einwohner zu. Umgekehrt proportional werden Hiatrealisierungen auf *d* mit steigender Größe der Wohnorte der Probanden seltener gewählt.[399]

Vor dem Hintergrund dieser Befunde könnte die Hiattilgung auf *d* in meinem Erhebungsgebiet als ländliche Reliktform angesehen werden, die im Untersuchungszeitraum besonders im urbanen Milieu einem besonders starken Abbau unterliegt. Erweitert man den historischen Fokus der Betrachtung allerdings auf das 19. Jahrhundert, in dem der Tilgungskonsonant *d* erst als jüngere Form neben das ältere *g* trat und sich offenbar vor allem im ländlichen Raum gegen die konservativeren Städte durchsetzte,[400] dann erscheinen die heute feststellbaren Stadt-Land-Differenzen im Niederdeutsch der Vorkriegsgeneration als Nachwirkungen einer ursprünglich ländlichen Innovation. In dieser historischen Perspektive hätte sich die Innovation der *d*-Tilgung in städtischen Milieus bis heute noch

399 Dabei sind die Variationsbreiten in der großstädtischen und in der dörflichen Vergleichsgruppe interpersonell bemerkenswert gering: Die Frequenzen der Hiattilgungen auf *g* variieren bei den fünf Rostocker Probanden nur zwischen 36,7 % und 45,5 %, bei den fünf Probanden aus Satow, Jürgenshagen und Püschow sogar nur zwischen 22,2 % und 27,3 %. Die Übersetzungen der sechs Probanden aus Schwaan fallen hinsichtlich des Merkmals erheblich heterogener aus, hier reichen die Frequenzen der Hiattilgungen auf *g* von 0 % bis 69,2 %, der Mittelwert für die gesamte kleinstädtische Gruppe ist also deutlich weniger aussagekräftig.

400 Für sein lauenburgisches Untersuchungsgebiet konstatiert Heigener (1937: 31, 53, 63) in seiner Landschaftsgrammatik jedenfalls, dass die „ganz jung[e]“ Entwicklung des „Gleitlauts“ *d* von den konservativen Städten (Ratzeburg, Mölln, Lauenburg) nicht übernommen werde.

nicht umfassend durchgesetzt, ehe sie dann in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen bereits wieder insgesamt abebbt.

Tabelle 5.3.2-1: Hiatrealisierung in Wohnorten unterschiedlicher Größe (ortsfeste Alteingesessene, geb. vor 1940)

	Hiattilgung auf *d*	**Hiattilgung auf *g***	**Keine Hiattilgung**	**Gesamtbelege**
Dorf (5 Personen)	66,7 %	24,6 %	8,8 %	n = 57
Kleinstadt (6 Personen)	46,3 %	35,2 %	18,5 %	n = 54
Großstadt (5 Personen)	34,6 %	43,6 %	21,8 %	n = 55

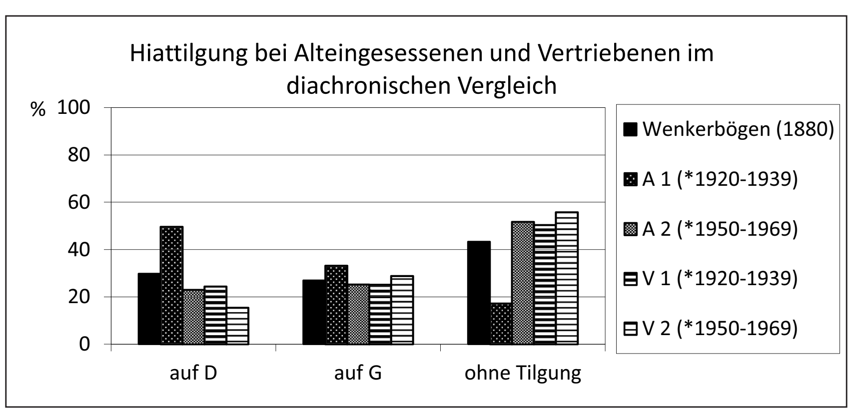
Bislang bin ich nur auf das intendierte Niederdeutsch von Probanden aus alteingesessenen mecklenburgischen Familien eingegangen. Auch in diesem Abschnitt sollen natürlich die niederdeutschkompetenten Angehörigen der vielen Vertriebenenfamilien im Untersuchungsgebiet berücksichtigt werden. Es zeigt sich, dass die Hiattilgung in den Wenkerübersetzungen der niederdeutschkompetentesten Zuwanderer über die Generationsfolge eine ganz ähnliche Entwicklungsdynamik aufweist wie bei den alteingesessenen Niederdeutschsprechern. Auch hier bleibt der Anteil der Übersetzungsvarianten mit einer Hiattilgung auf *g* in den beiden Generationen der Vertriebenenfamilien auffallend stabil: 25,2 % (n = 131) im intendierten Niederdeutsch der dreizehn befragten Zuwanderer aus der Vorkriegsgeneration und 28,9 % (n = 52) bei den sechs Angehörigen der Nachkriegsgeneration (vgl. Abb. 5.3.2-4).[401] Dagegen findet hier ebenfalls ein Rückgang der Hiattilgung auf *d* statt. Dieser Abbau, der sich bereits im Übersetzungstest der alteingesessenen Mecklenburger abgezeichnet hat, wird vom Lerner-Niederdeutsch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen gewissermaßen vorweggenommen und verstärkt. Die im Sprachgebrauch der älteren Alteingesessenen immerhin noch erkennbare Dominanz der *d*-Formen unter den nebeneinander

401 Die Ergebniswerte weichen hier gegenüber den in Ehlers (2017) genannten Belegzahlen und Prozentwerten geringfügig ab, weil an dieser Stelle nur ein Teilsample von sechs (statt sieben) Nachkommen von Vertriebenen zugrunde gelegt wird, das noch strengeren Kriterien der Niederdeutschkompetenz gerecht wird als in der älteren Textfassung dieses Abschnitts.

gebräuchlichen Hiatrealisierungen wird von den immigrierten Vertriebenen beim sekundären Dialekterwerb nicht reproduziert. Hiattilgungen auf *d* treten im intendierten Niederdeutsch der vor 1940 geborenen Vertriebenengeneration nur in durchschnittlich 24,4 % der Belege auf (n = 131). Die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien nutzt diese Variante dann offensichtlich noch seltener. Hier fällt die Verwendungsfrequenz auf nur noch 15,4 % (n = 52) ab. Entsprechend steigt der Anteil von Hiatrealisierungen ohne intermittierten Konsonanten bei den Immigranten früher und stärker als bei den jeweiligen Mecklenburger Altersgenossen an.

Die Tendenz zum Abbau der ‚mecklenburgischen' Hiattilgung auf *d* ist bei den Zuwanderern und ihren Familien also deutlicher ausgebildet als bei den Alteingesessenen. Die stärker an einzelne Lautkontexte bzw. Lexeme gebundene Hiattilgung auf *g* wird jedoch aus dem Sprachgebrauch der Alteingesessenen übernommen. Im Hinblick auf den Abbau der Hiattilgung auf *d* greift die Entwicklung des spontan erworbenen Lerner-Niederdeutsch der Immigrantenfamilien gewissermaßen den Entwicklungen im Niederdeutsch der Alteingesessenen voraus. Falls das L2-Niederdeutsch der Zuwanderer also Rückwirkungen auf das Niederdeutsch ihrer alteingesessenen Gesprächspartner gehabt haben sollte, dann hätte es den Abbau der Hiattilgung auf *d* tendenziell beschleunigt.

Abbildung 5.3.2-4: Prozentualer Anteil der Varianten der Hiatrealisierung in den historischen Wenkerbögen und den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)



Die hier bislang getroffenen Aussagen zur Entwicklungsdynamik der Hiattilgung und zu ihrer Distribution in lautlichen Kontexten müssen in ihrer Gültigkeit auf mein zentralmecklenburgisches Untersuchungsgebiet beschränkt werden. Dies zeigt ein Seitenblick auf eine kleine Vergleichsstichprobe aus Vorpommern: In der etwa 30 Kilometer südlich von Greifswald gelegenen Kleinstadt Gützkow habe ich im Jahr 2008 ebenfalls Wenkerübersetzungen aufgenommen.[402] Es handelt sich um drei Aufnahmen von Alteingesessenen aus der Vorkriegsgeneration und drei Aufnahmen von alteingesessenen Gützkowern, die zwischen 1948 und 1956 geboren wurden und damit etwa der hier abgegrenzten Nachkriegsgeneration zuzuordnen sind. Die Realisierung der Hiattilgung in diesem kleinen vorpommerschen Vergleichskorpus weist bemerkenswerte Differenzen zu den mecklenburgischen Wenkerübersetzungen aus der Umgebung von Rostock auf: Überprüft wurden die Dialektübertragungen der auch für Mecklenburg zugrunde gelegten Testwörter für den Vokalhiat bei diesen sechs Gewährspersonen aus Gützkow. Von insgesamt 63 Belegen weisen 92 % eine Hiattilgung mit dem Plosiv *g* auf. Nur 6,4 % der Belegübersetzungen wurden ganz ohne Hiattilgung realisiert. In allen vier Einzelfällen handelt es sich um Übertragungen der beiden Wörter *rein* und *Kindereien*, die auch von den zentralmecklenburgischen Gewährsleuten besonders häufig ohne Hiattilgung übersetzt wurden. Der einzige Beleg für ein intermittiertes *d* (*Kraid'n*) stammt von einem Angehörigen der jüngeren Generation. Dies ist auch der einzige Unterschied zwischen den Aufnahmen der jüngeren und der älteren Generation, von welcher Hiattilgungen auf *d* gar nicht verwendet wurden. Das intendierte Niederdeutsch beider Altersgruppen aus Gützkow stimmt also bis auf diesen minimalen Unterschied im Hinblick auf die Hiatrealisierung vollständig überein.

Für eine diachrone Dynamik, wie sie sich im zentralmecklenburgischen Korpus deutlich abzeichnet, gibt es in der Stichprobe aus Gützkow keine Hinweise. Die quantitative Dominanz der Hiattilgung auf *g* bleibt vielmehr in der Generationsfolge nahezu vollständig stabil. Anders als in

402 Die Aufnahmen entstanden in der Vorbereitung zum zweiten Band des *Norddeutschen Sprachatlas* (Elmentaler / Rosenberg im Druck), sind aber nur zu einem Teil in die dortige Auswertung eingegangen, da sich die Stichprobe auf Frauen mittleren Alters beschränkte. Die Ergebnisse zum vorpommerschen Gützkow stelle ich in Ehlers (im Druck d) vor.

Zentralmecklenburg lassen sich für die Hiattilgung auf *g* dort auch keine Präferenzen für spezifische phonetische Kontexte ausmachen. Die Variante auf *g* ist vielmehr über sämtliche Testwörter mit Ausnahme des Lexems *Kindereien*[403] gleichmäßig distribuiert. Gundlachs (1988: 427) These einer Ausbreitung des ‚mecklenburgischen' *d*-Einschubs nach Osten findet jedenfalls in Gützkow keine Bestätigung. Dort dominiert mit hohen Frequenzen und großer intergenerationeller Stabilität in allen getesteten phonetischen Kontexten die Hiattilgung auf *g* im intendierten Niederdeutsch. Der areale Faktor ist nicht wie im westlichen Mecklenburg mit zusätzlichen kontaktphonetischen Bedingungen verschränkt. So gesehen kann dort weiterhin von einem ‚vorpommerschen' Dialektmerkmal gesprochen werden.

Abschließend möchte ich noch auf eine eigentümliche Transformation der Hiattilgung hinweisen, die in den niederdeutschen Aufnahmen der Erhebungsregion immer wieder zu hören ist, und die Schirmunski (2010 [1961]: 430–431) auch für einige mitteldeutsche Dialekte als „Adoption" der Tilgungskonsonanten in Flexionsformen der betreffenden Lexeme beschrieben hat. Gemeint sind Fälle wie *Fruch* (‚Frau') oder *umbuucht* (‚umgebaut'), bei denen der Tilgungsplosiv aus Formen mit Vokalhiat (*Frugen*, *bugen*) auch auf Flexionsformen übertragen wird, in denen auf den langen Stammvokal des Lexems kein zweiter Vokal (Schwa) folgt. ‚Adoptiert' wird hier der Tilgungskonsonant in Lautkontexte, bei denen gar kein Vokalhiat vorliegt. Im Falle von *Fruch* wird das Tilgungs-*g* aus dem Plural *Frugen* (‚Frauen') in den Singular übertragen, wo es im absoluten Wortauslaut stellungsbedingt spirantisiert wird. *Fruch* ist in aktuellen und historischen Tonaufnahmen der Wenkerübersetzungen allerdings nur selten zu verzeichnen.[404] In den 25 historischen Wenkerbögen der

403 *Kindereien* wurde meist mit anderer lexikalischer Grundlage (z. B. *Görenstraik*) oder ohne plosivische Tilgung ins Niederdeutsche übersetzt.

404 „Bi de Fruch" (in zwei Aufnahmen von 1962, IDS-Korpus „Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR)": Mann, geb. 1890 in Retschow (DR933) und Mann, geb. 1930 in Letschow (DR928) (: 7.12.2017) und in einer Aufnahme von 1990 aus dem Korpus MR PAD, Audiokatalog: https://www.regionalsprache.de /Audio/Katalog.aspx (Mann, geb. 1924 in Jürgenshagen, WEG 56AW2) sowie in der Wenkerübersetzung einer in Böhmen geborenen Vertriebenen aus meinem Korpus, Frau 19 (1923 V, WN: WS 9).

Untersuchungsregion treffen wir die Übernahme des Tilgungsplosivs in die Übersetzung von Singular *Frau* (meist als *Frug* verschriftlicht) aber noch recht häufig an (32 %, n = 25).

Der entsprechende Mechanismus findet sich auch bei flektierten Verbformen, in die der Tilgungsplosiv aus der Grundform übertragen und dort vor Flexionsendung *–t* stellungsbedingt ebenfalls spirantisiert wird (*bugen* > *buucht,* ‚bauen' > ‚baut'). In aktuellen und historischen Aufnahmen niederdeutscher Interviews und freier Dialekterzählungen findet sich das Phänomen besonders häufig bei Partizipien von Derivationsformen des Verbs *bugen* (‚bauen'): etwa als *umbuucht* oder *utbuucht*, *inbuucht*.[405] Weitere Beispiele sind *upbuucht*, *ümbuucht* im niederdeutschen Interview einer Alteingesessenen aus Heiligenhagen[406] oder *upbuucht* (2x) und *anbuucht* in der niederdeutschen Dialekterzählung eines Vertriebenen aus Schwaan.[407] Wir finden aber auch Belege wie *affhaucht* (‚abgehauen')[408] oder in der 3. Pers. Präsens „*dei verstait alls œwer […] druucht sich nich*" (‚die versteht alles, aber traut sich nicht').[409] In all den genannten Fällen handelt es sich um phonetische Kontexte nach hinterem Stammvokal [*u:* oder *a͜o*], also um Kontexte, in denen bei der Hiattilgung auch in Zentralmecklenburg der Plosiv *g* präferiert wird. Für Kontexte nach Vordervokal im Stammmorphem habe ich bislang nur in einer historischen Tonaufnahme aus Letschow einen Beleg für die ‚Adoption' des Tilgungs-*g* gefunden: *vörglöicht* (‚vorgeglüht' beim Dieselmotor).[410] Das phonetische Kontaktphänomen der Hiattilgung wird von den Sprecherinnen und Sprechern offenbar häufig als plosiver Auslaut des Stammmorphems interpretiert und entsprechend in die Bildung von Flexionsformen der

405 Zwei Interviewaufnahmen von 1962 aus dem IDS-Korpus „Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR)": Mann, geb. 1929 in Retschow (DR934) und Mann, geb. 1930 in Letschow (DR928), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

406 Frau 85 (1954 AA, SP1).

407 Herr 1 (1932 V, EN).

408 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR): Mann, geb. 1929 in Retschow (DR934), vgl. www.dgd.ids-mann heim.de (Stand: 7.12.2017).

409 Herr 58 (1950 AA, SP1: 58).

410 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR): Mann, geb. 1930 in Letschow (DR928), vgl. www.dgd.ids-mann heim.de (Stand: 7.12.2017).

entsprechenden Lexeme ‚adoptiert'. Man könnte hier auch von einer Morphologisierung bzw. Lexematisierung der phonetischen Hiattilgung sprechen.

Dieser Mechanismus scheint allerdings ausschließlich auf Hiattilgungen mit dem Plosiv *g* beschränkt zu sein. Eine Übertragung des Tilgungsplosivs *d* in flektierte Verbformen, in der dann zwei dentale Plosive aufeinanderträfen, wäre wohl artikulatorisch kaum realisierbar (**vörglöid-t*). Entsprechend realisiert eine Gewährsperson aus Schwaan den verbalen Präsens Plural des Verbs *freuen* im niederdeutschen Interview an einer Belegstelle mit Tilgungs-*d* („*dei froiden sich*", ‚die freuen sich'), bildet das Partizip des Verbs im selben Interview aber ohne hörbar intermittiertes *d*: „*dei hemm sich wedder froit*" (‚die haben sich wieder gefreut').[411] Die Möglichkeit, die Hiattilgung auf *g* in spirantisierter Form in die besonders frequente dritte Person Singular des Präsens oder in das Präteritum der entsprechenden Verben zu übertragen und auf diese Weise als Morphemauslaut zu interpretieren (*schnüch-t, schnüch-te* ‚schneit / schneite'), dürfte die *g*-Tilgungen im Sprachgebrauch stabilisieren. Bei der Hiattilgung auf *d* ist ein vergleichbarer Mechanismus aus artikulatorischen Gründen dagegen weitgehend ausgeschlossen (?*schnüd-t*, ?*schnüd-te*). Hier liegt vermutlich eine zusätzliche Erklärung dafür, dass bei einer generellen Tendenz zum Abbau standardferner Varianten des Niederdeutschen die Hiattilgung auf *g* stärkere Resistenz zeigt als der Tilgungsplosiv *d*.[412]

Ich fasse die Beobachtungen zur Hiattilgung abschließend zusammen: Die strikte Gegenüberstellung einer westlichen, mecklenburgischen und einer ostmecklenburgischen bzw. vorpommerschen Realisierung der Hiattilgung, von der die Literatur zum Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern bis

411 Herr 58 (1950 AA, SP2: 193, 220).

412 Einen Zusammenhang zwischen der Bildung der Flexionsformen und der diachronen Entwicklung der Hiattilgung deutet auch Herrmann-Winter (2003: 198) in einer Zusatzbemerkung zum Lemma *schneien* in ihrem Wörterbuch an: „Ursprünglich markierten die unterschiedlichen Formen *schniegen* (östlich) und *schnieden* (westlich) die Grenze zwischen Mecklenburg und Vorpommern. Da in konjugierten Formen dieser Lautunterschied aufgehoben ist, gilt heute weiträumig *schnien* und *schniegen*." Dieser Darstellung ist mit der Einschränkung zuzustimmen, dass in den konjugierten Formen der Lautunterschied der Tilgungskonsonanten *g-d* keineswegs aufgehoben wird, sondern sich auf einen Kontrast von [ç] und Null verschiebt: *schniecht* versus *schniet*. Die Hiattilgung auf *d* hat keine morphologisierende Stütze in den konjugierten Formen.

heute meist ausgeht, lässt sich für mein zentralmecklenburgischen Untersuchungsgebiet nicht bestätigen. Vielmehr stehen die Hiattilgung auf *d* und die auf *g* in der Umgebung von Rostock in starker Konkurrenz – und standen es auch schon zur Zeit von Georg Wenkers Fragebogenerhebung. Neben der arealen Verteilung ist die Wahl des Tilgungskonsonanten im Zentrum Mecklenburgs recht deutlich auch von phonotaktischen Faktoren bestimmt bzw. bestimmt gewesen. Unter heutigen Niederdeutschsprechern der Region sind konsonantische Hiattilgungen insgesamt stark rückläufig, hier zeichnet sich eine Strukturadvergenz an das Standarddeutsche ab, das keine Hiattilgungen kennt. Dominierte die Hiattilgung auf *d* im intendierten Niederdeutsch der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen noch, so wird gerade der Tilgungskonsonant *d* im Zuge eines allgemeinen Übergangs zu ungetilgten Hiatrealisierungen besonders stark abgebaut. Das Lerner-Niederdeutsch der in das Untersuchungsgebiet immigrierten Heimatvertriebenen könnte die Abbaudynamik des Merkmals noch verstärkt haben. Im urbanen Lebensumfeld scheint die Hiattilgung auf *d* insgesamt weniger verbreitet zu sein als in dörflicher Umgebung.

Innerhalb der alle Tilgungskonsonanten ergreifenden Abbaudynamik erweist sich der Tilgungskonsonant *g* im Untersuchungsgebiet bei einigen Lexemen und Lautkontexten als vergleichsweise resistent. Zu dieser Resistenz des *g* dürft die Morphologisierung des Tilgungskonsonanten beitragen, der in der Flexion auch in phonetische Kontexte außerhalb des Vokalhiats ‚adoptiert' wird. Die Hiattilgung auf *g* bleibt, wie ein stichprobenartiger Vergleich mit Sprachaufnahmen aus Gützkow nahelegt, in Vorpommern hochfrequent verbreitet und diachron stabil. Anders als in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet hat der Tilgungskonsonant *g* dort auch in zurückliegenden Zeitstufen nie eine nennenswerte Konkurrenz durch die Hiattilgung auf *d* bekommen.

5.3.3 Von *ik bün* zu *ik bin* – runde Vordervokale im mecklenburgischen Niederdeutsch

Im Unterschied zu „den meisten hochdeutschen Mundarten" (König / Elspaß / Möller 2015: 149), in denen seit dem 13. Jahrhundert die Lippenrundung bei den vorderen Vokalen aufgegeben wurde, haben die niederdeutschen Dialekte die alten gerundeten Vordervokale nicht nur nahezu flächendeckend erhalten, sondern spätestens seit dem Mittelniederdeutschen bei den Vokalen *e* und *i* neue

Vokalrundungen zu *ö* und *ü* ausgebildet. Diese Tendenz zur Rundung von *i* zu *ü* und *e* zu *ö* zeigt sich vor allem im phonetischen Kontext „umgebende[r] labiale[r] Konsonanten, aber auch bei *r*, *s* und *l*".[413] Die Rundungstendenz erfasst diese Kontexte allerdings nicht durchgängig, sondern sie bleibt bis heute auf eine Gruppe von Einzelwörtern bzw. von Wortformen beschränkt, so z. B. *bün* ‚bin', *sünt* ‚sind', *söss* ‚sechs', *sölben* ‚selbst'.

Die Rundungstendenz wirkt nach Foerste zwar „heute im größten Teil des nd. [niederdeutschen] Raumes", ihr „Kerngebiet" ist für die meisten Lexeme jedoch das Nordniedersächsische und Mecklenburgisch-Vorpommersche (Foerste 1954: Sp. 1974–1975). Neuere empirische Bestandsaufnahmen bestätigen, dass „die Tendenz zur Vokalrundung im Norden und Nordosten [des niederdeutschen Raumes] sowie entlang der niederländischen Grenze am stärksten ausgeprägt" ist.[414] Durch die gegenläufigen Entwicklungstendenzen – der Entrundung in den mittel- und oberdeutschen Dialekten einerseits und des Erhalts bzw. sogar des Ausbaus von Vokalrundungen im Niederdeutschen andererseits – entstand zwischen den Dialekten der südöstlichen Vertreibungsgebiete und dem Niederdeutsch der mecklenburgischen Zuwanderungsregion ein ausgeprägter phonetischer Kontrast (vgl. Abschnitt 4.1.3).

Für die jüngere Entwicklung des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch nimmt Gernentz (1980: 88) an, die „Rundung des *i* zu *ü* breite[…] sich weiter aus". Diese Prognose wird allerdings von neueren empirischen Untersuchungen widerlegt. Hansen (2009: 85) belegt durch einen Vergleich historischer Wenkerbögen mit Tonaufnahmen späterer Zeitstufen für die Vokalrundung in der Wortform *bün* „die stetige Abnahme im Gebrauch dieses dialektalen Sprachmerkmals" im Rügener Niederdeutsch. Beim Lexem *ümmer* (‚immer') ist der diachrone Abbau der Vokalrundung demnach zwar weniger steil und stetig, aber auch bei diesem Wort liegt die Frequenz der gerundeten Vokale in den Sprachaufnahmen der jüngsten

---

413 Foerste (1954: Sp. 1974), Schirmunski (2010 [1961]: 256) führt zusätzlich als „selteneren" Lautkontext der Vokalrundung das *n* an und konstatiert außerdem, die Rundung erfolge „bisweilen auch unabhängig vom Charakter des benachbarten Konsonanten".

414 Elmentaler (im Druck). Schon Grimme (1910: 28) konstatiert, die Vokalrundung sei in Dithmarschen (Heide) und Mecklenburg (Stavenhagen) „häufiger" als in seinen münsterländischen und südwestfälischen Vergleichsorten (Ostbevern, Assinghausen).

dialektkompetenten Sprecher von Rügen mit etwa 65 % deutlich unter den durchschnittlichen Anteilen in den historischen Wenkerbögen der Insel (90 %).[415] Die Erhebungen des *Norddeutschen Sprachatlas* bestätigen für das gesamte niederdeutsche Dialektgebiet ebenfalls, dass im Vergleich aktueller Wenkerübersetzungen von Probandinnen mittleren Alters mit den historischen Wenkerbögen von 1880 ein „deutlicher Rückgang der gerundeten Varianten" (Elmentaler im Druck) von *e* und *i* festzustellen sei. Dabei verläuft der Abbau der gerundeten Vokalvarianten in den Dialektregionen Norddeutschlands offenbar mit recht unterschiedlicher Dynamik: Während die Vokalrundungen gegenüber den historische Wenkerbögen in aktuellen Wenkerübersetzungen aus dem Westmünsterland, Holstein und dem Emsland nur in vergleichsweise geringem Maße abgebaut werden, verzeichnet der *Norddeutsche Sprachatlas* gerade für die mecklenburgische Kleinstadt Schwaan eine starke Abnahme der Merkmalsfrequenz um mehr als 66 Prozentpunkte.[416] Bezogen auf den gesamten niederdeutschen Raum kommt der Sprachatlas dennoch zu dem Fazit, dass die Vokalrundung trotz der Abbautendenzen „mit Anteilen von 50 % bis 80 % […] auch heute noch als verbreitetes und stabiles Merkmal der niederdeutschen Dialekte gelten" könne (Elmentaler im Druck).

Was lässt sich zur Entwicklung der Vokalrundung nun aus der Perspektive meines zentralmecklenburgischen Korpus sagen? Untersucht werden soll hier beispielhaft nur die Rundung von *i* zu *ü* in Beispielwörtern aus den historischen Wenkersatz-Vorlagen, bei denen nach den Befunden des *Norddeutschen*

415 Vgl. zu *bin / bün* auch Hansen (2017: 136–138). Die Karten zur Lautrundung in „ich bin" und „wir sind" in Herrmann-Winter (2013: 103 und 104) lassen für Rügen zwar kleine Teilregionen mit alter Entrundung erkennen, die an der mecklenburgisch-vorpommerschen Küste punktuell vorkam (vgl. Abschnitt 4.1.3), zeigen aber für die jüngere Vergangenheit ebenfalls einen intergenerationellen Abbau der im Übrigen üblichen Vokalrundungen.

416 Vgl. das entsprechende Diagramm und die dazugehörige Tabelle zum Ortsvergleich in Elmentaler (im Druck). Auch im südschleswigschen Ort Rieseby wird bei einem Übersetzungstest das hochdeutsche Wort *sind* seit den historischen Wenkerbögen der Region bis hinein in die aktuellen Wenkerübersetzungen von neun Gewährspersonen der verschiedensten Altersstufen durchgängig gerundet als *sünt* übertragen (Wilcken 2013: 23, Tab. 1). Auch beim Vergleich der niederdeutschen Sprachaufnahmen von Sprecherinnen verschiedener Altersstufen aus den Hamburger Stadtteilen Kirchwerder und Altenwerder erweist sich das Merkmal als diachron sehr stabil (Bieberstedt / Ruge / Schröder 2016 b: 54, 59).

Sprachatlas für Mecklenburg eine hohe Gebrauchshäufigkeit der gerundeten Variante zu erwarten war: *bin*, *bist*, *immer* und *sind*.[417] Diese vier Lexeme bzw. Wortformen sind in den historischen Wenkerbögen in zehn Testsätzen vertreten, in meiner ergänzten Fassung der Wenkersätze kommen ein weiteres Mal *immer* und die Verbform *fing* hinzu. Um einigermaßen ausgewogene quantitative Verhältnisse zwischen den Testlexemen zu erhalten, wird hier die Untersuchung auf maximal zehn Referenzwörter für die Vokalrundung begrenzt, die von den niederdeutschkompetenten Gewährspersonen ins Niederdeutsche übertragen werden konnten: 2 x *bün*, 2 x *büst*, 1 x *füng*, 2 x *ümmer*, 3 x *sünt*.[418] Dadurch dass die meisten der fünf hochdeutschen Testwörter mehrfach in der Vorlagen auftreten, ist es möglich, Übersetzungsvariation innerhalb der Übertragungen einzelner Gewährspersonen zu beobachten. In allen Testlexemen entspricht dem niederdeutschen *ü* [ʏ] im Standarddeutschen ein kurzes *i* [ɪ] und bei allen Testwörtern wird durch die Entrundung des Vokals unmittelbar eine standardgemäße Lautform (z. B *büst* > *bist; sünt* > *sind*) bzw. bei zusätzlicher *t*-Apokope eine in den norddeutschen Regiolekten weit verbreitete standardnahe Wortform erreicht (*büs*' > *bis*'; *sün*' > *sin*').[419]

Die 25 historischen Wenkerbögen aus der Untersuchungsregion, in deren Dialektverschriftlichungen der Buchstabe <ü> durchgängig auf eine Vokalrundung im gesprochenen Niederdeutsch hindeutet, zeigen, dass die gerundete Vokalrealisierung 1880 noch weitestgehend als obligatorisch angesehen wurde. Bei einem Anteil von 99,5 % an den niederdeutschen Übersetzungen der Testwörter (n = 199) war das Dialektmerkmal im ausgehenden

---

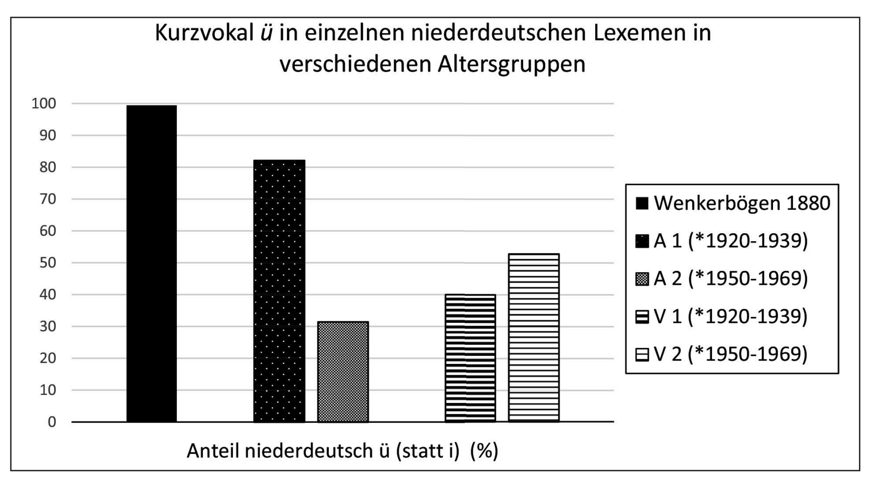
417 Das Lexem *diese* wurde außer Betracht gelassen, weil es in gerundeter Realisierung nach den Erhebungen des *Norddeutschen Sprachatlas* traditionell eher im Südwesten Norddeutschlands dominiert, Elmentaler (im Druck).

418 Die Testlexeme finden sich in der Übersetzungsvorlage in den folgenden Wenkersätzen: *bin*: Wenkersatz 9, WS 40; *bist*: WS 15, WS 16; *fing*: WS 43; *immer*: WS 7, WS 42; *sind*: WS 6, WS 13, WS 23. Die Wortform *sind* tritt in der Vorlage in insgesamt fünf Kontexten auf. Davon wurden hier nur drei in die Auswertung einbezogen, um das Testwort in der Stichprobe nicht unverhältnismäßig oft zu repräsentieren.

419 In den mündlichen Übertragungen der Wenkersätze wurde bei einer Selbstkorrektur der Gewährsperson nur die jeweils letzte Übersetzungsversion in die Auswertung einbezogen. Als Vokalrundung wird auch gewertet, wenn eine Gewährsperson den Vokal zusätzlich leicht senkt (z. B. „du böst“, Frau 38, 1937 VV, WS 16).

19. Jahrhundert demnach noch außerordentlich stabil. Variation setzt erkennbar erst im Sprachgebrauch der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen ein. Gegenüber den historischen Wenkerbögen geht der Gebrauch der gerundeten Vokale in dieser Altersgruppe signifikant zurück.[420] Auch hier ist der Anteil von *ü* in den Testwörtern mit durchschnittlich 82,2 % (n = 213) aber immer noch sehr hoch (vgl. Abb. 5.3.3-1). Allerdings übersetzen von den 24 untersuchten Gewährspersonen dieser Alterskohorte schon nur noch fünf Personen sämtliche Belegwörter in allen Kontexten durchgängig mit gerundetem Vokal, die übrigen variieren die Vokalrealisierung schon innerhalb des Übersetzungstests. Auch die Spannweite der interpersonellen Varianz erstreckt sich in dieser Gruppe bereits von 100 % bis 40 % realisierter Vokalrundungen und deutet damit auf eine recht starke Entwicklungsdynamik des Merkmals hin. Bereits unter den Angehörigen der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen haben sich die Gebrauchsnormen für die ehemals verbindliche Vokalrealisierung demnach sehr gelockert.

Abbildung 5.3.3-1: Prozentualer Anteil des Kurzvokals ü *in den niederdeutschen Lexemen* bün, büst, füng, sünt, ümmer *in den historischen Wenkerbögen und in den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)*



420 Die Differenz zwischen den Prozentwerten für *ü* in den historischen Wenkerbögen und den Wenkerübersetzungen der vor 1940 geborenen Alteingesessenen ist mit einem p-Wert von 0,0004 hoch signifikant.

Die beschriebene Entwicklung bringt sich dabei offenbar in verschiedenen sozialen Umgebungen mit unterschiedlicher Dynamik zur Geltung: Die Variation der Vokalrealisierung hat in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen in der Großstadt das größte Ausmaß angenommen, während lebenslange Dorfbewohner am stärksten an der gerundeten Variante festhalten. Der Anteil gerundeter Vokale liegt in den Wenkerübersetzungen ortsfester älterer Rostocker nur bei 75 % (n = 48), er steigt über 87,2 % in den Übersetzungen der Kleinstädter (n = 47) bis auf 91,3 % in den niederdeutschen Übertragungen der ortsfesten Dorfbewohner (n = 46). Der Abbau der tradierten Vokalrundung korreliert also, wenn die geringen Belegzahlen hier eine Tendenzaussage erlauben,[421] mit dem zunehmenden Urbanitätsgrad der Wohnorte der Gewährspersonen. Urbane Milieus würden demnach die Dynamik der Standardadvergenz bei diesem Merkmal des Niederdeutschen begünstigen.

Es deutet sich auch eine gewisse ‚Ungleichzeitigkeit' des Merkmalabbaus bei den verschiedenen Testwörtern an. Am häufigsten wird von den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration die Wortform *sind* standardidentisch übersetzt (nur noch zu 68,8 % als *sünt*, n = 48) am seltensten die Wortform *bin*, die zu durchschnittlich 88,6% noch als *bün* übertragen wird (n = 44). Hier bestätigen meine Korpusbefunde die Ergebnisse des *Norddeutschen Sprachatlas*, der konstatiert, dass in Norddeutschland „die regionale Verbreitung und Reichweite der Vokalrundung […] je nach Lexem bzw. Wortform recht unterschiedlich ausgeprägt" sei (Elmentaler im Druck).

Historische Tondokumente aus der Region bieten zusätzliche Momentaufnahmen vom diachronen Verlauf des Abbaus der Vokalrundung. Die beiden Aufnahmen des *Lautdenkmals reichsdeutscher Mundarten* aus meinem Untersuchungsgebiet (Warnemünde und Sarmsdorf) bringen ein gestelltes Gespräch bzw. eine schriftlich vorformulierte Erzählung von Gewährsleuten, die noch im 19. Jahrhundert geboren wurden. Die insgesamt acht Belege für *bin*, *sind* und *immer* in diesen intendiert niederdeutschen Aufnahmen werden noch zu 100 % gerundet realisiert.[422] Tonaufnahmen aus

421 Die angegebenen Differenzen sind statistisch nicht signifikant.

422 *Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten*, Aufnahme: LD60193 / ND097, Sarmsdorf, 15.2.1937, Zeichenlehrer geb. 1871. Aufnahme: LD60109 / ND096, Warnemünde, 7.12.1936, Fischermeister, geb. 1898.

dem IDS-Korpus *Datenbank für Gesprochenes Deutsch, Deutsche Mundarten: DDR* mit drei Gewährspersonen aus Retschow und Letschow, die mit ihren Geburtsdaten 1929, 1930 und 1940 etwa der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen zuzuordnen sind,[423] zeigen, dass die Rundungsverhältnisse bereits im Aufnahmejahr 1962 auch in den Dörfern meines Untersuchungsgebietes in Variation begriffen waren. Bei Übersetzungstests mit diesen drei Personen, bei denen wegen der geänderten hochdeutschen Übersetzungsvorlage insgesamt nur neun Belege für *bin*, *sind* und *immer* ins Niederdeutsche übertragen wurden, liegt der Anteil gerundeter Vordervokale noch bei 88,9 %. In den spontanen niederdeutschen Interviewgesprächen verwenden diese drei Personen die gerundeten Varianten dagegen nur mit einem durchschnittlichen Anteil von 71,8 % (n = 88). Der Unterschied zwischen den beiden Aufnahmesituationen belegt, dass die gerundeten Vokalrealisierungen von der Vorkriegsgeneration der alteingesessenen Dorfbewohner noch ganz überwiegend als normgerechtes (intendiert ‚richtiges') Niederdeutsch angesehen wurden, im freien niederdeutschen Gespräch aber bereits eine Tendenz zu den ungerundeten, standardidentischen Vokalvarianten eingesetzt hatte.[424] 1990 realisierten zwei alteingesessene Jürgenshäger derselben Altersgruppe die Wenkerübersetzungen allerdings noch mit 100 % gerundeten Varianten (n = 7).[425]

Wie verläuft die Entwicklung nun in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien weiter? Unter den nach 1950 geborenen Alteingesessenen gilt ein gerundeter Vokal in *bün*, *büst*, *füng*, *ümmer* und *sünt* offensichtlich nicht mehr als weitgehend verbindliches Merkmal des Niederdeutschen. Vielmehr setzt sich der begonnene Abbau der Vokalrundung in dieser Altersgruppe mit verstärkter Dynamik fort. Die neun niederdeutschkompetentesten Angehörigen der Nachkriegsgeneration übersetzen die Testwörter durchschnittlich nur noch in weniger als einem Drittel aller

423 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR): Siglen DR928 (*1930), DR932 (*1940), DR934 (*1929), vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

424 Auch der *Norddeutsche Sprachatlas* beobachtet, dass die Vokalrundung in der spontanen niederdeutschen Kommunikation seltener als in den Wenkerübersetzungen der Gewährspersonen auftritt, vgl. Elmentaler (im Druck).

425 Korpus: MR PAD, Siglen WEG55AW1 und WEG 56AW2, Aufnahmejahr 1990, https:// www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx. (Stand: 3.2.2017).

Fälle mit rundem *ü* (31,5 %, n = 73) und damit hoch signifikant seltener als die Angehörigen der Vorkriegsgeneration.[426] Hier bestätigen also meine Befunde für das Untersuchungsgebiet bei Rostock den Entwicklungsverlauf, den Hansen schon für *bin* im Rügener Platt festgestellt hatte.[427] Ein Anteil der Vokalrundung von nur noch 31,5 % im intendierten Niederdeutsch der jüngeren Alteingesessenen meiner Untersuchungsregion lässt kaum noch langfristig stabile Lautverhältnisse erwarten, von denen der *Norddeutsche Sprachatlas* in Norddeutschland einstweilen noch ausgeht (Elmentaler im Druck). Vielmehr zeigt die Analyse der fünf Testwörter, dass standardidentische Lautformen in großem Umfang Einzug in das intendierte Niederdeutsch der alteingesessenen Mecklenburger gehalten haben und inzwischen die älteren gerundeten Vokalvarianten stark zurückdrängen. Einer der neun untersuchten jüngeren Alteingesessenen verwendet den gerundeten Vokal bereits in keinem der Testkontexte mehr. Der höchste Anteil in den Wenkersatz-Übertragungen dieser Gruppe beträgt bei einer Gewährsperson dagegen noch 66,7 % der Belege. Die Ausprägung der Vokalrundung ist in der jüngeren Alterskohorte der Alteingesessenen also sehr stark von individuellen Präferenzen abhängig.

Abschließend sollen noch die Angehörigen der Vertriebenenfamilien in die Betrachtung einbezogen werden, deren Herkunftsvarietäten gerade im Hinblick auf die Rundung der Vordervokale in starkem Kontrast zum mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch stehen. Obwohl ihnen die Rundung der Vordervokale aus den durchweg entrundenden Herkunftsvarietäten der Vertreibungsgebiete bei ihrer Ankunft in Mecklenburg fremd gewesen sein muss (vgl. Abschnitt 4.1.3), übernehmen die untersuchten 13 Vertriebenen der Vorkriegsgeneration das Merkmal heute immerhin mit Anteilen von durchschnittlich 40 % der übersetzten Wortbelege in ihr intendiertes Niederdeutsch (n = 115).[428] Entgegen der Abbautendenz der Vokalrundung in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien nimmt

---

426 Der p-Wert der Differenz beträgt 0,0009.

427 „Im Untersuchungszeitraum [seit 1880] wandelt sich das Untersuchungsmerkmal der /ɪ/-Rundung in labialer Umgebung von einem festen, obligatorischen zu einem fakultativen niederdeutschen Sprachmerkmal im Sprachgebiet Rügens." (Hansen 2017: 138).

428 Dieser Prozentwert ist dabei aber immer noch hoch signifikant niedriger als der Vergleichswert bei den gleichaltrigen Alteingesessenen (p-Wert 0,0003).

der Anteil der gerundeten Varianten im intendierten Niederdeutsch der Angehörigen von Vertriebenenfamilien intergenerationell dann sogar recht deutlich zu. Von den sechs niederdeutschkompetentesten Nachkommen von Vertriebenen werden die gerundeten Vokale mit Anteilen von 52,9 % der Belege im intendierten Niederdeutsch verwendet (n = 51). Damit wählen sie in ihren Wenkerübersetzungen deutlich häufiger die altdialektale Variante als die gleichaltrigen Alteingesessenen (vgl. Abb. 5.3.3-1).[429] Ähnlich wie bei der Übernahme regiolektal-mecklenburgischer Merkmale lässt auch das erworbene Niederdeutsch in den Zuwandererfamilien mitunter eine Tendenz zur Hyperadaption erkennen. Zugespitzt formuliert fällt die Realisierung des Vordervokals *ü* bzw. *i* in ihrem Niederdeutsch ‚archaischer' aus als bei ihren alteingesessenen Altersgenossen, die zunehmend standardidentische Varianten im Niederdeutschen vorziehen. Die Hyperadaption der standarddivergenten Vokalvariante bei den Nachkommen von Vertriebenen betrifft dabei gerade ein phonetisches Merkmal, das in Kontrast zu den Herkunftsvarietäten ihrer Elterngeneration steht.

5.3.4 Vom Zungenspitzen-*r* zum Zäpfchen-*r* – auch im Niederdeutschen

Nach Schirmunski (2010 [1961]: 433) hat sich die Aussprache des *r* in der Position vor Vokal im Wort- und Silbenanlaut in vielen deutschen Dialekten von einem mit der Zungenspitze artikulierten Laut „zu einem Hinterzungen- oder Zäpfchenlaut (sogenanntes schnarrendes R)" verändert. Diese Lautveränderung habe sich „in vielen Teilen Deutschlands, besonders in den Stadtmundarten" vollzogen. Für das Niederdeutsch im Großraum Hamburg bestätigt Niekerken (1963: 166–167) die fortschreitende Ablösung eines ländlichen Zungenspitzen-*r* durch ein städtisches Zäpfchen-*r*. Niekerken geht davon aus, dass es „in älterer Zeit ohne stärkere hochdeutsche Schulbeeinflussung im einfachen niederdeutsch sprechenden Volk nur das Zungen-*r* gab". Das Zäpfchen-*r* sei im Hamburger Raum „zweifellos eine neuere Bildungsmode" (ebd.: 167) gewesen. Im Niederdeutsch des

429 Wegen der insgesamt geringen Belegzahlen für die Nachkommen der zugewanderten Vertriebenen erreichen die genannten Differenzen gegenüber der Generation ihrer Eltern und gegenüber den gleichaltrigen Alteingesessenen keine statistische Signifikanz.

20. Jahrhunderts hat sich diese Rückverlagerung der *r*-Artikulation von einem apikalen Vibranten an den Alveolen ([r]) zu einem uvularen Frikativ oder Vibranten, ([ʁ], [R]) offensichtlich außerordentlich rasch durchgesetzt. Nach den Erhebungen des *Norddeutschen Sprachatlas* dominiert unter Dialektsprecherinnen der mittleren Generation heute nur noch in wenigen Orten im nördlichen und nordwestlichen Norddeutschland das Zungenspitzen-*r* gegenüber dem uvularen *r* (Ehlers im Druck e). Wilcken (2013: 32) stellt bei einem Vergleich von neun Wenkerübersetzungen aus Schleswig-Holstein fest „dass alle älteren Gewährspersonen [geb. 1925 bis 1937] das gerollte Zungenspitzen-*r* verwenden, während die jüngeren Gewährspersonen [geb. 1965 bis 1991] ausschließlich einen uvularen Frikativ [ʁ] realisieren". Elmentaler (2009: 359) zählt die Ersetzung des Zungenspitzen-*r* durch das Zäpfchen-*r* im niedersächsischen Niederdeutsch zu den Neuerungen, die sich „bereits so stark etabliert haben, dass sie als obligatorische Merkmale des modernen Dialekts gelten müssen".

Dieser durchgreifende Lautwandel im Niederdeutschen erstreckt sich regional auch auf das Mecklenburgisch-Vorpommersche. Hansen (2009: 93) kommt bei der Untersuchung am intendierten Niederdeutsch von Sprechern aus vier Altersgruppen auf der Insel Rügen zu einem ganz ähnlichen Befund wie Wilcken für Schleswig-Holstein: Während bei den drei älteren Sprechergenerationen „der Anteil für die Artikulation des Zungenspitzen-*r* konstant bei nahezu 90 %" liegt, fallen die Anteile für dieses apikale *r* in den Aufnahmen der nach 1945 geborenen Altersgruppe auf nur noch etwa 30 % drastisch zurück. Die Befunde der Untersuchungen von Hansen und Wilcken sprechen dafür, dass der Wandelprozess in der Phonetik des prävokalischen *r* erst nach 1945 eingesetzt hat „und augenscheinlich bereits nach ein bis zwei Generationen abgeschlossen" war (Wilcken 2013: 32). Die übereinstimmenden Beobachtungen, dass der Lautwandel des *r* erst nach dem Zweiten Weltkrieg abrupt einsetzte und sich in der Folgejahrzehnten derart „rasant durchgesetzt" habe (ebd.), könnte die Vermutung aufkommen lassen, dass es sich hier um eine direkte Folgewirkung der massenhaften Immigration von dialektfremden Flüchtlingen und Vertriebenen handeln könnte, die sowohl im östlichen Niedersachsen und Schleswig-Holstein als auch in Mecklenburg-Vorpommern besonders hohe Anteile an der Bevölkerung ausmachten.

Lässt sich also aus der Sicht meiner Erhebung ein ähnlicher Lautwandel auch für die zentralmecklenburgische Region südwestlich von Rostock erkennen? Und können aus den Daten meines Korpus Rückschlüsse gezogen werden auf eine mögliche Rolle der Zuwanderer bei dieser Lautentwicklung? Da die schriftlichen Wenkerbögen von 1880 in meinem Untersuchungsgebiet keinen Aufschluss darüber geben, wie der in der Dialektverschriftlichung genutzte Buchstabe <r> damals ausgesprochen wurde,[430] müssen für die Frage, welches die phonetische Ausgangssituation der späteren Entwicklung gewesen ist, andere Quellen herangezogen werden. Einige Anhaltspunkte bieten ältere Grammatiken des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern. So ordnet die *Grammatik der plattdeutschen Sprache. In Grundlage der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart* von 1857 den Konsonanten *r* den „Zungenlauten" zu (Wiggers 1857: 10). Karl Nergers Grammatik gibt in den Kapiteln über den „meklenburgische[n] Dialekt in neuerer Zeit" eine sehr genaue Beschreibung der Artikulation des prävokalischen *r*: Beim „Zungenzitterlaut *r*" (Nerger 1869: XI) werde „die Zungenspitze am oberen Alveolarrande durch den Luftstrom in Vibration versetzt" (ebd.: 141–142). Am Beginn des 20. Jahrhunderts bestätigt Grimmes vergleichende Grammatik der *Plattdeutsche[n] Mundarten* zumindest für den ostmecklenburgischen Ortspunkt Stavenhagen, der Konsonant werde als „wohl durchweg alveolares *r*" (Grimme 1910: 48) gebildet. Für das „westliche Gebiet des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin und das Fürstentum Ratzeburg" heißt es auch in der Dissertation von Kolz (1914: 16): „Die Zungenspitze ist in zitternder Bewegung beim Anlaut *r*". Die Grammatik des vorpommerschen Niederdeutsch in der Stadt Wolgast von Warnkross (1912: 17, 64) hält ebenfalls die Artikulation mit der Zungenspitze für ortstypisch, die hier aber durch eine nur „geringe Vibration" gekennzeichnet sei.

Historische Tondokumente unterstützen die Annahme, dass das Zungenspitzen-*r* auch in meinem Untersuchungsgebiet die vorherrschende Realisierungsform des niederdeutschen *r* vor Vokal war, ehe der Lautwandel in breitem Umfang einsetzte. In den beiden Aufnahmen zum *Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten* aus meinem Untersuchungsgebiet sind 1936 / 1937 drei Erzähler bzw. Gesprächsteilnehmer zu hören, die zwischen 1871 und 1898 geboren wurden. Zwei dieser Sprecher der inszenierten Aufnahmen verwenden vor

430 In anderen Dialektregionen ist auf der Rückseite der Fragebögen zum Teil explizit nach der Realisierung des *r* gefragt worden.

Vokal ausschließlich das Zungenspitzen-*r* (22 bzw. 30 Belege). Die dritte Person, die leider viel seltener zu Gehör kommt, artikuliert das *r* in 22,2 % der 9 Belege schon als Zäpfchen-*r*. Auch bei dieser Person dominiert also noch sehr deutlich das apikale *r*, aber erste Ansätze einer Variation sind hier bereits feststellbar.[431] Eine auf den Tonaufnahmen des *Lautdenkmals* von 1936 / 1937 basierende großräumige Kartierung der *r*-Realisierungen in den deutschen Dialekten von Göschel (1971: 94) verzeichnet dementsprechend als Leitform für Mecklenburg-Vorpommern die alveolare Artikulation. Im IDS-Korpus „Datenbank für Gesprochenes Deutsch / Deutsche Mundarten: DDR" sind außerdem Sprachaufnahmen von zwei Sprechern aus meiner Erhebungsregion archiviert, deren Lebenszeiten ebenfalls nahe an die Wenker-Zeit heranreichen. Ein 1890 geborener Mann aus Retschow und ein im Jahr 1900 geborener Mann aus Letschow realisierten im Übersetzungstest 1962 übereinstimmend sämtliche prävokalischen *r* als apikale Vibranten (100%, n = 20).[432] Eine ganze Reihe von Indizien sprechen also dafür, dass die übliche Aussprache des *r* vor Vokal im mecklenburgischen und vorpommerschen Niederdeutsch – und speziell in meinem zentralmecklenburgischen Untersuchungsgebiet – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch nahezu durchgängig ein „Zungenzitterlaut" war.

Dies scheint sich auch für den niederdeutschen Sprachgebrauch meiner 24 untersuchten alteingesessenen Gewährspersonen zu bestätigen, die zwischen 1920 und 1940 in der Erhebungsregion geboren wurden. Auch wenn in dieser Gruppe die apikalen Vibranten sehr deutlich dominieren, ist doch vorab darauf hinzuweisen, dass die Phonetik des *r* auch in der prävokalischen Position hier eine beachtliche Variationsbreite aufweist: So sind neben apikalen gelegentlich auch uvulare (bzw. velare) Realisierungen zu hören, die Artikulationsart kann approximant, frikativ oder vibrant ausfallen, der Vibrant dabei ein- oder mehrschlägig produziert werden. Im Folgenden soll – auch aus Gründen der auditiven Identifizierbarkeit – allein der Unterschied zwischen vorderem (apikalem, alveolarem) und

---

431 Aufnahmenummer: LD60109 / ND096, 2. Fassung, Ort: Warnemünde-Rostock, 7.12.1936, inszeniertes Gespräch zwischen zwei Personen geb. 1882 und 1898; Aufnahmenummer LD60193 / ND097, 15.2.1937, Erzählung, Mann geb. 1871. Beide uvulare *r* treten im Wort *krigen*, also in der Position nach velarem Plosiv auf.

432 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR), Siglen DR933 und DR931, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

hinterem (uvularem) Artikulationsort betrachtet werden, der dem eingangs konstatierten Lautwandel die wesentliche Richtung vorgibt. Vergleichsgrundlage ist die Realisierung des *r* in 15 Belegwörtern aus den niederdeutschen Wenkerübersetzungen, in denen das prävokalische *r* in unterschiedlichen Lautkontexten auftritt.[433]

Schauen wir uns zunächst die quantitativen Befunde für den Gebrauch des apikalen *r* im intendierten Niederdeutsch der älteren Alterskohorte meiner alteingesessenen Gewährsleute an: In den Wenkerübersetzungen der alteingesessenen Mecklenburger aus der Vorkriegsgeneration werden von insgesamt 310 Belegen für prävokalisches *r* 93,2 % als Zungenspitzen-*r* artikuliert (vgl. Abb. 5.3.4-1). Im intendierten Niederdeutsch dieser Altersgruppe herrscht also noch heute nahezu ausnahmslos die apikale *r*-Artikulation vor. Dieser hohe Anteil entspricht recht genau den Zahlenverhältnissen, die Hansen (2009: 92–95) bei seinen vor 1945 geborenen Probanden auf Rügen festgestellt hat.

Es ist für meine Gewährsleute aus Zentralmecklenburg dabei zu beachten, dass die zwar geringen, aber immerhin vorhandenen Anteile für hinteres *r* im intendierten Niederdeutsch der Vorkriegsgeneration vor allem auf interpersoneller Varianz beruhen. Von den 24 Sprecherinnen und Sprechern dieser Altersgruppe wählen nämlich 21 Personen in sämtlichen Belegkontexten für prävokalisches *r* durchgängig eine apikale Artikulation. Für die weitaus meisten Angehörigen der Vorkriegsgeneration ist das Zungenspitzen-*r* also überhaupt die einzige niederdeutsche Realisierungsform des *r*

433 Überprüft wurde die Aussprache des *r* vor Vokal im absoluten Wortanlaut sowie im gedeckten Wort- und Silbenanlaut. Belege für *r* im absoluten Anlaut in der hochdeutschen Vorlage und dem niederdeutsche Äquivalent: Wenkersatz 17 *rain* (‚rein'), WS 26: *roude* (‚rote'), WS 35: *rächt* (‚recht'); Belege für *r* nach Labial- oder Dentalplosiv: WS 1: *drögen* (‚trocknen'), WS 4: *inbroken* (‚eingebrochen'), WS 6 *brennt* (‚gebrannt'), WS 16: *uttodrinken* (‚auszutrinken'), WS 26: *drai* (‚drei'), WS 43: *trotzdem* (‚trotzdem'); Belege für *r* nach velarem Plosiv: WS 16: *grout* (‚groß'), WS 16 *grötter* (‚größer'), WS 45: *Krain* (‚Krähen'); Beleg für *r* nach Frikativ: WS 9: *Fru* (‚Frau'), *WS 22: schrigen* (‚schreien'*), WS* 45 *Frugens (*‚Frauen'). Um eventuelle Wirkungen von Isomorphie mit dem Hochdeutschen beobachten zu können, wurden bewusst die vier Testwörter *rain*, *drai, recht* und *trotzdem* einbezogen, die eine lautidentische standarddeutsche Entsprechung haben. Im Unterschied dazu habe ich alle Belege, bei denen die anderen Testwörter in standardidentischer Phonetik und Morphologie in die Wenkersatz-Übersetzungen übernommen wurden, als lokalen Transfer aus dem Hochdeutschen betrachtet und in der Auswertung nicht berücksichtigt.

in prävokalischer Position.[434] Eine einzelne Person dieser Altersgruppe, Herr 24 (1926 A), spricht das *r* dagegen gleichermaßen ausschließlich als Zäpfchen-*r* aus. Überhaupt nur zwei Personen dieser Gruppe variieren in ihren Wenkerübersetzungen zwischen vorderem und hinterem *r*: Im intendierten Niederdeutsch von Herrn 56 (1935 A) sind die Anteile beider Varianten etwa gleich (46,2 % apikal, n = 13), bei Frau 12 (1935 A) dominiert sehr deutlich die apikale Variante (91,7 %, n = 12).

Die beiden Probanden, die das *r* ausschließlich bzw. in rund der Hälfte der Belege als Zäpfchen-*r* realisieren, haben ihren Lebensmittelpunkt mindestens seit dem Zweiten Weltkrieg dauerhaft in Rostock.[435] Im Anschluss an Schirmunski (2010 [1961]: 433) und Niekerken (1963: 166–167) könnte man daher vermuten, dass für diese beiden Gewährspersonen das großstädtische Lebensumfeld den (beginnenden) Wechsel vom apikalen zum uvularen *r* begünstigt habe. Allerdings überwiegt unter den befragten ortsfesten Rostockern der Vorkriegsgeneration insgesamt sehr deutlich die Zahl der Probanden, die das niederdeutsche *r* noch ausschließlich apikal artikulieren.[436]

Gegenüber dem Lautstand in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, in denen nach allen verfügbaren Indizien das Zungenspitzen-*r* im mecklenburgischen Niederdeutsch nahezu absolut vorherrschte, hat sich der Sprachgebrauch der zwischen 1920 und 1940 geborenen Alteingesessenen bis heute also offensichtlich nur bei einigen wenigen Einzelpersonen

---

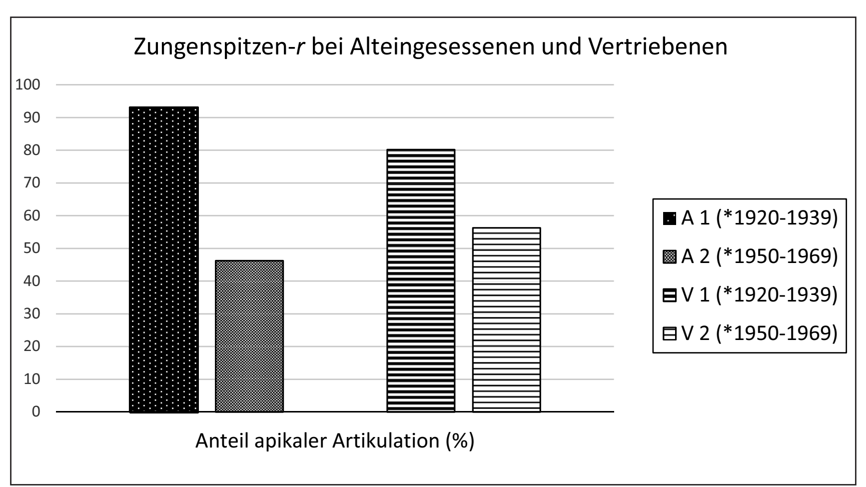
434 Ähnliche Verhältnisse zeigen sich in dieser Altersgruppe auch in spontanen niederdeutschen Erzählungen. In insgesamt sieben von neun freien Erzählungen, die ich von Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration aufzeichnen konnte, wird das prävokalische *r* ausschließlich apikal ausgesprochen, nur zwei Gewährspersonen wechseln zwischen vorderem und hinterem *r*, vgl. die Ausführungen am Ende dieses Abschnitts.

435 Herr 24 ist als Sohn einer Rostockerin in Güstrow geboren und lebt seit 1941 durchgehend in Rostock. Herr 56 stammt aus Biestow, das heute ein Stadtteil Rostocks ist, und hat seinen Lebensmittelpunkt immer in der Stadt gehabt.

436 Auf eine bereits in den 1930er Jahren einsetzende Variabilisierung der *r*-Realisation in Rostock deutet ein leider nicht weiter ausgeführter Hinweis in dem anonymen Text „Das plattdeutsche Rostock“ hin, wonach sich das Rostocker Platt von dem des Umlands unter anderem dadurch unterscheide, dass „das ‚r’ manche Verwirrung angerichtet“ habe (Anonym 1936: 35). Als Verfasser kommen wahrscheinlich Paul Beckmann oder Johannes Gosselck in Frage, die beide im Mitarbeiterverzeichnis des durchweg anonym publizierten Heftes *Das Antlitz der Stadt* aufgeführt sind.

geändert. Eine wirklich tiefgreifende Veränderung der *r*-Realisierung setzt erst in der Nachfolgegeneration ein. Wie in anderen niederdeutschen Dialektgebieten deuten die Übersetzungstests mit den niederdeutschkompetentesten Alteingesessenen aus der Nachkriegsgeneration darauf hin, dass auch in meinem Erhebungsgebiet die zuvor kaum variable Artikulation des *r* in eine umfassende diachrone Bewegung geraten ist. Die 108 Belege für prävokalisches *r* in den Wenkerübersetzungen der neun untersuchten dialektkompetenten Gewährspersonen der jüngeren Altersgruppe werden nun nur noch zu durchschnittlich 46,3 % apikal realisiert. Die Anteile des Zungenspitzen-*r* haben sich gegenüber der Vorkriegsgeneration also recht genau halbiert und das Zäpfchen-*r* überwiegt im intendierten Niederdeutsch der Nachkriegsgeneration bereits leicht (vgl. Abb. 5.3.4-1).[437]

Abbildung 5.3.4-1: Prozentualer Anteil der apikalen Artikulation des prävokalischen r *in den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)*



Neben den von Person zu Person variierenden Sprachgebrauch tritt nun verstärkt auch die Varianz des Merkmals innerhalb der Wenkerübersetzungen der einzelnen Gewährspersonen. Von neun Gewährspersonen

437 Die Abnahme der Anteile des apikalen *r* im intendierten Niederdeutsch von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen ist mit einem p-Wert von 0,0016 sehr signifikant.

verwenden drei ausschließlich das Zungenspitzen-*r* und eine weitere ausschließlich das Zäpfchen-*r*. Die fünf übrigen Gewährspersonen nutzen im intendierten Niederdeutsch beide Varianten zu stark schwankenden Anteilen nebeneinander: Die Frequenz des ‚alten' Zungenspitzen-*r* liegt bei diesen Personen zwischen 13,3 % und 71,4 %. Neben der extrem ausgeprägten interpersonellen Varianz des Merkmals, bei der Einzelpersonen entweder ausschließlich das Zungenspitzen-*r* oder aber ausschließlich das Zäpfchen-*r* verwenden,[438] variiert die *r*-Artikulation nun auch innerhalb des niederdeutschen Sprachgebrauchs der meisten Gewährspersonen viel stärker als noch in der Elterngeneration. Auch diese sprunghaft erhöhte Varianz der *r*-Realisierung ist Ausdruck einer nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Entwicklungsdynamik im mecklenburgischen Niederdeutsch. Diese Dynamik ist im intergenerationellen Vergleich insgesamt auf einen starken Abbau des Zungenspitzen-*r* gerichtet, das in großem Umfang durch das Zäpfchen-*r* abgelöst wird.

Eine sehr ähnliche Entwicklungsdynamik zeigt sich auch im intendierten Niederdeutsch der Vertriebenen und ihrer in Mecklenburg geborenen Nachkommen (vgl. Abb. 5.3.4-1). Die 13 niederdeutschkompetentesten Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration realisieren im Übersetzungstest das prävokalische *r* im Durchschnitt zu 80,2 % als Zungenspitzen-*r* (n = 172). Sieben der untersuchten 13 Gewährspersonen dieser Altersgruppe artikulieren das *r* im Niederdeutschen dabei ausschließlich apikal, weitere zwei verwenden das Zungenspitzen-*r* in über 90 % der einschlägigen Belege. Und ähnlich wie bei den gleichaltrigen Alteingesessenen gebraucht auch hier nur eine einzige Person im Niederdeutschen ausschließlich ein hinteres *r*. Der prozentuale Anteil der apikalen *r*-Realisierungen liegt damit nicht viel niedriger als im Niederdeutsch der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration und die Varianz des Merkmals ist unter den Zugewanderten nur unwesentlich größer als bei der alteingesessenen Vergleichsgruppe. Es kann deshalb als ausgeschlossen gelten, dass die jähe Dynamisierung der *r*-Artikulation in der autochthonen Bevölkerung durch den Kontakt

---

438 Befunde des *Norddeutschen Sprachatlas* zeigen, dass die starke interpersonelle Varianz der niederdeutschen *r*-Aussprache nicht nur für Mecklenburg-Vorpommern, sondern für die Dialektsprecherinnen der mittleren Generation aus dem gesamten norddeutschen Raum kennzeichnend ist (Ehlers im Druck e).

mit dem Lerner-Niederdeutsch der Zuwanderer maßgeblich beschleunigt worden ist. Den meisten Zuwanderern dürfte das apikale *r* aus den Dialekten und Regiolekten ihrer Herkunftsregionen vertraut gewesen sein und sie haben es zumeist in ihrem eigenen Sprachgebrauch ‚mitgebracht', als sie nach Mecklenburg kamen.[439]

Auch in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien ist sodann ein recht deutlicher intergenerationeller Abbau des niederdeutschen Zungenspitzen-*r* zu beobachten. Der Anteil der apikalen Realisierungen des *r* fällt bei den niederdeutschkompetentesten Nachkommen von Vertriebenen von 80,2 % (Vorkriegsgeneration) im Durchschnitt auf nur noch 56,3 % der Belege zurück (n = 64) (vgl. Abb.5.3.4-1). Damit realisieren sie im intendierten Niederdeutsch das altdialektale Merkmal durchschnittlich sogar etwas häufiger als ihre Altersgenossen aus den Familien Alteingesessener.[440] Es ist auch für die Nachkriegsgeneration auszuschließen, dass die Entwicklungsdynamik des *r* im Niederdeutschen der Alteingesessenen durch den Kontakt mit dem Niederdeutsch befördert worden sein könnte, das die Nachkommen der Vertriebenen gelernt haben, im Gegenteil fällt dort ja der Abbau des apikalen *r* sogar etwas weniger stark aus.

Abschließend soll nun noch die eigentümliche Parallelität der Entwicklungen der *r*-Artikulation im mecklenburgischen Niederdeutsch und im mecklenburgischen Regiolekt näher beleuchtet werden. Wie wir in Abschnitt 3.2.5 gesehen hatten, wird auch im mecklenburgischen Regiolekt das zuvor nahezu ausnahmslos vorherrschende Zungenspitzen-*r* in der kurzen Zeitspanne von der Vorkriegs- zur Nachkriegsgeneration in den alteingesessenen Familien ebenso wie in den Vertriebenenfamilien weitestgehend durch das Zäpfchen-*r* ersetzt. Während dieser Lautwandel im mecklenburgischen Regiolekt aber innerhalb einer Generationsfolge zu einer fast vollständigen Ablösung des Zungenspitzen-*r* vor Vokal geführt hat, das sich nur noch im idiolektalen Sprachgebrauch weniger Einzelpersonen

---

439 Die schon erwähnte Karte von Göschel (1971: 94) zur *r*-Realisierung in den deutschen Dialekten um 1937 verzeichnet in den Vertreibungsgebieten zwar einige Nachweise hinterer *r*-Artikulationen für den obersächsischen und schlesischen Raum, scheint aber zumindest Nord- und Westböhmen in einen Großraum mit alveolarem *r* einzugliedern.

440 Diese Häufigkeitsdifferenz ist allerdings nicht signifikant.

hält, ist das Zungenspitzen-*r* im Niederdeutsch der jüngeren Generation der Mecklenburger zwar ebenfalls stark abgebaut, bleibt aber insgesamt doch noch recht häufig zu hören. Im intendierten Niederdeutsch der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen- und der Vertriebenenfamilien liegt der Anteil des Zungenspitzen-*r* immerhin noch bei etwa 50 % der Belege, während prävokalisches *r* im Regiolekt in beiden Bevölkerungsgruppen nur noch durchschnittlich mit Anteilen von etwa 10 % apikal artikuliert wird. Auch die interpersonelle Varianz der *r*-Realisierungen ist in dieser Altersgruppe im Basisdialekt erheblich ausgeprägter als im Regiolekt.

Dem Abbau des Zungenspitzen-*r* im Niederdeutschen ist dabei nicht etwa ein entsprechender Lautwandel im mecklenburgischen Regiolekt zeitlich vorausgegangen. Vielmehr vollzieht sich der Lautwandel in beiden Varietäten zwar mit unterschiedlicher Dynamik, aber paralleler zeitlicher Struktur. Der Orientierungspol für die standardadvergente Entwicklung im autochthonen Basisdialekt kann hier nicht der Sprachusus im Regiolekt gewesen sein, denn die ältere Generation der Alteingesessenen verwendet im Regiolekt selbst heute noch nahezu ausnahmslos und ohne Variation das Zungenspitzen-*r*. Wie schon im Abschnitt 3.2.5 erörtert, kann der abrupte Abbau des Zungenspitzen-*r* im Regiolekt ebenso wie im Basisdialekt am ehesten wohl auf tiefgreifende Änderungen im kodifizierten und medial bzw. schulisch verbreiteten Standard zurückgeführt werden. Mit Schmidt / Herrgen (2014: 37) gesprochen geht der intergenerationelle Lautwandel hier offensichtlich weniger auf Mesosynchronisierungen innerhalb eines variabel geworden lokalen Sprachgebrauchs zurück als auf medial und institutionell gestützte Makrosynchronisierungen an eine neue überregionale Standardvariante. Die „neuere Bildungsmode“ (Niekerken 1963: 167) schlägt auf den enger standardorientierten Regiolekt naheliegender Weise stärker durch als auf den Basisdialekt.

Ein Vergleich des Sprachverhaltens, das einzelne Gewährspersonen der Nachkriegsgeneration im Basisdialekt und im Regiolekt aufweisen, ermöglicht einen genaueren Blick auf die unterschiedlich starke Abbautendenz des Zungenspitzen-*r* in den beiden mecklenburgischen Varietäten. Eine Reihe von Gewährspersonen, die bei der Analyse des mecklenburgischen Regiolekts berücksichtigt wurden, erwies sich als derart dialektkompetent, dass sie auch in die Untersuchung des intendierten Niederdeutsch einbezogen werden. Bei insgesamt elf Gewährspersonen – sowohl aus alteingesessenen

Familien als auch aus Familien Vertriebener – kann die Realisierung des prävokalischen *r* im spontansprachlichen Regiolekt und im intendierten Niederdeutsch miteinander verglichen werden. Die folgende Tabelle 5.3.4-1 zeigt die prozentualen Anteile des Zungenspitzen-*r* in den regiolektalen und in den niederdeutschen Äußerungen dieser Probanden:

Tabelle 5.3.4-1: Prozentuale Anteile apikaler r-*Realisierungen im niederdeutschen Basisdialekt und im Regiolekt bei Nachkommen von Alteingesessenen und Vertriebenen*

Gewährspersonen	**Anteil apikaler *r*-Realisierung im**	
	intendierten Niederdeutsch	**spontansprachlichen Regiolekt**
aus alteingesessenen Familien		
Frau 51 (1954 AA)	71,4 %	0 %
Frau 53 (1950 AA)	13,3 %	3 %
Frau 55 (1952 AA)	0 %	0 %
Frau 67 (1964 AA)	46,2 %	0 %
Frau 71 (1952 AA)	18,2 %	0 %
Frau 73 (1962 AA)	100 %	98 %
Herr 89 (1950 AA)	100 %	0 %
aus Familien Vertriebener		
Frau 60 (1952 VV)	30,8 %	0 %
Herr 68 (1952 VV)	100 %	100 %
Herr 74 (1959 VV)	41,7 %	3 %
Frau 83 (1954 VA)	7,7 %	0 %

Drei Gewährspersonen variieren die *r*-Realisierung weder im intendierten Niederdeutsch noch im Regiolekt. Frau 55 verwendet in beiden Varietäten ausschließlich das Zäpfchen-*r*, Frau 73 und Herr 68 bilden das *r* in beiden Varietäten (fast) ausschließlich apikal. Bei diesen drei Personen ist die Artikulation des *r* offenbar idiolektal festgelegt, jedenfalls varietätenübergreifend einheitlich. So sagt Frau 73 (1962 AA, SP: 87) zu ihrer auffallend rollenden *r*-Aussprache: „Ich ich kann es eben nicht anders“.

Neun der in der Tabelle 5.3.4-1 aufgeführten Gewährspersonen „können“ dagegen zwischen Zungenspitzen-*r* und Zäpfchen-*r* wechseln und sie nutzen die beiden Varianten des *r* unterschiedlich häufig, je nachdem, ob sie in niederdeutscher oder in regiolektaler Sprachlage sprechen. Dabei liegen die Anteile des Zungenspitzen-*r* – wie nach den obigen Erörterungen kaum anders erwartbar – bei allen Gewährspersonen im intendierten Niederdeutsch durchgängig höher als in Regiolekt. Auffallend ist aber, dass die Mehrzahl der Gewährspersonen das Zungenspitzen-*r* überhaupt nur dann zu gewissen Anteilen verwendet, wenn sie intendiert niederdeutsche Äußerungen produzieren, während sie im Regiolekt ausschließlich das Zäpfchen-*r* gebrauchen. Für diese Personen ist die apikale Artikulation des *r* also offensichtlich ein eindeutiger Varietätenmarker des Niederdeutschen. Im Bestreben, ein ‚echtes‘ Niederdeutsch zu sprechen, weichen die meisten Angehörigen der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen- und Vertriebenenfamilien auch bei der Artikulation des *r* immer wieder von der in ihrer Altersgruppe üblichen uvularen *r*-Aussprache im Regiolekt und Standard ab und realisieren ein markant standarddivergentes Zungenspitzen-*r*. Am systematischsten markiert Herr 89 die Varietätengrenze zwischen Niederdeutsch und Regiolekt mit Hilfe der *r*-Aussprache: Im intendierten Niederdeutsch gebraucht er ausschließlich das Zungenspitzen-*r*, das er im spontansprachlichen Regiolekt dagegen nie verwendet.

Dass die Art der Artikulation des prävokalischen *r* für viele Gewährspersonen offensichtlich mit der jeweils gewählten Varietät zusammenhängt, lässt sich auch an der Aussprache einzelner Lexeme beobachten. So werden die im Hochdeutschen und Niederdeutschen gleichlautenden Lexeme *drei*, *recht* und *trotzdem* von den neun Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration im intendierten Niederdeutsch insgesamt seltener mit Zungenspitzen-*r* gesprochen als niederdeutsche Wörter, die phonetisch und morphologisch stärker vom hochdeutschen Standard abweichen (wie z. B. *uttodrinken*, *grötter*, *Frugens*). Die Anteile für Zungenspitzen-*r* liegen bei dieser Bevölkerungsgruppe im Niederdeutschen bei *drei* mit 28,8 %, bei *recht* mit 20 % und bei *trotzdem* mit 25 % jeweils deutlich niedriger als die Durchschnitthäufigkeit des apikalen *r* bei allen 15 untersuchten Testwörtern (46,3 %). Auch die sechs dialektkompetenten Nachkommen von Vertriebenen verwenden diese drei im Niederdeutschen und Hochdeutschen isomorphen Lexeme in ihren niederdeutschen Übersetzungen unterdurchschnittlich selten mit

Zungenspitzen-*r*.[441] Niederdeutsche Wörter, die von ihrer Phonetik und Morphologie her auch als standardsprachliche gelten könnten, werden von den Probanden also tendenziell auch im Bereich der *r*-Realisierung standardnäher ausgesprochen.

Diese auf quantitative Indizien gestützte Beobachtung findet auch in einer spontansprachlichen niederdeutschen Aufnahme einer älteren Gewährsperson Bestätigung. Von einer der wenigen Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration, die im intendierten Niederdeutsch bei der Artikulation des *r* geringfügig variieren, konnte ich eine freie Dialekterzählung aufnehmen, in der die Festtagsküche in der Familie thematisiert wurde (Frau 12, 1935 A, EN). In dieser Aufnahme stehen 24 Belegen für Zungenspitzen-*r* in der Position vor Vokal zehn Belege für Zäpfchen-*r* gegenüber, und zwar in den Wörtern *Hauptgericht* (zweimal vertreten), *Fleischbrüh*‘, *Zitronencreme* (zweimal vertreten), *Zitronen*, *rein* (in der Bedeutung ‚ausschließlich‘, zweimal vertreten), *drei* und *richtige*. Mit Zäpfchen-*r* werden also einerseits Lexeme ausgesprochen, die als genuin standardsprachliche Wörter zu kennzeichnen wären (*Hauptgericht*, *Fleischbrüh*‘ und *Zitronencreme*, *Zitronen*). Mit Zäpfchen-*r* spricht Frau 12 in ihrer niederdeutschen Erzählung andererseits gelegentlich auch Lexeme aus, die eine isomorphe hochdeutsche Entsprechung haben, nämlich *drei*, *richtige* und *rein*. *Drei* und *richtig* artikuliert sie in derselben Aufnahme an anderer Stelle auch mit Zungenspitzen-*r*. In ihrer überwiegend von einer apikalen *r*-Realisierung dominierten niederdeutschen Erzählung findet das Zäpfchen-*r* also nur bei der Aussprache von solchen Lexemen Eingang, die als hochdeutscher Transfer gelten könnten. Das standardnahe Wort *Fleischbrüh*‘ spricht Frau 12 demgemäß mit hinterem *r* aus ([flai͜ʃbʁyː]). Wenn sie in ihrer niederdeutschen Erzählung aber ein phonetisch insgesamt standardferneres Synonym für *Brühe* wählt, so wechselt sie auch bei der *r*-Artikulation zum Zungenspitzen-*r*: so in *Rindflaischbroi* und *Broi* ([-brɔ͜ʏ],Brühe‘). Schon bei dieser älteren Gewährsfrau markiert das Zungenspitzen-*r* demnach die

441 *Drei* und *recht* mit jeweils 25 % und *trotzdem* mit 50 % gegenüber dem durchschnittlichen Anteil des Zungenspitzen-*r* von 56,25 % bei der Übersetzung aller 15 Testwörter durch die Nachkommen von Vertriebenen. Das ebenfalls isomorphe Lexem *rein* wird von beiden Bevölkerungsgruppen der Nachkriegsgeneration allerdings überdurchschnittlich oft mit apikalem *r* übersetzt (60 % und 80 %), dabei sind aber die Belegzahlen außerordentlich niedrig, da das Wort von den meisten Übersetzungen ganz ausgespart wird.

Varietätengrenze zwischen dem Niederdeutschen und dem mecklenburgischen Regiolekt bzw. Standard.[442]

Vor dem Hintergrund des nahezu vollständigen Übergangs zum Zäpfchen-*r* in den regiolektalen Sprachlagen erscheint das apikale *r* heute als ein markant standarddivergentes Merkmal. Als ein solches Merkmal kann das Zungenspitzen-*r* von allen Personen, für die es nicht die einzige, idiolektal verfestigte *r*-Variante darstellt, als ein Zeichen für die Rede im Basisdialekt eingesetzt werden. Eine größere Zahl von vor allem jüngeren Sprechern scheint das Zungenspitzen-*r* tatsächlich in dieser Weise einzusetzen und damit an seinem Gebrauch im Niederdeutschen festzuhalten. Der starken Dynamik einer Advergenz an den neuen Standard der *r*-Realisierung im Regiolekt steht im Dialekt eine gewisse Tendenz zur Bewahrung des standarddivergenten Zungenspitzen-*r* gegenüber, sodass dort der Abbau des Merkmals einstweilen verlangsamt wird.

5.3.5 „*S-tolpern übern s-pitzen S-tein*“ auf Platt – Abbau und Revitalisierung des alveolaren *s* vor *t* und Folgevokal

Anders als für die mittel- und oberdeutschen Dialekte und die hochdeutsche Standardsprache ist nach Schirmunski (2010 [1961]: 420) „für das Niederdeutsche […] die Bewahrung des anlautenden stimmlosen Konsonanten *s* vor Konsonanten kennzeichnend“. Den Übergang von alveolarem *s* [s] vor den Folgekonsonanten *m*, *n*, *l*, *p*, *t* und *w* im Wort- und Silbenanlaut zu einem postalveolaren *sch* [ʃ] hat das Niederdeutsche also nicht mitgemacht (z. B. niederdeutsch *S-ten*, *Swin* versus hochdeutsch *Schtein*, *Schwein*). Schirmunski stellt außerdem fest, dass nach niederdeutschem Vorbild speziell die Lautkombinationen *st* und *sp* auch in die norddeutschen Regiolekte übernommen worden seien:

---

442 Bei einer anderen Gewährsperson derselben Altersgruppe ist dieser Zusammenhang nicht ganz so eindeutig. In der Dialekterzählung von Herrn 9 (1939 A) herrscht zwar auch das apikale *r* vor, er artikuliert ausnahmsweise aber auch die phonetisch genuin niederdeutschen Wörter *rutlopen* und *rinsteckt* mit Zäpfchen-*r*. Ansonsten spricht er nur den Namen seiner Tochter, mit der er nahezu ausschließlich hochdeutsch spricht, mit Zäpfchen-*r* aus, was sich ebenfalls als lexikalischer Transfer aus dem Hochdeutschen interpretieren lässt. In den übrigen Dialekterzählungen der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration wird, wie oben bereits gesagt, ausschließlich apikales *r* realisiert.

> Das niederdeutsche *st*–, *sp*– im Anlaut statt *št*–, *šp*– [ʃt–, ʃp–] hält sich fest auch in der Literaturaussprache der norddeutschen Städte (Hannover, Braunschweig, Bremen, Hamburg u. a.), unterstützt durch die zweideutige Schreibweise. (ebd.)

Im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts ist die überkommene alveolare Artikulation des *s* im Anlaut vor *t* und *p* aber nicht nur nahezu vollständig aus den norddeutschen Regiolekten verschwunden,[443] sondern diese Entwicklung hat sich auch in den niederdeutschen Basisdialekten fortgesetzt. Der Lautwandel von *s* zu *sch* vor Konsonant gilt inzwischen allgemein „als eine der wichtigsten lautlichen Veränderungen im Niederdeutschen" (Wilcken 2013: 30), die dessen im Übrigen sehr stabiles Lautsystem außergewöhnlich durchgreifend umgestaltet habe.[444] Goltz (2010: 247) führt diese Entwicklung zum einen auf den Einfluss von Randgebieten des Niederdeutschen zurück, in denen postalveolares [ʃ] vor Konsonant schon lange im Gebrauch ist. Hier wäre neben Schleswig, das Goltz nennt, auch an das Brandenburgische mit seiner Vorbildwirkung vor allem für Mittelpommern und Vorpommern zu denken. Zum Lautwandel von *s* zu *sch* vor Konsonant habe zum anderen die Rückübertragung ehemals niederdeutscher Lehnwörter wie *snacken* im Regiolekt beigetragen, die mit standarddeutscher Umlautung als *schnacken* wieder ins Niederdeutsche übernommen worden seien. Im Übrigen vermutet Goltz (2010: 248) aber, das alveolare *s* vor Konsonant sei im Niederdeutschen „still in use in many places", und er hält es daher für verfrüht mit Elmentaler (2008: 72) davon auszugehen,

---

443 Vgl. Reuter (2015: 336–337), die einen „drastischen Rückgang des Merkmals" in den norddeutschen Regiolekten konstatiert. Die entsprechende Karten im *Norddeutschen Sprachatlas*, die für die 1960er Jahre zum Teil noch hohe Gebrauchsfrequenzen im nordniedersächsischen und nordostfälischen Raum belegen, können für die Gegenwart so gut wie keine Nachweise für regiolektales alveolares *s-t*, *s-p* mehr dokumentieren, vgl. ebd.: Karten K14.1 und K14.2.

444 Vgl. Gernentz (1974: 225) oder Goltz (2010: 247). Reershemius (2004: 100–101) beobachtet den tiefgreifenden Lautwandel auch im ostfriesischen Niederdeutsch. Selbst in Hamburg, wo alveolares *s* vor *t* in der laienlinguistische Wahrnehmung bis heute „als typisches Merkmal des Hamburgischen" (Hettler 2016: 182) gilt, ist in spontansprachlichen niederdeutschen Äußerungen von Sprechern verschiedener Altersgruppen – bei beachtlichen individuellen Differenzen – insgesamt ein starker Abbau der ‚spitzen Aussprache' zu beobachten (Bieberstedt 2016: 121).

dass die alten alveolaren Formen „in größeren Teilen des niederdeutschen Kernraumes bereits als veraltet gelten müssen“.

Was lässt sich der vorliegenden Forschungsliteratur zu den Entwicklungen in Mecklenburg-Vorpommern entnehmen? Während sich die postalveolare Aussprache des *s* vor Konsonanten in Vorpommern bereits um 1900 flächendeckend durchgesetzt hatte, waren bei den umfassenden Dialektaufnahmen am Anfang der 1960er Jahre „im Westteil des Landes“ die alveolaren Realisierungen wie in *sl*–, *sm*– oder *sw*– „noch in Fülle“ nachzuweisen (Gundlach 1967: 180). Diese Entwicklung hatte zumindest zwischenzeitlich eine areale Binnengliederung der mecklenburgisch-vorpommerschen Dialektlandschaft zur Folge, in der sich die neue, postalveolare Variante des *s* vor Konsonant in Vorpommern und die erhaltene alveolare Variante in Mecklenburg gegenüber standen.[445] Spätestens in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts besteht allerdings keine klare west-östlich gegliederte Raumverteilung der beiden Varianten mehr:

> Vielmehr dringt die von Vorpommern aus durch hochdeutsches Schriftbild geförderte Neuerung nach Mecklenburg und darüber hinaus nach Westen vor. Dieser Wandel von *sl*–, *sm*–, *sn*– und *sw*– zu *schl*–, *schm*–, *schn*– und *schw*– erfaßte zuerst die Städte (Rostock bis 1925); inzwischen überwiegen auch auf dem Lande Formen mit *sch*– […]. Endlich werden von diesem Wandel auch *sp*– und *st*– ergriffen in Fällen wie *Schtauhl* (‚Stuhl‘) und *schpälen* (‚spielen‘). (Gundlach 1988: 426–427)

Aus eigener Anschauung beschreibt der Rostocker Gymnasiallehrer Paul Beckmann (1954 / 55: 131) diese Entwicklung, deren Durchsetzung er durch einen „lawinenartigen“ Lautwandel im standardnahen Regiolekt der mecklenburgischen Städte beschleunigt sieht:

445 Vgl. Warnkross (1912: 62) und die Wortkarte „Schwester“ in Georg Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches*, www.regionalsprache.de/SprachGis/Map.aspx: WA 247 (Stand: 7.9.2017), die sich auch die entsprechende Karte in König / Elspaß / Möller (2015: 150) zu Vorlage nimmt. Nach Herrmann-Winter (1991: 21) gibt es aber in Vorpommern „sogar heute noch Reliktlagen, etwa in Neuendorf auf Hiddensee, Südostrügen oder auf dem Darß“, vgl. die Lautkarten für *sl* > *schl*, *sn* > *schn*, *sw* > *schw* in Herrmann-Winter (2013: 36–38). Schon Wenkers Sprachatlas zeigt, dass der Lautwandel überdies lexemabhängig voranschritt, seine Karte zu *schwarz* (WA 90) zeigt beispielsweise noch für das gesamte niederdeutsche Gebiet den Anlaut *sw*.

> Noch 1905 fielen die Zugewanderten, die schp und scht sprachen, den Einheimischen auf, die, gestützt auf das hochdeutsche Schriftbild, sich im Rechte glaubten und sich (wie heute noch die westelbischen Niederdeutschen) gegen die ‚falsche' Neuerung wehrten. […] Ab 1910 setzte sich dann der Einbruch in Rostock mit lawinenartiger Geschwindigkeit fort, und etwa 1920 fiel die Aussprache sp und st ebenso auf wie früher schp und scht. Schnell griff die neue Aussprache auch auf das Plattdeutsche über. Nur wenige der Ältesten haben bis 1945 die ‚spitze' Aussprache beibehalten. Das platte Land hing wie immer zäher am Alten, aber, vor allem vom Südosten vordringend, ist die Erscheinung bis tief ins Herz Mecklenburgs vorgestoßen. Noch ist der Kampf nicht beendet, wird sich aber in Mecklenburg sicher für die sch-Formen entscheiden.

Nach Dahl (1974: 357) kannte in den 1960er Jahren „die Mehrzahl der Mundartsprecher in Rostock und Umgebung […] nur noch *schl*– usw." und postalveolares *sch* vor Konsonant war unter dem Einfluss des Hochdeutschen zum weitgehend „obligatorischen Interferenzmerkmal" des mecklenburgischen Niederdeutsch geworden. Neuere empirische Untersuchungen zum ländlichen Raum Zentralmecklenburgs bestätigen den fortschreitenden Übergang zum [ʃ] vor Konsonant, allerdings erfolge dessen „Ausbreitung aber nicht gradlinig": „Besonders in etwas abseits gelegenen Dörfern wie z. B. Kossebade und Dobbertin vermag sich /s/ immer noch zu halten" (Köhncke 2006: 171).

Mein Untersuchungskorpus bietet die Möglichkeit, den aktuellen Stand der Lautentwicklung für die Großstadt Rostock und ihre nähere kleinstädtische und dörfliche Umgebung zu überprüfen. Ich beschränke mich dabei auf die Untersuchung des *s* im Kontext vor *t* und darauffolgendem Vokal, da sich der Literatur zufolge bei *st*– und *sp*– die „spitze Aussprache" im Niederdeutschen am längsten gehalten habe.

Wie bei den anderen Variablen, sollen auch hier zunächst die historischen Wenkerbögen herangezogen werden, um einen Befund über den Entwicklungsstand im ausgehenden 19. Jahrhundert zu gewinnen. Einige der Gewährspersonen Wenkers bemühen sich zwar, die gesprochensprachliche Phonetik des *s* in Lautkombinationen vor Konsonanten durch Verschriftlichungen wie <szt>, <ßt> bzw. <scht> wiederzugeben, insgesamt ist aber aus den schriftlichen Wenkerübersetzungen nicht verlässlich erschließbar, ob ein Buchstabe <s> in diesen Kontexten für einen alveolaren oder einen postalveolaren Laut stehen soll. Auf der Rückseite der Wenkerbögen wurde aber unter anderem die Frage gestellt, ob „*st*, *sp* in den mundartlichen Wörtern

für *Stall*, *stellen*, *sprechen*, *Spiel* etc. wie *scht*, *schp* oder wie *ßt*, *ßp*“ laute. Auf immerhin 16 der 25 untersuchten Bögen aus meiner Untersuchungsregion wurde diese Frage von den Dorfschullehrern beantwortet. All diese 16 Gewährsleute gaben an, dass „*ßt*, *ßp*“ die ortsübliche Aussprache der Konsonantenkombination *st* bzw. *sp* sei. Es kann also davon ausgegangen werden, dass die alveolare Realisierung des *s* vor *t* im Erhebungsgebiet um 1880 noch konkurrenzlos vorherrschte (vgl. Abb. 5.3.5-1).

Die spontanen mündlichen Übersetzungen meiner Gewährspersonen ermöglichen, die Phonetik von *st* im Wort- und Silbenanlaut an mehreren Testwörtern der erweiterten Übersetzungsvorlage zu analysieren. Um Fälle von punktuellem Transfer hochdeutscher Lexeme in die niederdeutsche Übertragung sicherheitshalber auszuschließen, werden nur solche Testwörter untersucht, deren Übersetzung in Morphologie oder Phonetik eindeutig als niederdeutsch zu identifizieren sind.[446] In den folgenden neun Testkontexten wurde die Kombination *st* auf eine alveolare oder postalveolare Realisierung des *s* überprüft: Wenkersatz 5: „ist […] gestorben“; WS 14: „bleib […] stehen“; WS 18: „besser um ihn stehen“; WS 19: „hat […] gestohlen“; WS 22: „versteht er“; WS 26: „stehen Apfelbäume“; WS 31: „ich verstehe“; WS 44: „auf den Stuhl“; WS 45 „das Krähen […] stört“.

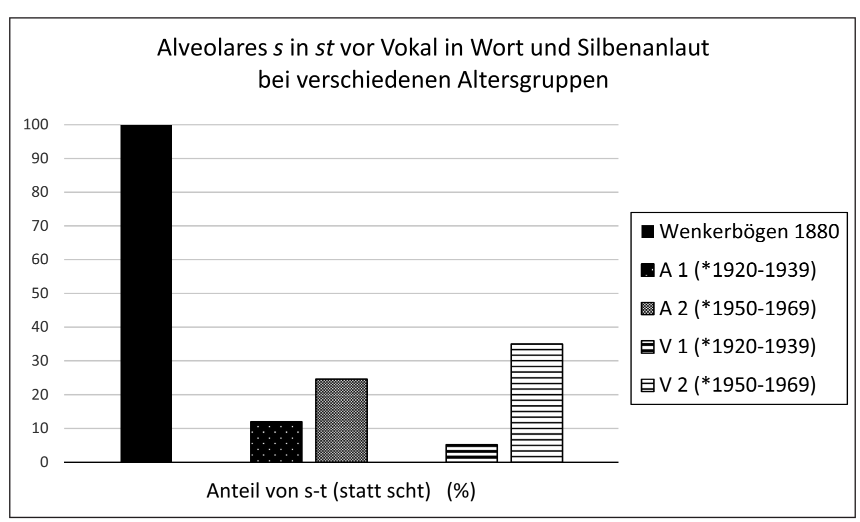
In den niederdeutschen Übersetzungen der alteingesessenen Mecklenburger der Vorkriegsgeneration tritt das alveolare *s* nur noch in durchschnittlich 12 % der 175 Belege für *st* auf. Gegenüber den Angaben der historischen Wenkerbögen deutet dieser geringe Prozentwert darauf hin, dass im Niederdeutsch meiner Untersuchungsregion das altdialektale Merkmal durchgreifend und tatsächlich „lawinenartig“ schnell abgebaut worden ist (vgl. Abb. 5.3.5-1). Die vor 1940 geborenen Alteingesessenen verwenden das ‚spitze s-t‘ hoch signifikant seltener als die Probanden der Wenkererhebung von 1880 aus der Untersuchungsregion.[447] Beckmann Prognose eines endgültigen ‚Sieges‘ der „sch-Formen“ scheint bei den älteren

446 Die möglichen Testwörter „bestellt“ (WS 20) und „Stück“ (WS 32) wurden aus der Untersuchung ausgeschlossen, weil ihre niederdeutschen Übersetzungen mit der standarddeutschen Entsprechung isomorph sind. Vgl. die vollständigen Übersetzungsvorlagen im Anhang 9.4.

447 Die Gebrauchsfrequenzen der Variante unterscheiden sich hier mit einem p-Wert von 0,0000.

Niederdeutschsprechern also nahezu erfüllt. Dabei ist auch die Spannweite der interpersonellen Varianz unter den vor 1940 geborenen Alteingesessenen erheblich. Während 17 der 24 untersuchten Probanden die alte ‚spitze Aussprache' gar nicht mehr realisieren (0 %), liegen die höchsten Anteile des alveolaren *s* im intendierten Niederdeutsch von Angehörigen dieser Altersgruppe bei 77,8 %, 57,1 % und 42,9 %. Das bedeutet aber auch, dass für keine einzige Person aus dem Kreis derjenigen, die das Niederdeutsche vor dem Krieg häufig noch als Erstsprache gelernt haben und zum Teil bis heute alltäglich sprechen, die alveolare Aussprache gegenwärtig noch die verbindliche Variante darstellt.

Abbildung 5.3.5-1: Prozentualer Anteil der alveolaren Realisierung des s *in wort- und silbenanlautendem* st *in den historischen Wenkerbögen und in den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)*



Historische Dialektaufnahmen bestätigen die sehr dynamische Entwicklung, die sich im Vergleich der historischen und der aktuellen Wenkerübersetzungen abzeichnet. In den inszenierten Aufnahmen des *Lautdenkmals reichsdeutscher Mundarten* aus den Jahren 1936 / 1937 spricht eine Gewährsperson aus Sarmsdorf prävokalisches *st* noch zu 100 % mit alveolarem *s* (n = 4). Zwei Männer aus dem Rostocker Vorort Warnemünde

verwenden zur selben Zeit bereits zu 100 % standardidentisches *scht* in ihrem fingierten Gespräch (n = 9).[448] Der Text, der den Gewährspersonen bei der umfassenden Dialekterhebung in der DDR am Anfang die 1960er Jahre zu Übersetzung vorgelegt wurde, enthält leider nur einen Beleg für silbenanlautendes *st*, der zudem bisweilen nicht übersetzt worden ist.[449] Aber die zum Teil sehr langen Dialekterzählungen aus dieser Erhebung können das bisher nur an intendiertem Niederdeutsch gewonnene Bild um spontansprachliche Daten ergänzen. Ein 1929 geborener Mann aus dem Dorf Retschow verwendet 1962 die alveolare Variante des *st* in seiner Erzählung noch sehr häufig, aber bereits nicht mehr durchgängig (87,5 %, n = 8).[450] Zwei andere Männer aus Retschow und Letschow (geb. 1930 und 1940) realisieren wort- und silbenanlautendes *st* in ihren Tonaufnahmen dagegen durchgängig schon mit postalveolarem [ʃ] (100 %, n = 10 bzw. 11).[451] Die beiden 1990 aufgenommenen Wenkerübersetzungen von zwei Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration aus Jürgenshagen bezeugen in einem Fall eine noch durchgängig ‚spitze Aussprache' des *st*, im anderen Fall wird die Lautkombination nur noch in 60 % der Belege mit alveolarem *s* gesprochen (jeweils fünf Belege).[452] Die historischen Sprachaufnahmen belegen also

448 Lautdenkmal Aufnahmenummer LD60193 / ND097, 15.2.1937, Erzählung, Mann geb. 1871. Aufnahmenummer: LD60109 / ND096, 2. Fassung, Ort: Warnemünde-Rostock, 7.12.1936, inszeniertes Gespräch zwischen zwei Personen geb. 1882 und 1898. Ein Zusammenhang zwischen der Realisierung des *st* und dem Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes der jeweiligen Gewährsperson, der sich in den Aufnahmen des Lautdenkmals noch abzeichnet und den auch die Literatur zum städtischen Ausgangspunkt des Lautwandels zu *scht* nahelegt, ist in den Sprachdaten der 24 untersuchten alteingesessenen Probanden der Vorkriegsgeneration nicht mehr feststellbar.

449 Der Vorlagensatz 13 „Sie tat so, als hättet ihr sie gar nicht bestellt" wird z. B. als „Sai dei sou as wenn ji ir gorniks secht harden." (‚als wenn ihr ihr gar nichts gesagt habt') übersetzt.

450 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR), Sigle DR934, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

451 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR), Siglen DR928 und DR932, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 7.12.2017).

452 Korpus: MR PAD, Siglen WEG55AW1 und WEG 56AW2, Mann geb. 1924 und Mann geb. 1926, Aufnahmejahr 1990. https://www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx (Stand: 16.11.2017).

sehr deutlich, dass der Abbau der alveolaren Realisierung des *st* bereits vor dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt hatte und sich in der frühen Nachkriegszeit fortsetzte. Im gegenwärtigen Niederdeutsch der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration mündet diese Entwicklung in einer fast vollständigen Ablösung der alveolaren durch die postalveolare Variante des *st*.

Die Wenkerübersetzungen der nach 1949 geborenen Alteingesessenen zeigen dann aber eine gegenläufige Entwicklung: Im intendierten Niederdeutsch dieser Befragtengruppe verdoppeln sich die Anteile der alveolaren Variante des *st* gegenüber der Elterngeneration wieder auf durchschnittlich 24,6 % (n = 65).[453] Im Hintergrund dürfte auch hier das Bemühen stehen, bei der Übertragung der hochdeutschen Vorlagen ein möglichst ‚echtes', also besonders standarddivergentes Niederdeutsch zu produzieren. Es gibt freilich auch in dieser Altersgruppe der Alteingesessenen keine Person, die durchgängig alveolares *s* vor *t* wählt. Die höchsten Anteile für die altdialektale Variante liegen bei den Gewährspersonen dieser Gruppe bei 66,7 %, 60 % und 50 %, drei der neun untersuchten niederdeutschkompetenten Probanden realisieren dagegen zu 100 % standardidentisches *scht*.

Dieser Trend lässt sich in noch stärker ausgeprägter Form auch im niederdeutschen Sprachgebrauch in den Vertriebenenfamilien beobachten. Die 1945 / 1946 zugewanderten Angehörigen der Vorkriegsgeneration haben das bereits stark im Abbau begriffene Merkmal, mit dem sie aus den hochdeutschen Dialekten und Regiolekten ihrer Herkunftsgenerationen gar nicht vertraut waren (vgl. Schirmunski 2010 [1961]: 420), kaum in ihr ungesteuert erworbenes Niederdeutsch übernommen (vgl. Abb. 5.3.5-1). Der durchschnittliche Anteil von nur 5,2 % (n = 97) im intendierten Niederdeutsch dieser Bevölkerungsgruppe bezeugt dies ebenso wie die Tatsache, dass zehn von 13 niederdeutschkompetenten Vertriebenen ausschließlich die standardidentische postalveolare Variante des *st* im Niederdeutschen verwenden.

Die Nachkommen dieser Einwanderer neigen dann wie die Nachkriegsgeneration der Alteingesessen wieder stärker zur altdialektalen alveolaren Aussprache. Sie verwenden die Variante um ein Vielfaches häufiger als die Angehörigen ihrer Elterngeneration. Mit der stark zunehmenden Präferenz

453 Mit einem p-Wert von 0,0938 ist diese Zunahme der Anteile der alveolaren Variante bei den geringen Belegzahlen für die Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen allerdings noch nicht signifikant.

für die standarddivergente ‚spitze Aussprache' übertreffen sie sogar die gleichaltrigen Alteingesessenen noch deutlich (35 %, n = 40).[454] Im Vergleich mit beiden Altersgruppen der alteingesessenen Mecklenburger verwenden die Nachkommen der Vertriebenen im Hinblick auf das Merkmal ein markant archaischeres Niederdeutsch und verstärken damit die Tendenz einer Revitalisierung der zwischenzeitlich weitgehend abgebauten *s-t*-Variante (vgl. Abb. 5.3.5-1).

Um die bemerkenswerte Tendenz zur Standardabweichung im Niederdeutsch der jüngeren Altersgruppen meiner Stichprobe interpretieren zu können, lohnt es sich, einen vergleichenden Blick auf das Sprachverhalten der Probanden im standardnäheren Regiolekt zu werfen. Dies ist bei einigen Gewährspersonen möglich, die zu den kompetentesten Niederdeutschsprechern zählen und deshalb in die Untersuchung der Wenkerübersetzungen einbezogen werden und die zugleich im Teilsample zur Analyse des regiolektalen Sprachgebrauchs vertreten sind. Ich möchte in einer kleinen Teilstichprobe dokumentieren, wie Personen, die im intendierten Niederdeutsch die ‚spitze Aussprache' des *st* in mehr als 20 % der einschlägigen Kontexte (Wort- und Silbenanlaut vor Vokal) realisieren, diese Lautkombination in den entsprechenden Kontexten in ihrer regional geprägten spontanen Interviewsprache aussprechen.

Die folgende Tabelle 5.3.5-1 zeigt, dass selbst die Gewährspersonen, die die alveolare Variante des *st* im Niederdeutschen besonders häufig realisieren, das Merkmal im standardnahen Regiolekt niemals verwenden. Das Auftreten der alveolaren Variante bleibt also ausschließlich auf das Niederdeutsche begrenzt.[455] Anders als das apikale *r*, das zumindest von einzelnen Personen varietätenübergreifend und durchgehend verwendet wird, ist das ‚spitze' *st* in meinem Korpus nicht als idiolektales Merkmal einzustufen, zumal auch bei keiner Person im Niederdeutschen Gebrauchshäufigkeiten von annähernd

454 Die starke Zunahme der alveolaren Variante in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien erreicht wegen der geringen Belegzahlen allerdings noch keine statistische Signifikanz (p-Wert 0,225).

455 Dem entspricht, dass bei Erhebungen für den *Norddeutschen Sprachatlas* in regiolektalen Äußerungen von Gewährspersonen mittleren Alters in den Jahren 2008–2010 weder in Mecklenburg noch in Vorpommern Belege für alveolares s vor *p* und *t* nachzuweisen waren. Das Merkmal ist jedenfalls in der mittleren Altersgruppe der Sprecher offenbar vollständig aus dem mecklenburgischen Regiolekt getilgt, vgl. Reuter (2015: 337, Karte K14.1).

100 % erreicht werden.[456] Das alveolare *s* vor *t* und Folgevokal wird von vielen Gewährspersonen offenbar als varietätenspezifisch angesehen und trägt in ihrem Sprachgebrauch dazu bei, die Varietätengrenze des Niederdeutschen gegenüber standardnäheren Sprachlagen zu markieren. In dieser Funktion wird das standarddivergente Merkmal ganz offensichtlich schon von einzelnen Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration eingesetzt. Wie die Tabelle veranschaulicht, wird das ‚spitze' *st* aber auch von Angehörigen aller anderen untersuchten Alters- und Bevölkerungsgruppen vielfach als Varietätenmarker gebraucht. Vor allem in den jüngeren Altersgruppen führt diese Funktion dann zu einer partiellen Revitalisierung des standarddivergenten Merkmals.

Tabelle 5.3.5-1: Prozentuale Anteile alveolarer s*-Realisierung in* st *im intendierten Niederdeutsch und im Regiolekt von Probanden verschiedener Altersgruppen aus alteingesessenen Familien und Vertriebenenfamilien*

Gewährspersonen	**Anteil alveolarer *s*-Realisierung in *st* + Vokal im**	
	intendierten Niederdeutsch	**spontansprachlichen Regiolekt**
aus alteingesessenen Familien		
Herr 41 (1935 A)	57,1 %	0 %
Herr 56 (1935 A)	77,8 %	0 %
Frau 78 (1934 A)	33,3 %	0 %
Frau 51 (1954 AA)	60 %	0 %
Herr 71 (1952 AA)	22,2 %	0 %
Frau 73 (1962 AA)	50 %	0 %
aus Familien Vertriebener		
Frau 28 (1936 V)	37,5 %	0 %
Herr 74 (1959 VV)	62,5 %	0 %

456 Lauf (1996: 205) hatte das in regiolektalen Aufnahmen der 1960er Jahre in Nordniedersachsen und Mecklenburg-Vorpommern gelegentlich noch auftretende [st] und [sp] als „offenbar idiolektal" bewertet. Diese Vermutung trifft zumindest für meine Gewährspersonen nicht zu. Auer (1998: 191) macht für das stereotype „Stolpern übern spitzen Stein" in der Hamburger Stadtsprache eher soziolinguistische Funktionen geltend: „Die regionale Form ist also offensichtlich sowohl kennzeichnend für höheres Lebensalter als auch für das Harmoniemilieu."

Diese quantitativen Ergebnisse werden bestätigt durch qualitative Befunde zum subjektiven Sprachwissen und zu den Spracheinstellungen meiner Interviewpartner. Vier meiner Gewährspersonen kamen im Interview von sich aus und unabhängig voneinander auf das Merkmal „Stolpern übern spitzen Stein“ zu sprechen und ahmten es dabei meist selbst nach. Die Ehefrau (1943 A) von Herrn 63 führt als Beispiel für regionale Unterschiede im Niederdeutschen die stereotype Lokalisierung in Hamburg an: „Oder wenn jetzt so wie Hamburger Platt. Die s-tolpern so über'n s-pitzen S-tain ne.” (Herr 63, 1933 A, SP: 448). Die Nachfrage, ob diese Aussprache auch in Rostock und Umgebung zu hören sei, wird verneint. Frau 12 (1935 A, SP2: 174) aus Nienhagen hält das Merkmal dagegen gerade für typisch für Rostock. „Die Jüngeren“ würden in Rostock zwar nicht mehr niederdeutsch sprechen, „aber die Älteren ja aber die haben dann ein bisschen … die waren ein bisschen wie s-tolpern über‘n S-tein.“ Frau 53 (1950 AA, SP1: 53–55) berichtet über Besonderheiten im Niederdeutsch ihrer Verwandten aus dem äußersten Südwesten Mecklenburgs, die „wie die Hamburger“ sprächen:

> Hagenow und Boizenburg. Die stolpern ja schon übern spitzen Stein. […]. Das ist ja … Boizenburg ist ja direkt praktisch an der Elbe und auf der anderen Seite ist Lauenburg. Und dies do… da habe ich Verwandtschaft und die die sprechen auch so mit dem spitzen Stein.

Die aus Böhmen nach Mecklenburg vertriebene Frau 14 (1936 V, SP2: 202) führt das Merkmal ebenfalls an. Sie mutmaßt zunächst, dass „fast alle“ Vertriebenen ihrer Vorkriegsgeneration Niederdeutsch gelernt hätten, dann führt sie auf Nachfrage aus, dass dieser Spracherwerb für die Elterngeneration der Zuwanderer aber schwieriger gewesen sei:

> Die taten sich dann schon schwerer. Wollen wir sagen die Sudetendeutschen hatten es schwer mit dem Plattdeutschen ne. Denn das ist ja österreich-ungarischer Dialekt mehr ne. Also das … die die taten sich schwer mit dem spitzen Stolpern dann hier über den Stein ne.

Sie selbst hat sich die für sie fremdartige Aussprache des *st* allerdings nicht angenommen, sie realisiert in ihrer niederdeutschen Wenkerübersetzung ausschließlich die postalveolare Variante der Lautkombination.

All diese Aussagen zeigen, dass in der Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes – und zwar bei Jüngeren wie Älteren und Alteingesessenen wie Vertriebenen – die Ansicht verbreitet ist, das „Stolpern übern spitzen

Stein“ sei ein typisches Merkmal des Niederdeutschen bzw. seiner regionalen Varianten. Auch im stereotypen Sprachwissen der Probanden scheint die alveolare Aussprache des *st* die Varietätengrenze gegenüber dem mecklenburgischen Regiolekt bzw. dem überregionalen Standard zu markieren.

5.3.6 *Woche*, *sich* und *–lich* statt *Wäk*, *sik* und *–lik* – Lautwandel von niederdeutschem *k* zu hochdeutschem *ch* in Einzellexemen und Morphemen

„Das Ausbleiben der Zweiten Lautverschiebung“, also des historischen Lautwandels der germanischen Plosive *p*, *t*, *k* zu hochdeutschen *pf* / *f*, *ts* / *s* und *ch*, gehört nach Wilcken (2013: 23) zu den abbauresistenten Merkmalen des Nordniederdeutschen, die trotz der vielfach zu beobachtenden Annäherung der Varietät an das Standarddeutsche seit dem 19. Jahrhundert bis heute „unverändert realisiert“ werden.[457] Für das Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern stellt Gernentz (1974: 225) schon in den 1970er Jahren kategorisch fest:

> Relativ stabil ist noch […] das *nd.* [niederdeutsche] *Lautsystem*. Die beiden Hauptkennzeichen des Nd., das Fehlen der 2. (hd.) Lautverschiebung und das Fehlen der nhd. [neuhochdeutschen] Diphthongierung gelten nach wie vor unangefochten.

Auch Hansens (2009: 113) empirische Untersuchung zum Wandel des Niederdeutschen auf der Insel Rügen kommt zu dem gleichlautenden Schluss, dass die unverschobenen Plosive (*p*, *t*, *k*) ebenso wie die nicht vollzogene neuhochdeutsche Diphthongierung „zentrale Charakteristika des niederdeutschen Dialekts sind“, die sich als „resistent gegenüber Wandlungstendenzen“ zeigten. Mit Blick auf die zentralmecklenburgischen Diphthonge erinnert Köhncke (2006: 179) dagegen daran, dass Lautwandelprozesse durchaus nicht immer einheitlich (gleichsam gesetzmäßig) verlaufen, sondern „von Wort zu Wort geografisch unterschiedlich weit vorangeschritten sein“ können.

In der Tat finden sich im Mecklenburgisch-Vorpommerschen einige niederdeutsche Lexeme, bei denen das im Übrigen sehr stabile Merkmal der unverschobenen Plosive in einer Advergenzbewegung in Richtung auf den hochdeutschen Standard aufgegeben wird bzw. bereits weitgehend

457 Vgl. Elmentaler (2008: 69).

aufgegeben worden ist. Zwei dieser Wörter und ein Morphem, bei denen Niederdeutschsprecher älteres niederdeutsches *k* häufig durch *ch* ([ç] bzw. [χ]) ersetzen, sollen im Folgenden in ihrer diachronen Entwicklung exemplarisch genauer betrachtet werden: *Wäk* (‚Woche'), *sik* (‚sich') und das Derivationsmorphem *–lik* (‚-lich').

Schon Ritters (1832: 64) *Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart* erwähnt, dass es im Niederdeutschen neben dem „ländlichen" Wort *Wäk* eine „städtische" Aussprachevariante *Woch* gebe, die er auf eine „Nachbildung des Hochdeutschen" zurückführt. Für das niederdeutsche Lexem *Wäk* bzw. *Wöcke* (‚Woche') verzeichnet auch das *Mecklenburgische Wörterbuch* (Bd. 7, 1992: 1108, 1482) die konkurrierende „hd. [hochdeutsche] Lautform *Woch*". Mit der Verschiebung des Plosivs *k* zum Frikativ *ch* gerät das Wort ähnlich wie andere im Abschnitt 5.1.1 diskutierte Lexeme in die Nähe einer standardidentischen Lautung, von der es aber weiterhin mit der Schwa-Apokope (*Woch*') abweicht. Laut dem *Mecklenburgischem Wörterbuch* (Bd. 7, 1992: 1108) ist die hochdeutsche Verschiebung des Plosivs in *Wäk* bereits seit dem Ende des 18. Jahrhunderts belegt: „Um 1920" sei das Wort *Wäk* in unverschobener Form demnach noch im Südwesten Mecklenburg-Vorpommerns nachzuweisen gewesen, in den 1970er Jahren dann „nicht mehr erfassbar".[458] Die entsprechende Wortkarte in Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* zeigt *Woch* schon 1880 als durchgängige Leitform im gesamten mecklenburgisch-vorpommerschen Dialektraum, mit Ausnahme einer Teilregion im Südwesten und mit einer dynamischen Ausweitung in Richtung Ostholstein.[459] Für die ostmecklenburgische Kleinstadt Stavenhagen bestätigt die vergleichende niederdeutsche Grammatik von Grimme (1910: 147, 164), dass es dort keinen „gutniederdeutschen Ausdruck" als Entsprechung zum hochdeutschen *Woche* gebe. Als das „Einbruchsgebiet hochdeutscher Eigenschaften, insbesondere der Lautverschiebung und der Umlautentrundung",

458 Vgl. die zahlreichen, meist literarischen Belege für diese Entwicklung bei Köhncke (2010: 426–427).

459 www.regionalsprache.de/SprachGis/Map.aspx: WA 71 (Stand: 15.7.2017). Zu Ostholstein vgl. Kaestner (1938: 19): „Die alten niederdeutschen Wörter *Kark* ‚Kirche' und *Węk* ‚Woche' sind in Ostholstein durch hochdeutsches *Kirch* und *Woch* verdrängt worden."

in den ostniederdeutschen Sprachraum wird von der Forschung „besonders der Südosten des Südbrandenburgischen“ benannt. Von dort aus habe sich auch die hochdeutsche Umsetzung des Wortes *Woche* über Mittelpommern und schließlich über ganz Mecklenburg-Vorpommern ausgebreitet.[460] Das populäre *Neue hochdeutsch-plattdeutsche Wörterbuch* für Mecklenburg-Vorpommern verzeichnet 2003 für das hochdeutsche Lemma *Woche* als ersten niederdeutschen Eintrag die standardnahe Form „*Woch,* Pl. *Wochen*“ und führt die Form *Wäk* nur noch als „veraltend“ an.[461]

Beim Reflexivpronomen *sich* ist ein ähnlicher Lautwandel zu beobachten, der aber der Literatur nach erst in jüngerer Vergangenheit eingesetzt habe und bislang areal begrenzt geblieben sei. Das Reflexivpronomen ist eine alte Entlehnung aus dem Hochdeutschen, das sich „erst im Mittelniederdeutschen voll durchgesetzt“ (Sanders 1982: 118) hat und dort erst allmählich der niederdeutschen Schreibung und Lautung mit dem Plosiv *k* angepasst wurde. Die Grammatiken des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern aus dem 19. Jahrhundert weisen für das Reflexivpronomen ausschließlich die unverschobene Form *sik* nach.[462] Die entsprechende Wortkarte in Wenkers *Sprachatlas des Deutschen Reiches* zeigt dann aber eine klare wortgeographische West-Ost-Gliederung des mecklenburgisch-vorpommerschen Dialektgebietes: Vorpommern, das südöstliche Mecklenburg, Mittelpommern und Ostbrandenburg ist demnach zur standardidentischen Lautform *sich* übergegangen, während der gesamte westlich davon gelegene Raum Mecklenburgs bei unverschobenem *sik* bleibt.[463] Grimme (1910: 73) weist für das ostmecklenburgische Stavenhagen wie später auch Schönfeld (1990: 113) ein Nebeneinander von *sich* und *sik* nach. Das *Mecklenburgische Wörterbuch* (Bd. 6, 1976: 290) lokalisiert die standardidentische Form

460 Wiesinger (1983 a: 884–885), vgl. schon Foerste (1954: Sp. 2050–2051).

461 Herrmann-Winter (2003: 267). Im niederdeutsch-hochdeutschen Teilband des Wörterbuchs vermerkt Herrmann-Winter (1999: 373), das Lexem *Wäk* sei „veraltend“ und werde „jetzt von *Woch* verdrängt“.

462 Mussaeus (1829: 70, 80), Ritter (1832: 79), Wiggers (1857: 43) und Nerger (1869: 190).

463 www.regionalsprache.de/SprachGis/Map.aspx: WA 548 (Stand: 12.7.2017). Einen ähnlichen Raumgegensatz zwischen Mecklenburg und Vorpommern zeigen noch die späteren Karten bei Foerste (1954: Sp. 2051–2052) und König / Elspaß / Möller (2015: 155).

sich wie der Sprachatlas Wenkers in Südostmecklenburg „im Zusammenhang mit dem vorpommerschen Gebiet im Gegensatz zu *sick* im Hauptteil Meckl[enburg]s". In neuerer Zeit bestätigt noch Herrmann-Winters (2003: 207) kleines hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch diese west-östliche Raumgliederung. Die niederdeutsche Form *sik* werde „schon vielfach in Ost- und Südostmecklenburg sowie in Vorpommern seit Anfang des 20. Jh.s [Jahrhunderts]" durch lautverschobenes *sich* ersetzt.

Allerdings hatte schon William Foerste (1954: Sp. 2051), der das standardidentische *sich* zu den „besonders expansiven Formen" zählt, festgestellt, dass sich die Form über Mittelpommern auf den gesamten mecklenburgisch-vorpommerschen Raum ausgebreitet habe: „Nur an den Flügeln" dieser Dialektlandschaft – in Ostpommern und im Westniederdeutschen – sei die niederdeutsche Form *sik* erhalten geblieben. Ähnlich erweitert auch die *Niederdeutsche Grammatik* von Lindow et al. (1998) die areale Verbreitung des unverschobenen *sich* auf fast den gesamten ostniederdeutschen Raum:

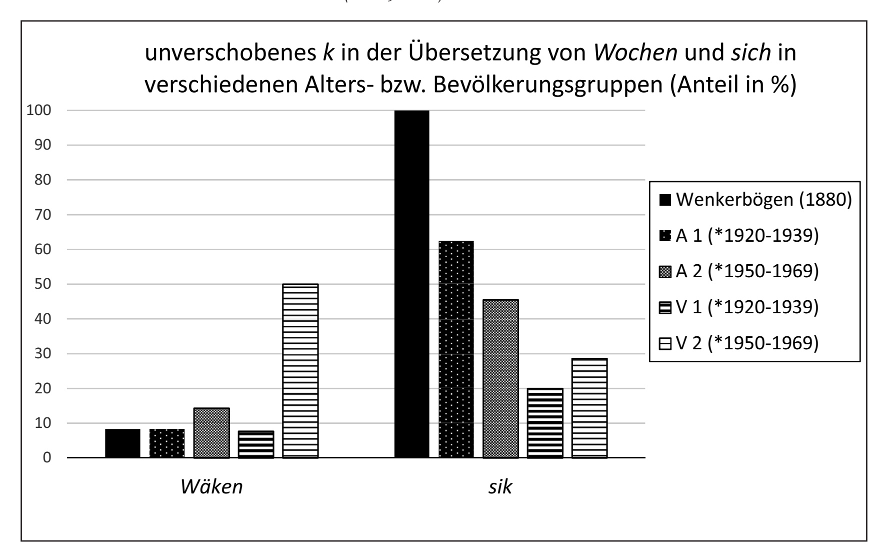
> Im Ostniederdeutschen von der vorpommerschen Küste bis in den Süden des Märkisch-Brandenburgischen entspricht die Form des Reflexivpronomens der des Standarddeutschen *sich*.[464]

Im Folgenden sollen diese zum Teil widersprüchlichen Aussagen zur arealen Verbreitung des standardidentischen *sich* auf der Basis meines zentralmecklenburgischen Korpus überprüft und die Korpusbefunde aus verschiedenen Altersgruppen der im Raum Rostock ansässigen Bevölkerung genutzt werden, um ein genaueres Bild vom unterschiedlichen Lautwandel in den niederdeutschen Entsprechungen zu *Woche* und *sich* zu gewinnen. Da die beiden Wörter in den historischen Wenkersätzen jeweils nur einmal vorkommen und auch in meiner erweiterten Übersetzungsvorlage nur ein

464 Lindow et al. (1998: 157). *Der Neue Sass* (2007: 384, 432), der als populäres Handwörterbuch vor allem das nordniedersächsische Plattdeutsch erfasst, gibt für *Woche* und *sich* ausschließlich Varianten mit unverschobenem Plosiv an. Das *Hochdeutsch-Plattdeutsche Wörterbuch* des *Instituts für Niederdeutsche Sprache*, das die Region Mecklenburg-Vorpommern nicht abdeckt, verzeichnet zwar neben *Week* auch *Woch / Wuch*, aber ausschließlich unverschobenes *sik* (Harte / Harte 1997: 183 und 237).

weiterer Beleg für *sich* hinzukommt,[465] ist die quantitative Grundlage der Beobachtungen am intendierten Niederdeutsch meiner Gewährspersonen recht dünn und erlaubt nur Tendenzaussagen. Weitere historische und aktuelle Dokumente werden herangezogen, um die empirische Basis der Untersuchung zu verbreitern.

Abbildung 5.3.6-1: Prozentualer Anteil der niederdeutschen Übersetzungen von Wochen *und* sich *mit unverschobenem* k *in den historischen Wenkerbögen und in den Wenkerübersetzungen von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)*



Beginnen wir mit dem Lautwandel beim Lexem *Woche*. Die hochdeutsche Übersetzungsvorlage *Wochen* wurde bereits in den 25 historischen Wenkerbögen aus meiner Erhebungsregion nur noch in durchschnittlich 8,3 % der Belege mit unverschobenem *k* übersetzt.[466] Standardidentisches *Wochen* war also mit sehr geringer Variationsbreite schon im ausgehenden

465 Die Belegkontexte der Testwörter sind in den historischen Wenkersätzen die folgenden: Wenkersatz 5: „sechs Wochen“, WS 33: „Sein Bruder will sich […] Häuser […] bauen.“ Im erweiterten Übersetzungstest zusätzlich Satz 44: „Zu Mittag setzte sich der Lehrling gern auf den Stuhl […]“. Vgl. Anhang 9.4.

466 Textvorgabe in Wenkersatz 5: „Er ist vor vier oder sechs Wochen gestorben.“

19. Jahrhundert die weitaus gebräuchlichste Form im intendierten Niederdeutsch der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger. Der entsprechende Lautwandel von *Wäken* zu *Wochen* muss also der Zeit der Erhebung Wenkers weit vorausgelegen haben, denn er war hier bereits weitgehend abgeschlossen. Die Zahlenverhältnisse bleiben sowohl bei den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration (8,3 %, n = 24) als auch bei den immigrierten Vertriebenen derselben Altersgruppe auffallend konstant (7,7 %, n = 13, vgl. Abb. 5.3.6-1).

Auch in zwei historischen Aufnahmen von Wenkerübersetzungen von 1990 wählen die Probanden derselben Alterskohorte aus Jürgenshagen übereinstimmend *Wochen* in ihren niederdeutschen Übertragungen.[467] Ein 1940 geborener Landwirt aus dem Dorf Retschow verwendet schon 1962 in einer freien niederdeutschen Erzählung die Wörter *Woch* (dreimal) und *mittwochs* ausschließlich mit verschobenem Lautstand.[468] Die vor dem Zweiten Weltkrieg geborene Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes bildet im Niederdeutschen also nahezu ausschließlich standardnahe und standardidentische Äquivalente zum hochdeutschen Lexem *Woche*. Das zur Kontrolle herangezogene lautähnliche Wort *eingebrochen* aus der historischen Wenkersatzvorlage übersetzen dagegen sowohl die Gewährsleute Wenkers als auch die Alteingesessenen und Vertriebenen der Vorkriegsgeneration ausnahmslos mit unverschobenem *k* (*inbroken*), hier ist also der niederdeutsche Lautstand vollkommen stabil.[469]

Eine bemerkenswerter Zunahme von Übersetzungen von *Wochen* mit unverschobenem Plosiv (*Weken*, *Wäk'n* u. ä.) findet sich dann bei den beiden Gruppen meiner Gewährsleute, die in den 1950er und 1960er Jahren geboren wurden: Bei den Alteingesessenen dieser Altersgruppe liegt der Anteil von unverschobenen Wortformen mit durchschnittlich 14,3 %

467 Korpus: Phonetischer Atlas von Deutschland (MR PAD), Siglen WEG 55 AW1 (*1926), WEG 56 AW1 (*1924), Aufnahmejahr 1990, vgl. https://www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx (Stand: 12.7.2017).

468 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR), Sigle DR932, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 12.7.2017). In den Aufnahmen des *Lautdenkmals reichsdeutscher Mundarten* aus meinem Erhebungsgebiet findet sich leider kein Beleg für *Wäk* oder *Woch*'.

469 Der Belegkontext in Wenkersatz 4 lautet: „Der gute alte Mann ist mit dem Pferd auf dem Eis eingebrochen."

(n = 7) deutlich höher als in der Elterngeneration. Bei den Nachkommen der Vertriebenen erreicht dieser Anteil sogar 50 % der Belege (n = 6). Diese Rückkehr zu einer eigentlich veralteten Übersetzungsvariante, kann vor dem Hintergrund der vorangehenden Entwicklung als Sonderfall einer „Hyperform“[470] interpretiert werden, bei der die im Dialektgebrauch unsicher gewordenen Sprecher eine weithin normgerechte phonologische Regularität des Niederdeutschen auch für den singulären Ausnahmefall (über)generalisieren. Diese Tendenz tritt bei den Nachkommen aus Vertriebenenfamilien besonders ausgeprägt auf, ihr intendiertes Niederdeutsch ist in der Realisierung des Lexems erheblich archaischer als das der Alteingesessenen beider Altersgruppen.

Frau 14 (1936 V, WN 5) unterbricht ihre zögernde Übersetzung des Wenkersatzes 5 bei *Wochen*, wiederholt mit Frageintonation prüfend mehrfach „Wochen Wochen Wochen?“, um dann sich selbst zu bestätigen „ja nun auch Wochen“. Frau 51 (1954 AA, WN 5) bricht mit „Woch… Wochen“ ebenfalls an dieser Stelle ihre Übersetzung ab und spart mit dem Kommentar, „weiß ich nicht“, das Lexem dann ganz aus. Selbstkorrekturen wie diese zeigen, dass sich die Gewährspersonen des Ausnahmecharakters von niederdeutsch *Wochen* mitunter bewusst werden. Auch die Gewährspersonen der Nachkriegszeit übertragen dagegen das lautähnliche Vergleichswort *eingebrochen* (Wenkersatz 4) wie die Vorkriegsgeneration ausnahmslos mit unverschobenem Plosiv ins Niederdeutsche. Hier bleibt das „Hauptkennzeichen des Niederdeutschen, das Fehlen der 2. (hd.) Lautverschiebung“ (Gernentz 1974: 225), in der Tat seit der Wenkererhebung bis in die Gegenwart „unangefochten“ stabil.

Gehen wir an dieser Stelle zur Erörterung des Vergleichsfalls *sik* / *sich* über: Die Ergebnisse meiner Übersetzungstests bestätigen, dass es sich beim Übergang von *sik* zu *sich* im Niederdeutschen um eine sehr viel jüngere Entwicklung handelt als bei der Ersetzung von *Wäk* durch *Woch*. Hier weisen sämtliche ausgewerteten historischen Wenkerbögen aus meinem Erhebungsgebiet noch die Form *sik* auf (100 %, n = 25), eine Variation ist für das ausgehende 19. Jahrhundert also noch nicht nachzuweisen. Der Anteil der Belege mit unverschobenem Plosiv nimmt dann aber in den

470 Lenz (2005: 77).

Wenkerübersetzungen der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburger stetig und stark ab, von 62,5 % (n = 40) im intendierten Niederdeutsch der zwischen 1920 und 1940 Geborenen bis auf 45,5 % (n = 11) bei ihrer Nachkommengeneration (vgl. Abb. 5.3.6-1).

Dieser Lautwandel zeichnet sich schon in den Aufnahmen des *Lautdenkmals reichsdeutscher Mundarten* von 1936 / 37 aus meinem Untersuchungsgebiet ab. Der Gebrauch des Reflexivpronomens scheint dabei in der Phase des begonnenen Lautwandels stark sprecherspezifisch zu sein. Während ein Mann aus Sarmsdorf (*1871) in seiner vorbereiteten Erzählung ausschließlich unverschobenes *sik* verwendet (drei Belege), gebrauchen die beiden Gesprächspartner aus der Aufnahme aus Warnemünde (*1882 und 1898) in ihrer fingierten Unterhaltung für das *Lautdenkmal* ihrerseits bereits ausschließlich standardidentisches *sich* (drei Belege).[471] Bei der Mundartenerhebung von 1962 realisieren zwei Männer aus Letschow und Retschow (*1930 und 1940) das Reflexivpronomen sowohl in ihren Übersetzungstests (zwei Belege) als auch in ihren jeweiligen freien Erzählungen durchgängig mit unverschobenem Plosiv (fünf Belege *sik*, ein Beleg *an un för sik*). Dagegen gebraucht ein 1929 geborener Landwirt aus Retschow in demselben Aufnahmekorpus sowohl in seiner niederdeutschen Übersetzung (ein Beleg) als auch in der freien Dialekterzählung ausschließlich die standardidentische Variante (zwei Belege *sich*, drei Belege *an und für sich*).[472] Ähnlich überträgt in einer historischen Aufnahme von 1990 einer von zwei Männern aus Jürgenshagen (*1924 und 1926) die hochdeutsche Vorgabe *sich* als *sik*, während der andere im intendierten Niederdeutsch standardidentisches *sich* wählt.[473] Die offenbar über Vorpommern bzw. Ostmecklenburg ausgreifende Entwicklung des Wortgebrauchs hat inzwischen also auch das

471 Aufnahmenummer: LD60109 / ND096, 2. Fassung, Ort: Warnemünde-Rostock, 7.12.1936, inszeniertes Gespräch zwischen zwei Personen geb. 1882 und 1898; Aufnahmenummer LD60193 / ND097, 15.2.1937, Erzählung, Mann geb. 1871.

472 IDS, Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD), Deutsche Mundarten: DDR (DR), Siglen DR928, DR932 und DR934, vgl. www.dgd.ids-mannheim.de (Stand: 12.7.2017).

473 Korpus „Phonetischer Atlas von Deutschland“ (MR PAD), Siglen WEG 55AW1, WEG 56AW1. Vgl. https://www.regionalsprache.de/Audio/Katalog.aspx (Stand: 16.11.2017).

Zentrum Mecklenburgs erreicht, wo in der jüngeren Generation der Alteingesessenen sogar mehrheitlich die standardidentische Form *sich* verwendet wird. Der ehemals bei *sik* / *sich* festzustellende wortgeographische Gegensatz zwischen Mecklenburg und Vorpommern hat also längst begonnen, seine klaren Konturen zu verlieren.

Schließlich ist noch ein Blick auf den Gebrauch des niederdeutschen *sik* / *sich* bei den Vertriebenen und ihren Nachkommen zu werfen. Die nach dem Krieg aus dem Südosten zugewanderten Vertriebenen, in deren Herkunftsdialekten Realisierungen des Reflexivpronomens mit auslautendem Plosiv *k* natürlich unbekannt waren, haben das 1945 bereits im Abbau befindliche *sik* nur in recht begrenztem Maße in ihr spontan erworbenes Niederdeutsch übernommen (20 %, n = 25, vgl. Abb. 5.3.6-1). Nicht ganz so ausgeprägt wie bei *Wäk* tendieren ihre Nachkommen dann intergenerationell ebenfalls wieder stärker zu einer Realisierung, die den allgemeinen Lautregularitäten des Niederdeutschen entspricht (28,6 %, n = 7). Der durchschnittliche Anteil für altdialektales *sik* bleibt in ihren Wenkerübersetzungen gleichwohl noch unter dem ihrer alteingesessenen Altersgenossen. Es sei aber festgehalten, dass dem intergenerationell fortschreitenden Abbau des unverschobenen *sik* in den Familien Alteingesessener in der jüngeren Generation der Vertriebenenfamilien eine zunehmende Verwendung der altdialektalen Wortform zuwiderläuft.

Auch wenn die diachrone Umphonologisierung von niederdeutschem *k* zu hochdeutschem *ch* den weitaus größten Teil des niederdeutschen Wortschatzes bislang völlig unberührt lässt, so sind *Wäk* und *sik* durchaus nicht die einzigen niederdeutschen Wörter, die gleichsam die hochdeutsche Lautverschiebung einzellexematisch nachvollziehen. Bei einer Landschaftsschilderung innerhalb seiner stilisierten niederdeutschen Erzählung äußert eine Gewährsperson des *Lautdenkmals* 1937 beispielsweise den Satz: „Mit spitzen Finger wiist n Kirchtorm nå n Häben“ (‚mit spitzem Finger weist ein Kirchturm zum Himmel‘).[474] Schon Ritter (1832: 64) hatte in seiner mecklenburgischen Grammatik neben altdialektalem *Kark* auch das dem Hochdeutschen lautlich angenäherte *Kirch* angeführt. Im 20. Jahrhundert ist nach Gernentz (1980: 126) allgemein „im Mecklenburgischen aus der

474 Aufnahmenummer LD60193 / ND097, 15.2.1937, Erzählung, Mann geb. 1871.

Kark in Anlehnung an die hd. [hochdeutsche] Lautform ‚Kirche' über *Kirk* bereits *Kirch* geworden". Literarische Belege für den „bereits Ende des 18. bzw. Anfang des 19. Jahrhunderts" begonnenen Übergang zur lautverschobenen Form *Kirch* bringt Köhncke (2010: 426–428), weist aber darauf hin, dass nach der Durchsetzung von *Kirch* in der niederdeutschen Literatur des 20. Jahrhunderts zum Teil wieder „bewusst die ältere Form" gewählt werde. Eine ähnliche Tendenz zur Rückkehr zur standarddivergenten Lautform hatten wir in der Nachkriegsgeneration der Gewährspersonen besonders bei *Wäk* beobachten können (vgl. Abb. 5.3.6-1).

Weitere Beispiele für die Integration lautverschobener Wortformen ins Niederdeutsche lassen sich anführen: In den Aufnahmen des *Lautdenkmals* aus meiner Untersuchungsregion erzählt ein Fischereimeister aus Warnemünde 1937, dass er „mit min schwache föftainpiirsche Meschi-en keine Hiring fischen kann", und dass „man mit de schwache föftainpiirsche Meschi-en de Bout bi schlecht Wäder nich an de Angel holl kann".[475] Auch hier handelt es sich nicht um einen punktuellen Transfer eines hochdeutschen Wortes (*schwache*) in den niederdeutschen Kontext, vielmehr hält beispielsweise das hochdeutsch-plattdeutsche Wörterbuch von Herrmann-Winter (2003: 202) als niederdeutsche Äquivalente zu hochdeutsch *schwach* neben *swack* auch eine „wie hochdeutsch" gebildete Lautform in Mecklenburg-Vorpommern für üblich. Ebenso stellt das Wörterbuch etwa *wak* neben die hochdeutsche Konkurrenzform *wach* (ebd.: 258). Im Fall von *sicher* gilt nach Herrmann-Winter (2003: 207) die Wortform mit unverschobenem *k* (*säker*) im Niederdeutschen sogar schon als „veraltend" gegenüber standardidentischem *sicher*.

Die Zahl der niederdeutschen Einzellexeme, in denen die ehemals unverschobenen Plosive inzwischen regelmäßig durch lautverschobene hochdeutschnahe Äquivalente ersetzt werden, ließe sich ohne allzu große Mühe noch erheblich verlängern.[476] Lexemübergreifenden Charakter bekommt

---

475 Übersetzung: Dass er ‚mit meiner schwachen 15 PS-Maschine keinen Hering fischen kann' und dass ‚man mit der schwachen 15 PS-Maschine das Boot bei schlechtem Wetter nicht an der Angel halten kann'. Aufnahmenummer: LD60109 / ND096, 2. Fassung, Ort: Warnemünde-Rostock, 7.12.1936, inszeniertes Gespräch zwischen zwei Personen geb. 1882 und 1898.

476 Um wenigstens ein Beispiel für denselben Prozess bei einen anderen Plosiv zu nennen: Beim Lexem *Herz* weist die entsprechende Wortkarte aus dem

speziell der Lautwandel von *k* zu *ch* zudem dadurch, dass auch das Wortbildungssuffix *–lik* inzwischen durchgängig mit verschobener Lautung *–lich* verwendet wird. Köhncke (2010: 429–430) bringt erste Belege für eine Ablösung von *–lik* durch *–lich* schon für das 17. Jahrhundert. Für das Neumecklenburgische des 19. Jahrhunderts stellt Nerger (1869: 151) fest: „In der Endung *lich* ist altes *k* dem *ch* im Auslaute, minder im Inlaute gewichen." Grimmes (1910: 54) regional vergleichende Untersuchung spricht dafür, dass auch hier die Entwicklung zunächst auf das Ostniederdeutsche beschränkt war, denn für seine südwestfälischen und seinen münsterländischen Vergleichsorte weist er weiterhin *–lik* nach, während ihm zufolge im mecklenburgischen Stavenhagen zu *–lich* übergegangen wurde. Teuchert (1959: 230), der die Entwicklung von „städtischer Umgebung" ausgehen sieht, findet in der Mitte des 20. Jahrhunderts „nur noch einige Reste" des alten *–lik*, „die wie *mœgelk* [möglich] das *i* ausstoßen."

Leider enthalten weder die Wenkersatzvorlagen noch der sogenannte „feste Text" der Mundarterhebungen in der DDR der frühen 1960er Jahre Belege für das Derivationsmorphem *–lich*, sodass die jüngere Entwicklung nicht am intendierten Niederdeutsch nachvollzogen werden kann. Historische und aktuelle Sprachaufnahmen von Alteingesessenen, die vor 1945 geboren wurden, legen aber nahe, dass das altdialektale *–lik* in meinem Untersuchungsgebiet spätestens seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus dem Sprachgebrauch völlig verschwunden ist. In den beiden Aufnahmen des *Lautdenkmals* aus meinem Erhebungsgebiet und in den drei hier in den 1960er Jahren aufgezeichneten Dialekterzählungen von Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration sowie in den neun von mir aufgezeichneten niederdeutschen Erzählungen derselben Altersgruppe finden sich insgesamt 37 Belege für das standardidentische Wortbildungssuffix *–lich*, aber kein einziger Nachweis für altdialektales *–lik*. Die Produktivität des Wortbildungssuffix lässt dabei im niederdeutschen Redekontext der Aufnahmen keine

---

Sprachatlas Wenkers nicht nur eine weiträumige Dominanz der hochdeutschnahen Lautung in Brandenburg und Mittelpommern nach, sondern auch eine dichte Streuung von Nachweisen dieser lautverschobenen Konkurrenzform zu *Hart*, die offenbar schon 1880 areal über ganz Vorpommern und nach Westen bis an die Warnow heran ausgebreitet war. Vgl. www.regionalsprache.de/SprachGis/Map.aspx: Wortkarte WA 476 (Stand: 16.11.2017).

Begrenzung erkennen, *–lich* tritt im genannten Teilkorpus sowohl in Wörtern auf, die als hochdeutscher Transfer gelten können (*hauptsächlich*, *körperlich*, *landwirtschaftlich*), als auch in Lexemen, die im Hochdeutschen und Niederdeutschen isomorph sind (*endlich*, *natürlich*, *wirklich*), aber eben auch in Wörtern, die lautlich eindeutig als niederdeutsch markiert sind (*egentlich*, *ümständlich*, *teemlich* ‚ziemlich').

Die beschriebenen diachronen Übergänge von Plosiv *k* zu Frikativ *ch* berühren eines der „unverzichtbare[n] Kennzeichen des niederdeutschen Dialekts" (Elmentaler 2009: 352), sie überschreiten die weithin als sehr stabil angesehene Grenze zwischen dem phonologischen System des Hochdeutschen und des Niederdeutschen. Freilich ist dieser gleichsam nachträgliche Vollzug der hochdeutschen Lautverschiebung nur auf eine Reihe von einzelnen Lexemen und Morphemen beschränkt. Festzuhalten ist aber, dass die Zahl der betroffenen Wörter im mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch inzwischen durchaus beachtlich sein dürfte und dass sie auch Lexeme und Morpheme umfasst, die wie *sich* und *–lich* im niederdeutschen Diskurs hochfrequent auftreten. Festzuhalten ist vor allem, dass das Auftreten von Lexemen bzw. Morphemen mit verschobener Lautform in niederdeutschen Äußerungen keineswegs einfach als spontane Übernahme aus dem Standarddeutschen zu werten ist. Vielmehr sind diese Lexeme bzw. Morpheme zum Teil inzwischen in hochdeutscher Lautlichkeit usuell geworden und werden dementsprechend als niederdeutsche Wörter von mecklenburgischen Wörterbüchern kodifiziert.

Der Abbau kennzeichnend niederdeutscher Wortformen reicht dabei mitunter weit vor das 19. Jahrhundert zurück (*Woch*, *–lich*), er setzt sich aber offensichtlich noch im 20. Jahrhundert bei anderen Wörtern weiter fort (*sich*). Und er wird gerade auch von Sprecherinnen und Sprechern aus Altersgruppen getragen, die noch über meist primär erworbene, sehr hohe Niederdeutschkompetenz verfüg(t)en. Wie noch am Beispiel *sik* / *sich* zu beobachten war, breitet sich die Entwicklung im Dialektraum Mecklenburg-Vorpommerns – jedenfalls bislang – vorzugsweise von Osten nach Westen aus. Als soziale Katalysatoren identifiziert die Fachliteratur vor allem städtische Milieus. Unter jüngeren niederdeutschkompetenten Zeitgenossen und in der Dialektliteratur zeichnet sich nun eine mehr oder weniger starke gegenläufige Tendenz zu vermehrt standarddivergentem Wortgebrauch ab, bei der die diachron entwickelten lautlichen ‚Ausnahmeformen' wieder an das überkommene

phonologische System des Niederdeutschen generalisierend rückangepasst werden. Die Nachkommen der Zuwanderer spielen bei dieser Wiederbelebung altdialektaler Formen des Niederdeutschen eine besonders aktive Rolle.

5.4 Resümee zur Entwicklung des Niederdeutschen unter dem Druck der Kontaktvarietäten

5.4.1 Standardadvergenz als dominanter Entwicklungstrend im Niederdeutsch der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger

Am Abschluss seiner Untersuchungen zum regionalsprachlichen Spektrum in Schleswig-Holstein (Alt Duvenstedt) und in Vorpommern (Stralsund), bei denen er sich unter anderem auf spontansprachliche Daten und das intendierte Niederdeutsch von Probanden verschiedenen Alters stützt, kommt Kehrein (2012: 312) zu dem Schluss, es könne in der Entwicklung des lokalen Niederdeutsch im Vergleich mit den historischen Dialekterhebungen Georg Wenkers „von einem hohen Maß an Stabilität gesprochen werden“:

> Der durch die Abfrage der Wenkersätze erhobene Dialekt ist in beiden niederdeutschen Regionen im diachronen Vergleich noch relativ stabil, es sind lediglich phänomenbezogene Abbautendenzen fortgesetzt oder abgeschlossen, die in den Wenkerbogen und / oder (frühen) Dialektbeschreibungen bereits zu beobachten waren. (Kehrein 2012: 346)

In seiner Studie zu „Niederdeutsch auf Rügen“, die wie Kehrein auf Basis der erhobenen Daten des Marburger REDE-Projekts argumentiert,[477] geht Vorberger (2016: 169) für den Ort Bergen auf Rügen ebenfalls „von einer hohen Stabilität des Niederdeutschen, sofern es beherrscht und gesprochen wird“, aus.

477 Vgl. die Darstellung der Datenerhebung und Untersuchungsanlage in Kehrein (2012: 74–78) oder https://www.regionalsprache.de/projektbeschreibung.aspx (Stand: 16.11.2017). Die zitierten Aussagen basieren auf Sprachdaten von insgesamt nur vier (bzw. bei Vorberger drei) Gewährspersonen aus drei Altersgruppen pro Erhebungsort. Die Untersuchungen des REDE-Projekts zielen allerdings in erster Linie auf die Ermittlung der vertikalen Struktur der Sprachlagen in unterschiedlichen Regionen. Das zentrale quantitative Analyseverfahren ist daher das der Dialektalitätsmessung von situativ variierendem Sprachgebrauch, das jeweils das ganze Ensemble von standardabweichenden Merkmalen einbezieht und nicht die diachrone Entwicklung einzelner Variablen ins Auge fasst.

Diesen Befunden zum vorpommerschen Dialekt stehen die auf erheblich größere Probandenzahlen gestützten Beobachtungen Hansens zum Rügener Niederdeutsch entgegen:[478] Hansen identifiziert in den von ihm zugrunde gelegten Aufnahmen von Wenkerübersetzungen verschiedener Zeitstufen eine Fülle von Abbautendenzen gegenüber den historischen Dialektaufzeichnungen Georg Wenkers. Er kommt zu dem Schluss, „dass innerhalb des fast 130-jährigen Untersuchungszeitraums auf allen Sprachebenen des niederdeutschen Dialekts der Insel Rügen sprachliche Veränderungen stattgefunden haben" (Hansen 2017: 140). Hansen sieht dabei einen engen Zusammenhang zwischen dem Abbau altdialektaler Varianten und der über die untersuchten Zeitstufen zurückgehenden Dialektkompetenz seiner 60 Probanden. Bei vielen der untersuchten Variablen zeichnet sich der Dialektabbau aber schon bei seinen vor 1910 bzw. 1942 geborenen Gewährspersonen ab, für die das Niederdeutsche in der Regel noch vorschulische Erstsprache und dominantes Kommunikationsmittel zumindest im Nahbereich war. Mit den hochdeutschen Kontaktvarietäten – Regiolekt und Standardsprache – sind diese älteren Gewährsleute häufig erst in Ausbildung und Arbeitsleben in engere Berührung gekommen, wo diese Kontaktvarietäten dann oft eine zunehmend wichtige Rolle spielten (Hansen 2009: 38–41).

Vergleichbar mit der empirischen Datenbasis der Studie von Hansen beruhen meine Untersuchungen zum zentralmecklenburgischen Niederdeutsch auf der Variablenanalyse der Wenkerübersetzungen von 52 Gewährspersonen zweier Altersstufen und verschiedener Bevölkerungsgruppen. Ergänzend wurden historische Wenkerbögen und historische Sprachaufnahmen aus Rostock und Umgebung ausgewertet (vgl. Abschnitt 2.2.2). Im Ergebnis führen meine Variablenanalysen zu sehr ähnlichen Befunden wie Hansens Studie zum Vorpommerschen: Auch das Niederdeutsch meiner dialektkompetentesten Probanden unterliegt im Vergleich zu den Sprachstandserhebungen Georg Wenkers in allen untersuchten Bereichen der

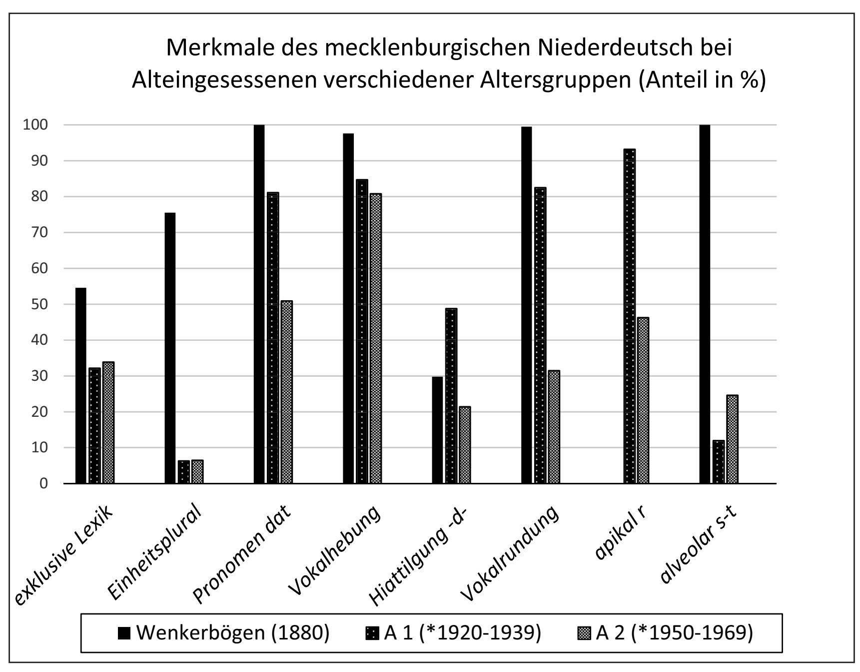
478 Vgl. die nicht publizierte Masterarbeit Hansen (2009). Eine Auswahl der dort untersuchten Sprachvariablen diskutiert Hansen (2017). Herrmann-Winters (2013: 87–107) *Sprachatlas für Rügen und die vorpommersche Küste*, an dem Hansen mitgearbeitet hat, dokumentiert verschiedene Sprachwandelprozesse auf der lexikalischen und lautlichen Ebene des Niederdeutschen in der Region kartographisch.

Sprachstruktur mehr oder weniger starken Veränderungen. Bei nahezu allen analysierten Variablen ist gegenüber der Wenker-Zeit über die Zeitstufen und die Generationsfolge meiner Gewährspersonen eine zum Teil steile Zunahme der Frequenz standardnaher oder standardidentischer Varianten im intendierten Niederdeutsch zu beobachten, die mit einem zurückgehenden Gebrauch basisdialektaler Varianten einhergeht. Dabei zeigen sich die fortschreitenden Abbautendenzen keineswegs nur dort, wo sie „in den Wenkerbogen und / oder (frühen) Dialektbeschreibungen bereits zu beobachten waren" (Kehrein 2012: 346).

Im vorliegenden Resümeeabschnitt sollen zunächst nur die Untersuchungsergebnisse zu den sprachlichen Merkmalen und diachronen Prozessen im Niederdeutsch der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger zusammengefasst werden. Abbildung 5.4.1-1 stellt die Befunde der Variablenanalysen des fünften Kapitels einmal in einer Zusammenschau dar, soweit dies in graphischer Verbildlichung möglich ist. Deutlich wird dabei, dass die Gebrauchsfrequenzen der untersuchten niederdeutschen Varianten bei den Alteingesessenen zum Teil erheblich differieren und auch der Verlauf ihrer Entwicklung von Ungleichzeitigkeiten und unterschiedlicher Dynamik gekennzeichnet ist: Bei der Verwendung des Pronomens im Neutrum *dat*, bei der Vokalhebung vor *r*, der Rundung von kurzem *i* und der alveolaren Realisierung des Konsonantenclusters *s-t* zeigen die historischen Wenkerbögen aus der Erhebungsregion noch keine oder allenfalls erst eine sehr geringe Variation. Ebenso herrschte nach den älteren Dialektbeschreibungen und Landschaftsgrammatiken die apikale Realisierung des prävokalischen *r* am Beginn des 20. Jahrhundert noch absolut vor, die in den historischen Wenkerbögen nicht dokumentiert ist.[479] Eine deutliche Variation, d. h. ein deutlicher Abbau der in der Wenker-Zeit noch stabilen Dialektmerkmale zugunsten standardnäherer Varianten, lässt bei all diesen Variablen erst das Niederdeutsch der vor 1940 geborenen Personen erkennen. Bei diesen fünf Variablen begann die Verdrängung der altdialektalen Varianten also erst im 20. Jahrhundert und setzte sich dann mit je unterschiedlicher Dynamik fort.

479 Es fehlen deshalb im Säulendiagramm der Abbildung 5.4.1-1 in der Säulengruppe zum apikalen *r* Daten zu den historischen Wenkerbögen.

Abbildung 5.4.1-1: Prozentuale Anteile basisdialektaler Merkmale des mecklenburgischen Niederdeutsch in den Wenkerübersetzungen Alteingesessener verschiedener Altersgruppen



Im Fall der exklusiven Lexik und des verbalen Einheitsplurals zeigt sich der beginnende Dialektabbau dagegen bereits an der Variabilisierung des Sprachgebrauchs in der Wenker-Zeit. Auch im Bereich der Lexik und beim Einheitsplural treten die basisdialektalen Varianten im Niederdeutsch der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration dann viel seltener auf als noch in den historischen Wenkerbögen der Region. Nur im Falle der seinerzeit noch sehr jungen Entwicklung der Hiattilgung auf *d* konnte der vorübergehend zunehmende Gebrauch einer standardfernen Variante gegenüber der Wenker-Erhebung beobachtet werden.[480] Bei den meisten hier untersuchten Variablen setzt sich die Abbaudynamik über die Vorkriegsgeneration der

480 Der Anstieg der Prozentwerte seit der Wenker-Zeit könnte bei dieser Variante aber zum Teil auch darauf zurückzuführen sei, dass sich ihr Gebrauch in der schriftlichen Erhebung Wenkers nicht vollständig abbildet, vgl. Abschnitt 5.3.2.

Gewährspersonen in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen fort. Auf das intendierte Niederdeutsch dieser jüngeren Altersgruppe wird abschließend noch einmal im Detail einzugehen sein. Ähnlich wie die vorpommerschen Daten Hansens (2009: 140) zeigen die Befunde meiner Variablenanalysen also, dass auch in meinem Untersuchungsgebiet die Dynamik des Strukturabbaus „auf allen Sprachebenen des niederdeutschen Dialekts“ um sich greift.

Ich fasse noch einmal kurz zusammen, welche strukturellen Veränderungen sich auf den einzelnen Sprachebenen abzeichnen: Die Kontaktlinguistik ist, wie einleitend bereits ausgeführt (vgl. Abschnitt 5.1), seit Langem einig, dass bei einer Konvergenz im Sprach- oder Varietätenkontakt der erste Entwicklungsschritt in lexikalischen Übernahmen besteht:

> The first step is the borrowing of vocabulary, while more basic patterns of phonology, prosody and morphology are only transferred via a piggyback ride on the back and shoulders of borrowed loanwords. (Voeste 2017: 202)

Abbildung 5.4.1-1 legt nahe, dass auch im zentralmecklenburgischen Niederdeutsch der Transfer standardnäherer Lexeme im ausgehenden 19. Jahrhundert bereits weiter vorangeschritten war als die Standardadvergenz auf anderen Sprachebenen. Dabei zeigt der Gebrauch exklusiv niederdeutscher Lexeme in den historischen Wenkerbögen ein recht heterogenes Bild, das sich für die damalige Zeit zusammenfassend als quantitativ halbwegs ausgewogenes Nebeneinander exklusiver und standardnäherer Wortvarianten beschreiben lässt. Bei genauerem Hinsehen hatte sich allerdings erwiesen, dass der Transfer ins intendierte Niederdeutsch für die einzelnen untersuchten Lexeme sehr unterschiedlich ausfiel: Während einige exklusiv dialektale Lexeme (wie *leg* ‚schlecht‘, *weckern* ‚wem‘, *achtern* ‚hinten‘) schon im ausgehenden 19. Jahrhundert fast vollständig durch standardnähere Wörter verdrängt worden waren, wurden andere ebenfalls extrem standardferne Wörter (wie *Buddel* ‚Flasche‘, *al* ‚schon‘, *töben* ‚warten‘ oder *man* ‚bloß‘) damals noch konkurrenzlos gebraucht. Von den elf hier untersuchten exklusiv niederdeutschen Testwörtern der historischen Wenkerbögen blieb letztlich aber nur das Lexem *töben / töwen* über die Generationsfolge der alteingesessenen Mecklenburger bis heute stabil in Gebrauch (vgl. Abschnitt 5.1.1).

Die ältere Forschungsliteratur zur Entwicklung des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch, die gerade auch Veränderungen im

dialektalen Wortschatz genau registriert hatte, war noch davon ausgegangen, dass „Laute und Formen eine größere Widerstandskraft gegenüber der andringenden Hochsprache haben als das Wortgut und die Syntax" (Gundlach 1967: 181). Noch in den frühen 1970er Jahren konstatieren Gernentz (1974) und Dahl (1974: 357), das „Lautsystem des Niederdeutschen [sei] verhältnismäßig intakt geblieben und nicht unter dem Einfluß des Hochdeutschen umgebildet worden". Dieser Befund ist angesichts aktueller Sprachdaten kaum noch zu halten: Aus heutiger Sicht kann unter den hier untersuchten phonetischen bzw. phonologischen Merkmalen des mecklenburgischen Niederdeutsch allenfalls von der Vokalhebung vor *r* gesagt werden, sie sei „relativ stabil" (Gernentz 1974: 225) geblieben. Sie kann mit durchschnittlichen Anteilen um 80 % gegenüber den standardnahen ungehobenen Vokalrealisierungen im Niederdeutsch der älteren ebenso wie der jüngeren dialektkompetenten Alteingesessenen immer noch als ein „Hauptkennzeichen" des Mecklenburgischen gelten.

Andere „Laute und Formen" des Mecklenburgischen dagegen unterliegen, obwohl man ihnen allgemein eine besondere „Widerstandskraft" gegen die Kontaktwirkungen der hochdeutschen Prestigevarietät zumisst, einer nachhaltig durchgreifenden Abbautendenz. Dies betrifft – in besonders dynamischem Verlauf – die nahezu vollständige Aufgabe der alveolaren Aussprache von *s-t*, bei der schon Gernentz (1974: 225) einen „durchgehenden Lautwandel" prognostiziert. Weniger dynamisch erfolgt der Abbau der apikalen Realisierung des prävokalischen *r*, mit der der mecklenburgische Basisdialekt den radikalen phonetischen Umbrüchen im kodifizierten Standard und im Regiolekt folgt (vgl. Abschnitt 3.2.5). Die Ersetzung des apikalen durch uvulares *r* und der Wandel von [s] zu [ʃ] vor *t* haben sich dabei auch im nordniedersächsischen Niederdeutsch inzwischen soweit durchgesetzt, dass es

> nicht mehr sinnvoll [erscheint], die alten, rückläufigen Formen noch als normgerecht zu definieren, wenn sich die Neuerungen bereits so stark etabliert haben, dass sie als obligatorische Merkmale des modernen Dialekts gelten müssen.[481]

481 Elmentaler (2009: 359). Zur Entwicklung der *r*-Realisierung in Schleswig Holstein vgl. Wilcken (2013), zur Angleichung des Initialclusters *st-* an die standarddeutsche Lautung im ostfriesischen Niederdeutsch Reershemius (2004: 100–101).

Hier steht der Lautwandel des Mecklenburgischen offensichtlich in Einklang mit großräumigen Entwicklungen des Niederdeutschen auch anderer norddeutscher Regionen.

Mit dem intergenerationell fortschreitenden Abbau der Vokalrundungen in Lexemen wie *bün*, *büst*, *sünt* betrifft der Lautwandel im Mecklenburgischen aber ein Merkmal, das trotz allenthalben zu beobachtendem Rückgang im Gebrauch in anderen Dialektregionen „auch heute noch als ein verbreitetes und stabiles Merkmal der niederdeutschen Dialekte gelten" (Elmentaler im Druck) kann. Hinsichtlich dieses Merkmals ist die Entwicklung im mecklenburgischen Basisdialekt offenbar schon weiter vorangeschritten als im benachbarten Schleswig-Holstein, wo die Vokalrundung noch als ein „für diese Region typische[s] Kennzeichen" (Elmentaler 2009: 352) des modernen Niederdeutsch anzusehen ist.

Schließlich konnten in meinem zentralmecklenburgischen Korpus auch gewisse Veränderungen im Sprachgebrauch beobachtet werden, die selbst „das wichtigste Charakteristikum des Niederdeutschen, das es vom Hochdeutschen abhebt, [betreffen] – das Ausbleiben der Zweiten Lautverschiebung" (Wilcken 2013: 34). Im Abschnitt 5.3.6 habe ich anhand von einigen Fallbeispielen, die sich nicht zusammenfassend quantitativ veranschaulichen lassen und die deshalb in Abbildung 5.4.1-1 nicht berücksichtigt werden, ausgeführt, dass im spontansprachlichen und im intendiert normgerechten Niederdeutsch zunehmend Lexeme und Morpheme verwendet werden, in denen niederdeutsche stimmlose Plosive zu Frikativen lautlich verschoben sind. Gezeigt wurde diese schon im 19. Jahrhundert beginnende Tendenz an Wörtern wie *Woch*, *sich*, *schwach*, *Kirch* und dem Morphem *–lich*. Die genannten Lexeme bzw. Morpheme werden von heutigen dialektkompetenten Sprechern offensichtlich als niederdeutsche Wörter bzw. Endungen gewertet und benutzt, obwohl in ihnen wortauslautendes altdialektales *k* zu [ç] oder [χ] verschoben ist. Dieser Vorgang, der gewissermaßen zeitversetzt der hochdeutschen Lautverschiebung nachfolgt, betrifft bis heute freilich nur vereinzelte Lexeme und Morpheme, während niederdeutsches *k* in vergleichbaren Kontexten im Übrigen diachron sehr stabil unverschoben realisiert wird.

Die zunehmende Gebrauchsfrequenz von *sich*, das in der Wenker-Zeit in Mecklenburg noch variationslos als *sik* realisiert wurde, deutet aber darauf hin, dass derartige Fälle im 20. Jahrhundert offenbar häufiger werden. Bemerkenswert ist dabei außerdem, dass der Prozess auch hochfrequente

Lexeme oder Morpheme umfasst. Es ist daher nicht auszuschließen, dass wir es hier mit der Anfangsphase einer „lexemweisen Umphonologisierung“ (Schmidt / Herrgen 2011: 192) des niederdeutschen Lautsystems zu tun haben, bei der „phonological patterns“ über einen „piggyback ride on the back and shoulders of borrowed loanwords“[482] zunächst noch mit geringen Ausbreitungsraten in das Niederdeutsche transferiert werden, die ab einem gewissen Zeitpunkt stark beschleunigt werden könnten. Bei der mecklenburgischen Vokalhebung vor *r* war ganz ähnlich zu beobachten, dass eine Variabilisierung des lange stabilen Merkmals mit dem zunehmend häufigen Transfer der standardidentischen Funktionswörter *sehr*, *mehr* und *erst* ins Niederdeutsche einsetzt, die dort in Konkurrenz zu den altdialektalen Lexemvarianten *sir*, *mir* und *iirst* treten.

Der sprachliche Strukturwandel erfasst auch die Ebene der Morphosyntax: Hier belegt die fortschreitende Ersetzung des Pronomens *dat* durch standardnäheres *et* oder standardidentisches *es* beispielhaft, dass der Bereich der Morphosyntax im mecklenburgischen Niederdeutsch ebenfalls diachrone Veränderungen durchmacht. Anders als im Niederdeutsch Schleswig-Holsteins stellt dabei selbst die Verbalmorphologie des Mecklenburgischen für die dialektkompetentesten Sprecher der Gegenwart keine unüberwindliche „Transfergrenze“ (Hansen-Jaax 1995: 163) gegenüber den dominanten hochdeutschen Kontaktvarietäten Regiolekt und Standard dar. Gerade der verbale Einheitsplural, der nach Elmentaler (2008: 69) doch allgemein zu den „konstitutive[n] Kernmerkmale[n] des Niederdeutschen“ gerechnet werden muss, ist im Mecklenburgischen im 20. Jahrhundert nahezu restlos durch die hochdeutsche Flexion verdrängt worden. Der Beginn dieser Verdrängung zeichnet sich bereits in den historischen Wenkerbögen des 19. Jahrhunderts deutlich ab. Tiefgreifende Veränderungen in der mecklenburgischen Verbalmorphologie – etwa standardnahe Bildungen des Präteritums oder einen zunehmenden Gebrauch des hochdeutschen Partizip II-Präfixes

482 Voeste (2017: 202). Vgl. das Konzept der Ausbreitung sprachlicher Innovationen über die „lexical diffusion, the theory that a linguistic change spreads gradually across the lexicon, from morpheme to morpheme“ (Chambers / Trudgill 1980: 175). Nach dem „S-curve model“ steigt der Grad der lexikalischen Diffusion einer phonetisch- phonologischen Neuerung im Wortschatz nach einer längeren Anfangsphase allmählicher Zunahme stark beschleunigt an, während in der Endphase der Durchsetzung die Zuwachsraten wieder abflachen (ebd.: 179).

ge- – beobachten auch Köhncke (2010: 319–326) und Hansen (2017: 134–136) in ihren empirischen Untersuchungen zum Niederdeutschen in Mecklenburg und Vorpommern.[483] Demgegenüber ist in Schleswig-Holstein selbst „bei jugendlichen L1-Sprecherinnen und -Sprechern praktisch kein hochdeutscher Einfluß im Bereich der Verbalflexion nachzuweisen“ (Hansen-Jaax 1995: 149). Die „Transfergrenzen“ des mecklenburgischen Niederdeutsch gegenüber den hochdeutschen Kontaktvarietäten Regiolekt und Standard sind offensichtlich weit durchlässiger als die des Niederdeutschen in Schleswig-Holstein.

Was lässt sich zusammenfassend über den Zeitverlauf und den sozialen Ort der geschilderten Entwicklungen des mecklenburgischen Niederdeutsch sagen? Diese Entwicklungen reichen, wie gezeigt, zum Teil bis weit in das 19. Jahrhundert zurück. Die Verdrängung altdialektaler Elemente durch konkurrierende standardnähere oder standardidentische Formen war damals erwartungsgemäß im Bereich der Lexik bereits am weitesten vorangeschritten, hatte aber – wider Erwarten – seinerzeit auch schon die Morphologie erfasst. Und der Dialektabbau ist in diesen beiden Bereichen bis heute auch am ehesten zu seinem Abschluss gekommen. Eine Reihe exklusiver Lexeme des Niederdeutschen wie *leg* (‚schlecht‘), *wecker* (‚wer‘) und *likers* (‚trotzdem‘) sind im Wortschatz der jüngeren dialektkompetenten Sprecher vollständig durch standardnähere Wörter verdrängt worden. In der Morphologie ist der verbale Einheitsplural bis auf sporadische Relikte durch hochdeutsche Flexionsformen ersetzt worden. Auch der altdialektale Superlativ *miirsten* (‚meisten‘) ist jüngeren Niederdeutschsprechern offenbar gar nicht mehr geläufig. Nach dem idealtypischen Dreischrittmodell des Sprachwandels nach Bellmann (1983) bzw. Mattheier (1996) war bei den genannten lexikalischen Einheiten und morphologischen Formen „der erste Schritt“ des Sprachwandels, die „Herausbildung von Varianten“, unter dem

483 Im Bereich der Verbmorphologie sieht schon Beckmann (1954 / 1955: 130) die „markanteste“ Entwicklung im mecklenburgischen Niederdeutsch gegenüber dem Sprachstand bei Fritz Reuter. Auch in der Morphosyntax nominaler Einheiten des Niederdeutschen zeichnet sich ein struktureller „Umbruch“ (Berg 2013: 330) ab. Im Hintergrund dieser Entwicklungen in der niederdeutschen Nominalmorphologie steht nach Bergs empirischer Untersuchung an drei Vergleichsorten im Nordniedersächsischen, Westfälischen und Ostfälischen ebenfalls die „Konvergenz zum Standarddeutschen“ (ebd.).

Einfluss der hochdeutschen Kontaktvarietäten bereits in der Wenker-Zeit vollzogen und der darauffolgende „Selektionsprozeß" zugunsten der standardnäheren Varianten ist in der Gegenwart durch deren „Generalisierung" bereits weitestgehend abgeschlossen.[484] Durch die Tilgung von Varianten, mit denen sich das Niederdeutsche ehemals markant von seinen hochdeutschen Kontaktvarietäten Regiolekt und Standarddeutsch abhob, hat sich die „linguistische Dichte" dieses Basisdialekts (Lameli 2010: 29), also die Menge seiner exklusiven Varianten, seit dem ausgehenden 19. Jahrhunderts bereits nachweisbar ausgedünnt.

Bei den anderen hier untersuchten Variablen setzt der Abbau der altdialektalen Varianten offenbar erst im Sprachgebrauch der Vorkriegsgeneration ein und ist in der Generationsfolge einstweilen noch nicht zu einer vollständigen Tilgung dieser Varianten vorangeschritten. Hier ist eine „Überführung eines (invariablen) Dialektalismus in einen variablen" (Bellmann 1983: 111) durch die historische Fragebogenerhebung Wenkers noch nicht dokumentiert, sondern offenbar erst später eingetreten. Diese Variablen befinden sich gegenwärtig noch im „variative[n] Stadium" (ebd.: 112), in dem die Variantenselektion über die Generationsfolge der Sprecher mit unterschiedlicher Dynamik, aber in der Regel mit übereinstimmender Präferenz für die standardnäheren Varianten voranschreitet. Der Prozess des „dialect levelling" ist hier also noch im Gange.[485]

Mit Höder (2011) lässt sich die fortschreitende Verdrängung all der genannten altdialektalen Merkmale durch standardnähere oder standardidentische Varianten als Teilprozess zunehmender „Diasystematisierung" des Niederdeutschen mit seinen hochdeutschen Kontaktvarietäten Regiolekt und Standard verstehen. Für die Niederdeutschsprecher, die heute fast durchweg über eine bivarietäre hochdeutsch-niederdeutsche Sprachkompetenz verfügen, bringen die strukturelle Annäherung an das Hochdeutsche und der Abbau idiosynkratischer Elemente des Niederdeutschen den kognitiven und kommunikativen „Vorteil" einer „Vereinfachung der

484 Mattheier (1996: 49). Mattheier bezieht sich mit seiner Modellierung des kontaktinduzierten Sprachwandels auf Trudgills (1986) Konzept der „Fokussierung" der Variantenvielfalt im Dialektkontakt.

485 „*Dialect levelling*, the process which reduces variation both within and between dialects, is structural *dialect loss*" (Hinskens / Auer / Kerswill 2005: 11).

Sprachverarbeitung innerhalb [der] bilingualen Gruppe“ (Höder 2011: 120) mit sich. Hansen-Jaax (1995: 182) beobachtet entsprechend, wie sich niederdeutschkompetente Kinder und Jugendliche in Schleswig-Holstein „durch die systematische Anwendung von Entlehnungstransfer zwei weitgehend isomorphe, leicht konvertierbare Kodes schaffen“. Für Hansen-Jaax (ebd.) ist in ihrer Probandengruppe „das ‚isomorphe Optimum‘ zwischen hochdeutschen und niederdeutschen Varianten weitgehend erreicht“ und der Abbauprozess des Niederdeutschen in einen stabilen Zustand übergegangen, in dem das Niederdeutsche „als morphologisch intakte Varietät mit der Funktion eines In-group-Kodes“ Bestand hat. Nach Höder (2011: 132) ist dagegen eine Fortsetzung der Entwicklungstendenz bis „hin zu einer vollständigen Interdependenz beider Sprachsysteme“ zu erwarten.

Bei einer Reihe von Variablen lassen die geschilderten Entwicklungen des Dialektabbaus eine besondere Bindung an (groß)städtische Milieus erkennen.[486] Sowohl bei der Realisierung des Pronomens im Singular Neutrum *dat* als auch bei der gehobenen Artikulation der Langvokale vor *r* und ebenso bei der Rundung von kurzem *i* liegt in der Vorkriegsgeneration der Probanden die durchschnittliche Frequenz der altdialektalen Varianten im intendierten Niederdeutsch der ortsfesten Großstädter jeweils unter den Gebrauchshäufigkeiten bei den ortstreuen Kleinstädtern. Die Gewährspersonen aus der Kleinstadt verwenden die altdialektalen Varianten ihrerseits seltener als ortsfeste Dorfbewohner.[487] Auch die Hiattilgung auf *d* wird von Großstädtern seltener realisiert als von Kleinstädtern und Dorfbewohnern, während umgekehrt die durchschnittliche Häufigkeit der standardnahen Hiat-Realisierungen ohne konsonantische Tilgung mit der Größe des dauerhaften Wohnsitzes der Probanden schrittweise zunimmt. Für die Verbreitung des Zäpfchen-*r*, das von den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration noch kaum verwendet wird, lässt sich immerhin feststellen, dass

486 Ein Zusammenhang der Merkmalsausprägung des intendierten Niederdeutsch mit dem Geschlecht der jeweiligen Gewährspersonen ließ sich dagegen nicht zweifelsfrei ausmachen.

487 Der Zusammenhang zwischen Wohnortgröße und dem Charakter des intendierten Niederdeutsch konnte nur in der Gruppe der 24 Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration untersucht werden, weil nur hier zahlenstarke Vergleichsgruppen von jeweils fünf oder sechs lebenslang ortfesten Probanden für Großstadt, Kleinstadt und Dorf gegenüber gestellt werden konnten.

die ersten Personen dieser Generation, die von der altdialektalen apikalen Artikulation des prävokalischen *r* ganz oder in großem Umfang abrücken, wiederum Großstädter sind.

Ähnlich wie beim Verhältnis von städtischem Zentrum und der Peripherie Hamburgs deuten bei den genannten fünf Variablen auch im Raum Rostock übereinstimmende Indizien darauf hin, „dass Urbanisierungsgrad und dialektales Abbauniveau miteinander korrelieren“.[488] Diese Korrelation ließ sich allerdings bei der lautlichen Realisierung des Anlautclusters *s-t* in meinen Daten nicht nachweisen, obwohl Zeitzeugen hier die postalveolare Variante [ʃt] als städtische Neuerung beschrieben (vgl. Beckmann 1954 / 1955: 131).[489] Auch für die Präferenz exklusiver niederdeutscher Lexik spielt die Urbanität des Wohnumfeldes der Probanden keine erkennbare Rolle.[490] Die übereinstimmenden Befunde bei den übrigen untersuchten Variablen erlauben gleichwohl die allgemeine Feststellung, dass das intendierte Niederdeutsch der ortsfesten Rostocker im Durchschnitt strukturell standardnäher ausfällt als das kleinstädtische Niederdeutsch Schwaans und das noch standardfernere Niederdeutsch der Dorfbewohner von Satow, Jürgenshagen, Nienhagen und Umgebung. Die verschiedentlich formulierte Hypothese, dass sich in Mecklenburg-Vorpommern speziell „die Kleinstadt stärker mundartkonservierend verhalte[…] als das Dorf“[491], konnte mit Blick auf den Strukturwandel des Niederdeutschen dagegen nicht bestätigt werden. Meine Korpusbefunde legen vielmehr nahe, dass die dörflichen Milieus dem laufenden Dialektwandel am stärksten widerstehen.

---

488 Bieberstedt (2008: 58). Zu einem ähnlichen Befund kommt auch die soziolinguistische Untersuchung von Huesmann (1998: 154), die unter anderem die Sprachverhältnisse in Rostock und der mecklenburgischen Kleinstadt Sternberg vergleichend einbezieht: „Die Kleinstädte erweisen sich als ‚Hüterinnen‘ der Dialekte, mit im Vergleich zu den Großstädten höherer Dialektalität und positiverer Einstellung gegenüber ihrer Mundart. Dagegen sind die Großstädte die ‚Wegbereiterinnen‘ des Hochdeutschen, mit im Vergleich zu den Kleinstädten größerer Standardnähe und höherer Akzeptanz des Hochdeutschen.“

489 Vgl. Beckmann (1954 / 1955: 131).

490 Der ostniederdeutsche Einheitsplural ist bereits in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen derart stark abgebaut, dass hier quantitative Unterschiede zwischen Probandengruppen aus verschiedenen Wohnorten nicht mehr sinnvoll zu ermitteln sind.

491 Gundlach (1988: 436). Vgl. Huesmann (1998: 154).

Die Teilprozesse dieses Dialektwandels weisen ganz überwiegend in dieselbe Entwicklungsrichtung: Bei allen hier untersuchten Variablen lässt sich im als normgerecht intendierten Niederdeutsch der Gewährspersonen verschiedener Zeitstufen bzw. Altersgruppen beobachten, dass seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert altdialektale Merkmale fortschreitend und zum Teil bereits vollständig durch standardnähere Varianten verdrängt werden. Nicht immer wird dabei die basisdialektale Ausgangsvariante durch eine standardidentische Bildung ersetzt (wie etwa bei der Verbflexion oder bei gerundetem kurzen *i*), sondern häufig werden dabei standardnahe, „intermediate, phonetically approximate forms“[492] gewählt (wie z. B. beim Pronomen *et* oder bei apokopiertem *Flasch*'), die einen sprachlichen Abstand zur äquivalenten Standardform wahren und so weiterhin eine bestehende Varietätengrenze markieren. „*Zielvarietät* des Abbaus“ (Bellmann 1983: 113) altdialektaler Formen ist dabei in allen Fällen eindeutig die hochdeutsche Standardvarietät, der sich, wie in Kapitel 3 gezeigt, auch der mecklenburgische Regiolekt annähert.

> Seit dem 19. Jahrhundert übernehmen die [niederdeutschen] Mundarten Elemente aus der dt. Standardsprache, vor allem im Wortschatz. Sie verlieren Merkmale, die sie von der Standardsprache unterscheiden und gewinnen Merkmale, die sie mit ihr gemeinsam haben. (Peters 1998: 125)

Dieser Prozess des strukturellen „Dialektverfalls“ charakterisiert nach Peters (ebd.) die „gegenwärtige Situation der nd. Mundarten“ allgemein.[493] Insofern steht also der Strukturwandel des mecklenburgischen Niederdeutsch im Einklang mit gesamtniederdeutschen Entwicklungen, die in der jüngeren Vergangenheit „in zunehmendem Maße durch die ‚vertikalen‘ Konvergenzbewegungen des Niederdeutschen in Richtung auf die hochdeutsche Dachsprache“[494] dominiert werden. An der Artikulation des prävokalischen *r* und des Anlautclusters *s-t* ist zu erkennen, dass die Entwicklung

492 Hinskens / Auer / Kerswill (2005: 46). Im Anschluss an Trudgill (1986: 60) kann für die Autoren das Resultat der Bildung phonetisch angenäherter „interdialectal forms“ im Varietätenkontakt auf lange Sicht ein „fudged dialect“ sein, im Unterschied zum „mixed dialect“, der allein auf lexikalischem Transfer beruht (ebd.).

493 Vgl. Schröder (2004: 76–77) und Elmentaler (2009: 342).

494 Elmentaler (2009: 342). Auch Hansens (2009: 111) Analyse des Niederdeutschen auf Rügen stellt im Ergebnis „die im Untersuchungszeitraum deutlich

des mecklenburgischen Niederdeutsch auch im Detail mit den Entwicklungen des Niederdeutschen anderer Regionen parallel verläuft. Gegenüber den Sprachwandelprozessen etwa in der dialektstarken Region Schleswig-Holstein scheint der strukturelle Dialektabbau in meinem Untersuchungsgebiet aber umfassender zu sein und durch weniger hohe Transfergrenzen gebremst zu werden. Bei aller Übereinstimmung der allgemeinen Entwicklungsrichtung und abgesehen von Parallelen im sprachlichen Detail ist beim Dialektabbau im norddeutschen Raum doch mit erheblichen regionalen Unterschieden in der diachronen Dynamik zu rechnen.[495]

Reershemius (2004) zeigt beispielsweise für Ostfriesland, dass dort dem aktuell vollzogenen Sprachwechsel zum Hochdeutschen (Regiolekt oder Standard) kein wesentlicher Strukturwandel des ostfriesischen Niederdeutsch vorausgegangen sei. In meinem mecklenburgischen Erhebungsgebiet ist dagegen der Prozess des funktionalen Dialektabbaus – des „Dialektverlusts“ (Peters 2015: 31) in der Kommunikation – seit langer Zeit mit einem auf mehreren Sprachebenen zu beobachtenden strukturellen Dialektwandel („Dialektverfall“) verschränkt.[496] Der strukturelle Sprachwandel beginnt bereits in der noch sehr dialektfesten und weitgehend dialektbasierten Wenker-Zeit, in der das landschaftliche Hochdeutsch aber zunehmend kommunikatives Gewicht gewann. Im 20. Jahrhundert geht der allmähliche Verlust kommunikativer Funktionen des Niederdeutschen gegenüber den hochdeutschen Kontaktvarietäten mit einem weiter fortschreitenden Abbau exklusiver niederdeutscher Strukturelemente einher. Dieser Strukturwandel setzt sich bis heute in der ältesten Sprechergeneration fort, die das Niederdeutsche meist noch in der sprachlichen Primärsozialisation erworben und

erkennbare sprachliche Annäherung an das Hochdeutsche als vorherrschende Sprachentwicklungstendenz“ heraus.

495 Vgl. Peters (2015: 31).

496 Für die beiden miteinander verschränkten Prozesse des Sprachwandels sind in der Literatur – mitunter bei denselben Autoren – unterschiedliche Bezeichnungen in Umlauf. Lenz (2005: 85) unterscheidet zunächst den strukturellen „Dialektabbau“ und die funktionale „Dialektabnahme“, um wenig später den „Abbau lokaler / kleinräumiger Dialektmerkmale zugunsten großräumiger regionaler Merkmale“ als „Dialektumbau“ zu bezeichnen, der mit der „Dialektaufgabe“ („der Abnahme von Verwendungssituationen und Domänen“) einhergeht (Lenz 2007: 5).

zumindest in manchen Domänen vielfach bis ins Erwachsenenalter alltäglich gesprochen hat, in Einzelfällen bis heute im unmittelbaren Familien- und Freundeskreis spricht. Die begonnene Strukturadvergenz an das Standarddeutsche wird in Richtung und Dynamik (mit wenigen Ausnahmen) im Niederdeutsch von Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration konsequent fortgeführt, die ihre Dialektkompetenz noch im kindlichen und jugendlichen Sprachumfeld ungesteuert erworben hat, das Niederdeutsche seither aber kaum aktiv gebraucht.[497] Anders als offenbar in Ostfriesland und auch Schleswig-Holstein ist die fortschreitende Ablösung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche in der Kommunikation in Mecklenburg mit einer seit dem 19. Jahrhundert fortschreitenden strukturellen Angleichung an die hochdeutsche Prestigevarietät verbunden.[498]

Eine Folge der Advergenz an den überregionalen Standard ist der Abbau areal gebundener Sonderformen, mit denen sich das mecklenburgische Niederdeutsch auf horizontaler Ebene von den niederdeutschen Nachbardialekten abhob (z. B. Vokalhebung vor *r*, Hiattilgung). Das Mecklenburgisch-Vorpommersche nähert sich damit strukturell dem Nordniedersächsischen, dem Mittelpommerschen und dem Brandenburgischen an. Insbesondere sind auch die ehemaligen arealen Binnengliederungen des mecklenburgisch-vorpommerschen Dialektraumes, also „die alten Unterschiede zwischen Ost und West in der Auflösung begriffen" (Köhncke 2006: 179). Mit dem Abbau der Hiattilgung auf *d*, dem Übergang zur Aussprache des Konsonantenclusters *s-t* als [ʃt] und auch mit der Ersetzung von *sik* durch standardidentisches *sich* verlieren ehemalige Unterschiede des Mecklenburgischen gegenüber dem Vorpommerschen ihre räumlichen

497 Die diachronen Prozesse des kommunikativen „Dialektverlusts" und des damit einhergehenden graduellen Verlusts der Dialektkompetenz werden im zweiten Band dieser Untersuchung nachgezeichnet.

498 Boas (2009: 240) beschreibt den abrupten Sprachwechsel vom Texas German zum Englischen, dem ähnlich wie bei der Ablösung des Ostfriesischen durch das Hochdeutsche kein Strukturwandel vorausging, metaphorisch wie folgt: „We can describe the current state of Texas German as not only dying with its morphological boots on, but also with its phonological and syntactic boots on." Der kommunikative Dialektverlust in Mecklenburg wird, um im Bild zu bleiben, dagegen davon begleitet, dass das exklusive ‚strukturelle Schuhwerk' des Dialekts seit über einem Jahrhundert Stück für Stück in Lexik, Morphosyntax und Phonetik / Phonologie der hochdeutschen Mode angepasst wurde.

Konturen. Die dialektgeographischen Konturen verwischen dabei nicht als Folge horizontaler Ausgleichsprozesse im Kontakt mit Nachbardialekten, sondern als indirekte Konsequenz der vertikalen Strukturanpassungen an den überregionalen Standard.[499]

Es soll abschließend noch einmal besonderes Augenmerk auf den Sprachgebrauch der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen gelegt werden. Abbildung 5.4.1-1 zeigt nämlich, dass das intendierte Niederdeutsch dieser Altersgruppe nicht ausnahmslos von der Dynamik der Standardadvergenz bestimmt ist, sondern im Bereich der exklusiven Lexik und der Aussprache von *s-t* offensichtlich auch eine gegenläufige Entwicklungstendenz zur Wirkung kommt:

> Generally there are two directions in the development of Low German. A strong impulse to copy patterns known from Standard German, accompanied by a weaker impulse to cling to distant forms. (Goltz 2010: 272)

Das Bestreben zur Standarddivergenz, das darin bestehe, beim Gebrauch des Niederdeutschen, „to avoid Low German items related to High German and therefore use ‘distant forms’, seemingly the better Low German forms”, kennzeichnet nach Goltz (2010: 244) vor allem die niederdeutsche Dialektliteratur.[500] Dieselbe Tendenz findet sich aber auch in populären hochdeutsch-niederdeutschen Wörterbüchern, die bei der Lemmatisierung des niederdeutschen Wortschatzes vielfach gerade standarddistante Wörter und Wortformen präferieren und standardnähere Varianten ausblenden.[501] Ich habe im Abschnitt 5.1.3 beispielsweise gezeigt, dass das *Neue hochdeutsch-plattdeutsche Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum* für das hochdeutsche Lexem *fernsehen* eine Reihe geradezu gesucht standardferner Übersetzungsäquivalente (*Fiernseh kieken*, *Billerradio*

499 Vgl. Elmentaler (2009: 342).

500 Auch Elmentaler (2015: 312) spricht von der „konservativen Tendenz von Dialekttexten im Vergleich zur gesprochenen Alltagssprache“: „Entsprechend ihrer Funktion, einen möglichst authentischen und traditionellen Sprachstand zu dokumentieren, neigen viele Dialektautoren zu einem Gebrauch älterer Formen.“

501 Im Taschenwörterbuch *Der Neue Sass* (2007) beispielsweise werden noch in der vierten Auflage von 2007 veraltete Wortformen wie *Snee* und *swart* lemmatisiert, die in modernen niederdeutschen Dialekten längst durch die standardnäheren Formen *Schnee* und *schwart* abgelöst worden sind, vgl. Abschnitt 5.3.5 und Elmentaler (2009: 355).

kieken, *wietkieken*) anführt (Herrmann-Winter 2003: 83–84), während meine niederdeutschkompetenten Gewährspersonen im intendierten Niederdeutsch nahezu ausnahmslos standardidentisches *fernsehen* verwenden.

Die Dynamik der Standarddivergenz kommt aber nicht nur in literarisch-schriftlichem oder kodifiziertem Niederdeutsch zur Geltung, sondern zeigt sich zum Teil auch im intendierten Niederdeutsch der dialektkompetentesten Sprecher der Gegenwart. Dies ließ sich an den Wenkerübersetzungen vor allem meiner jüngeren Gewährspersonen ablesen: Während sich bei den meisten untersuchten Variablen der Abbau der altdialektalen, standardfernen Varianten über die Generationsfolge der alteingesessenen Familien kontinuierlich fortsetzt, ist beim Gebrauch einiger exklusiv niederdeutscher Lexeme und bei der alveolaren Artikulation von *s-t* in der Nachkriegsgeneration eine Trendwende zu bemerken (vgl. Abb. 5.4.1-1). Hierbei werden Varianten, die im Sprachgebrauch der Vorkriegsgeneration bereits stark abgebaut waren, von der Nachkriegsgeneration im intendierten Niederdeutsch wieder zunehmend frequent genutzt. Die im Durchschnitt leicht zunehmende Verwendung exklusiv niederdeutscher Lexik resultiert vor allem aus dem stark vermehrten Gebrauch der drei Wörter *al* ‚schon', *achter* ‚hinter' und *schnacken* ‚sprechen', die ebenso wie die alveolare Aussprache von *s-t* von vielen jüngeren Probanden offensichtlich als besonders authentisch niederdeutsche Varianten bewertet werden. Mit der Revitalisierung dieser bereits im Schwinden begriffenen standardabweichenden Formen wird in der Wenkerübersetzung offensichtlich die Varietätengrenze gegenüber dem Standard markiert. Auch die apikale Aussprache des prävokalischen *r* wird von mehreren meiner Gewährspersonen in dieser Funktion eingesetzt, die in ihrem regiolektalen Sprachgebrauch bereits durchgängig zum Zäpfchen-*r* übergegangen sind, im intendierten Niederdeutsch aber am standarddivergenten Zungenspitzen-*r* festhalten (vgl. Abschnitt 5.3.4). Hervorzuheben ist, dass die Präferenz für standarddivergente Varianten nur einer kleinen Auswahl der hier untersuchten Merkmale gilt, die offenbar als besonders typische Kennzeichen des Niederdeutschen wahrgenommen werden und so die Funktion emblematischer Niederdeutschmarker zugewiesen bekommen.[502] Bei den übrigen untersuchten Merkmalen überwiegt

502 Mit der „reallocation" von Varianten, die Trudgill (1986: 125) im Varietätenkontakt identifiziert, kommt dieser Befund darin überein, dass es auch im

offensichtlich die Dynamik der Standardadvergenz und führt zum fortschreitenden Abbau altdialektaler Varianten über die Generationsfolge der befragten Alteingesessenen hinweg.

Die „Realisierung von Archaismen" tritt auch nach Wilckens (2013: 33) Studie zum Niederdeutsch in Schleswig-Holstein vor allem „bei jüngeren Sprechern" auf und wird von ihr als Zeichen des zurückgehenden Sprachgebrauchs und abnehmender Sprachkompetenz interpretiert. Es ist dabei zu bedenken, dass meiner Untersuchung auch für die Nachkriegsgeneration der Probanden das intendierte Niederdeutsch der vergleichsweise dialektkompetentesten Sprecher dieser Altersgruppe zugrunde liegt. Es sind diese – in ihrer Dialektkompetenz unsicher gewordenen – Sprecher, die die jüngere Entwicklung des Niederdeutschen in Mecklenburg repräsentieren. Die Präferenz für archaische Formen ist daher nicht einfach als ‚Fehler' oder ‚Unvermögen' zu werten, sondern kann als bemerkenswerter Teilimpuls in der jüngeren Entwicklungsdynamik des Mecklenburgischen gelten, der dem dominanten Trend des Dialektabbaus punktuell entgegensteht.

Auf das Bemühen um maximale Standarddivergenz sind wohl auch die sporadischen Transfers aus dem Englischen zurückzuführen, die im intendierten Niederdeutsch der dialektkompetentesten Sprecher der Nachkriegsgeneration gelegentlich auftreten. Besonders deutlich wird dies, wenn Angehörige dieser Altersgruppe bisweilen als niederdeutsche Entsprechung zu hochdeutschem *und* in den Wenkerübersetzungen englisches *and* [ænd, ənd] wählen, dessen Phonetik deutlich standardferner erscheint als niederdeutsches (und z. T. auch regiolektales) *un* [ʊn].[503] Frau 51 (1954 AA) und Frau 67 (1964 AA), die in ihren Wenkerübersetzungen bei der Realisierung

Niederdeutschen einzelne Varianten sind, die gegen einen allgemeinen Trend des Strukturwandels konserviert werden. Und es ist auch hier davon auszugehen, dass diesen abbauresistenten Varianten von den Sprechern eine „extra-strong salience" beigelegt wird. Die revitalisierten Varianten übernehmen im Falle des Niederdeutschen, bei dem es weniger um Varietätenkonvergenz als um einseitige Advergenz geht, aber keine neue stilistische oder sozialsymbolische Funktion in neuen Formenensembles, sondern sie markieren die Ausgangsvarietät als solche.

503 Herr 58 (1950 AA) und Herr 89 (1950 AA) wählen jeweils in zwei Kontexten ihrer Wenkerübersetzungen *and* als niederdeutsches Äquivalent zu *und*. Frau 85 (1954 AA) übersetzt *und* in Wenkersatz 9 zunächst ebenfalls mit *and*, stockt, lacht und repariert dann kommentarlos zu *und*.

des prävokalischen *r* zwischen der modernen Standardform des Zäpfchen-*r* und der altdialektalen Variante des Zungenspitzen-*r* variieren, weichen in drei Fällen auf eine auffallend standarddivergente retroflexive Artikulation aus, die wahrscheinlich ebenfalls in Anlehnung an das Englische gewählt wird.[504] Bei Unsicherheiten über den angemessenen niederdeutschen Ausdruck bietet das Englische für manche Gewährspersonen offenbar eine sprachstrukturell naheliegende Ausweichmöglichkeit bei dem Bemühen um standardferne Formenbildung.[505]

Die Beispiele zeigen auch, dass das Englische in der multilingualen Kompetenz vor allem der jüngeren Gewährspersonen als weitere Kontaktsprache des Niederdeutschen in Rechnung zu stellen ist. Frau 73 (1962 AA), die in ihrem intendierten Niederdeutsch selbst keine manifesten Anleihen ans Englische macht, weist bei der Übersetzung von Wenkersatz 4 („Der gute alte Mann […]") ausdrücklich darauf hin, dass sich auch ihr englische Formulierungen aufdrängen: „Man muss aufpassen dass man nicht englisch wird ‚the old man'." Auch Wilcken (2013: 26) findet in ihrem Korpus von Wenkerübersetzungen aus Schleswig-Holstein mehrere Indizien dafür, dass „die strukturelle Ähnlichkeit zwischen dem Niederdeutschen und dem Englischen Anglizismen in den Übersetzungen zu befördern" scheint.

Dabei stehen Anglizismen ebenso wie Archaismen im intendierten Niederdeutsch der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen gleichermaßen für das Bemühen, ein möglichst authentisches – d. h. standardfernes – Niederdeutsch zu realisieren und so die Varietätengrenze zum hochdeutschen Standard zu unterstreichen. Ob dieses in Ansätzen erkennbare Bemühen um Varietätendivergenz den im Übrigen rasch fortschreitenden Dialektabbau

504 Nach Lauf (1996: 204) ist in Korpora der 1970er Jahre im mecklenburgischen Regiolekt „zumindest gelegentlich[…]" eine retroflexive Variante des *r* nachzuweisen gewesen, die eventuell auf lokales niederdeutsches Substrat zurückzuführen sein könnte. Ältere Dialektgrammatiken sprechen allerdings durchgehend für eine apikale Realisierung des *r* im Mecklenburgisch-Vorpommerschen. Und auch das extrem seltene Auftreten der retroflexiven *r*-Variante in den Wenkerübersetzungen der beiden Gewährspersonen spricht dafür, dass es sich hier um punktuellen Transfer aus dem Englischen handelt. Frau 67 übersetzt außerdem an zwei Stellen hochdeutsches *fünf* als [fa͜ɪv] (*five*), korrigiert sich dabei aber einmal zu niederdeutsch *fif*.

505 Das Phänomen beobachtet auch Vorberger (2016: 161) in seiner Untersuchung zu „Niederdeutsch auf Rügen".

des Mecklenburgischen auf längere Sicht strukturelle Grenzen setzen kann, bleibt abzuwarten. In der zukünftigen Entwicklung des mecklenburgischen Niederdeutsch wird sich – falls es sie denn längerfristig geben wird – auch die zunehmende Bedeutung gesteuerter und institutionell gestützter Dialektvermittlung zur Geltung bringen. Auch deren Auswirkungen auf den Strukturwandel des Mecklenburgischen sind einstweilen kaum abzusehen.

5.4.2 Zwischen Adaption und Archaisierung – das erworbene Niederdeutsch in den Familien Vertriebener

Die 1945 und 1946 nach Mecklenburg geflohenen und vertriebenen Menschen haben das Niederdeutsche der Zuwanderungsregion in einem Umfang erworben, der vor dem Hintergrund der Forschungsliteratur überraschen muss. Soweit die Forschung zur jüngeren Geschichte des Niederdeutschen die massive Immigration von Flüchtlingen und Vertriebenen nach Norddeutschland bisher überhaupt berücksichtigt, herrscht allgemein die Ansicht vor, dass diese Zuwanderung ortsfremder Personen den funktionalen Dialektverlust und Wechsel zum hochdeutschen Standard seit dem Ausgang des Zweiten Weltkriegs maßgeblich beschleunigt, wenn nicht gar ausgelöst habe. Bis in neuere Veröffentlichungen hält sich die Annahme, dass „viele Niederdeutschsprecher wegen des Flüchtlingsstromes aus dem Osten auf das Hochdeutsche ausweichen mussten, um sich verständigen zu können.“[506]

Dass es vor allem unter den jüngeren Zuwanderern eine große Zahl von Personen gab, die das Niederdeutsche gelernt und jahrelang aktiv genutzt haben, bleibt in Darstellungen zur Geschichte des Niederdeutschen meist ausgeblendet. Unter den heute noch lebenden Zeitzeugen der Vertreibung, die als Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene in Mecklenburg angesiedelt wurden, sind aktive Niederdeutschkenntnisse aber durchaus verbreitet und haben vielfach ein beachtlich hohes Niveau der Sprachkompetenz erreicht. Zumindest mit dieser seinerzeit jüngeren Altersgruppe der Zuwanderer waren bald nach dem Krieg eine Verständigung und eine wechselseitige Kommunikation auf Niederdeutsch zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen möglich und üblich – und sie sind es mitunter

506 Köhncke (2006: 179). Vgl. Ehlers (2013) und den knappen Forschungsbericht in Abschnitt 1.1 dieses Buches.

bis heute. Dieser Befund gilt dabei nicht nur für mein mecklenburgisches Untersuchungsgebiet, sondern offenbar auch für einige andere Regionen Norddeutschlands.[507] Eine realitätsverpflichtete Geschichtsschreibung des Niederdeutschen im 20. Jahrhundert sollte den Erwerb und Gebrauch des Dialekts unter den Vertriebenen berücksichtigen, die nach dem Zweiten Weltkrieg massenhaft in die niederdeutsche Sprachlandschaft einwanderten und dort zu neuen Sprechern des Niederdeutschen wurden.

In dieser Studie wird das Lerner-Niederdeutsch der Zuwanderer erstmals systematisch in die diachronische Variablenanalyse des mecklenburgischen Dialekts einbezogen. Meine Untersuchung zur Entwicklung des Niederdeutschen in den Familien Vertriebener stützt sich in erster Linie auf die Wenkerübersetzungen von dreizehn niederdeutschkompetenten Gewährspersonen aus der Vorkriegsgeneration und sechs Gewährsleuten aus der Nachkriegsgeneration. Bei der Auswahl dieser Personen wurden dieselben Kriterien der Dialektkompetenz angelegt wie bei den Probanden aus alteingesessenen mecklenburgischen Familien. Es werden also aus beiden Bevölkerungsgruppen jeweils nur die dialektkompetentesten Sprecher meiner Gesamtstichprobe für die Analyse herangezogen. Die Zuwanderer stammen entweder selbst aus den Vertreibungsgebieten Schlesiens, der böhmischen Länder und der Slowakei oder sie sind Nachkommen von Immigranten aus diesen südöstlichen Vertreibungsgebieten. Ihre Niederdeutschkompetenz haben sie also erst im mecklenburgischen Lebensumfeld erworben. Der Dialekterwerb erfolgte dabei in aller Regel ungesteuert in Kommunikationskontexten der Nachbarschaft, des Arbeitsplatzes oder innerhalb von alteingesessenen Familien, in die die Vertriebenen eingeheiratet haben. Niederdeutsch wurde also ganz überwiegend in der mündlichen Kommunikation mit Alteingesessenen erworben und in diesen Zusammenhängen auch aktiv gesprochen.[508]

---

507 Vgl. für Sachsen-Anhalt Föllner (2000), für den Raum Flensburg Mangelsen (2015). Mit erheblichen regionalen Unterschieden innerhalb Norddeutschlands ist allerdings zu rechnen.

508 Nur in Ausnahmefällen haben einzelne Gewährspersonen ihren Dialekterwerb durch die Lektüre niederdeutscher Literatur bewusst gestützt. Der Erwerb des Niederdeutschen und die Umstände, unter denen er stattfand, werden im zweiten Band dieser regionalen Sprachgeschichte in generationsübergreifendem Wandel dargestellt.

Das Lerner-Niederdeutsch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen spiegelt daher bis zu einem gewissen Grade die Entwicklungen des mecklenburgischen Dialekts bei den Alteingesessenen. Schon die Tatsache, dass das Niederdeutsche von den vor 1940 geborenen Zuwanderern in größerem Umfang ungesteuert erworben wurde, lässt auf die hohe soziale Bedeutung und große kommunikative Reichweite zurückschließen, die der Dialekt in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen nach dem Zweiten Weltkrieg noch hatte. Da die Zuwanderer ihr Niederdeutsch in der wechselseitigen Kommunikation mit Alteingesessenen erworben und verwendet haben, ist überdies davon auszugehen, dass es seinerseits in die sprachlichen Ausgleichsprozesse im Varietätenkontakt vor Ort eingegangen ist. Grundsätzlich können damit auch kontaktlinguistische Rückwirkungen dieser Lerner-Varietät auf die Entwicklung des Niederdeutschen im mecklenburgischen Zuwanderungsgebiet in Betracht gezogen werden.

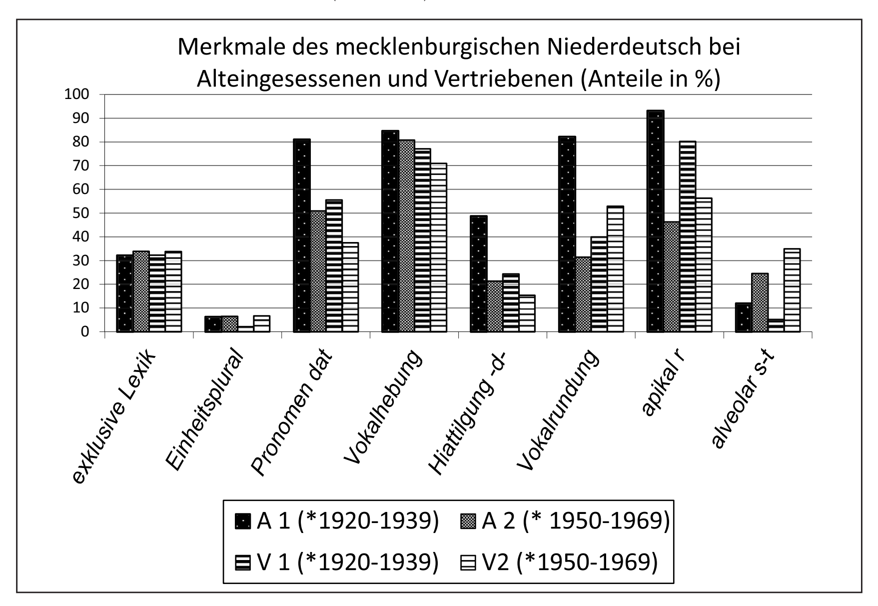
Der heutige Niederdeutschgebrauch der alteingesessenen Mecklenburger aus der Vorkriegsgeneration lässt ebenso wie die Befunde aus historischen Dialektaufnahmen darauf schließen, dass die Zuwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg mit einem mecklenburgischen Niederdeutsch in Kontakt kamen, das – unter dem Einfluss der hochdeutschen Prestigevarietäten Regiolekt und Standard – bei einer größeren Reihe von sprachlichen Variablen aller Sprachebenen bereits in ein „variatives Stadium" (Bellmann 1983: 112) übergegangen war (vgl. Abschnitt 5.4.1). Es ist davon auszugehen, dass altdialektale Varianten schon damals mehr oder weniger starke Konkurrenz durch standardnahe oder standardidentische Varianten bekommen hatten. Es kann deshalb kaum überraschen, dass das spontan erworbene Niederdeutsch der Zuwanderer die Variabilität des autochthonen Niederdeutsch von Beginn an reproduziert. Auch im Verlauf der folgenden Entwicklung des Niederdeutschen im Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien zeichnen sich im *apparent-time*-Vergleich der Sprechergenerationen deutliche Parallelen zu den Veränderungen im Niederdeutsch der alteingesessenen Familien ab. Ausgeprägter noch als dort folgt das Lerner-Niederdeutsch dabei zwei gegenläufigen Entwicklungsdynamiken. Wie für die Alteingesessenen lässt sich auch für das erworbene Niederdeutsch der Vertriebenen sagen: „There are two clear trends: transferring elements from High German into Low German and deliberately chosing distant forms" (Goltz 2010: 244).

Vergleichen wir zunächst die sprachlichen Verhältnisse in der jeweils ältesten Generation der Alteingesessenen und der Vertriebenen. Wie die Abbildung 5.4.2-1 zeigt, realisieren die 1945 / 1946 Zugewanderten bis heute alle untersuchten altdialektalen Varianten des Basisdialekts mit geringeren durchschnittlichen Anteilen in ihren Wenkerübersetzungen als die gleichaltrigen autochthonen Mecklenburger. Ihr intendiertes Niederdeutsch ist damit im Durchschnitt weniger standardfern und exklusiv dialektal geprägt als das der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration. Bemerkenswert ist dabei aber, dass das Lerner-Niederdeutsch die Häufigkeitsrelationen zwischen den untersuchten mecklenburgischen Varianten recht genau reproduziert. Es stellt sich strukturell keineswegs als eine zufällige Auswahl und willkürliche Gewichtung niederdeutscher Varianten dar. Vielmehr bilden sich die Vorkommensfrequenzen, die die Varianten im niederdeutschen Input des mecklenburgischen Sprachumfeldes der Zuwanderer haben, in deren intendiertem Niederdeutsch relational ab: Merkmale, die im Niederdeutsch der Alteingesessenen die höchsten Gebrauchsfrequenzen erreichen, werden auch von den Zuwanderern vergleichsweise am häufigsten verwendet (z. B. die Vokalhebung vor *r* und das prävokalische apikale *r*). Merkmale, die im Niederdeutsch der Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration fast ganz abgebaut sind, werden auch von den gleichaltrigen Vertriebenen kaum noch übernommen (z. B. Einheitsplural und alveolares *s-t*). Das erworbene Niederdeutsch der vor 1940 geborenen Vertriebenen hat also ein durchaus charakteristisch ‚mecklenburgisches' Profil in der Häufigkeitsverteilung der Varianten.

Auch bei der weiteren Entwicklung des Niederdeutschen in der Folge von der Vorkriegs- zur Nachkriegsgeneration gibt es viele Parallelen zwischen den Herkunftsgruppen: Bei vier der acht untersuchten Variablen unterliegt dem Niederdeutsch in den Vertriebenenfamilien mit Übereinstimmungen auch im Detail eine Dynamik der Standardadvergenz, die im Niederdeutsch der Alteingesessenen ebenfalls dominiert (vgl. Abb. 5.4.2-1). Wie bei den Alteingesessenen wird bei den Vertriebenen das altdialektale Pronomen Singular Neutrum *dat* intergenerationell zurückgedrängt und fortschreitend durch die standardnäheren bzw. standardidentischen Varianten *et*, *das* und *es* substituiert, die auch die Alteingesessenen verwenden. Auch die mecklenburgische Vokalhebung vor *r* wird bei den Angehörigen der Vertriebenenfamilien sukzessive abgebaut, ein Trend, der genau wie bei den

Alteingesessenen vor allem über die standardidentischen Funktionswörter *erst*, *mehr* und *sehr* im intendierten Niederdeutsch der Probanden Platz greift. Intergenerationell abgebaut wird in den Vertriebenenfamilien auch die Hiattilgung auf *d*, Hiatrealisierungen mit Klusil *g* bleiben dagegen wie bei den Alteingesessenen vergleichsweise stabil in Gebrauch. Eine parallele Dynamik der Standardadvergenz zeigt sich schließlich bei der Realisierung des prävokalischen *r*: Im Unterschied zu den vorgenannten Variablen haben hier die Zuwanderer das Zungenspitzen-*r* nicht erst von den alteingesessenen Mecklenburgern erworben, sondern größtenteils aus ihren Herkunftsvarietäten ‚mitgebracht'. Auch gegenüber einzelnen exklusiv niederdeutschen Lexemen präferieren die Angehörigen von Vertriebenenfamilien über die Generationsfolge zunehmend standardnähere oder standardidentische Äquivalente, die die jüngeren Alteingesessenen ebenfalls immer häufiger gebrauchen (so bei *dout bläben* ‚gestorben', *leg* ‚schlecht', *Buddel* ‚Flasche', *wecker* ‚wer' und *liirt* ‚gelernt').

Abbildung 5.4.2-1: Prozentale Anteile altdialektal mecklenburgischer Merkmale im intendierten Niederdeutsch von Angehörigen alteingesessener Familien (A 1, A 2) und von Familien Vertriebener (V 1, V 2)



Bei all diesen Beispielen bringt die Dynamik der Standardadvergenz für beide Bevölkerungsgruppen eine allgemeine Altersabhängigkeit bei der Ausprägung der Variablen mit sich: Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration verwenden im intendierten Niederdeutsch generell häufiger altdialektale Varianten als Angehörige der Nachkriegsgeneration. Für die vor 1940 geborenen Vertriebenen resultiert daraus, dass sie bei einer Reihe von Variablen nicht nur gegenüber den Nachkommen der Vertriebenenfamilien, sondern auch im Vergleich mit der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen ein durchschnittlich standardferneres Niederdeutsch verwenden. Dieses Niederdeutsch orientiert sich offensichtlich am Dialekt der älteren Alteingesessenen und in der gegenwärtigen Bevölkerung Mecklenburgs zählen die Zuwanderer von 1945 / 1946 daher im Vergleich mit jüngeren Sprechergruppen zu den relativ konservativen Niederdeutschsprechern.

Bei einigen anderen Variablen finden wir aber auch einen entgegengesetzten Trend: Dort verwenden gerade die Nachkommen der Vertriebenen ein archaischeres Niederdeutsch als die Angehörigen ihrer Elterngeneration. Der Gebrauch altdialektaler Varianten nimmt bei diesen Variablen in der Generationsfolge zu. Hier bringt sich im *apparent-time*-Vergleich der Generationen eine Dynamik der Standard*di*vergenz quantitativ zur Geltung. Eine deutlich zunehmende Präferenz für altdialektale Varianten lässt sich bei den jüngeren Angehörigen von Vertriebenenfamilien bei der Vokalrundung in Wörtern wie *bün*, *büst*, *sünt* und bei der ‚spitzen' Aussprache des Konsonantenclusters *s-t* erkennen. Von einem extrem niedrigen Frequenzniveau ausgehend nimmt auch der Gebrauch des ostniederdeutschen Einheitsplurals bei den Nachkommen der Vertriebenen geringfügig zu (vgl. Abb. 5.4.2-1). Im lexikalischen Bereich werden ebenfalls einzelne exklusiv niederdeutsche Wörter (*wecker* ‚wer', *al* ‚schon', *töwen* ‚warten', *man* ‚nur') von den Nachkommen Vertriebener zum Teil erheblich häufiger verwendet als von ihrer Elterngeneration.

In einigen der genannten Fälle hat der vermehrte Rückgriff der Nachkommen von Vertriebenen auf standardferne Varianten, die bei den vor 1940 geborenen Alteingesessenen bereits stark abgebaut sind, eine Entsprechung im Sprachgebrauch der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen. Hier kommen also die Nachkommen von Alteingesessenen und Vertriebenen beim Übersetzungstest „im Bemühen um eine möglichst korrekte Umsetzung ins Niederdeutsche und eine maximale Dissimilation vom Hochdeutschen" (Elmentaler 2009: 352) überein. Dies wird außer im Bereich der Lexik

besonders deutlich an der alveolaren Aussprache von *s* im Konsonantencluster *s-t*, die auch in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien wieder zunehmend in Gebrauch kommt, offenbar weil sie als Kennzeichen eines authentischen Niederdeutsch wahrgenommen und zur Markierung der Varietätengrenze genutzt wird (vgl. Abschnitt 5.3.5). Alteingesessene und Vertriebene der Nachkriegsgeneration sind sich offensichtlich in vielen Punkten einig, welche Varianten als derartige charakteristische Merkmale eines ‚echten' mecklenburgischen Niederdeutsch gelten können.

Bei der Revitalisierung der altdialektalen alveolaren Variante von *s-t* geht die Nachkommengeneration der Vertriebenen allerdings sogar noch weiter als die gleichaltrigen Alteingesessenen. Das Merkmal tritt in dieser Bevölkerungsgruppe durchschnittlich überhaupt am häufigsten auf. Dies erinnert an Figuren der Hyperadaption, die wir schon bei der Annäherung der Vertriebenenfamilien an den regiolektalen Sprachgebrauch der Alteingesessenen beobachten konnten (vgl. Abschnitt 3.3.2). Im niederdeutschen Wortschatz konnte die hyperfrequente Übernahme standardferner Elemente durch die jüngeren Angehörigen von Vertriebenenfamilien etwa bei *al* ‚schon', *töben* / *töwen* ‚warten' und bei der Verwendung von *Wäken* mit unverschobenem Lautstand nachgewiesen werden. Im Hinblick auf diese Varianten verwenden die Nachkommen von Vertriebenen sogar ein noch stärker archaisierendes Niederdeutsch als die gleichaltrigen Angehörigen alteingesessener Familien.

Einen aufschlussreichen Sonderfall stellt die intergenerationelle Entwicklung der Vokalrundung bei *bün*, *büst*, *sünt* usw. in den Vertriebenenfamilien dar. Bei den bisher diskutierten Variablen verlaufen die Entwicklungstrends in alteingesessenen Familien und Vertriebenenfamilien grundsätzlich parallel – entweder gleichermaßen einer Tendenz der Standardadvergenz gehorchend (wie beim Pronomen *dat*, der mecklenburgischen Vokalhebung, der Hiattilgung auf *d*, dem apikalem *r*) oder gleichgerichtet einer Tendenz der Standarddivergenz folgend (wie bei der Realisierung von *s-t* und einzelnen exklusiv niederdeutschen Lexemen). Der Entwicklung der Vokalrundung liegen dagegen in beiden Bevölkerungsgruppen offensichtlich gegenläufige Dynamiken zugrunde (vgl. Abb. 5.4.2-1). Während in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien altdialektal gerundetes *ü* in *bün* oder *sünt* sehr stark abgebaut wird, nimmt seine Verwendung in den Vertriebenenfamilien intergenerationell deutlich zu. Eine Erklärung für diese entgegengesetzte Dynamik könnte darin liegen, dass die niederdeutsche Rundung des im Standarddeutschen ungerundeten kurzen *i* in einem besonders ausgeprägten

Kontrast zur Entrundung der im Standarddeutschen gerundeten Vordervokale steht (*behmische Kiche* ‚böhmische Küche'), die für die Herkunftsvarietäten der Vertriebenen (der Dialekte und Regiolekte) typisch sind (vgl. Abschnitt 4.1.3). Der besonders starke phonetische Kontrast zu den Herkunftsvarietäten könnte die niederdeutsche Vokalrundung für die Vertriebenen salienter erscheinen lassen als für die alteingesessenen Mecklenburger, denen das Merkmal auch aus ihrem Regiolekt geläufig und wenig auffällig ist.[509]

Mit Trudgill (1986: 11) könnte angenommen werden, dass die Vertriebenen Varianten der Zielvarietät, die „phonetically radically different" zu ihren Herkunftsdialekten und Regiolekten stehen, eine besondere Aufmerksamkeit entgegenbringen und sie eher als kennzeichnende Marker des Niederdeutschen bewerten als Alteingesessene. Trudgill (1986: 78) betont, „that divergence, just as much as convergence, affects forms that are *salient*". Die außergewöhnliche Präferenz der Nachkommen von Vertriebenen für die Vokalrundung wäre somit auf die kontrastbedingt größere Salienz zurückzuführen, die dem Merkmal in dieser Bevölkerungsgruppe vor dem Wahrnehmungshintergrund der Herkunftsvarietäten zugemessen wird. Ob diese Erklärung der besonderen Entwicklungsdynamik der Vokalrundung stichhaltig ist, müsste durch Perzeptionstests im Vergleich zwischen Probanden aus alteingesessenen Familien und Vertriebenenfamilien erhärtet werden.

Zusammenfassend lassen sich also für die verschiedenen untersuchten Variablen des Niederdeutschen unterschiedliche Entwicklungsdynamiken in der Bevölkerung Mecklenburgs ausmachen:

– Bei den meisten Variablen werden altdialektale Varianten im niederdeutschen Sprachgebrauch alteingesessener Familien und Familien Vertriebener gleichermaßen intergenerationell abgebaut und zunehmend durch standardnähere ersetzt. Die altdialektalen Varianten dieser Variablen gelten selbst unter den dialektkompetentesten Gewährspersonen offenbar immer weniger als obligatorische Kennzeichen des mecklenburgischen Niederdeutsch bzw. sind sie immer weniger fest in der unsicher werdenden

509 Die Rundung des kurzen *i* ist in der mittleren Altersgruppe der Bevölkerung in den Regiolekten „in allen Regionen östlich der Weser weit verbreitet" und weist jedenfalls in den überprüften Regionen Dithmarschen, Schleswig, Holstein und Nordhannover insgesamt „nur einen geringen Grad an Salienz" auf (Elmentaler 2015 c: 166, 167). Vgl. die auch Mecklenburg-Vorpommern einschließende Karte V7.4 ebd. auf S. 163.

Dialektkompetenz verankert. Das Lerner-Niederdeutsch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen nähert sich also wie der Dialekt in den alteingesessenen Familien in der Generationsfolge strukturell dem hochdeutschen Standard an. Wie historische Sprach- und Tondokumente aus der Untersuchungsregion zeigen, hatte diese Dynamik der Standardadvergenz beim mecklenburgischen Niederdeutsch bereits im 19. Jahrhundert eingesetzt und ist daher nicht erst durch die Vertriebenenimmigration ausgelöst worden.

– Sodann ließ sich am Beispiel der Aussprache von *s-t* oder an einzelnen exklusiv niederdeutschen Lexemen beobachten, dass mitunter bereits stark abgebaute Varianten des Niederdeutschen von der Nachkriegsgeneration alteingesessener Familien ebenso wie von Vertriebenenfamilien revitalisiert werden, offenbar weil sie „im Normbewusstsein der Sprechergemeinschaft jeweils als ‚Marker' des Niederdeutschen gelten" (Elmentaler 2009: 345). Bei den Nachkommen von Vertriebenen tritt diese archaisierende Markierung der Varietätengrenze zum Hochdeutschen sogar stärker, d. h. mit höherer Frequenz der altdialektalen Varianten, auf als bei den gleichaltrigen Alteingesessenen.
– Schließlich findet sich in der Vokalrundung bei *bün*, *büst*, *sünt* usw. ein Merkmal, dessen Abbau nur im Lerner-Niederdeutsch der Vertriebenenfamilien rückgängig gemacht wird, offenbar weil es vor dem stark kontrastierenden Wahrnehmungshintergrund der Herkunftsvarietäten als ein markantes Kennzeichen des Niederdeutschen wahrgenommen wird. Auch in dieser Hinsicht ist die Dynamik der Standarddivergenz in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenen stärker ausgeprägt als bei den gleichaltrigen Alteingesessenen. Sie erfasst mehr altdialektale Varianten als bei den Altersgenossen aus alteingesessenen Familien.

Auch bei den Nachkommen der Vertriebenen bringt sich bei der Suche nach einer treffenden niederdeutschen Übersetzung der hochdeutschen Wenkersätze gelegentlich das Englische als weitere Kontaktvarietät ins Spiel. Bei drei der sechs Gewährsleute dieser Bevölkerungsgruppe kommt es vereinzelt zu punktuellem Transfer aus dem Englischen. Herr 62 (1952 VV) beispielsweise übersetzt „gute alte Mann" in Wenkersatz 4 mit „gaut old [oʊld] Mann" und wechselt in einer Reformulierung seiner Übersetzung von Wenkersatz 18 von standardidentischem „und" zu standardfernerem, offenbar dem

Englischen entlehnten [ənd] (*and*). Herr 72 (1955, VA) überträgt, ebenfalls wahrscheinlich am Englischen orientiert, „mein liebes Kind“ (Wenkersatz 14) als „mai laif Kind“ ins Niederdeutsche und wählt als niederdeutsches Äquivalent für die hochdeutsche Übersetzungsvorlage „gelernt“ englisches [ləːnt] (*learned*) (Wenkersatz 15). Mit [ləːnt] übersetzt auch Frau 83 (1954, VA), die außerdem die Übersetzungsvorlage „oder“ als „or“ [ɔː] (Wenkersatz 5) wiedergibt. Die Tochter eines alteingesessenen Vaters und einer vertriebenen Mutter thematisiert an zwei Stellen im Übersetzungstest, dass sich ihr bei der Suche nach einen treffenden niederdeutschen Ausdruck das sprachstrukturell naheliegende Englisch aufdrängt. Bevor sie mit der Übertragung von „sein Bruder“ am Beginn des Wenkersatzes 33 einsetzt, bemerkt sie: „Jetzt hätte ich beinahe gesagt ‚his‘. Sehen Sie da geht es schon los. Ja ja es ist schlimm“. Sie übersetzt dann aber korrekt mit „sin Brauder“. Als sie „aß“ im Niederdeutschen mit [e̯ɪt] (*ate*) wiedergibt (Satzvorlage 44) zögert sie nachträglich: „‘Ate‘ ist eigentlich englisch. ‚Ate‘. Hat mein Vater auch ‚ate‘ gesagt?“. An dieser Stelle kommt sehr deutlich die Unsicherheit in der Dialektkompetenz und das Bestreben zum Ausdruck, im Übersetzungstest eine ‚echte‘, das heißt am älteren Sprachgebrauch (des Vaters) orientierte niederdeutsche Form zu finden. Dieses Bestreben, ein authentisches Niederdeutsch zu produzieren, lässt die Nachkommen von Vertriebenen ebenso wie die jüngeren Alteingesessenen verstärkt zu niederdeutschen Archaismen – und mitunter auch zu den ebenfalls standardfernen Anglizismen – greifen.

Abschließend soll die Frage nach der möglichen Rolle des erworbenen Niederdeutsch der Vertriebenen in der Entwicklung des mecklenburgischen Dialekts angesprochen werden. Hier ist zunächst erneut zu betonen, dass sich die absolute Zahl der aktiven Niederdeutschsprecher durch die Zuwanderung der Vertriebenen nach dem Krieg sprunghaft erhöht hat. Entgegen dem verbreiteten Narrativ der deutschen Sprachgeschichte, das die Fachliteratur mehrheitlich vertritt, hat der langfristig fortschreitende funktionale „Dialektverlust“ (Peters 2015: 31) durch die Vertriebenenimmigration in meinem Untersuchungsgebiet sogar einen kurzfristigen Gegenimpuls erfahren. Hat das spontan erworbene Niederdeutsch der Zuwanderer im kontaktlinguistischen Varietätenausgleich der mecklenburgischen Kommunikationsräume eventuell auch den laufenden Strukturwandel des Niederdeutschen beeinflussen können? Die Antwort auf diese Frage kann nur hypothetisch ausfallen, müsste aber jedenfalls die gegenläufigen Entwicklungsdynamiken

im Niederdeutsch der Vertriebenenfamilien berücksichtigen: In aller Regel treten im spontan erworbenen Niederdeutsch der nach dem Zweiten Weltkrieg zugewanderten Personen mehr standardnahe Varianten auf als im ebenfalls schon standardangenäherten Niederdeutsch der vor 1940 geborenen Mecklenburger (vgl. Abb. 5.4.2-1). Und wie in den alteingesessenen Familien durchläuft auch das Niederdeutsch in Vertriebenenfamilien im Hinblick auf die meisten seiner hier untersuchten Merkmale die Entwicklung eines fortschreitenden strukturellen Dialektabbaus. Das in die sprachlichen Ausgleichsprozesse vor Ort eingebrachte Lerner-Niederdeutsch der Vertriebenen dürfte also in Teilen den zunehmenden Transfer standardnaher Strukturen und Lexeme in den Dialekt der Untersuchungsregion befördert haben. In diesem Sinne könnte die seit dem 19. Jahrhundert wirkende Dynamik der strukturellen Standardadvergenz des mecklenburgischen Niederdeutsch durch den Dialekterwerb der Zuwanderer und ihrer Nachkommen beschleunigt worden sein.

Andererseits macht sich aber in den Vertriebenenfamilien – mehr als in den alteingesessenen Familien – eine gegenläufige Dynamik der Standarddivergenz bemerkbar, die hier an drei morphosyntaktischen bzw. phonetischen Variablen und einer Reihe von Einzellexemen nachgewiesen werden konnte (vgl. Abb. 5.4.2-1). Diese Dynamik führt bei den Nachkommen der Vertriebenen einerseits zu noch höheren Frequenzen altdialektaler Varianten als bei den Alteingesessenen und sie erfasst andererseits auch mehr Variablen als in deren intendiertem Niederdeutsch. Die Präferenz für altdialektale Varianten führt bei der Aussprache von *s-t* und bei der Übersetzung von *Wochen*, *nur*, *schon* und *wer* bei den Nachkommen der Vertriebenen zu Gebrauchsfrequenzen standardferner Formen, die sogar weit über denen bei älteren Mecklenburgern liegen. Die Nachkriegsgeneration der Vertriebenen produziert damit ein intendiertes Niederdeutsch, das im Hinblick auf einzelne sprachliche Züge nicht nur standardferner ausfällt als das der gleichaltrigen Alteingesessenen, sondern mitunter sogar ‚altdialektaler' erscheint als selbst das Niederdeutsch der ältesten Mecklenburger. Diese in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien erkennbare Tendenz zur Standarddivergenz steht dem fortschreitenden Abbau einiger altdialektaler Varianten entgegen und bringt in die Varietätenkontakte vor Ort einen konservativen Zug ein. Sie könnte sich somit in der übergreifenden Abbaudynamik des mecklenburgischen Niederdeutsch sogar retardierend auswirken.

6. Schlussfazit – Strukturwandel der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

Dieser erste Band der *Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache* rekonstruiert zentrale Entwicklungsprozesse im Strukturwandel der regional gebundenen Varietäten des Deutschen in einem begrenzten Untersuchungsgebiet im Norden Mecklenburgs. Herausgearbeitet werden die „Sprachsystemgeschichten“[510] des mecklenburgischen Niederdeutsch und des mecklenburgischen Regiolekts in ihrer kontaktlinguistischen Wechselwirkung untereinander und in ihrem Verhältnis zum überregionalen mündlichen Standarddeutsch. Innerhalb der modernen Regionalsprachenforschung bezieht meine Sprachgeschichte erstmals systematisch auch das dialektale und regiolektale Sprachverhalten der 12 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen mit ein, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus den östlichen deutschen Sprachregionen in die Gebiete der späteren BRD und DDR einwanderten. Am Beispiel einer Untersuchungsregion, in welcher der Anteil der Zuwanderer nach dem Krieg besonders hoch war, werden die sprachlichen Folgen untersucht, die dieser große und jähe Immigrationsschub für die sprachlichen Ausgleichsprozesse in den Zuwanderungsgebieten hatte.

Der zeitliche Fokus der Sprachgeschichte liegt damit auf den sieben Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Historische Sprach- und Tondokumente ermöglichen es, teilweise auch die Entwicklungen unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg einzubeziehen und bis in das ausgehende 19. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Empirische Grundlage der Untersuchung sind biographische und sprachbiographische Interviews, die ich mit insgesamt 90 Gewährspersonen geführt habe und die um verschiedene Sprachtests und historische Sprachaufnahmen aus dem

510 In der Strukturierung des sprachhistoriographischen Gegenstands orientiere ich mich an Mattheiers (1995) Aufriss einer deutschen Sprachgeschichte, die die vier empirischen Teilbereiche der „Sprachsystemgeschichte“, der „Sprachgebrauchsgeschichte“, der „Sprachbewusstseinsgeschichte“ und der „Sprachkontaktgeschichte“ zu umfassen hat, vgl. Abschnitt 1.2.

Erhebungsgebiet ergänzt werden. Um die Varietätenkontakte zwischen alteingesessenen Mecklenburgern und immigrierten Vertriebenen klar konturieren zu können, habe ich nur Vertriebene aus mittel- und oberdeutschen Herkunftsregionen und deren Nachkommen in die Untersuchung einbezogen und den alteingesessenen Gewährspersonen sprachlich gegenübergestellt. Als Gegenstand der diachronischen Strukturanalyse wurden dabei Ausschnitte aus dem regiolektalen und dem dialektalen Sprachgebrauch der Gewährspersonen gewählt. Sie wurden in jeweils identischen Erhebungssituationen aufgezeichnet und bieten somit eine kohärente Vergleichsbasis für die Analyse von Sprachvariation über große Stichproben von Probanden.

Anders als dem *Norddeutschen Sprachatlas* oder dem Marburger REDE-Projekt geht es mir nicht vorrangig darum, areale und situative Varianzen im regionalsprachlichen Spektrum zu erfassen. Vielmehr wird die soziale und diachrone Heterogenität des regionalen Sprachgebrauchs in einem räumlich bewusst begrenzten Untersuchungsgebiet dokumentiert und im Hinblick auf ihre Entwicklungsdynamik analysiert. Gezeigt wird, dass der dialektale und der regiolektale Sprachgebrauch in den verschiedenen Altersgruppen und Herkunftsgruppen der Bevölkerung erheblich variieren und auch in Ortschaften verschiedener Urbanitätsgrade zum Teil unterschiedlich ausfallen. Die Tendenzen in der diachronen Entwicklung und in den Konvergenzprozessen im Varietätenkontakt werden mit der Methode der frequentiellen Variationsanalyse rekonstruiert. Dabei werden die Vorkommensfrequenzen ausgewählter dialektaler und regiolektaler Varianten in den entsprechenden Aufnahmekorpora ermittelt und in ein quantitatives Verhältnis zur Gesamtzahl der Belege für die jeweiligen Variablen gesetzt. Bestimmt werden auf diese Weise nicht nur die gruppenspezifischen Differenzen in der Realisierung der regionalsprachlichen Merkmale. Vielmehr wird auch der interpersonellen Varianz des regionalen Sprechens ein eigenes Augenmerk gewidmet, an der sich die Stabilität der Gebrauchsnormen für die betreffenden Varianten ablesen lässt.

In der Gesamtschau der Einzelbefunde für die ausgewählten Variablen in den dialektalen und den regiolektalen Sprachlagen zeichnen sich im mecklenburgischen Varietätengefüge zwei übergreifende Entwicklungstendenzen ab:

In den untersuchten Ausschnitten des dialektalen und des regiolektalen Sprachgebrauchs dominiert im Untersuchungszeitraum eindeutig eine starke Dynamik der strukturellen Annäherung an das Standarddeutsche

(„Standardadvergenz"). Sowohl im Regiolekt als auch im Niederdeutsch meiner Gewährspersonen aus alteingesessenen Familien und Familien der Vertriebenen werden regional gebundene Varianten abgebaut und intergenerationell zunehmend durch standardnähere oder standardidentische Varianten ersetzt. Dieser Sprachwandel lässt sich als struktureller Varietätenabbau beschreiben, bei dem die „linguistische Dichte" (Lameli 2010: 29) exklusiver Merkmale der betroffenen regionalen Varietäten ausgedünnt wird. Auch wenn sich die ‚relativen Geschwindigkeiten' des Variantenabbaus von Fall zu Fall stark unterscheiden, ist festzustellen, dass der standardadvergente Strukturwandel im Regiolekt ebenso wie im Niederdeutschen alle Sprachebenen erfasst: In Wortschatz, Morphosyntax und Phonetik / Phonologie nehmen die Gebrauchsfrequenzen von ehemals kennzeichnenden Varietätenmerkmalen im Untersuchungszeitraum deutlich ab. Dabei bringen sich auch sprachinterne Faktoren dadurch zur Geltung, dass bestimmte phonetische und prosodische Kontexte bzw. bestimmte Lexeme und Lexemgruppen von der Entwicklungsdynamik stärker erfasst werden als andere. Bei einigen dialektalen und regiolektalen Varianten mündet der standardadvergente Strukturwandel bereits in ihrer vollständigen Tilgung aus dem Sprachgebrauch der jüngeren Probanden, die an ihrer Stelle auf standardidentische Varianten zurückgreifen. Beim mecklenburgischen Niederdeutsch hatte der merkmalübergreifenden Abbauprozess nachweislich bereits im 19. Jahrhundert eingesetzt und kulminiert vielfach schon in der Vorkriegsgeneration der Gewährspersonen.

Betroffen von der standardadvergenten Strukturnivellierung sind insbesondere auch arealspezifische Varianten, mit denen sich der mecklenburgische Dialekt und der dortige Regiolekt innerhalb der deutschen Sprachlandschaft von den regionalen Varietäten der Nachbargebiete abheben. Der Sprachwandel ist also auch als eine fortschreitende „Entregionalisierung"[511] des Niederdeutschen und des Regiolekts in Mecklenburg zu charakterisieren. Dieser Prozess ist offensichtlich im urbanen Milieu der Großstadt Rostock weiter vorangeschritten als im kleinstädtischen Umfeld. In dörflichen Siedlungen ist er unter den Alteingesessenen vergleichsweise

511 Besch (2003: 24). Spiekermann (2005) charakterisiert vergleichbare Prozesse in den Regiolekten Südwestdeutschlands mit dem Begriff der „regionalen Standardisierung".

am schwächsten ausgeprägt. Im Vergleich etwa mit dem Niederdeutsch in Schleswig-Holstein scheinen speziell im mecklenburgischen Niederdeutsch die „Transfergrenzen“ (Hansen-Jaax 1995: 163) gegenüber seinen hochdeutschen Kontaktvarietäten Regiolekt und Standard deutlich durchlässiger zu sein für die Adaption nichtdialektaler Strukturelemente.

Die allgemeine Tendenz des standardadvergenten Variantenabbaus erfasst besonders durchgreifend auch die kennzeichnenden Merkmale der Herkunftsvarietäten aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten. Im regiolektalen Sprachgebrauch der Vertriebenen, die als Schulkinder, Jugendliche oder junge Erwachsene in Mecklenburg angesiedelt wurden, sind heute nur noch in sehr geringem Ausmaß Varianten ihrer Herkunftsdialekte und -regiolekte nachweisbar. Schon in der ersten Nachkommengeneration der Zuwandererfamilien sind dann sämtliche Relikte der Herkunftsvarietäten aus der regionalen Umgangssprache der Sprecher getilgt.[512] Hier kann von einem vollständigen Varietätenverlust oder Sprachwechsel gesprochen werden, zumal die radikale Tilgung der sprachlichen Merkmale der Herkunftsvarietäten auf allen Sprachebenen durchgesetzt wird. Da die alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger in ihrem Sprachgebrauch ihrerseits keinerlei Annäherung an die allochthone Sprechweise der Vertriebenen erkennen lassen, werden sich die Spuren ihrer Herkunftsvarietäten mit dem Ableben der letzten Zuwanderer im mecklenburgischen Varietätengefüge ganz verlieren.

Neben der übergreifend dominanten Dynamik der Standardannäherung unterliegt den Entwicklungen im mecklenburgischen Varietätengefüge zum Teil aber auch eine gegenläufige Tendenz der Dissimilation vom hochdeutschen Standard. Diese Dynamik der Standarddivergenz bleibt allerdings in ihrer systematischen Reichweite begrenzt: Im intendierten Niederdeutsch der in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Alteingesessenen werden einzelne altdialektale Varianten, die im Niederdeutsch der Elterngeneration bereits stark zurückgedrängt waren, wieder vermehrt verwendet. Diese

512 Die Zuwanderer haben auch ihre Herkunftsdialekte nur in seltenen Ausnahmefällen an die Nachkommengeneration ihrer Familien tradiert. Von alteingesessenen Mecklenburgern sind diese Herkunftsdialekte der Vertriebenen in meinem Untersuchungsgebiet nie aktiv erworben worden. Über Erwerb und Tradierung der Herkunftsdialekte wird der zweite Band dieser Studie detaillierter informieren.

archaisierende Tendenz verdankt sich offensichtlich dem Bemühen, durch eine Revitalisierung exklusiv niederdeutscher Varianten die Varietätengrenze des Niederdeutschen gegenüber den hochdeutschen Kontaktvarietäten Regiolekt und Standard zu markieren. Die Entwicklung bezieht sich hier nur auf einzelne niederdeutsche Merkmale – wie die alveolare Aussprache von *s* vor *t* oder einzelne exklusiv niederdeutsche Lexeme –, die für viele Alteingesessene offenbar zu emblematischen Niederdeutschmarkern werden.

Die Dynamik der Standarddivergenz bestimmt das Sprachverhalten der Vertriebenen und ihrer Nachkommen in weit größerem Umfang als das der alteingesessenen Mecklenburger. Für die Zuwanderer und ihre Nachkommen wird der dialektale und regiolektale Sprachgebrauch der älteren Alteingesessenen – neben dem überregionalen Standard – zu einem zweiten Orientierungspol ihrer Anpassung an das Sprachumfeld in Mecklenburg. Insbesondere die jüngeren Altersgruppen der Menschen, die 1945 / 1946 ins Land kamen, haben das mecklenburgische Niederdeutsch vielfach gelernt und jahrelang in der Kommunikation mit den Alteingesessenen verwendet. Die Zahl der aktiven Niederdeutschsprecher hat sich also durch die Immigration der Vertriebenen zunächst deutlich erhöht. Das ungesteuert erworbene Niederdeutsch der Zuwanderer und ihrer Nachkommen weist sodann deutlicher noch als das Niederdeutsch der jüngeren Alteingesessenen archaische Züge auf, deren Gebrauch vor allem in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien noch zunimmt. Die Revitalisierung von im Abbau befindlichen exklusiven Merkmalen des Niederdeutschen erstreckt sich hier einerseits auf mehr Varianten als bei den Alteingesessenen. Andererseits werden die altdialektalen Varianten von den Nachkommen Vertriebener mit Frequenzen verwendet, die nicht nur über den Gebrauchshäufigkeiten bei den gleichaltrigen Alteingesessenen liegen, sondern zum Teil noch die Anteile im Niederdeutsch der ältesten Mecklenburger hyperfrequent übertreffen.

Am stärksten bringt sich diese Dynamik der Standarddivergenz aber im regiolektalen Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien zur Geltung. In der Generationsfolge der Zuwandererfamilien nimmt die Verwendung standardabweichender Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts deutlich zu und führt bei einer Reihe von Varianten zu hyperfrequentem Gebrauch im Vergleich mit den entsprechenden Altersgruppen der alteingesessenen Familien. Schon in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien übernehmen einige Gewährspersonen einzelne Varianten des mecklenburgischen

Regiolekts mit Gebrauchsfrequenzen in ihre eigene regionale Umgangssprache, die die Vorkommenshäufigkeiten bei den gleichaltrigen Alteingesessenen weit übertreffen. In der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien integrieren manche Gewährspersonen dann ganze Bündel von charakteristischen mecklenburgischen Regiolektmerkmalen hyperfrequent in ihre eigene Umgangssprache.

Während sich der regiolektale Sprachgebrauch in den Vertriebenenfamilien also intergenerationell dem Vorbild des Regiolekts der älteren Alteingesessenen annähert und dieses Vorbild dabei in Teilen überzeichnet, werden die Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts in derselben Generationsfolge der alteingesessenen Familien zunehmend durch standardidentische Varianten ersetzt. Der Dynamik der Standardadvergenz, die in der Entwicklung des Regiolekts bei den Alteingesessenen durchgängig vorherrscht, steht im regiolektalen Sprachgebrauch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen partiell eine Dynamik zunehmender Standarddivergenz entgegen. Ausgerechnet die Nachkommen der ehemals ortsfremden Zuwanderer bewahren die im Abbau befindlichen Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts damit zum Teil nachhaltiger als die gleichaltrigen Alteingesessenen.

Die Fachliteratur zur deutschen Sprachgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ist sich bis heute weitgehend in der Annahme einig, dass die massive Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg den funktionalen und strukturellen Abbau der autochthonen dialektalen und regiolektalen Sprachformen in den Zuwanderungsgebieten stark beschleunigt, wenn nicht gar ausgelöst habe (vgl. Abschnitt 1.1). Die empirischen Befunde aus meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet widersprechen diesem vorherrschenden sprachhistoriographischen Narrativ. Die immigrierten Vertriebenen und ihre Nachkommen zeigen in ihrem dialektalen und regiolektalen Sprachverhalten ein deutliches bis überdeutliches Bemühen, einerseits von den eigenen Herkunftsvarietäten abzurücken und andererseits die regional gebundenen Sprachformen ihres mecklenburgischen Lebensumfeldes zu übernehmen. Damit bringen sie in die Varietätendynamik der mecklenburgischen Kommunikationsräume einen konservativen Zug ein. In den kommunikativen Ausgleichsprozessen vor Ort könnte das zum Teil hyperfrequent ‚altmecklenburgisch' markierte Sprachverhalten der Zuwanderer und ihrer Nachkommen die fortschreitende Standardannäherung der autochthonen regionalen Varietäten sogar

stellenweise gebremst haben. Die weitgehend kanonisierte Geschichte des Deutschen seit dem Zweiten Weltkrieg ist also mit Blick auf die sprachlichen Folgen der Vertriebenenimmigration zu überprüfen und neu zu überdenken. Dabei sind regionale, soziale und zeitliche Unterschiede in den sprachlichen Entwicklungen in den Zuwanderungsgebieten der (späteren) BRD und DDR in Rechnung zu stellen.

Ich habe in diesem ersten Band meiner Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache den Strukturwandel im Detail der quantitativen Verschiebungen in den Variantenkonstellationen im dialektalen und regiolektalen Sprachgebrauch verschiedener Bevölkerungsgruppen nachgezeichnet. Diese Begrenzung auf die Strukturanalyse war arbeitstechnisch in dem Bestreben begründet, zunächst in hoher Dichte präzise Daten zur Sprachvariation und zum Sprachwandel im Untersuchungsgebiet zu gewinnen. Selbstverständlich ist der hier rekonstruierte Sprachstrukturwandel aufs engste mit Veränderungen im Sprachgebrauch und in der Sprachbewertung verschränkt. So deutet die durchgreifende Dynamik der Standardadvergenz in Dialekt und Regiolekt auf einen erheblichen Prestigezuwachs des überregionalen Standarddeutsch gegenüber den regionalen Varietäten im Untersuchungszeitraum hin, das die regionalen Varietäten auch im örtlichen und familiären Sprachgebrauch immer weiter zurückdrängt. Die radikale Abkehr von den Herkunftsvarietäten und die strukturelle (Über)Anpassung an die mecklenburgischen Regionalvarietäten können als Indizien für einen sehr starken und ganz einseitigen sprachlichen Anpassungsdruck gewertet werden, unter dem die Familien der Vertriebenen in ihrem neuen Lebensumfeld standen bzw. stehen. Die sozialgeschichtlichen Hintergründe und die soziolinguistischen und perzeptionslinguistischen Kontexte des hier dargestellten Strukturwandels sollen im zweiten Band meiner Studie rekonstruiert werden. Erst die Zusammenschau der Befunde der „Sprachsystemgeschichten“ der in Mecklenburg aufeinandertreffenden Kontaktvarietäten mit ihren „Sprachgebrauchsgeschichten“ und „Sprachbewusstseinsgeschichten“ können ein Gesamtbild der Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache erschließen und interpretative Schlüssel zu Erklärung ihres Verlaufs an die Hand geben.

7. Verzeichnis der Abbildungen, Karten und Tabellen

7.1 Verzeichnis der Abbildungen (Diagramme)

7.2 Verzeichnis der Karten und Tabellen

8. Literaturverzeichnis

Adler, Astrid / Ehlers, Christiane / Goltz, Reinhard / Kleene, Andrea / Plewnia, Albrecht (2016): *Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung*. Mannheim.

Ahbe, Thomas / Gries, Rainer (2006): „Gesellschaftsgeschichte als Generationengeschichte. Theoretische und methodologische Überlegungen am Beispiel der DDR." In: Schüle, Annegret / Ahbe, Thomas / Gries, Rainer (Hrsg.): *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*. Leipzig: 475–571.

Andresen, Liv (2015): „Desonorisierung von anlautendem *s*." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 329–334.

Anonym (1936): „Das plattdeutsche Rostock." In: *Das Antlitz der Stadt*. Rostock: 34–36. (= *Kommunalpolitische Schriftenreihe der Seestadt Rostock* 1)

Arendt, Birte (2010): *Niederdeutschdiskurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik*. Berlin.

Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (2017): „Einführende Bemerkungen." In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Frankfurt / M. usw.: 7–23.

Atlas der deutschen Alltagssprache (ADA), vgl. Elspaß / Möller (2003 ff.).

Atlas der deutschen Mundarten in Tschechien. Bd. VI: Lexik 1: Pflanzen und Tiere. Von Marek Halo und Richard Rothenhagen. Tübingen 2014.

Atlas der sudetendeutschen Umgangssprache. Vgl. Beranek (1970).

Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards. (AADG), vgl. Kleiner (2011 ff.). Digitale Ressource: http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/WebHome (Stand: 9.5.1017).

Auer, Anita / Voeste, Anja (2012): „Grammatical variables.“ In: Hernández-Campoy, Juan Manuel / Conde-Silvestre, Juan Camilo (Hrsg.): *The handbook of historical sociolinguistics*. Oxford: 261–279.

Auer, Peter (1998): „Hamburger Phonologie. Eine variationslinguistische Skizze zur Stadtsprache der Hansestadt heute.“ In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 65,2 (1998): 179–197.

Auer, Peter / Hinskens, Frans (1996): „The convergence and divergence of dialects in Europe. New and not so new developments in an old area.“ In: Ammon, Ulrich / Mattheier, Klaus J. / Nelde, Peter H. (Hrsg.): *Konvergenz und Divergenz von Dialekten in Europa*. Tübingen: 1–30. (= *sociolinguistica* 10)

Bade, Klaus J. / Oltmer, Jochen (2007): „Deutschland.“ In: Bade, Klaus J. / Emmer, Pieter C. / Lucassen, Leo / Oltmer, Jochen (Hrsg.): *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Paderborn, Wien: 141–170.

Bahl, Anke / Pyka, Christine (1995): „‘Das dauert vielleicht noch eine ganze Weile, bis das abgelegt ist‘. Nachwirkungen von Flucht und Vertreibung in der Enkel- und Enkelinnengeneration – Das Beispiel der Wittwais-Siedlung in Wangen.“ In: Köhle-Hezinger, Christel (Hrsg.): *Neue Siedlungen – Neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach*. Mit einem Vorwort von Hermann Bausinger. Tübingen: 69–88.

Barbour, Stephen / Stevenson, Patrick (1990): *Variation in German. A critical approach to German sociolinguistics*. Cambridge.

Beckmann, Paul (1954 / 1955): „Die Weiterentwicklung der Mecklenburger Mundart nach dem Tode Fritz Reuters.“ In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 4 (1954 / 1955): 129–133.

Beckmann, Paul (1960): „Monophthonge und Zwielaute in und um Rostock.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 83 (1960): 127–130.

Beer, Mathias (2011): *Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen*. München.

Bellmann, Günter (1983): „Probleme des Substandards im Deutschen.“ In: Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen: 105–130.

Beranek, Franz J. (1970): *Atlas der sudetendeutschen Umgangssprache*. Marburg.

Berg, Kristian (2013): *Morphosyntax nominaler Einheiten im Niederdeutschen*. Heidelberg.

Berg, Kristian / Höder, Steffen / Langhanke, Robert (2012): „Perspektiven einer modernen niederdeutschen Syntaxforschung. Ergebnisse und Desiderata." In: Langhanke, Robert / Berg, Kristian / Elmentaler, Michael / Peters, Jörg (Hrsg.*): Niederdeutsche Syntax*. Hildesheim, Zürich, New York: 273–290.

Besch, Werner (2003): „Die Regionen und die deutsche Schriftsprache. Konvergenzfördernde und konvergenzhindernde Faktoren. Versuch einer forschungsgeschichtlichen Zwischenbilanz." In: Berthele, Raphael et al. (Hrsg.): *Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht*. Berlin, New York: 5–27.

Besch, Werner / Betten, Anne / Reichmann, Oskar / Sonderegger, Stefan (1998): „Vorwort zur 2., völlig neu bearbeiteten und erweiterten Auflage." In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. neu bearb. und erw. Aufl. 1. Teilband. Berlin, New York: XXIX–XXXIX.

Bieberstedt, Andreas (2008): „Hochdeutsch-niederdeutsche Sprachvariation in der Hamburger Peripherie. Zum Zusammenhang von Urbanisierung und rezentem Sprachwandel in Norddeutschland." In: Christen, Helen / Ziegler, Evelyn (Hrsg.): *Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen. Wien, 20.–23. September 2003*. Wien: 37–61.

Bieberstedt, Andreas (2016): „Dialektalität im Generationenvergleich. Eine dialektometrische Analyse der Dialektalität sprachlicher Äußerungen niederdeutscher Dialektsprecher aus Kirchwerder (Hamburg)." In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt / M. usw.: 91–136.

Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (2016 a): „Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum – eine Einführung." In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt / M. usw.: 7–19.

Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (2016 b): „Kontaktinduzierte sprachliche Variation in der Hamburger Peripherie. Ein Modell zur Messung sprachlicher Konvergenz.“ In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt / M. usw.: 21–66.

Boas, Hans (2009): *The life and death of Texas German*. Durham, NC.

Bowie, David (2015): „Phonological variation in real time. Patterns of adult linguistic stability and change.“ In: Gerstenberg, Annette / Voeste, Anja (Hrsg.): *Language development. The lifespan perspective*. Amsterdam, Philadelphia: 39–58.

Brenzinger, Matthias (1997): „Language contact and language displacement.“ In: Coulmas, Florian (Hrsg.): *The handbook of sociolinguistics*. Oxford: 273–284.

Bünting, Karl Dieter / Bergenholtz, Henning (1995): *Einführung in die Syntax. Grundbegriffe zum Lesen einer Grammatik*. 3. Aufl. Weinheim.

Bürkle, Michael (1995): „Österreichische Standardaussprache. Vorurteile und Schibboleths.“ In: Muhr, Rudolf / Schrodt, Richard / Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: 235–247.

Chambers, Jack K. / Trudgill, Peter (1980): *Dialectology*. Cambridge usw.

Cheshire, Jenny (2005): „Age and generation-specific use of language.“ In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J. / Trudgill, Peter (Hrsg.): *Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society*. 2. Teilband. 2. Aufl. Berlin, New York: 1552–1563.

Chronik der Stadt Rostock von 1945 – 1979. Teil 1 1945–1970. Hrsgg. vom Stadtarchiv Rostock. Rostock 1978.

Chudnizki, Wladimir S. (1991): „Zur kommunikativen Funktion der sprachlichen Existenzformen in Mecklenburg. Soziolinguistische Untersuchung in der Schiffswerft Rechlin und ihrer engeren Umgebung.“ In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 10 (1991): 223–239.

Clyne, Michael G. (1975): *Forschungsbericht Sprachkontakt. Untersuchungsergebnisse und praktische Probleme*. Kronberg / Ts.

Clyne, Michael G. (1984): *Language and society in the German speaking countries*. Cambridge usw.

Craig, Colette Grinevald (1997): „Language contact and language degeneration.“ In: Coulmas, Florian (Hrsg.): *The handbook of sociolinguistics*. Oxford: 257–270.

Dahl, Eva-Sophie (1974): „Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der deutschen Demokratischen Republik.“ In: Ising, Gerhard (Hrsg.): *Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik*. Berlin: 339–387.

Der neue Sass. Plattdeutsches Wörterbuch. Plattdeutsch-Hochdeutsch. Hochdeutsch-Plattdeutsch. Plattdeutsche Rechtschreibung. 4. Aufl. Hrsgg. von der Fehrs-Gilde. Neu bearb. von Kahl, Heinrich / Thies, Heinrich. Neumünster 2007.

Deutsche Sprachlehre für Schüler der dritten und vierten Classe der Normal- und Hauptschulen in den k.k. Staaten. Wien 1828.

Deutscher Wortatlas. Von Walther Mitzka, ab Bd. 5 von Ludwig Erich Schmitt. Ab Bd. 18 redigiert von Reiner Hildebrandt. Bd. 1–22. Gießen 1951–1980.

Diaz-Bone, Rainer (2013): *Statistik für Soziologen*. Konstanz.

Dost, Wolfgang (1991): „Untersuchungen zu den sprachlichen Existenzformen. Mundart und Umgangssprache in Brandenburg (Raum Wittstock).“ In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 10 (1991): 240–266.

Dressler, Wolfgang U. / Barbaresi, Lavinia Merlini (1994): *Morphopragmatics. Diminutives and intensifiers in Italian, German, and other languages*. Berlin, New York.

Duden. Aussprachewörterbuch. 6., überarb. Aufl. Bearbeitet von Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim usw. 2005.

Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 4. neu bearb. und erw. Aufl. Mannheim usw. 2001.

Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 9., vollst. überarbeitete und aktualisierte Aufl. Hrsg. von Angelika Wöllstein und der Dudenredaktion. Berlin 2016.

Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 2. Aufl. bearb. von Paul Grebe et al. Mannheim 1966.

Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4. Aufl. Hrsg. von Günter Drosdowski et al. Mannheim, Wien, Zürich 1984.

Duden. Grammatik der deutschen Sprache. Eine Anleitung zum Verständnis des Aufbaus unserer Muttersprache. 1. Neudruck. Bearb. von Otto Basler. Leipzig 1937.

Dunger, Herrmann (1929): *Zur Schärfung des Sprachgefühls. 225 fehlerhafte Sätze mit Verbesserungen und sprachlichen Bemerkungen, geprüft von einem Ausschusse des Deutschen Sprachvereins*. 8. unveränderte Aufl. von Karl Scheffler. Berlin.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2010): *Der Wille zur Relevanz. Die Sprachforschung und ihre Förderung durch die DFG 1920–1970*. Stuttgart.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2011a): „‚*Dürfen wir essing?*‘ Beobachtungen zur Übernahme des mecklenburgischen *ing*-Diminutivs in das regionale Hochdeutsch.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 134 (2011): 79–92.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2011b): „Schlesische und sudetendeutsche Plattschnacker. Eine Fallstudie zur sprachlichen Integration der Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern.“ In: *Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder* 51,2 (2011): 345–357.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2013): „Führte die Immigration der Heimatvertriebenen nach 1945 zu Dialektverlust und Nivellierung regionalsprachlicher Differenzen? Beobachtungen aus einer Untersuchungsregion in Mecklenburg.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 136 (2013): 97–116.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2015 a): „Erhalt von unverschobenem *t* im Auslaut.“ In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 195–211.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2015 b): „Apikale Realisierung von *r* im Wort- und Silbenanlaut.“ In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 301–307.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2015 c): „Velarisierung von *l*." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 323–328.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2015 d): „Vertriebenen-Linguistik. Geschichte und Profil der germanistischen Forschung zu den sprachlichen Folgen der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg." In: Haßler, Gerda (Hrsg.): *Metasprachliche Reflexion und Diskontinuität. Wendepunkte – Krisenzeiten – Umbrüche*. Münster: 208–221.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2017): „Meihen, meiden, meigen ‚mähen' – Zur Hiattilgung im mecklenburgischen Niederdeutsch." In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Frankfurt / M. usw.: 99–121.

Ehlers, Klaas-Hinrich (im Druck a): „Mecklenburgisch-Vorpommersch, Mittelpommersch, Brandenburgisch." In: Herrgen, Joachim / Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Language and space – an international handbook of linguistic variation. Bd. 30.4: Areale Sprachvariation im Deutschen*. Berlin, New York.

Ehlers, Klaas-Hinrich (im Druck b): „Sprachlich Überangepasste. Angehörige von Vertriebenenfamilien im mecklenburgischen Sprachumfeld." Erscheint in: Bremer, Bernhard / Klatt, Anna Lena (Hrsg.): *Multilinguale SprachBioGraphien in Mittelosteuropa*. Frankfurt / M. usw.

Ehlers, Klaas-Hinrich (im Druck c): „Mecklenburgische Vokalhebung." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 2: Niederdeutsche Sprachlagen*. Hildesheim, Zürich, New York.

Ehlers, Klaas-Hinrich (im Druck d): „Aufhebung der Hiattilgung." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 2: Niederdeutsche Sprachlagen*. Hildesheim, Zürich, New York.

Ehlers, Klaas-Hinrich (im Druck e): „Uvulares [R] statt apikalem [r] im Wort- und Silbenanlaut." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 2: Niederdeutsche Sprachlagen*. Hildesheim, Zürich, New York.

Eichhoff, Jürgen (1977–2000): *Wortatlas der deutschen Umgangssprache*. Bd. 1–4. Bern, München.

Elmentaler, Michael (2008): „Varietätendynamik in Norddeutschland." In: *Sociolinguistica* 22 (2008): 66– 86.

Elmentaler, Michael (2009): „Modernes Niedersächsisch – Dialektwandel im norddeutschen Raum." In: Lenz, Alexandra / Gooskens, Charlotte / Reker, Siemon (Hrsg.): *Low Saxon dialects across borders. Niedersächsische Dialekte über Grenzen hinweg*. Stuttgart: 339–363.

Elmentaler, Michael (2013): „Von Zettelchen, Äpfelchen und Schäfchen. Funktionale und areale Aspekte des Diminutivgebrauchs im Niederdeutschen und in der norddeutschen Alltagssprache." In: Hoekstra, Jarich (Hrsg.): *Twenty-nine smiles for Alastair. Freundesgabe für Dr. Alastair G. H. Walker zu seinem Abschied von der Nordfriesischen Wörterbuchstelle der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 4. Juli 2013*. Kiel: Abteilung für Friesistik.

Elmentaler, Michael (2015 a): „Dialektaler Wandel in Schleswig-Holstein. Die wechselvolle Geschichte von *et* und *dat*." In: Langhanke, Robert (Hrsg.): *Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks*. Bielefeld: 301–351.

Elmentaler, Michael (2015 b): „Diphthongierung von langem *e, o, ö*." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 113–120.

Elmentaler, Michael (2015 c): „Hebung, Senkung und Rundung von kurzem *i*." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York:155–167.

Elmentaler, Michael (im Druck): „Rundung von *i* und *e*." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas. Bd. 2: Niederdeutsche Sprachlagen*. Hildesheim, Zürich, New York.

Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter (2015 a): *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke,

Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York.

Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter (2015 b): „Regionalsprachlichkeit und Sprachvariation.“ In: Elmentaler, Michael / Hundt, Markus / Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*. Stuttgart: 435–451.

Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter (im Druck): *Norddeutscher Sprachatlas. Bd. 2: Niederdeutsche Sprachlagen*. Hildesheim, Zürich, New York.

Elspaß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen.

Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2003 ff.): *Atlas der deutschen Alltagssprache (AdA)*. Digitale Ressource: http://www.atlas-alltagssprache.de/ (Stand: 16.11.2017).

Engel, Ulrich (1958): „Die Sprache der Heimatvertriebenen in Württemberg.“ In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen* 3 (1958): 229–251.

Erdmann, Ursula (1992): *Language maintenance versus assimilation. A study of the fate of Low German in Northeast Lower Saxony since World War II*. Stuttgart.

Esser, Hartmut (2006): *Sprache und Integration. Die sozialen Bedingungen und Folgen des Spracherwerbs von Migranten*. Frankfurt / M.

Evermann, Werner / Fust, Werner (Hrsg.) (1931): *Deutsche Sprachschule auf heimatlicher Grundlage in drei Stufen. Für die Schüler der wenig gegliederten Landschulen. 2. Heft: Oberstufe*. Güstrow.

Fischer, Hanna (2015): „Präteritumschwund in den Dialekten Hessens. Eine Neuvermessung der Präteritalgrenze(n).“ In: Elmentaler, Michael / Hundt, Markus / Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Deutsche Dialekte, Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*. Stuttgart: 107–133.

Fishman, Joshua (1964): „Language maintenance and language shift as a field of inquiry. A definition of the field and suggestions for its further development.“ In: *Linguistics* 9 (1964): 32–70.

Fleischer, Jürg (2002): *Die Syntax von Pronominaladverbien in den Dialekten des Deutschen. Eine Untersuchung zum Preposition Stranding und verwandten Phänomenen*. Wiesbaden, Stuttgart.

Fleischer, Jürg (2011): „'… und habe es ihr gesagt'. Zur dialektalen Abfolge pronominaler Objekte (eine Auswertung von Wenkersatz 9)." In: Glaser, Elvira / Schmidt, Jürgen Erich / Frey, Natascha (Hrsg.): *Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*. Stuttgart: 77–100.

Fleischer, Jürg / Kasper, Simon / Lenz, Alexandra (2012): „Die Erhebung syntaktischer Phänomene durch die indirekte Methode: Ergebnisse und Erfahrungen aus dem Forschungsprojekt ‚Syntax hessischer Dialekte' (SyHD)." In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 79 (2012): 2–42.

Fleischer, Jürg / Schallert, Oliver (2011): *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen.

Foerste, William (1954): „Geschichte der niederdeutschen Mundarten." In: Stammler, Wolfgang (Hrsg.): *Deutsche Philologie im Aufriss*. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter. Bd. 2. Berlin, Bielefeld: Sp. 1905–2062.

Föllner, Ursula (1998): „Niederdeutsch in Sachsen-Anhalt." In: Föllner, Ursula (Hrsg.): *Sprachsoziologische Untersuchungen zum Niederdeutschen in Sachsen-Anhalt unter besonderer Berücksichtigung der Altmark*. Oschersleben: 5–14.

Föllner, Ursula (2000): „Beobachtungen zur Rolle der Vertriebenen beim Wandel im Gebrauch des Ostfälischen nach dem Zweiten Weltkrieg." In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der internationalen Dialektologentagung Göttingen, 19.–21. Oktober 1998*. Stuttgart: 166–171.

Gernentz, Hans-Joachim (1974): „Die kommunikative Funktion der niederdeutschen Mundart und hochdeutschen Umgangssprache im Norden der Deutschen Demokratischen Republik, unter besonderer Berücksichtigung der Interferenz und der Alternanz zwischen diesen beiden sprachlichen Existenzformen." In: *Studia Germanica Gandensia* 15 (1974): 209–244.

Gernentz, Hans-Joachim (1980): *Niederdeutsch – gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart*. Rostock.

Gerstenberg, Annette / Voeste, Anja (2015): „Investigating the lifespan perspective." In: Gerstenberg, Annette / Voeste, Anja (Hrsg.): *Language development. The lifespan perspective*. Amsterdam, Philadelphia: 1–8.

Goltz, Reinhard (2007): „Ehr Flichtlingspack! Ehr Lompepack! Ehr Pollacke! Plattdeutsch und Hochdeutsch bei der Integration von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg." In: *TOP 34: Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein* 17 (2007): 4–24.

Goltz, Reinhard (2010): „Norms and variation in the process of modernizing and vitalizing the Low German regional language." In: Lenz, Alexandra / Plewnia, Albrecht (Hrsg.): *Grammar between norm and variation*. Frankfurt / M. usw.: 243–274.

Göschel, Joachim (1971): „Artikulation und Distribution der sogenannten Liquida *r* in den europäischen Sprachen." In: *Indogermanische Forschungen* 76 (1971): 84–126.

Grimme, Hubert (1910): *Plattdeutsche Mundarten*. Leipzig.

Grosser, Thomas (2001): „Die Aufnahme der Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden und die regionalen Rahmenbedingungen ihrer Integration 1946–1956." In: Heumos, Peter (Hrsg.): *Heimat und Exil. Emigration und Rückwanderung, Vertreibung und Integration in der Geschichte der Tschechoslowakei*. München: 223–263.

Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Vgl. Krech, Eva-Maria et al. (Hrsg.) (1982).

Gundlach, Jürgen (1967): „Plattdeutsch in Mecklenburg heute. Bericht über die Tonaufnahmen der mecklenburgischen Mundart 1962 / 63." In: *Rostocker Beiträge. Regionalgeschichtliches Jahrbuch der mecklenburgischen Seestädte* 1 (1966): 173–194.

Gundlach, Jürgen (1988): „Volkssprache." In: Bentzin, Ulrich / Neumann, Siegfried (Hrsg): *Mecklenburgische Volkskunde*. Rostock: 423–438.

Hansen, Martin (2009): *Zum Wandel des Niederdeutschen auf der Insel Rügen zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert. Ein diachronischer Vergleich anhand ausgewählter Sprachmerkmale*. Greifswald: Masterarbeit.

Hansen, Martin (2017): „Zum Wandel des Niederdeutschen auf der Insel Rügen zwischen dem 19. und 21. Jahrhundert – Ein diachronischer Vergleich anhand ausgewählter Sprachmerkmale." In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und*

regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte. Frankfurt / M. usw.: 123–143.

Hansen-Jaax, Dörte (1995): *Transfer bei Diglossie. Synchrone Sprachkontaktphänomene im Niederdeutschen*. Hamburg.

Harte, Günter / Harte, Johanna (1997): *Hochdeutsch plattdeutsches Wörterbuch*. Hrsgg. vom Institut für niederdeutsche Sprache. 3. Aufl. Leer.

Heigener, Hans (1937): *Niederdeutsche Mundarten im Kreis Herzogtum Lauenburg*. Hamburg.

Hentschel, Elke / Weydt, Harald (2013): *Handbuch der deutschen Grammatik*. 4., überarb. Aufl. Berlin, Boston.

Herrmann-Winter, Renate (1974): „Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik." In: Ising, Gerhard (Hrsg.): *Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik*. Berlin: 135–190.

Herrmann-Winter, Renate (1977): „Soziolinguistische Aspekte empirischer Erhebungen zur sprachlichen Varianz." In: Hartung, Wolfdietrich (Hrsg.): *Normen in der sprachlichen Kommunikation*. Berlin: 209–246.

Herrmann-Winter, Renate (1979): *Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR*. Berlin.

Herrmann-Winter (1989): *Frau Apotheker kaufte ihren Hut hochdeutsch. Prominente über Platt*. Rostock.

Herrmann-Winter, Renate (1991): „Plattdeutsch in Vorpommern." In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Vorpommern. Geschichte, Sprache, Volkskultur*. Rostock, Stralsund: 18–24.

Herrmann-Winter, Renate (1999): *Plattdeutsch-hochdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum*. 4. veränd. Aufl. Rostock.

Herrmann-Winter, Renate (2003): *Neues hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum: sinngleiche und sinnähnliche Wörter; Phrasen und Redensarten*. 2. Aufl. Rostock.

Herrmann-Winter, Renate (2006): *Hör- und Lernbuch für das Plattdeutsche. Mit einer CD erzählender Mundartsprecher aus Mecklenburg-Vorpommern*. Rostock.

Herrmann-Winter, Renate (2013): *Sprachatlas für Rügen und die vorpommersche Küste*. Kartographie Martin Hansen. Rostock.

Hettler, Yvonne (2013): „‚Nach Müllers geht man nicht!‘ Zur Salienz und Bewertung morpho-syntaktischer Phänomene in Bremen und Hamburg.“ In: Hettler, Yvonne / Jürgens, Carolin / Langhanke, Robert / Purschke, Christoph (Hrsg.): *Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen*. Frankfurt / M. usw.: 161–181.

Hettler, Yvonne (2016): „‚*Die Bremer sprechen natürlich immer dieses e so komisch*‘ Laienlinguistische Selbst- und Fremdwahrnehmung in Bremen und Hamburg.“ In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt / M. usw.: 171–213.

Heyse, Johann Christian August (1826): *Kleine theoretisch-practische deutsche Grammatik. Ein Auszug aus dem größeren Lehrbuche der deutschen Sprache. Zunächst für Schulen bearbeitet*. 6. Aufl. Stuttgart.

Hinskens, Frans / Auer, Peter / Kerswill, Paul (2005): „The study of dialect convergence and divergence: Conceptual and methodological considerations.“ In: Hinskens, Frans / Auer, Peter / Kerswill, Paul (Hrsg.): *Dialect change. Convergence and divergence in European languages*. Cambridge: 1–48.

Höder, Steffen (2011): „Niederdeutsch und Norddeutsch – ein Fall von Diasystematisierung.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 134 (2011): 113–136.

Hoffmann, Johannes / Wille, Manfred / Meinicke, Wolfgang (1993): „Flüchtlinge und Vertriebene im Spannungsfeld der SBZ-Nachkriegspolitik.“ In: Wille, Manfred / Hoffmann, Johannes / Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): *Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Wiesbaden: 12–26.

Holuba, Judith (2000): *Zwischen Identitätsbewahrung und Anpassung. Die sprachliche Integration der Heimatvertriebenen im Raum Kaufbeuren / Neugablonz im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Hochsprache*. München.

Holz, Martin (2004): *Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene in Mecklenburg-Vorpommern 1945 bis 1961 am Beispiel der Insel Rügen*. Schwerin.

Hopf, Christel (2010): „Qualitative Interviews. Ein Überblick." In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 8. Aufl. Reinbek bei Hamburg: 349–360.

Huesmann, Anette (1998): *Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen*. Tübingen.

Jellinghaus, Hermann Friedrich (1884): *Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten. Ein Versuch*. Kiel.

Jung, Walter (1954): *Kleine Grammatik der deutschen Sprache. Satz- und Beziehungslehre*. Als Ergänzung zum Duden bearbeitet. Leipzig.

Jürgens, Carolin (2013): „Kontakt – Spaltung – Doppelung. Zur Variation der Pronominaladverbien in der norddeutschen Umgangssprache." In: Hettler, Yvonne / Jürgens, Carolin / Langhanke, Robert / Purschke, Christoph (Hrsg.): *Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen*. Frankfurt / M. usw.: 129–143.

Kaestner, Walter (1938): *Die plattdeutschen Mundarten in Schleswig-Holstein*. Hamburg.

Kehrein, Roland (2012): *Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale*. Stuttgart.

Kerswill (2006): „Migration and language." In: Mattheier, Klaus / Ammon, Ulrich / Trudgill, Peter (Hrsg.): *Sociolinguistics / Soziolinguistik. An international handbook of the science of language and society*. 2. Aufl. Bd. 3. Berlin, New York: 2271–2285. – Digitale Ressource: http://www.academia.edu/10214246/Kerswill_Paul_2006_._Migration_and_language (Stand: 1.7.2017).

Klappenbach, Ruth / Steinitz, Wolfgang (Hrsg.) (1961–1977): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. 6. Bde. (bis 1978 bis zu 9 Neuauflagen der Einzelbände). Berlin.

Kleiner, Stefan (2011 ff.): *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards* (AADG). Unter Mitarbeit von Ralf Knöbl. Mannheim. Digitale Ressource: http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/WebHome (Stand: 15.9.2017).

Kluge, Friedrich (1975): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 21. Aufl. Berlin, New York.

Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1986): „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte." In: *Romanisches Jahrbuch* 36 (1986): 15–33.

Köhncke, André (2006): „Untersuchungen zur gegenwärtigen mecklenburgischen Mundart." In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 129 (2006): 157–184.

Köhncke, André (2010): *Mecklenburgisch heute – Bestandsaufnahme eines niederdeutschen Dialekts*. Rostock: Dissertation. Digitale Ressource: urn:nbn:de:gbv:28-diss2011-0137-3 (Stand: 17.11.2017).

Kolz, Willy (1914): *Das Lautsystem der haupttonigen Silben des Westmecklenburgischen Dialekts*. Schönberg in Mecklenburg.

König, Christian (2014): *Flüchtlinge und Vertriebene in der DDR-Aufbaugeneration. Sozial- und biographiegeschichtliche Studien*. Leipzig.

König, Werner / Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2015): *dtv–Atlas Deutsche Sprache. Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe*. Grafiker Hans-Joachim Paul. 18. Aufl. München.

König, Werner (1989): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bde. Ismaning.

König, Werner (2011): *dtv–Atlas Deutsche Sprache. Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe*. Grafiker Hans-Joachim Paul. 17. Aufl. München.

Kossert, Andreas (2008): *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*. 3. Aufl. München.

Kowal, Sabine / O'Connell, Daniel C. (2010): „Zur Transkription von Gesprächen." In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 8. Aufl. Reinbek bei Hamburg: 437–447.

Krauß, Friedrich (1950): „Das Rheinische Wörterbuch." In: *Muttersprache* 2 (1950): 31–33.

Krauss, Marita (Hrsg.) (2008): *Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945*. Göttingen.

Krech, Eva-Maria et al. (Hrsg.) (1964): *Wörterbuch der deutschen Aussprache*. Leipzig.

Krech, Eva-Maria et al. (Hrsg.) (1982): *Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache*. Leipzig.

Krefeld, Thomas (2004): *Einführung in die Migrationslinguistik. Von der Germania italiana in die Romania multipla*. Tübingen.

Kretschmer, Paul (1918): *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*. Göttingen.

Labov, William (1976 [1972]): „Die soziale Stratifikation des (r) in New Yorker Kaufhäusern." In: Labov, William: *Sprache im sozialen Kontext. Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation. Bd. 1*. Hrsg. von Norbert Dittmar u. Bert-Olaf Riek. Kronberg / Ts.: 2–28.

Lameli, Alfred (2004): *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronischen Längsschnitt*. Stuttgart.

Lameli, Alfred (2010): „Relationen im Sprachkontakt: Das Beispiel der norddeutschen Mehrsprachigkeit." In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 77,1 (2010): 19–53.

Lameli, Alfred (2016): „Raumstrukturen im Niederdeutschen." In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 139 (2016): 131–152.

Lamnek, Siegfried (2005): *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. 4. Aufl. Weinheim.

Landeskundlich-historisches Lexikon Mecklenburg-Vorpommern. Hrsgg. von der Geschichtswerkstatt Rostock e. V. und dem Landesheimatverband Mecklenburg-Vorpommern e. V. Rostock 2007.

Langhanke, Robert (2012): „Norddeutsche Regiolektsyntax im arealen und intergenerationellen Vergleich." In: Langhanke, Robert / Berg, Kristian / Elmentaler, Michael / Peters, Jörg (Hrsg.): *Niederdeutsche Syntax*. Hildesheim, Zürich, New York: 227–269.

Lauf, Raphaela (1996): „‚Regional markiert': Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum." In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 119 (1996): 193–218.

Lemberg, Eugen / Edding, Friedrich (Hrsg.) (1959): *Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluss auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben. In drei Bänden*. In Verbindung mit Max Hilbert Boehm, Karl Heinz Germann, Alfred Karasek-Langer. Kiel.

Lenz, Alexandra (2004): „Zur Interpretation des Intendierten Ortsdialekts." In: Lenz, Alexandra / Radtke, Edgar / Zwickl, Simone (Hrsg.): *Variation im Raum. Variation and space*. Frankfurt / M. usw.: 113–131.

Lenz, Alexandra (2005): „Hyperdialektalismen und Hyperkorrektionen – Indizien für Varietätengrenzen.“ In: Lenz, Alexandra / Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt / M. usw.: 75–95.

Lenz, Alexandra (2007): „Vom Dialekt zur regionalen Umgangssprache – Zur Vielfalt regionaler Sprechweisen.“ In: Munske, Horst Haider (Hrsg.): *Sterben die Dialekte aus? Vorträge am Interdisziplinären Zentrum für Dialektforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 22.10.–10.12.2007*. Digitale Ressource: http://www.dialektforschung.phil.uni-erlangen.de/sterbendialekte (Stand: 15.6.2016).

Leopold, Werner F. (1970 [1959]): „The decline of German dialects.“ In: Fishman, Joshua A. (Hrsg.): *Readings in the sociology of language*. 2. Aufl. The Hague, Paris: 340–364.

Lindow, Wolfgang et al. (1998): *Niederdeutsche Grammatik*. Leer.

Lipold, Günter (1983): „Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten.“ In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 1232–1241.

Luick, Karl (1932): *Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer*. 3. Aufl. Leipzig, Wien.

Macha, Jürgen (1991): *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister.* Köln, Weimar, Wien.

Macha, Jürgen / Neuss, Elmar / Peters, Robert (2000): „Einleitung.“ In: Macha, Jürgen / Neuss, Elmar / Peters, Robert (Hrsg.): *Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte*. Köln, Weimar, Wien: VII–XII.

Mackensen, Lutz (1959): „Die deutsche Sprache in und nach der Vertreibung.“ In: Lemberg, Eugen / Edding, Friedrich (Hrsg.) (1959): *Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluss auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben. Bd. 3*. In Verbindung mit Max Hilbert Boehm, Karl Heinz Germann, Alfred Karasek-Langer. Kiel: 224–271.

Majce, Gerhard (2002): „Generation.“ In: Endruweit, Günter / Trommsdorf, Gisela (Hrsg.): *Wörterbuch der Soziologie*. 2., neubearb. u. erw. Aufl. Stuttgart: 185–187.

Mangelsen, Carina (2015): *Die sprachliche Integration Heimatvertriebener nach 1945 in der Stadt Flensburg und Umland – eine migrationslinguistische Untersuchung*. Kiel: Bachelorarbeit Univ. Kiel.

Martens, Hiltrud / Martens, Peter (1988): „Niederdeutsch-bedingte Abweichungen von der hochdeutschen Standard-Aussprache." In: Behme, Helma (Hrsg.): *Angewandte Sprachwissenschaft. Interdisziplinäre Beiträge zur mündlichen Kommunikation*. Stuttgart: 123–138.

Mattheier, Klaus J. (1995): „Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven." In: Gardt, Andreas / Mattheier, Klaus J. / Reichmann, Oskar (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände Methoden, Theorien*. Tübingen: 1–18.

Mattheier, Klaus J. (1996): „Varietätenkonvergenz: Überlegungen zu einem Baustein einer Theorie der Sprachvariation." In: Ammon, Ulrich / Mattheier, Klaus J. / Nelde, Peter H. Hrsg.): *Sociolinguistica. Internationales Jahrbuch für Europäische Soziolinguistik 10: Konvergenz und Divergenz von Dialekten in Europa*. Tübingen: 31–52.

Mecklenburgisches Wörterbuch. Hrsgg. von Richard Wossidlo und Hermann Teuchert. Seit 1970 hrsgg. von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Bd. 1–7. Neumünster bzw. Berlin, Neumünster 1942–1992.

Mihm, Arend (2000): „Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts." In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. neu bearb. u. erw. Aufl., 2. Teilband. Berlin, New York: 2107–2137.

Moser, Hugo (1956): „Umsiedlung und Sprachwandel." In: Arnold, Franz / Spranger, Eduard / Erbe, Walter (Hrsg.): *Bildungsfragen unserer Zeit*. Stuttgart. 121–141.

Mussaeus, Johann Jacob (1829): *Versuch einer plattdeutschen Sprachlehre mit besonderer Berücksichtigung der mecklenburgischen Mundart*. Neustrelitz, Neubrandenburg.

Negele, Michaela (2010): „Diskontinuierliche Pronominaladverbien in der Alltagssprache des jüngeren Neuhochdeutschen – Standard oder Substandard?" In: Ziegler, Arne (Hrsg.): *Historische Textgrammatik und historische Syntax des Deutschen. Bd. 2: Frühneuhochdeutsch, Neuhochdeutsch*. Unter Mitarbeit von Christian Braun. Berlin, New York: 1063–1081.

Nekvapil, Jiří (2006): „From language planning to language management." In: *Sociolinguistica 20: Perspektiven der Soziolinguistik* (2006): 92–104.

Nelde, Peter Hans (Hrsg.) (1980): *Sprachkontakt und Sprachkonflikt*. Wiesbaden.

Nerger, Karl: (1869): *Grammatik des mecklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre*. Leipzig.

Niebaum, Hermann (1983): „Zur Formengeographie." In: Goossens, Jan (Hrsg.): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung. Bd. 1: Sprache*. 2. verbesserte Aufl. Neumünster: 158–174.

Niebaum, Hermann (1986): „Niederdeutsch in Geschichte und Gegenwart." In: Schuppenhauer, Claus (Hrsg.): *Niederdeutsch. Fünf Vorträge zu Einführung. Eine Gemeinschaftsveranstaltung von Universität Bremen und Institut für niederdeutsche Sprache, Wintersemester 1985 / 86*. Leer: 7–41.

Niebaum, Hermann (2004): „Zu Lexik und Lexikographie des Niederdeutschen." In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Niederdeutsche Sprache in Literatur und Gegenwart*. Hildesheim, Zürich, New York: 149–189.

Niekerken, Walther (1963): „Von den Formen und Wirkungen der Liquida *r* im Nordniedersächsischen." In: *Zeitschrift für Phonetik Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 16 (1963): 165–175.

Nübling, Damaris et al. (2010): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. 3. Aufl. Tübingen.

Pearson, Barbara Zurer (2007): „Children with Two Languages." Digitale Ressource: http://www.umass.edu/aae/Children_w_2_Langs_CUPHandbk_Pearson.pdf (Stand: 8.5.2017).

Peters, Robert (1998): „Zur Sprachgeschichte des niederdeutschen Raumes." In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 117 (1998): Sonderheft: *Regionale Sprachgeschichte*: 108–127.

Peters, Robert (2015): „Zur Sprachgeschichte des norddeutschen Raumes." In: Hundt, Markus / Lasch, Alexander (Hrsg.): *Deutsch im Norden. Varietäten des norddeutschen Raumes*. Berlin, New York: 18–35.

Pfeffer, J. Alan (1975): *Grunddeutsch. Erarbeitung und Wertung dreier deutscher Korpora. Ein Bericht aus dem ‚Institute for Basic German' – Pittsburgh*. Tübingen.

Polenz, Peter von (1972): *Geschichte der deutschen Sprache*. 8. Aufl. Berlin, New York.

Polenz, Peter von (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin, New York.

Protze, Helmut (1997): *Wortatlas der städtischen Umgangssprache. Zur territorialen Differenzierung der Sprache in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen*. Köln, Weimar, Wien.

Purschke, Christoph (2017): „Das Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten. Rekonstruktion, Edition, Analyse.“ Digitale Ressource: https://lautdenkmal.de (Stand: 16.11.2017).

Raab-Steiner, Elisabeth / Benesch, Michael (2012): *Der Fragebogen: von der Forschungsidee zur SPSS-Auswertung*. Wien.

Reershemius, Gertrud (2004): *Niederdeutsch in Ostfriesland. Zwischen Sprachkontakt, Sprachveränderung und Sprachwechsel*. Stuttgart.

Regionalsprache.de (REDE), vgl. Schmidt, Jürgen Erich / Herrgen, Joachim / Kehrein, Roland (Hrsg.) (2008 ff.).

Reuter, Hannah (2015): „Erhalt von alveolarem *s* vor *p*, *t*.“ In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 335–338.

Riehl, Claudia Maria (2009): *Sprachkontaktforschung. Eine Einführung*. 2. Aufl. Tübingen.

Riemann, Erhard (1957): „Die Ostvertriebenen und ihre Sprache.“ In: Mehlem, Richard von / Seedorf, Wilhelm (Hrsg.): *Niederdeutsch. Ein Handbuch zur Pflege der Heimatsprache*. Hannover: 28–32.

Ritter, Johann G. C. (1832): *Grammatik der mecklenburgisch-plattdeutschen Mundart*. Rostock, Schwerin.

Rosenberg, Peter (2017): „Regionalsprache in Mecklenburg-Vorpommern.“ In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Perspektiven*. Frankfurt / M. usw.: 27–54.

Ruge, Jürgen (2015): „Dialektveränderungen in drei Generationen. Untersuchungen auf lexikalischer und phonetisch-phonologischer Ebene." In: Langhanke, Robert (Hrsg.): *Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks*. Bielefeld: 353–373.

Ruge, Jürgen (2016): „Dialekttiefe durch lexikalische Analyse messbar machen." In: Bieberstedt, Andreas / Schröder, Ingrid / Ruge, Jürgen (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt / M. usw.: 67–90.

Rusche, Michael (1993): „Die Eingliederung der Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern, dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Wohnraumproblematik." In: Wille, Manfred / Hoffmann, Johannes / Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): *Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Wiesbaden: 133–147.

Salmons, Joseph (2012): *A history of German. What the past reveals about today's language*. Oxford.

Sanders, Willy (1982): *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*. Göttingen.

Schädlich, Hans-Joachim / Große, Rudolf (1961): „Tonbandaufnahme der deutschen Mundarten in der Deutschen Demokratischen Republik." In: *Forschungen und Fortschritte* 35 (1961): 358–363.

Scharioth, Claudia (2015): *Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern*. Hildesheim, Zürich, New York.

Schikorsky, Isa (1990): *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚kleiner Leute'*. Tübingen.

Schirmunski, Viktor M. (2010 [1961]): *Deutsche Mundartkunde*. Hrsg. und kommentiert von Larissa Naiditsch. Unter Mitarbeit von Peter Wiesinger. Übersetzt 1961 von Wolfgang Fleischer. Frankfurt / M. usw.

Schlesisches Wörterbuch. 3 Bde. Hrsgg. von Walther Mitzka. Berlin 1963–1965.

Schmid, Monika S. (2011): *Language attrition*. Cambridge.

Schmidt, Jürgen Erich (1998): „Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte." In: *Zeitschrift für deutsche Philologie 117 (1998). Sonderheft: Regionale Sprachgeschichte*: 163–179.

Schmidt, Jürgen Erich / Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin.

Schmidt, Jürgen Erich / Herrgen, Joachim / Kehrein, Roland (Hrsg.) (2008 ff.): *Regionalsprache.de (REDE). Forschungsplattform zu den modernen Regionalsprachen des Deutschen*. Bearbeitet von Dennis Bock et al. Marburg: Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas. Digitale Ressource: www.regionalsprache.de/home.aspx (Stand: 16.11.2016).

Schmidt-Voigt, Hans Heinrich / Sandmann, Fritz (1935): *Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Für das Sudetenland, Böhmen und Mähren*. Zweiter Teil. 3. Aufl. Reichenberg, Breslau.

Schönfeld, Helmut / Pape, Ruth (1981): „Sprachliche Existenzformen." In: Hartung, Wolfdietrich / Schönfeld, Helmut (Hrsg.): *Kommunikation und Sprachvariation*. Berlin: 130–214.

Schönfeld, Helmut (1974): *Gesprochenes Deutsch in der Altmark. Untersuchungen und Texte zur Sprachschichtung und zur sprachlichen Interferenz*. Berlin.

Schönfeld, Helmut (1989): *Sprache und Sprachvariation in der Stadt. Zu sprachlichen Entwicklungen in Berlin und anderen Städten im Nordteil der DDR*. Berlin.

Schönfeld, Helmut (1990): „East Low German." In: Russ, Charles V. J. (Hrsg.): *The dialects of modern German. A linguistic survey*. London: 91–135.

Schröder, Ingrid (2004): „Niederdeutsch in der Gegenwart. Sprachgebiet – Grammatisches – Binnendifferenzierung." In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart*. Hildesheim: 35–97.

Schröder, Ingrid (2015): „Zwischen Dialektologie und Regionalsprachenforschung – Eine norddeutsche Perspektivierung." In: Elmentaler, Michael / Hundt, Markus / Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*. Stuttgart: 25–57.

Schwartz, Michael (1999): „Integration und Transformation. ‚Umsiedler'-Politik und regionaler Strukturwandel in Mecklenburg-Vorpommern 1945 bis 1953." In: Melis, Damian van (Hrsg.): *Sozialismus auf dem platten Land. Mecklenburg-Vorpommern 1945–1952*. Schwerin: 135–194.

Schwarz, Ernst (1954): „Karte 1: Sudetendeutsche und karpatendeutsche Sprachlandschaften." In: Schwarz, Ernst (Hrsg.): *Sudetendeutscher Wortatlas*. Bd. 1. München: 11–13.

Schwarz, Ernst (1962): *Sudetendeutsche Sprachräume*. 2. Aufl. München. (= Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 2).

Seebold, Elmar (1983): „Diminutivformen in den deutschen Dialekten." In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 1250–1255.

Seibicke, Wilfried (1972): *Duden. Wie sagt man anderswo? Landschaftliche Unterschiede im deutschen Wortgebrauch*. Mannheim, Wien, Zürich.

Seils, Mirjam (2006): *Willkommen in Rostock? Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Rostock nach 1945*. Mit einem Vorwort der Präsidentin des Bundes der Vertriebenen Erika Steinbach. Rostock.

Siebs, Theodor (1957): *Deutsche Hochsprache. Bühnenaussprache*. Hrsgg. von Helmut de Boor u. Paul Diels. 16., neu bearb. Aufl. Berlin.

Skoczek, Robert (2013): „Zum phonetischen Nachlass des Niederdeutschen in der Aktualisierung der Standardaussprache in Mecklenburg." In: Grucza, Franciszek (Hrsg.): *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Bd. 17: Diachronische, diatopische und typologische Aspekte des Sprachwandels*. Frankfurt / M.: 383–393.

Spiekermann, Helmut (2005): „Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung." In: Eichinger, Ludwig M. / Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin, New York: 100–125.

Spiekermann, Helmut (2010): „Pronominaladverbien im Niederdeutschen und der norddeutschen Regionalsprache." In: Bittner, Dagmar / Gaeta, Livio (Hrsg.): *Kodierungstechniken im Wandel. Das Zusammenspiel von Analytik und Synthese im Gegenwartsdeutschen*. Berlin, New York: 179–198.

Sprachatlas des Deutschen Reichs. Handgezeichnetes Original von Emil Maurmann, Georg Wenker und Ferdinand Wrede. Marburg 1888–1923. Publiziert als *Digitaler Wenker-Atlas* (DiWA): URL www.regionalsprache.de (Stand: 17.11.2017).

Steiner, Otto (1957): „Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954. Ergebnisse einer Schulkindererhebung." In: *Phonetica* 1 (1957): 146–156.

Stellmacher, Dieter (1977): *Studien zur gesprochenen Sprache in Niedersachsen. Eine soziolinguistische Untersuchung*. Marburg.

Stellmacher, Dieter (1980): „Ostniederdeutsch." In: Althaus, Hans Peter / Henne, Helmut / Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Bd. III, 2. Aufl. Tübingen: 464–468.

Stellmacher, Dieter (1981): *Niedersächsisch*. Düsseldorf.

Stellmacher, Dieter (1995): *Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen*. Stuttgart.

Stuckrad, Gesine v. (1957): „*Denn – dann* in historischer Sicht vom Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen." In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 79, Sonderband: 489–535.

Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Hrsgg. von Heinz Engels (bis 1996) und Otfrid Ehrismann (ab 1994). München 1982 ff.

Tatzreiter, Herbert (1988): „Besonderheiten in der Morphologie der deutschen Sprache in Österreich." In: Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Das österreichische Deutsch*. Wien, Köln, Graz: 71–98.

Teepe, Paul (1983): „Zur Lautgeographie." In: Goossens, Jan (Hrsg.): *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Bd. 1: Sprache*. 2. verbesserte Aufl. Neumünster: 138–157.

Teuchert, Hermann (1942): „Einleitung zum 1. Bande." In: *Mecklenburgisches Wörterbuch*. Hrsg. von Richard Wossidlo und Hermann Teuchert. Bd. 1. Neumünster: VII–XV.

Teuchert, Hermann (1957 / 1958): „Entwurf einer mecklenburgischen Sprachgeschichte." In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock 7 (1957 / 1958): Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 1*: 87–92.

Teuchert, Hermann (1959): „Beiträge zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart." In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 82 (1959): 207–236.

Teuchert, Hermann (1964): *Niederdeutsche Mundarten. Texte aus alter und neuer Zeit*. Leipzig.

Thieroff, Rolf (2009): „Präteritum.“ In: Hentschel, Elke / Vogel, Petra (Hrsg.): *Deutsche Morphologie*. Berlin, New York: 339–355.

Thies, Heinrich (2011): *Plattdeutsche Grammatik. Formen und Funktionen A–Z*. 2. Aufl. Neumünster.

Thomas, Stephan (2014): *Zwischen Dialektabbau und Assimilation. Eine ‚oral language history‘ der regionalen Varietäten des Deutschen in Niederschlesien nach 1945 anhand von Sprachbiographien*. Halle-Wittenberg: Dissertation. Digitale Ressource urn:nbn:de:gbv:3:4-12463 (Stand: 8.7.2016).

Trudgill, Peter (1986): *Dialects in contact*. Oxford, New York.

Vierneisel, Beatrice (Hrsg.) (2006): *Fremde im Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945 bis 1953*. Münster usw.

Viëtor, Wilhelm (1941): *Die Aussprache des Schriftdeutschen mit dem Wörterverzeichnis der amtlichen ‚Regeln für die deutsche Rechtschreibung‘ in phonetischer Umschrift sowie von phonetischen Texten*. 13. Aufl. bearb. von Ernst A. Meyer. Leipzig.

Voeste, Anja (2017): „Enriching repertoires. Code-blending and linguistic transfer in the contact zone.“ In: Wodianka, Stephanie / Behrens, Christoph (Hrsg.): *Chaos in the contact zone. Unpredictability, improvisation and the struggle for control*. Bielefeld: 202–220.

Vorberger, Lars (2016): „Niederdeutsch auf Rügen. Eine synchrone Untersuchung zum Niederdeutschen in Bergen auf Rügen.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 139 (2016): 153–171.

Vorberger, Lars (2017): „Hochdeutsch auf Rügen – Eine Untersuchung zum Regiolekt in Bergen auf Rügen.“ In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Frankfurt / M. usw.: 145–165.

Vorberger, Lars / Schröder, Ingrid (2011): „Standardadvergenz im nördlichen Niedersachsen? Eine exemplarische Analyse von Sprecherinnen aus drei Generationen.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 134 (2011): 137–146.

Wahrig, Gerhard (1989): *Deutsches Wörterbuch. Mit einem ‚Lexikon der deutschen Sprachlehre‘*. Neuausgabe. München.

Warnkross, Julius (1912): *Die Lautlehre des Wolgaster Platt*. Greifswald.

Wells, C. J. (2012): „Language in limbo? Post-1945 German.“ In: Horan, Geraldine / Langner, Nils / Watts, Sheila (Hrsg.): *Landmarks in the history of the German language*. Oxford usw.: 253–292.

Wesche, Heinrich (1963): „Deutscher Sprachatlas, Fragebogen, Tonband, moderne Mundart. Überlegungen zur niederdeutschen Mundartforschung.“ In: Simon, Werner / Bachofer, Wolfgang / Dittmann, Wolfgang (Hrsg.): *Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern*. Berlin: 355–368.

Wiese, Heike (2006): „Partikeldiminuierung im Deutschen.“ In: *Sprachwissenschaft* 31 (2006): 457–489.

Wiese, Richard (2003): „The unity and variation of (German) /r/.” In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 70,1 (2003): 25–43.

Wiesinger, Peter (1983 a): „Die Einteilung der deutschen Dialekte.“ In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 807–900.

Wiesinger, Peter (1983 b): „Rundung und Entrundung, Palatalisierung und Entpalatalisierung, Velarisierung und Entvelarisierung in den deutschen Dialekten.“ In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 1101–1105.

Wiesinger, Peter (1999): „Dialektgeographie als Kulturgeschichte. An Beispielen aus dem bairischen Dialektraum.“ In: Gardt, Andreas / Haß-Zumkehr, Ulrike / Roelcke, Thorsten (Hrsg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin, New York: 295–349.

Wiesinger, Peter (2008): *Das österreichische Deutsch in Gegenwart und Geschichte*. 2. Aufl. Wien.

Wiggers, Julius Otto (1857): *Grammatik der plattdeutschen Sprache. In Grundlage der Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart*. Leipzig.

Wilcken, Viola (2013): „Wandeltendenzen im Nordniederdeutschen. Dialektproben im diachronen Vergleich.“ In: Hettler, Yvonne / Jürgens, Carolin / Langhanke, Robert / Purschke, Christoph (Hrsg.): *Variation, Wandel, Wissen. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen*. Frankfurt / M. usw.: 15–36.

Wilcken, Viola (2015 a): „Lenisierung von inlautendem *p*, *t*, *k*.“ In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen,

Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 217–226.

Wilcken, Viola (2015 b): „Realisierung von *ng* mit auslautendem Plosiv." In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter: *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken; Kartografie: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York: 357–365.

Wille, Manfred (1993 a): „Die ‚Umsiedler'-Problematik im Spiegel der SBZ- / DDR-Geschichtsschreibung." In: Wille, Manfred / Hoffmann, Johannes / Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): *Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Wiesbaden: 3–11.

Wille, Manfred (1993 b): „Die Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler – Möglichkeiten und Grenzen ihres Wirkens (1945–1948)." In: Wille, Manfred / Hoffmann, Johannes / Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): *Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Wiesbaden: 27–54.

Wirrer, Jan (2009): „Sprachvergesser." In: *Niederdeutsches Wort* 49 (2009): 135–148.

Wolf-Beranek, Hertha (1976): „Sudetendeutsches Wörterbuch." In: Friebertshäuser, Hans (Hrsg.): *Dialektlexikographie. Berichte über Stand und Methoden deutscher Dialektwörterbücher. Festgabe für Luise Berthold zum 85. Geburtstag am 27.1.1976*. Wiesbaden: 157–171.

Wolff, Stephan (2010): „Wege ins Feld und ihre Varianten." In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 8. Aufl. Reinbek bei Hamburg: 334–349.

Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig 1964. – Vgl. Krech, Eva-Maria et al. (Hrsg.) (1964).

Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 6 Bde. Hrsgg. von Ruth Klappenbach u. Wolfgang Steinitz. Berlin 1961–1977 [bis 1978 bis zu 9 Neuauflagen der Einzelbände].

Zeman, Dalibor (2009): *Überlegungen zur deutschen Sprache in Österreich. Linguistische, sprachpolitische und soziolinguistische Aspekte der österreichischen Varietät*. Hamburg.

Zollna, Isabel (2005): „Der Gebrauch der Diminutive im Spanischen als Kontextualisierungsverfahren.“ In: Ciapscio, Guimar / Jungbluth, Konstanze / Kaiser, Dorothee (Hrsg.): *Linguistik am Text. Beiträge aus Argentinien und Deutschland*. Berlin: 287–307.

9. Anhang

9.1 Siglenverzeichnis

Zur Identifizierung von Einzelpersonen und Untergruppen der Gesamtstichprobe sowie zur Bezeichnung der Aufnahmesituationen werden im Text und in Diagrammen die folgenden Kürzel verwendet:

1. Personen bzw. Sprechersiglen nach regionaler Herkunft

A: Alteingesessene der Vorkriegsgeneration, vor 1940 im Untersuchungsgebiet geboren

AA: Nachkommen von Alteingesessenen, die in den Jahren 1950–1969 im Untersuchungsgebiet geboren wurden (beide Eltern vor 1940 im Untersuchungsgebiet geboren)

V: Vertriebene aus mittel- und oberdeutschen Dialektregionen, dort vor 1940 geboren

VV: Nachkommen zweier vertriebener Eltern aus mittel- und oberdeutschen Dialektregionen (beide Eltern dort vor 1940 geboren), die in den Jahren 1950–1969 im mecklenburgischen Untersuchungsgebiet geboren wurden

VA: Nachkommen von einem vertriebenen Elternteil aus mittel- oder oberdeutschen Dialektregionen (ein Elternteil V, anderer Elternteil A), in den Jahren 1950–1969 im mecklenburgischen Untersuchungsgebiet geboren

Z: Zusätzliche Zeitzeugen: Vertriebene bzw. Zuwanderer aus anderen Herkunftsregionen und deren Nachkommen

Die einzelnen Gewährspersonen werden in dieser Studie in anonymisierter Kurzform durch die folgenden Angaben identifiziert:

Herr/Frau > laufende Nummer der Aufnahme > (Geburtsjahr > Sigle der Herkunftsregion)

Also beispielsweise:

Herr 01 (1932 V)
Frau 07 (1936 A)
Herr 46 (1954 VV)
Frau 83 (1954 VA)
Frau 84 (1966 AA)

2. Siglen für Altersgruppen

Für die Bezeichnung der Alters- bzw. Herkunftsgruppen werden in Diagrammen und Tabellen einfachheitshalber auch die folgenden Siglen genutzt:

A 1: Vorkriegsgeneration alteingesessener Familien (geboren vor 1940)
A 2: Nachkriegsgeneration alteingesessener Familien (in den Jahren 1950–1969 geboren)
V 1: Vorkriegsgeneration von Familien Vertriebener (geboren vor 1940)
V 2: Nachkriegsgeneration von Familien Vertriebener (in den Jahren 1950–1969 geboren)

3. Siglen für die Erhebungssituationen

Bei Nachweis von Zitaten aus den Aufnahmen meiner Erhebung werden die verschiedenen Erhebungssituationen, aus denen die betreffenden Zitate stammen, durch die folgenden Kürzel identifiziert.

BI: biographisches Interview
SP: sprachbiographisches Interview
WN: Wenkerübersetzung ins Niederdeutsche
WD: Wenkerübersetzung in den Herkunftsdialekt
EN: Dialekterzählung auf Niederdeutsch
ED: Dialekterzählung im Herkunftsdialekt
SE: Semasiologische Befragung
SO: Sonderthema: Sprachgebrauch in Institutionen, Ortsgeschichte o. ä.

9.2 Transkriptionskonventionen

9.2.1 Regeln zur orthographischen Transkription der regiolektalen Äußerungen[513]

1.1 Grundsätzlich wird standardorthographisch transkribiert, d. h. phonetische Nonstandard-Realisierungen werden nicht transkribiert, sondern der Duden-Rechtschreibung entsprechend verschriftlicht.

513 Die Transkriptionsregeln sind an die im Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“ verwendeten Transkriptionskonventionen für hochdeutsche

1.2 Von äußerungsinterner Zeichensetzung wird abgesehen. Das Äußerungsende wird mit satzschließenden Satzzeichen markiert.

1.3 Grammatische (morphologische) und syntaktische Besonderheiten werden in der Regel unverändert übernommen (außer es handelt sich um die üblichen Allegroformen).

1.4 Spezielle Regelungen

Realisierung	**Transkription**
Wortabbruch	Drei Ellipsenpunkte unmittelbar an Wortrest *Bürgermei…*
Reparatur und abgebrochene Äußerung	… Ellipsen-Punkte zwischen Leerzeichen
Ende einer Äußerung	Punkt, Ausrufezeichen, Fragezeichen
Pausen und prosodische Merkmale	werden nicht notiert
übersprochene Wortgrenzen	Wortgrenzen werden mit Leerzeichen markiert
unverständliche Passagen	In Doppelklammern wird vermuteter Wortlaut angegeben oder als unverständlich ausgewiesen: ((*Schaufelrad?*)), ((*unverständlich*))
Zusammenziehungen (z. B. *mitm, er's, simmer*)	werden aufgelöst (z. B.: *mit dem, er es, sind wir*)! Aber: allgemein übliche Verschmelzungen (von z. B. Präposition und Artikel), die im Rechtschreib-Duden gelistet sind, werden nicht aufgelöst (z.B. *ans, fürs* etc.) → weitere Beispiele siehe unten.
Mit *r*- beginnende Kürzungen von Wörtern wie *heran (ran), herauf (rauf), herein (rein)* etc.	werden in der gekürzten Form transkribiert, wenn sie im Rechtschreib-Duden gelistet sind (z. B. *ran, rauf, rein*), ansonsten vollständige Formen.

Sprachlagen angelehnt, zu Leitlinien dieser Transkription vgl. Elmentaler / Rosenberg (2015 a: 73).

Realisierung	**Transkription**
Reduktion von *a* in *darin (drin), darüber (drüber), darauf (drauf)* etc.	werden in der reduzierten Form transkribiert, wenn sie im Rechtschreib-Duden gelistet sind (z. B. *drin, drüber, drauf*), ansonsten in vollständigen Formen verschriftlicht
Lautliche Reduktionen bzw. Kürzungen im Auslaut (z. B. *jetz', nich' (Negation), nu, un', ma'*)	Vollständige Formen (z.B. *eine, jetzt, nicht, nun, und, mal*)
Übliche Tilgung oder Veränderung von Flexionsmerkmalen (z. B. *ich hab', ich sag', hol' mal*) bei schnellem oder nachlässigem Sprechen	Vollständige Formen (z. B. *ich habe, ich sage, hole mal*)
Nicht gesprochenes Schwa (z. B. *habn, grad, untn, heut*)	Vollständige Formen (z. B. *haben, gerade, unten, heute*)
'ne, 'n, so'ne (eine, ein, so eine)	Vollständige Formen (*eine, ein, so eine*)
ein', den' (statt *einen, denen*)	Vollständige Formen (*einen, denen*)
Niederdeutsche und dialektale Einschübe	Passagen werden mit „DIA" eingefasst. Niederdeutsche Passagen werden nach den unten angegebenen Konventionen literarisch transkribiert. Äußerungen in anderen Dialekten werden lautnahe vorläufig in *eye-dialect* transkribiert („DIA di Grußel *DIA*")
Fremdsprachige Einschübe, die nicht in den Alltagswortschatz des Deutschen eingebürgert sind (wie *cool, partout*)	Passage transkribieren (gegebenenfalls in ungefähren lautlichen Transkription) und am Anfang und Ende mit LAN einfassen (*und er LAN velice rychle LAN lief er da lang*)
Eigennamen	Originalname (wird bei späterer Veröffentlichung anonymisiert)
jo, joa etc. (Bestätigung)	*ja*
nee, nö etc. (Verneinung)	*nein*
ne, wa, nich (Zustimmungspartikel am Ende einer Äußerung) (Achtung: *nich* als Negation wird standardisiert als *nicht* transkribiert)	*ne, wa, nich*
zustimmendes, bestätigendes o. ä. *mmh, mhm, hm* etc.	*hm*

Realisierung	Transkription
Verneinendes zweigipfliges „*m-m*“	*hmhm*
Planungsindikatoren *äh, ähm, em, öm* etc.	werden nicht transkribiert
denn (in Norddeutschland häufig temporal: „*und denn ist er wieder gekommen*“	*dann* („*und dann ist er wieder gekommen*“)
dat, wat, et als Einzelwörter (nicht Bestandteil niederdeutscher Passagen)	*das, was, es*
drin, drinne, drinnen	Wird transkribiert, wie realisiert (*drin, drinne, drinnen*).
Exponierte Redewiedergabe (Stimmenimitation)	Werden transkribiert und in Anführungszeichen eingefasst (*Und er immer „Hilfe Hilfe“. War schon schlimm.*)
Zahlen (nur in den Äußerungen der Gewährspersonen, nicht des Interviewers)	Werden ausgeschrieben *neunzehnhundertsiebzig*

1.5 *Regelungen zu Verschmelzungen von Präposition und Artikel*

Zusammenziehungen von Artikel und Präposition werden beibehalten, wenn sie vom Duden nicht als umgangssprachlich gekennzeichnet sind

Beispiele:

- am
- ans
- ~~aufm~~ > auf dem
- ~~aufn~~ > auf den
- aufs
- ~~ausm~~ > aus dem
- beim
- durchs
- fürs
- ~~hinterm~~ > hinter dem
- ~~hintern~~ > hinter den
- ~~hinters~~ > hinter das
- im
- ins
- ~~überm~~ > über dem
- ~~übern~~ > über den
- ~~übers~~ > über das
- unterm >unter dem
- untern > unter den
- unters > unter das
- vom
- vorm > vor dem
- ~~vorn~~ (direktional) > vor den
- ~~vors~~ > vor das
- zum
- zur

9.2.2 Transkriptionskonventionen für die Verschriftlichung niederdeutscher Äußerungen, Wenkerübersetzungen und Dialekterzählungen[514]

1. *Vokale*

1.1 Vokalquantität

Die Vokalgrapheme (außer *e*) stehen ohne besondere Kennzeichnung für Langvokale,

– wenn sie in einsilbigen Wörtern vor einem Konsonanten stehen (*ok, Hus, hüt*).
– wenn sie (einschließlich *i*) in einsilbigen Wörtern im absoluten Auslaut stehen (*bi, Fru, wi*).
– wenn sie in zweisilbigen Wörtern in offenen Tonsilben stehen (*roken, buten, Köter*).

Die Länge der Vokale wird niemals durch Dehnungs-*h* oder Dehnungs-*e*, sondern ausschließlich durch Buchstabenverdoppelung gekennzeichnet (einschließlich *i*), und zwar

– wenn auf den Vokal zwei oder mehr Konsonanten folgen (*Goorn, Fuust, Kuurn, giirn*). Auch bei Flexionsmorphemen, z. B. Personalendungen: *tööft*
– wenn die Vokale in zweisilbigen Wörtern in offener Tonsilbe vor *ch, sch, st* stehen (*juuchen, Puuschen*)

Für den Langvokal *e* gilt zusätzlich zum Vorherigen die Buchstabenverdoppelung auch vor einfachen Konsonanten in geschlossener Silbe (*een, Kleed, Been)*

Die Kürze der Vokale wird durch Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten bezeichnet (*Katt, Schipp, giff*), vor *k* wird die Kürzung wie im Hochdeutschen durch *ck* gekennzeichnet (*Buck*) (außer bei Kurzwörtern *ik, sik* s. u.).

– Vor Konsonantenverbindungen wird die Vokalkürze nicht durch folgenden Doppelkonsonanten gekennzeichnet: *giff mi dat* versus *hai gift mi dat*.

514 Die Transkriptionskonventionen orientieren sich mit einigen Modifikationen an den Orthographieregeln, die Herrmann-Winter (1999: 11–12) für die literarische Umschrift des mecklenburgischen Niederdeutsch aufgestellt hat.

– Buchstabenverbindungen *ch, sch, ss, st* werden hinter Kurzvokal nicht verdoppelt (*Dach*, *Woch, Wäsch*).
– Bei kurzen, wenig betonten Wörtern (v. a. Formen von *haben* und *sein*, Präpositionen und Pronomen) tritt die Verdoppelung nicht ein: *an, as, bün, dat, hef, ik, is, op, sik, rum*).

1.2 Vokalqualität

Wichtige Unterschiede zwischen dem niederdeutschen und dem standarddeutschen Vokalinventar werden in der Verschriftlichung abgebildet:

– *a* versus *å*: Unterschieden wird zwischen dem langen geschlossenen *a* (*Lam* ‚Lärm') und dem langen offenen *å* [ɔ:] (*Måånd* ‚Mond').
– *e* versus *ä*: Unterschieden wird zwischen langem geschlossenen (oberen) *e* (*gef* ‚gab‘) und langem offenem (tiefen) *ä* (*Läben* ‚Leben‘).
– *ö* versus *œ*: Unterschieden wird zwischen langem geschlossenen (oberen) *ö* (*för* ‚für‘) und langem offenen (tiefen) *œ* (*œwer* ‚aber‘).

Schreibweise der Diphthonge:

– Die verschiedenen Schreibweisen des Diphthongs *eu* und *äu* werden vermieden, stattdessen wird einheitlich und lautnäher als *oi* transkribiert: *Gois* ‚Gänse‘.
– *ai* versus *ei*: zwischen dem steilen, tiefen Diphthong *ai* und dem flachen, höheren Diphthong *ei* wird orthographisch unterschieden.

2. *Konsonanten*

– Stimmhafte versus stimmlose Artikulation: wird in der Schreibung in Anlehnung an die hochdeutsche Orthographie unterschieden: *p*, *t*, *k*, *f* versus *b*, *d*, *g*, *w*. Der Buchstabe *v* wird nur im Wortanlaut nach hochdeutscher Orthographie genutzt (*vir*)
– Stimmloses *s* im Anlaut wird als *ß* transkribiert, sonst wie in der Standardorthographie.
– Alveolare Aussprache des *s* in wort- und silbenanlautendem *sp* und *st* wird durch eingeschobenen Bindestrich gekennzeichnet *s-t, s-p* andernfalls handelt es sich um postalveolare Aussprache [ʃ], die wie im Hochdeutschen als *sp, st* geschrieben wird. Wo dieser spezielle Arti-

kulationsunterschied eigens thematisiert wird, wird gelegentlich orthographisch *s-t* und *scht* unterschieden.

2.2 Auslaut

- Der Nasal [ŋ] wird im Auslaut wie im Standarddeutschen durch die Buchstabenkombination *ng* verschriftlicht, die Aussprache mit stimmlosem Plosiv wird als *nk* wiedergegeben.
- Die unbetonten Endsilben *–en* und *–er* werden nach hochdeutscher Standardorthographie geschrieben, auch wenn es hier zu Schwa-Ausfall bzw. *r*-Vokalisierung kommt. Einzige Ausnahme sind die Pluralformen von *haben* (*hemm'*).
- Die Endsilbe *–ig* wird nach hochdeutscher Standardorthographie geschrieben, wenn das *g* spirantisiert wird: *bannig*, *orrig*. Falls hier plosiv geschlossen wird, ist die Schreibung *-ik*.
- Die Auslautverhärtung wird durch die Wahl der entsprechenden Buchstaben transkribiert, die im Hochdeutschen stimmlose Laute abbilden: *groff*, *Piirt*, *klauk*.

3. Zusammenziehungen, Überlängen

werden durch Apostroph gekennzeichnet

- bei Ausstoß von Vokalen und Konsonanten bei der Zusammenziehung von Wörtern (*up't*, *an'n*, *an't*).
- bei Überlänge von Vokalen und Diphthongen (*Lü'*, *sä'*)
- bei Überlänge von Nasalen (hemm')

9.3 Fragebogen zum Gebrauch einzelner Wörter[515]

Bitte beantworten Sie zu den aufgelisteten Wörtern jeweils die folgenden Fragen:
Was bedeutet das Wort?
Wo haben Sie das jeweilige Wort gehört bzw. wo hören Sie es gelegentlich noch jetzt?
Wird es in Ihrer Familie benutzt? Von wem? Benutzen Sie das Wort selbst?
Benutzen Sie das Wort immer oder nur in bestimmten Situationen? Welchen?

1. Was bedeutet das Wort „**Schmetten**"? usw.
2. Was bedeutet das Wort „**Karfiol**"? usw.
3. Was bedeutet das Wort „**Hader(n)**"? usw.
4. Was bedeutet das Wort „**bannig**"? usw.
5. Was bedeutet das Wort „**heuer**"? usw.
6. Was bedeutet das Wort „**Kren**"? usw.
7. Was bedeutet das Wort „**Buddel**"? usw.
8. Was bedeutet das Wort „**Schwamm**"? usw.
9. Was bedeutet das Wort „**Paradeiser**"? usw.
10. Was bedeutet das Wort „**Krampus**"? usw.

515 Der semasiologische Fragebogen wird hier verkleinert und in veränderter Schrifttype wiedergegeben. Zur Verwendung dieses Fragebogens im Zusammenhang meiner Untersuchung vgl. Abschnitte 2.1.4 und 4.1.1.

9.4 Vorlage für die Wenkerübersetzungen[516]

1. Im Winter fliegen die trockenen Blätter in der Luft herum.
2. Es hört gleich auf zu schneien, dann wird das Wetter wieder besser.
3. Tu Kohlen in den Ofen, damit die Milch bald zu kochen anfängt.
4. Der gute alte Mann ist mit dem Pferd auf dem Eis eingebrochen und in das kalte Wasser gefallen.
5. Er ist vor vier oder sechs Wochen gestorben.
6. Das Feuer war zu heiß, die Kuchen sind ja unten ganz schwarz gebrannt.
7. Er isst die Eier immer ohne Salz und Pfeffer.
8. Die Füße tun mir so sehr weh, ich glaube, ich habe sie mir durchgelaufen.
9. Ich bin selber bei der Frau gewesen und habe es ihr gesagt, und sie sagte, sie wolle es auch ihrer Tochter sagen.
10. Ich will es auch nicht mehr wieder tun.
11. Ich schlage dich gleich mit dem Kochlöffel um die Ohren, du Affe.
12. Wo gehst du denn hin? Sollen wir mitgehen?
13. Das sind schlechte Zeiten.
14. Mein liebes Kind, bleib hier unten stehen, die bösen Gänse beißen dich tot.
15. Du hast heute am meisten gelernt und bist artig gewesen, du darfst früher nach Hause gehen als die anderen.
16. Du bist noch nicht groß genug, um eine Flasche Wein allein auszutrinken, du musst erst noch wachsen und größer werden.
17. Geh, sei so gut und sag deiner Schwester, sie soll die Kleider für eure Mutter fertig nähen und mit der Bürste rein machen.
18. Hättest du ihn gekannt! Dann wäre es anders gekommen, und es täte besser um ihn stehen.
19. Wer hat mir meinen Korb mit Fleisch gestohlen?
20. Er tat so, als hätten sie ihn zum Dreschen bestellt; sie haben es aber selbst getan.
21. Wem hat er denn die neue Geschichte erzählt?

---

516 Die standarddeutsche Vorlage für die Übersetzung in den Basisdialekt wird hier verkleinert und in veränderter Schrifttype wiedergegeben. Zur Verwendung der Wenkersätze im Rahmen dieser Untersuchung vgl. Abschnitt 2.1.5.

22. Man muss laut schreien, sonst versteht er uns nicht.
23. Wir sind müde und haben Durst.
24. Als wir gestern Abend heim kamen, da lagen die anderen schon im Bett und waren fest eingeschlafen.
25. Der Schnee ist diese Nacht liegen geblieben, aber heute Morgen ist er geschmolzen.
26. Hinter unserem Hause stehen drei schöne Apfelbäume mit roten Äpfelchen.
27. Könnt ihr nicht noch einen Augenblick auf uns warten? Dann gehen wir mit euch.
28. Ihr dürft nicht solche Kindereien treiben.
29. Unsere Berge sind nicht so sehr hoch, die euren sind viel höher.
30. Wie viel Pfund Wurst und wie viel Brot wollt ihr haben?
31. Ich verstehe euch nicht, ihr müsst ein bisschen lauter sprechen.
32. Habt ihr kein Stückchen weiße Seife auf meinem Tisch gefunden?
33. Sein Bruder will sich zwei schöne neue Häuser in eurem Garten bauen.
34. Das Wort kam ihm von Herzen.
35. Das war recht von ihnen!
36. Was sitzen da für Vögelchen oben auf dem Mäuerchen?
37. Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Schäfchen vor das Dorf gebracht, die wollten sie verkaufen.
38. Die Leute sind heute alle draußen auf dem Felde und mähen.
39. Geh nur, der braune Hund tut dir nichts.
40. Ich bin mit den Leuten da hinten über die Wiese ins Korn gefahren.
41. Wartet nur, die Kerle werden euch übers Ohr hauen.
42. Fernsehen ist eine gute Sache, hat meine liebe Oma immer gesagt.
43. Die Blumen blühen schon längst, und trotzdem fing es gestern wieder an zu schneien.
44. Zu Mittag setzte sich der Lehrling gern auf den Stuhl bei der Tür und aß sein Brot mit Blutwurst.
45. Das Krähen von eurem Hahn stört die müden Frauen sehr.

REGIONALSPRACHE UND REGIONALE KULTUR
MECKLENBURG-VORPOMMERN IM OSTNIEDERDEUTSCHEN KONTEXT

Herausgegeben von Birte Arendt, Andreas Bieberstedt,
Klaas-Hinrich Ehlers, Christoph Schmitt

Band 1 Birte Arendt / Andreas Bieberstedt / Klaas-Hinrich Ehlers (Hrsg.): Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte. 2017.

Band 2 Matthias Vollmer (Hrsg.): Das pommersche Wörterbuch von Georg Gotthilf Jacob Homann (1774–1851). 2018.

Band 3 Klaas-Hinrich Ehlers: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen. Teil 1: Sprachsystemgeschichte. 2018.

www.peterlang.com